













# Allgemeine Missions - Zeitschrift.

---

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

---

In Verbindung mit

D. Th. Christlieb,  
Professor d. Theol. zu Bonn,

und

D. R. Grundemann,  
Pastor zu Mörz,

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck,  
Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.

Matth. 24, 14.

Sechzehnter Band.



Gütersloh, 1889.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

v.16  
/889



## Zur Lage in Ostafrika<sup>1)</sup>.

Statt eines Neujahrsworts.

Vom Herausgeber.

Als Ende 1885 auf der Bremer Missionskonferenz mit großem Ernst auch auf die Gefahren hingewiesen wurde, welche der evangelischen Mission aus der neuen Kolonialära erwachsen würden,<sup>2)</sup> da war man nicht bloß in enthusiastischen kolonialen, sondern auch in sanguinischen christlichen Kreisen voll Vorwurfs über solches Urteil; und obgleich die Männer, welche es abgegeben, auf diesem Gebiete zu den sachverständigsten in Deutschland gehörten, so warf man ihnen doch vor, daß sie weder ihre Zeit verstünden, noch Patriotismus besäßen. Es sind seit jener denkwürdigen Bremer Konferenz erst 3 Jahre vergangen, aber 3 inhaltsreiche Lehrjahre, innerhalb deren nicht nur manche koloniale Großsprecherei zu schanden geworden und manche schmerzliche Ernüchterung eingetreten ist, sondern auch die Erkenntnis sich ziemlich allgemein Bahn gebrochen hat, daß die moderne Kolonialpolitik keineswegs das geträumte goldne Zeitalter für die Mission herbeigeführt habe.

Es hat immer seine verhängnisvollen Schattenseiten, wenn die Werke Gottes in die Händel dieser Welt verflochten werden. Es muß ja zuletzt dem Reiche Gottes alles dienen, und gewiß hat auch die moderne Kolonialpolitik trotz all ihrer Irrungen eine missionswegbahnerische Bedeutung; aber zunächst muß die willens oder unwillens in sie verflochtene Mission einen Passionsweg gehen.

Nirgends tritt uns das gegenwärtig überzeugender vor Augen als in Ostafrika. Die dunkeln Wolken, welche augenblicklich über diesem Missionsgebiete hängen und die nicht bloß die bereits bestehenden ostafrikanischen Missionen aufs äußerste bedrohen, sondern für die nächste, ja vielleicht für eine längere Zukunft die christliche Mission überhaupt bei den dortigen Eingebornen in übeln Ruf setzen werden, diese dunkeln Wolken

---

<sup>1)</sup> Der nachfolgende Artikel war geschrieben, ehe die Nachrichten von der angeblichen Auslieferung Emin Paschas an die Truppen des Mahdi und — von der angeblichen Ankunft Stanleys bei Emin eintrafen. Sind diese Nachrichten wahr? Oder sind sie beide ganz oder theilweis falsch? Oder ist, wie wir wünschen, die erste falsch und die zweite wahr? — wer will das augenblicklich mit Sicherheit entscheiden? Jedenfalls bringen sie die geplanten Unternehmungen aufs neue ins Schwanken.

<sup>2)</sup> Allg. Miss.-Ztschr. 1886, 39 ff.

sind doch nur die Folge der modernen afrikanischen Kolonialpolitik und alles dessen, was sie direkt und indirekt in ihrem Gefolge gehabt hat.

Wir lassen die Frage auf sich beruhen, wie weit das keineswegs bloß von englischen Zeugen behauptete<sup>1)</sup> brutale Verhalten der Beamten der deutschen ostafrikanischen Gesellschaft gegen die Eingebornen

<sup>1)</sup> Die englischen Zeugen sind, wie es scheint, wesentlich die Missionare der Universities Mission, besonders der Bischof Smythies selbst und der Archidiakon Farler. Diese Männer a priori für falsche Zeugen zu erklären, ist jedenfalls keine Widerlegung ihrer Anklagen. Daß sie recht hatten zu schreiben: „Durch ihren Mangel an Takt und Erfahrung in der Behandlung der eingebornen Stämme und durch die Behandlung der Flagge des Sultans wie seiner Beamten“ (Central-Africa 1888, 150) hätten die Beamten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft zum großen Teil die Aufregung des Volkes veranlaßt, das bestätigt ja jetzt ausdrücklich das amtliche Weißbuch (S. 12). So ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß diese Männer auch in ihren übrigen Mitteilungen (vergl. Salver Miss.-Bl. 1888, 94) recht haben könnten. Aber wir brauchen diese englischen Zeugnisse gar nicht; es giebt — und zwar kolonialfreundliche — deutsche, die dasselbe sagen (Allgemeine Zeitung 1888, Beilage 300). Sogar das offizielle Organ der deutsch-ostafrikanischen (Berliner) Missionsgesellschaft, die „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission“ schreibt (S. 147): „immer lauter erheben sich die Stimmen, welche ein gut Teil Schuld unsern eignen Landsleuten zuschieben, die durch ihr unvorsichtiges und zum Teil rohes Benehmen die Eingebornen bis zum äußersten gebracht haben. Ich glaube nicht, daß es recht wäre, diese Anklagen ohne weiteres abzuweisen, weil sie ein schlechtes Licht auf uns Deutsche werfen; — leider steht zu befürchten, daß sie sich nur zu sehr begründen lassen möchten.“ Zum Beweise hierfür wird dann aus einer der letzten Nummern des amtlichen Organs der deutschen Kolonialgesellschaft der Deutschen Kol.-Ztg. (1888, Nr. 42 S. 337) folgender Auszug aus dem Briefe eines deutschen Kolonialbeamten, H. Hessel, der mittlerweile sich selbst getötet hat, mitgeteilt:

„In der Nähe von Tarabando konnten wir ein Lager beziehen. Es ist ein „reiches Dorf, das aber von erbärmlichen Menschen bewohnt ist. Was wir „an Nahrungsmitteln kauften, mußten wir doppelt so hoch bezahlen, als an „andern Plätzen. Einen Kerl, der es zu toll trieb, lockte ich ins Zelt, „ließ ihn dort binden und knebeln, daß er nicht schreien konnte, „und schlug ihn windelweich: dann warf ich ihn zur Abkühlung „ins Wasser. Er schüttelte sich und lief davon. Aber es hatte geholfen. „Die Weiber gingen sofort mit ihren Preisen herunter.“

Nun kommt aber noch ein sehr charakteristisches Nachspiel. Der Mut, welchen Dr. Büttner, der Inspektor der deutsch-ostafrik. Missions-Gesellschaft, in seiner furchtlosen Kritik bewies, erregte bei der deutsch-ostafrik. (Kolonial-)Gesellschaft großes Mißfallen. Denn bald darauf meldeten Kreuz-Ztg. und Reichsbote, daß „ein Vorstandsmitglied der letzteren bei dem Vorstand der ersteren einen Antrag auf Überwachung der „Nachrichten“ durch eine Preßkommission gestellt habe“. Es knüpfte sich an diese Meldung dann noch eine — von einem künftigen Missionar dieser Gesellschaft geschriebene!! — „Berichtigung“, die nichts berichtigte, wohl aber



eine Mitschuld trägt an der Entstehung des traurigen Aufstandes; die eingeschlagene Politik selbst ist Erklärung genug.

Schon die außerordentliche Hast, mit welcher man vorging, war sehr unweise. Dieser Vorwurf trifft allerdings die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft nicht allein; er charakterisiert die gesamte heutige afrikanische Kolonialpolitik, die als ein Sturmweittrennen der europäischen Nationen

einen betäubenden Blick in die gespaltene Leitung der genannten Missionsgesellschaft eröffnete, während man von ihrem „Direktorium“ doch ein mannhaftes Eintreten für ihren Inspektor hätte erwarten sollen. Was beweist nun dieser „Überwachungsantrag“? Doch offenbar, daß die deutsch-ostafrik. Kolonialgesellschaft durch eine Pressensur ihr unliebsame Zeugnisse und Urteile unterdrücken wollte. Eine Methode, die jedenfalls nicht geeignet ist, die gegen sie und ihre Beamten erhobenen Anklagen zu entkräften.

Es würde nicht schwer sein, aus den amtlichen Schriftstücken der deutsch-ostafrik. Gesellschaft noch eine Reihe ähnlicher Zeugnisse betreffs ihres Verhaltens gegen bzw. ihres Urteils über die Eingebornen zusammenzustellen. Man hielt bis in die neuere Zeit mit dergleichen Mitteilungen ganz und gar nicht hinter dem Berge. Die Gesellschaft rechnete es sich selbst vielmehr ausdrücklich zum Ruhme: ein „rücksichtsloses Handeln“ zu eigen zu haben („Deutsch-Ostafrika. Geschichte der Gesellschaft etc. nach den amtlichen Quellen. 1886. S. 3. 6. 13. 70. 82 u. f. w.) und von jedem „Humanitätsschwindel“ frei zu sein. „Bagabunden“ und „Strolche“, so wurden die Eingebornen häufig genug tituliert und von dem nötigen „Zwange“ ist wahrlich nicht spärlich geredet worden. Dabei war man, alle Mahnungen sachverständiger Männer nicht bloß in den Wind schlagend, sondern oft genug mit Brutalitäten beantwortend, seiner Sache sehr sicher, so sicher, daß man 1886 die Prahlerei wagte:

„Wir verwahren uns mit aller Entschiedenheit dagegen, daß man uns irgend „ein andres System, sei es das holländische, spanische, italienische, französische, „oder wohl gar das englische als Vorbild empfehle, denn wir wissen, daß „wir durch die dem deutschen Geiste eigne tiefere Behandlung socialer Probleme auch die Frage der Eingebornenerziehung weit besser als alle diese „kolonisierenden Nationen lösen werden.“

Diese fast unglaubliche Großsprecherei ist gesperrt gedruckt in dem amtlichen Organ der deutsch-ostafrik. Gesellschaft, der damaligen „Kol. Polit. Korresp.“ (1886, Nr. 47, S. 338). Man bedarf in der That zur Kritik des Auftretens dieser Gesellschaft keiner fremden Zeugnisse; eine Zusammenstellung der authentischen Zeugnisse aus den eignen amtlichen Schriftstücken derselben, von der Veröffentlichung der ersten famosen Verträge an, ist ihre „schneidigste“ Kritik.

Es macht ja jede Gesellschaft dieser Art Fehler; aber sie muß das dann nur auch offen eingestehen, sich der Großsprecherei enthalten und sich bemühen, die Fehler abzustellen. Die deutsch-ostafrik. Gesellschaft nahm es aber schon sehr übel, wenn sie auch nur daran erinnert wurde, daß sie noch jung und unerfahren sei, und man bekommt auch nach den traurigen Erlebnissen der letzten Monate ja selbst nach der Veröffentlichung des Weißbuchs noch nicht den Eindruck, daß sie zu einer wirklichen Selbsterkenntnis gelangt sei.

bezeichnet werden muß, in welchem jede einzelne derselben so schnell und so viel als möglich afrikanischen Besitz sich zu sichern sucht. Es war geradezu ein Fieberzustand, der das alte Europa ergriffen hatte. Aber wie man in Afrika nicht mit Dampf reisen kann, sondern nur langsam vorwärts kommt und sich daher mit viel Geduld wappnen muß, so kann man dort auch nicht im Sturme Kolonien gründen. Das Erwerben scheint zwar schnell zu gehen, aber es scheint nur so. Nachdem England, der Kongostaat und Italien bereits teures Lehrgeld bezahlt, hat jetzt Deutschland die Erfahrung davon gemacht. In kurzer Zeit sollte dort ein Reich erworben worden sein, das angeblich 30 000 deutsche Quadratmeilen umfaßte.<sup>1)</sup> Auf was für ein kleines Gebiet ist auf einmal dieses Reich zusammengeschmolzen! Siegesstolz rühmte man sich, daß diese Erwerbungen ohne einen Flintenschuß geschehen seien, daß die Eingebornen die Deutschen mit offenen Armen aufgenommen und die „Könige“ bezw. „Sultane“ die Souveränität über ihre Länder, ja diese Länder selbst „zur völlig freien Verfügung“ „mit dem alleinigen und ausschließlichen Rechte völliger und uneingeschränkter privatrechtlicher Ausnutzung“ der qu. Gesellschaft abgetreten hätten.<sup>2)</sup> Und nun befindet sich ganz Ostafrika im Aufstand gegen die „vertragsmäßigen“ deutschen Herren, es ist bereits viel Blut geflossen und wird, wie es scheint, noch mehr fließen. In stolzer Sicherheit wurde schon ein Netz von Eisenbahnen bis zu den großen Seen hin projektiert, und nun hat man alle Hände voll zu thun, wenn man sich nur an der Küste halten will. Die Hast, mit welcher die afrikanische Politik ihre Erwerbungen macht, taxiert eben Land und Leute voreilig, indem sie mit beiden leicht fertig zu werden wähnt.

1) Kol.-Pol. Korresp. 1886, S. 35. — Damals wurde auch die Erwerbung der Somaliländer in einer Küstenlänge von 225 geogr. Meilen und „25 Tagereisen weit ins Innere hinein“ durch die deutsch-ostafrik. Gesellschaft proklamiert. Als man in nüchternen Kreisen daheim seine Bedenken äußerte betreffs des angeblichen „Großsultans aller Somali“ und der angeblichen Abtretung seines angeblichen Reiches, wurden diese Bedenken in der bekannten imperatorischen Art seitens der deutsch-ostafrik. Gesellschaft behandelt. Jetzt herrscht über die Somali-Erwerbungen tiefes Schweigen und der „Großsultan“ scheint für immer begraben zu sein.

2) J. B. Kol.-Pol. Korresp. 1886, S. 29. Deutsch-Ostafrika S. 57. — Heute dürften viele Leute den Kopf schütteln, wenn sie das lesen; aber damals wurde ein Zweifel an diesen Verträgen und an ihrer rechtlichen Gültigkeit sofort als „Reichsfeindschaft“ gebrandmarkt. Aber: scripta litera manet; in dem genannten Buche (und in der Kol.-Pol. Korresp. besonders 1886) stehen diese Verträge gedruckt; ja es steht dabei, daß alle diejenigen Rechte abgetreten seien, „welche nach dem Begriff des deutschen Staatsrechts den Inbegriff staatlicher Oberhoheit ausmachen“, als ob die afrikanischen Häuptlinge (von allem andern abgesehen) das deutsche Staatsrecht studiert hätten!



Lassen wir das Land und sein Klima jetzt beiseite. Auch der Afrikaner ist ein Gegenstand, der studiert sein will, und um ihn recht zu behandeln und gar um ihn dauernd zum Freunde zu gewinnen, dazu gehört neben manchem andern — Zeit. Es ist eine grobe Täuschung, zu meinen, daß er sich leicht übertölpeln läßt und vielleicht eine noch gröbere, daß man durch Gewalt geschwind mit ihm fertig zu werden denkt. Schwerlich wird es heut bei einem der „Könige“ bezw. „Sultane“ im Innern irgend einen Eindruck machen, wenn die deutsch-ostafrik. Gesellschaft, sich auf das „Recht“ der „Verträge“ berufend, das Land derselben in Besitz nehmen wollte. Was soll nun geschehen? Will man etwa dieses „Recht der Verträge“ mit Waffengewalt geltend machen und Kriegszüge ins Innere senden? Es herrscht in der deutsch-ostafrik. Gesellschaft eine große Neigung dazu; aber hoffentlich trägt die Kriegspartei den Sieg nicht davon. Männer, welche mit afrikanischer Erfahrung Nüchternheit verbinden, haben seit Jahren vor Krieg, vor dem ersten Schuß gewarnt. Kriege sind in Afrika schnell entzündet, aber sehr schwer zu beenden. Eine Geltendmachung der „Verträge“ durch Waffengewalt bedeutet den dauernden Kriegszustand in Deutsch-Ostafrika, und das wäre nicht bloß eine sehr blutige, sondern auch eine sehr gefährliche und — teure Kolonialpolitik. Mit Waffengewalt läßt sich auf die Dauer kaum die Küste halten, an der man doch mit den Kriegsschiffen operieren kann; das Innere Afrikas kann nur auf langsamem Wege und durch Gewinnung des Vertrauens der Eingebornen dauernd gewonnen werden. Es wird also nichts übrig bleiben, als auf das „Recht der Verträge“ den Eingebornen gegenüber zu verzichten,<sup>1)</sup> und wenn man erst an der Küste wieder im Sattel sitzt, langsam kleine Posten ins Innere vorzuschieben.

Die laut Urteil des Reichskanzlers (Weißbuch Nr. 41, S. 12)<sup>2)</sup> nicht einmal nach dem Buchstaben des Vertrags begründeten, durch die Flaggenhissung geltend gemachten Souveränitätsansprüche der deutsch-ostafrik.

1) Diese „Verträge“ hatten vielleicht von Anfang an nur den Sinn, die Basis zu schaffen für die später zustande gekommene Teilung der deutschen und englischen „Interessensphären“ in Ostafrika.

2) Die betreffende Stelle lautet: „Das Hissen der Gesellschaftsflagge in den Küstenländern war weder geboten noch ratsam. Nach Art. 1 des Vertrags soll die Verwaltung des Küstengebiets im Namen und unter der Flagge des Sultans mit Wahrung der Souveränitätsrechte Sr. Hoheit geführt werden. Diesem maßgebenden Grundsatz hat das Auftreten der Gesellschaft in der Frage der Flaggenhissung nicht entsprochen. Noch bedenklicher und in seinen Folgen gefährlicher war das Verfahren, welches gleichzeitig mit dem Hissen der neuen Flagge in Bagamono gegen die dort wehende Sultansflagge beobachtet wurde.“

Gesellschaft auf die Küstenstrecke haben bekanntlich den Ausgangspunkt für die allgemeine Erhebung der Eingebornen gebildet. Man würde im Innern ganz die gleiche Erfahrung machen, sobald man auf Grund der wunderlichen Verträge Souveränitätsrechte auszuüben begönne. Diese Souveränitätsjagd ist der weitere kolonialpolitische Fehler der deutsch-ostafrik. Gesellschaft. Lange Zeit hat man alles darauf angelegt, den Sultan von Sansibar seiner Autorität zu entkleiden, statt dieselbe „für die Zwecke der deutschen Verwaltung nutzbar zu machen“ (a. a. O. S. 12), wie es die Engländer in ihrer kolonialpolitischen Weisheit, die von der deutsch-ostafrik. Gesellschaft so viel verspottet worden ist, stets für sich gethan haben, und nun muß man in den sauren Apfel beißen: alles aufzubieten, um diese Autorität wieder herzustellen, da man „ohne sie weder über das mächtige arabische Element einen Einfluß besitzt noch über die ins Innere des Landes reichenden Machtmittel des Sultans verfügt“ (a. a. O.).<sup>1)</sup> Daß dadurch das Ansehen der deutsch-ostafrik. Gesellschaft gerade nicht gesteigert wird, liegt auf der Hand.

Von sämtlichen Stationen der deutsch-ostafrik. Gesellschaft ist, wie es scheint, heute nur Dar es Salem und Bagamoyo noch besetzt<sup>2)</sup> und auch diese nur infolge der Anwesenheit eines deutschen Kriegsschiffs. Die Lage ist jetzt eine äußerst kritische. Deutschland befindet sich in einem schlimmen Dilemma: nicht bloß das Ansehen der deutsch-ostafrik. Gesellschaft, sondern sein eignes ist in Ostafrika schwer geschädigt und die Wiederherstellung desselben durch kriegerische Unternehmungen aus mehr als einem Grunde bedenklich, für die Dauer vielleicht auch unausführlich. In den Kreisen der deutsch-ostafrik. Gesellschaft herrscht eine nicht geringe Verstimmung darüber, daß die deutsche Reichsregierung bis heute nicht mit voller kriegerischer Machtentfaltung eingegriffen und Rache geübt hat; ja wir erleben das eigentümliche Schauspiel, daß die Wortführer dieser Gesellschaft, welche früher jede an derselben geübte Kritik als Reichsfeindschaft niederzulegen, jetzt die Reichsregierung selbst in Anklagezustand versetzen, indem sie ihr eine „schwächliche Politik“ vorwerfen (Reichsbote 1888 Nr. 279 und Sitzung des Centralvereins für Handelsgeogr. v. 30. Nov. pr.). Statt sich aber in eine

<sup>1)</sup> „Nach übereinstimmender Ansicht der Kaiserl. und der Königl. großbritannischen Regierung wird es in erster Linie darauf ankommen, gegenüber der aufständischen Bewegung auf dem Festlande die Autorität des Sultans von Sansibar wieder herzustellen und aufrecht zu erhalten“ (a. a. O. S. 40).

<sup>2)</sup> Nach einigen Zeitungsna.richten soll auch Bagamoyo geräumt sein.

kriegerische Abenteuerpolitik auf dem Festlande einzulassen,<sup>1)</sup> hat die deutsche Reichsregierung im Verein vornehmlich mit England<sup>2)</sup> ihre Energie darauf konzentriert, die afrikanische Ostküste in einen ernstlichen Blockadezustand zu versetzen, um sowohl die Ausfuhr von Sklaven wie die Einfuhr von Waffen und Munition zu verhindern und so die Macht des arabischen Elementes zu brechen.<sup>3)</sup>

Dieses im Bunde mit andern europäischen Nationen organisierte Vorgehen der deutschen Reichsregierung führt uns zur Besprechung eines weiteren Problems, welches die afrikanische Frage kompliziert: des Sklavenhandels und seiner Bekämpfung. Nach dem allgemeinen Urtheil sind nämlich, wenn auch nicht die einzigen, so doch die Hauptveranlasser der augenblicklichen antieuropäischen Bewegung in Afrika die arabischen Händler, die sämtlich Sklavenhändler und wohl auch Sklavenjäger sind. Ihre Macht muß also gebrochen werden, wenn in Afrika christliche Kultur gepflanzt werden soll. Über diesen Punkt herrscht keinerlei Meinungsdivergenz; wohl aber darüber, auf welche Weise dies am sichersten geschehe. Schwerlich durch innerafrikanische kriegerische Expeditionen, sie mögen einen Namen haben, welchen sie wollen. Wir werden die ins Auge gefaßten Unternehmungen dieser Art sofort einzeln beleuchten; vorläufig nur eine doppelte Bemerkung: 1. daß bis jetzt alle afrikanischen Gewaltunternehmungen keinen glücklichen Ausgang gehabt; und 2. daß es überraschen muß, in welchen Kreisen diese Gewaltunternehmungen besonders ihre Stütze finden, nämlich bei der deutsch-ostafrik. Gesellschaft und der römischen Kirche. Die erstere hat lange besonders England gegenüber ihren Stolz darein gesetzt, ihre

1) „Daß . . . militärische Expeditionen ins Innere geeignet sein würden, erscheint der Kaiserl. Regierung zweifelhaft. Abgesehen von der Ausdehnung und der Unwegsamkeit des Landes wird der ortskundige Gegner stets die Möglichkeit haben, dem Stoß einer überlegenen Truppe nach Bedürfnis auszuweichen, um nach Gelegenheit von Ort und Zeit den Kampf wieder aufzunehmen. Ständige Garnisonen europäischer Truppen würden sich im Innern, wenn überhaupt, nur mit den schwersten Opfern an Menschenleben und Geld halten lassen“ (Weißbuch S. 40).

2) Auch bei dieser Gelegenheit tritt es wieder zutage, von welchem blindem Haß die deutsch-ostafrik. Gesellschaft gegen England und alles, was englisch heißt, befeelt ist; ganz speziell auch gegen die englischen Missionare, von denen in der Regel fast nur in beleidigenden Ausdrücken geredet wird. Dieser Haß ist, abgesehen von der Ungerechtigkeit, auch eine große Unklugheit, von welcher den Schaden die deutsch-ostafrik. Gesellschaft selbst hat.

3) Nach der in der Reichstagsverhandlung vom 14. Dez. gemachten Andeutung der Regierung scheint auch die Organisation einer Truppe an 4 Hafenorten in Aussicht zu stehen.



Erwerbungen ohne Gewaltanwendung gemacht zu haben, und hat sich von Anfang an nichts weniger als gegensätzlich zur Sklaverei gestellt.<sup>1)</sup> Was hat nun die plötzliche Umstimmung bewirkt? Offenbar das Rachebedürfnis; bezw. die Hoffnung, auf dem Wege der Gewalt das verlorne Prestige und das verlorne Terrain wieder zu gewinnen. Und hier begegnen sich, wie auch noch sonst manchmal,<sup>2)</sup> die Sympathien dieser Gesellschaft mit denen der römischen Kirche. Ohne Zweifel geht es dieser bei dem seitens des Kardinals Lavigerie<sup>3)</sup> in Anregung gebrachten Kreuzzuge zuletzt um ihre Missionen. Nun sollte man doch erwarten, daß bei einem so eminent friedlichen Ziele die römische Kirche einen Abscheu empfinden müßte vor jeder kriegerischen Aktion, die ihre reinen Absichten

<sup>1)</sup> Nur Paul Reichard scheint sich darin gleich geblieben zu sein, wie seine quasi-Apologie der Sklaverei noch in Nr. 47 (1888) der Deutschen Kol.-Ztg. zeigt, ein Artikel, der übrigens auch sehr beherzigenswerte Wahrheiten enthält.

<sup>2)</sup> Vergl. Allg. Miss.-Ztschr. 1887, 241 ff. „Bagamoyo und die deutsch-ostafrik. Gesellschaft.“

<sup>3)</sup> Das amtliche Weißbuch enthält auch (S. 33—36) verschiedene Schriftstücke über den Kardinal und auch eins von ihm. In denselben befinden sich verschiedene überraschende Mitteilungen:

1. daß der Kardinal „eine 30 jährige Thätigkeit im Dienste der Sklavenbefreiung“ geübt habe, was mit den sonst über ihn bekannten Nachrichten nicht ganz stimmt;

2. daß „während dieser Zeit 11 seiner Missionare im Innern Afrikas ermordet wurden und mehr als 50 den Anstrengungen ihrer Thätigkeit erlagen“! Eine genaue Statistik der Lavigerieschen Missionen wäre höchst wünschenswert.

3. „Nach Schätzung des Kardinals verlieren jährlich in ganz Afrika 2 Millionen Menschen, also täglich ca. 5000 infolge des Sklavenhandels das Leben.“ Doch wohl eine zu hohe Schätzung.

4. „Im Herzen von Afrika beträgt die Zahl der an der Spitze der sklaventräuerischen Banden stehenden Araber und mohammedanischen Mischlinge nicht mehr als 2 oder 300.“ Doch wohl eine zu geringe Schätzung.

5. „Eine kleine deutsche Truppe von 500 Mann, falls sie allein manövertiert, oder einige fähige und entschlossene Offiziere, falls ihnen, wie dies in Belgien für die Westküste des Tanganyika geschehen soll (??), unter den Schwarzen ausgehobne Truppen beigegeben werden, sind ausreichend, um einen solchen Beschluß auszuführen.“

Bei aller Anerkennung der Energie des Kardinals wird man doch nicht umhin können, seine französische Lebhaftigkeit und Rhetorik gebührend in Anschlag zu bringen. Charakteristischerweise citiert der Kardinal in seinem Schreiben an den Reichskanzler selbst die von ihm gelesenen auf Livingstones Grabstein stehenden „letzten Worte“ — nicht genau.

Übrigens ist es derselbe Kardinal Lavigerie gewesen, der seinen Missionaren befahl, sich in Ostafrika gerade da niederzulassen, wo bereits evangelische Missionare arbeiteten, trotz der Abmachung mit Pater Horner in Bagamoyo, dies nicht thun zu wollen (die Quellenbeweise in meiner „Protest. Beleuchtung“, 337). Es ist bekannt, zu welchen traurigen Erlebnissen dies besonders in Uganda geführt hat.

in falsches Licht stellen könnte, zumal sie doch auch wissen muß, daß den Jüngern Jesu verboten ist, ihre Religion wie die Mohammeds mit Hilfe des Schwerts zu verbreiten. Aber die Schwertmission liegt der römischen Kirche im Blute; sie hat kein Vertrauen in die Macht des „Worts“, darum kann sie nicht von ihr lassen, obgleich sie in alter wie in neuer und neuester Zeit hundertmal erfahren hat: „wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen.“

Jedenfalls will die deutsche Reichsregierung mit diesen kriegerischen Festlandsunternehmungen nichts zu schaffen haben und sich zunächst auf die sehr umsichtig organisierte und energisch in Angriff genommene Blockade beschränken. Das ist eine Besonnenheit, über die man sich nur freuen kann. In der That bleibt angesichts der afrikanischen Schwierigkeiten auch zur Zeit nichts andres übrig. Ja, wir möchten selbst vor einer Überschätzung der Blockade warnen. Auch sie wird ihr Ziel weder schnell noch gänzlich erreichen, zumal wenn sie nicht auch über das rote Meer ausgestreckt wird. Wie lange, unter wie großen Opfern und mit welchem Machtaufgebot hat England an Afrikas West- und Ostküste die Wacht zur See gehalten und die gänzliche Unterdrückung des schändlichen Sklavenhandels ist ihm bis heute nicht gelungen. „Die Araber,“ heißt es in einem bekannten Liede, „sind Füchse von Haus“ und derjenige befindet sich in einem naiven Optimismus, welcher wähnt, sie würden keine neuen Wege finden, um ihre schwarze Ware abzusetzen, die übrigens zu einem großen Teile auch gar nicht aus Afrika ausgeführt wird. Auch ist es wenig wahrscheinlich, daß das Verbot der Waffen- und Munitionseinfuhr ihnen die Angriffsmittel entziehen wird. Sie werden sich diese sicherlich auf anderm Wege verschaffen. Wohl aber werden durch dieses Verbot den von ihnen bedrängten innerafrikanischen Stämmen die Verteidigungsmittel entzogen werden. Dazu kann doch auch die Blockade nicht ewig dauern! Und endlich steht es sehr dahin, ob man im Innern Afrikas ein Verständnis hat für die Befreiungsthat, welche doch die Blockade thun will. Ich bin geneigt, hier P. Reichard, mit dem ich sonst sehr differiere, in der Hauptsache recht zu geben, wenn er schreibt:<sup>1)</sup>

„Vor allem ist zu beachten, daß die Sklaverei in Afrika nicht nur bei Arabern eingeführt ist, sondern noch weit verbreiteter unter den Eingebornen selbst, und letzter Punkt wird immer wieder außer acht gelassen. Hier haben Araber und Eingeborne ein gemeinsames Interesse, hier versteht der Neger den Araber und mißverstehet die Bestrebungen des eingreifenden Europäers oder

<sup>1)</sup> Deutsche Kol.-Ztg. 1888, S. 377. — Auch auf den im Beiblatt dieser Nummer mitgetheilten Brief des Missionsarztes Dr. Bruen sei hingewiesen.

vielmehr er versteht ihn gar nicht. Er hält die human idealen Bestrebungen für Habsucht, indem er in dem sklavenerfreienden Weißen gerade den schlimmsten Sklavenjäger sieht, der dem Araber die mühsam erworbenen Sklaven als gute Priße abjagt. Der Araber beutet diese falsche Auffassung aus, um den Eingebornen gegen den Europäer aufzureizen, der hier das Gute will und doch nur Böses schafft.“

Jedenfalls paßt, was Reichard sagt, bei den meisten afrikanischen Häuptlingen und besonders bei mächtigen Herrschern wie Mtesa und Muanga von Uganda. Was folgt daraus? Das, was wir immer gesagt haben: daß der Sklavenhandel erst mit der Sklaverei fällt und die Sklaverei erst fällt, wenn der Einfluß der christlichen Mission in Afrika ein durchgreifender geworden ist.<sup>1)</sup>

Es giebt Zeiten, wo große und edle Ziele auf viel Widerspruch stoßen und nur langsam und unter Kampf größere Kreise gewinnen; und es giebt Zeiten, wo eine allgemeine Begeisterung für sie herrscht und diese Begeisterung fast eine Modesache ist. Zu solchen Zeiten geht es wie ein Raufsch durch die Welt und man ist gegen jeden nüchternen Einspruch

---

<sup>1)</sup> Leider erst bei der Korrektur geht mir der im Centralverein für Handelsgeogr. gehaltene treffliche Vortrag Dr. Büttners „über den afrikanischen Sklavenhandel und die Versuche, ihn zu unterdrücken“ (Export 1888, Nr. 50) zu. Es ist wohlthuernd, unter so vielen Rhetoren, welche heute über dieses tiefe Problem ihre Weisheit zu Markte tragen, einer Stimme zu begegnen, welche ebenso im Detail sachkundig wie nüchtern sich äußert und ich wünschte wohl, daß dieser Vortrag eine weitere Verbreitung fände. — Auch Büttner erklärt sich mit der größten Entschiedenheit gegen kriegerische Aktionen im Innern und erinnert mit Recht an den traurigen Ausgang der ersten Universitäten-Mission (vergl. Allg. Miss.-Ztschr. 1882, 164 ff.). Desgleichen sieht er auch in der Blockade kein genügendes Unterdrückungsmittel, da dieselbe, selbst wenn sie die Sklavenausfuhr zur See wirklich sistierte, was nicht geschehen wird, doch den Sklavenhandel im Innern nicht tödlich zu treffen vermag. Die meisten Bedenken hat er gegen das Verbot der Waffen- und Munitionseinfuhr, weil sie die Eingebornen wehrlos mache. Es mag sein, daß er auf Grund seiner westafrikanischen Erfahrungen in der Empfehlung einer Bewaffnung der Eingebornen mit Schießwaffen zu weit geht; aber der Grundgedanke seines Vorschlags ist richtig: „es ist unmöglich, den Sklavenhandel und die Sklaverei in Innerafrika auszurotten, wenn nicht die Landeseingebornen, die Schwarzen selbst Hand dabei anlegen. Nur wenn diese selbst für ihre Freiheit eintreten, nur wenn diese selbst sich entschließen, die Freiheit ihrer Nachbarn nicht anzutasten, dann erst wird etwas Dauerndes erreicht werden.“ Das kann aber erst geschehen, wenn in dem Afrikaner ein „Selbstgefühl“ erwacht ist. Dieses zu erwecken, muß jede Behandlung vermieden werden, welche „Bitterkeit und Sklavensinn“ erzeugt und in kluger Weise die afrikanischen Herrscher unterstützt werden. Die Hauptsache aber ist, daß ein moralischer Faktor dazu kommt, der von innen heraus eine Veränderung bewirkt und dieser moralische Faktor kann nur das durch die Mission gepflanzte Christentum sein.

sehr empfindlich. In der Regel ist aber viel bloßes Strohfeuer in den Rausch-Bewegungen. Vor einigen Jahren war es der Kolonialrausch, heute ist es ein Antislavereirausch. Wie man zur Zeit des Kolonialrausches in Gefahr geriet, des Mangels an Patriotismus beschuldigt zu werden, wenn man auch nur einige Tropfen besonnener Kritik in die lauter goldne Berge schauende optimistische Begeisterung goß, so muß man heute fast fürchten, für einen Verteidiger der Sklaverei gehalten zu werden, wenn man bezüglich der Beseitigung dieses großen Übels Geduld predigt und vor Gewaltunternehmungen warnt.

Man mußte einigermaßen überrascht sein, als sich auf einmal die römische Kirche an die Spitze dieser Antislavereibewegung stellte. Jahrhundertlang hätte diese Kirche reichlich Gelegenheit gehabt für die Sklavenbefreiung einzutreten; aber sie hat es nicht nur nicht gethan, sondern hat die Sklaverei legalisiert.<sup>1)</sup> Auch als das protestantische England endlich unter großen Opfern den Kampf wider sie aufnahm, hat es bei der römischen Kirche keine Unterstützung gefunden. Kein „edler“ Kardinal oder Papst hat je Vereine in der katholischen Welt gegründet, um z. B. auf den katholischen spanischen oder in den katholischen portugiesischen Kolonien und Brasilien die Sklaverei abzuschaffen. Die weitherzigen „letzten“ Worte des großen Livingstone sind uns gänzlich aus der Seele gesprochen: „Möge des Himmels reicher Segen kommen auf jeden, sei er Amerikaner, Engländer oder Türke, welcher helfen will, diese offene Wunde der Welt zu heilen.“ So wollen wir uns von Herzen auch der römisch-katholischen Antislavereibewegung freuen, obgleich sie etwas spät kommt; aber erstens kann man sich des Verdachts nicht erwehren, daß sie nicht frei von Hintergedanken ist und zweitens kann man der Kreuzzugs-idee nicht zustimmen, mit der sie verwoben ist.

Was die Hintergedanken betrifft, so handelt es sich ohne allen Zweifel nicht bloß um eine mächtige Förderung römischer Missionen, sondern um eine neue großartige Inszenierung ad maiorem gloriam der römischen Kirche und des Papsttums, wie deutlich daraus hervorgeht, daß unter dem Vorsitz des päpstlichen Gesandten ein europäischer Antislaverei-Kongreß geplant ist. Die Kirche des Syllabus benutzt im Zeitalter der Humanität eine allgemeine humanitäre Begeisterung, um sich einen Namen zu machen und sich eine Macht zu erobern, abgesehen davon, daß es auch dem deutschen Centrum nach der Beilegung des Kulturkampfes sehr gelegen kommt, ein

<sup>1)</sup> Siehe die Quellenachweise bei Buchmann, „die unfreie und die freie Kirche“ (Breslau 1873) S. 40—92. „Aug. M.-Z.“ 1888, 412—417 und „Kirchl. Korresp.“ 1888, Nr. 51.



neues Agitationsmittel zu erhalten. Es ist unbegreiflich, wie gehalten die Augen so vieler unsrer protestantischen Glaubensgenossen sind, daß sie sich so bereitwillig vor einen allerdings durch seine Neuheit überraschenden Triumphwagen der römischen Kirche spannen. Sonst geht man in dieser Kirche darauf aus, jedes Band der Gemeinschaft zwischen ihr und uns zu zerreißen, als ob wir Aussätzige wären. „Schwesterkirche? die eine heil. katholische und apostolische Kirche hat keine Schwester“ heißt es in einer der berühmten Bonifaciusbrochüren (1887 Nr. 12). „Daß der Riß zwischen Katholizismus und Protestantismus immer größer wird, ist ein wahres Glück.“ (ebd.). Wenn man aber die Protestanten zu etwas brauchen kann, dann umschmeichelt man die „lieben Mitbürger“ und prahlt öffentlich, daß „sich Männer beider Bekenntnisse brüderlich die Hand gereicht.“ Nachdem man gesehen, wie schweigend die protestantischen Völker der Wiederersterhebung des päpstlichen Schiedsrichteramtes zugeschaut, geht Rom einen Schritt weiter und proponiert unter seinem Vorsitz einen europäischen Kongreß, der die Realisierung der Losung: „der Papst regiert die Welt“ wieder einen Schritt weiter brächte. Wann wird doch endlich das protestantische Ehrgefühl erwachen und diesseit wie jenseit des Kanals und Ozeans diesen Ansprüchen halt gebieten! Wozu der vorgeschlagene Kongreß? Wozu überhaupt dieses Netz katholischer Antislaverei-Bereine, wenn man wirklich nichts weiter will, als den Kampf gegen den Sklavenhandel? Diesen Kampf haben, wie es das wiederholt erwähnte Weißbuch zeigt, im Verein mit der deutschen Reichsregierung die europäischen Mächte bereits energisch aufgenommen. Es ist gar nicht einzusehen, wozu man dazu den Papst braucht. Will der Papst aber durchaus dabei sein, so kümmerge er sich nur darum, daß die katholischen Mächte, hier speziell Portugal und Frankreich, unter dessen Flagge die Sklaventräuer segeln, ihre Schuldigkeit thun, die evangelischen werden das jetzt ebenso ohne ihn thun, wie es England längst ohne ihn gethan hat.<sup>1)</sup>

Über den „Kreuzzug“ haben wir uns bereits früher geäußert.<sup>2)</sup> Angenommen: er wäre das rechte Mittel zur Beseitigung des Sklavenhandels, so würde es die Aufgabe der weltlichen Macht sein, die „das

<sup>1)</sup> Zu der widerwärtigen Renommisterei, mit welcher die Antislavereibewegung in der römischen Kirche auftritt, gesellt sich auch die Lüge, mit der behauptet wird, daß „dem Kardinal Lavignerie das unbestrittene große Verdienst gebühre, zuerst auf den unmenschlichen Sklavenhandel im Innern Afrikas aufmerksam gemacht und mit edler Begeisterung im Namen der Civilisation und des Christentums zur Unterdrückung der Sklaverei aufgefordert zu haben“ (Köln-Bergheimer Ztg. 1888, Nr. 103).

<sup>2)</sup> Allg. Miss.-Ztschr. 1888, 497 ff.

Schwert führt“, ihn zu unternehmen; die „Kirche“ soll nie und nimmer das Schwert führen. Der afrikanische Kreuzzug unter katholisch-kirchlicher Führung wird zum Religionskrieg und die römische Mission unter seinem Banner zu einer Entehrung des Christentums. Was will der „edle“ Kardinal, der den Mohammedanismus so energisch angegriffen hat, was will er sagen, wenn der Mohammedanismus ihn beschuldigt: du treibst Schwertmission? In dem seitens der deutschen Reichsregierung an den Kongostaat behufs des Beitritts zu der europäischen Koalition wider die afrikanischen Sklavenhändler gerichteten amtlichen Schriftstück (Weißbuch 52. 53) wird ausdrücklich darum gebeten, daß „der Thätigkeit der arabischen Sendboten, welche den sog. heil. Krieg predigen, im Kongogebiete entgegengetreten würde“, und der Generalverwalter des genannten Staats verspricht „besondere Maßnahmen, welche darauf abzielen, jede feindliche Kundgebung gegen das Vorgehen oder den Einfluß der Europäer und insbesondere das Predigen eines Kreuzzuges gegen die Weißen zu verhindern“ (ebd. 54). Man darf wohl die Anfrage an die Mächte, welche diese Schriftstücke miteinander gewechselt haben, richten: ist es gerecht und ist es christlicher Regierungen würdig, einem katholischen Kardinal zu erlauben, daß er denselben „Kreuzzug“ predigt, um denselben „heiligen Krieg“ nach Afrika zu tragen, gegen welchen doch, wenn ihn die mohammedanischen Missionare predigen, „besondere Maßnahmen ergriffen werden“ sollen? Dennoch wird die „heilige Region“, die den Kreuzzug führen soll, gesammelt und kein „heiliger“ Vater wehrt dieser dem Evangelio Christi ins Angesicht schlagenden, sehr unheiligen Unternehmung und keine Stimme erhebt sich gegen sie in der römischen Kirche! Ist wirklich kein Johannes mehr in dieser „Wüste“? Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß die römische Kirche durch und durch auch heute eine weltliche Macht ist und auf weltliche Gewaltmittel sich stützt, so liefert dieser moderne, von einem Kardinal inscenirte, vom Papst legitimierte und vom katholischen Volke bejubelte Kreuzzug diesen Beweis. Am Ende des 19. Jahrhunderts eine mittelalterliche Schwertmission, eine „heilige Region“ von Würdenträgern der katholischen Kirche in den „heiligen“ Krieg geführt — ist es nicht zum Weinen? 1900 Jahre ist das Christentum in der Welt und — „die Finsternis hat das Licht noch nicht begriffen.“

Aber wir verwerfen den Kreuzzug nicht bloß unter römisch-katholischer, sondern auch unter der Führung irgend einer europäischen Weltmacht, — weil er das Übel, das er beseitigen will, nur verschlimmern wird. Schon die Bodenbeschaffenheit, Ernährungsschwierigkeit, die Un-

wegsamkeit, die ungeheuren Entfernungen, die klimatischen Verhältnisse machen kriegerische Operationen seitens einer europäischen Macht im Innern Afrikas zu sehr gewagten Unternehmungen, der ungeheuren Aufregung ganz zu geschweigen, in welche die gesamte afrikanische Bevölkerung durch solche Kriegszüge versetzt werden wird. Man würde ohne Zweifel den Afrikanern manche Niederlage bereiten, aber die Überlegenheit der europäischen Disziplin und Waffen würde auf die Dauer weder gegen die natürlichen Schwierigkeiten noch gegen die Völkermassen Afrikas den Sieg davontragen.<sup>1)</sup>

Nun noch ein Wort über die Emin Bei-Expeditionen. Daß diese Expeditionen nur in sehr beschränktem Maße aus rein humanitären Beweggründen ins Werk gesetzt werden, ist ein offenes Geheimnis. Die Thatfache, daß England und Deutschland in diesen Expeditionen rivali-

---

1) Selbst der „Schwäbische Merkur“ (v. 7. Dez.), der in einem „das Centrum und die Sklaverei“ überschriebenen, sehr katholikenfreundlichen und einer bewaffneten deutschen Reichsmacht in Ostafrika das Wort redenden, ziemlich sanguinischen Artikel, den Kreuzzug des Kardinals lobt, muß zugestehen, daß auf die Dauer damit das Ziel doch nicht erreicht werde. Er schreibt: „Kardinal Lavignerie schlägt einen Kreuzzug nach dem Innern vor, um die Sklavenjäger in ihren eignen Jagdgründen aufzufuchen. Wird dieser Plan einheitlich durchgeführt derart, daß vielleicht eine deutsche Expedition von Kiloa, eine portugiesische von Mozambique und eine englische den Zambesi und Schire herauf gegen den Nyassasee vorstoßen würde, werden vor allem diese Expeditionen von Staatswegen und mit den nötigen Kräften unternommen und vielleicht von Sansibar aus einheitlich geleitet, (als ob das alles wie kommandiert ginge!), so ist wohl mit Grund anzunehmen, daß die dortigen Bezirke von den arabischen Sklavenjägern halb gesäubert wären. Was wäre aber damit erreicht? Sicherlich würden die Araber bei ihrer Kenntnis des Landes Gelegenheit nehmen und finden, überlegenen gegnerischen Stößen auszuweichen, um in andern Gegenden ihr Unwesen von neuem zu treiben. Ob es möglich ist, ihnen mit europäisch organisierten Unternehmungen überallhin zu folgen, ist zum mindesten zweifelhaft, darum kann in derartigen Maßnahmen nicht der Hauptstoß gegen den Sklavenhandel und die Sklavenjagden liegen. Mit solchen Unternehmungen können bloß Vorhutgefechte geliefert werden, die dem Gegner allmählich wohl Boden entziehen, ihn aber niemals unschädlich machen.“

Derselbe vermutlich aus den Kreisen der deutsch-ostafrik. Gesellschaft stammende Artikel hält es für angemessen, die englischen Missionen auf Kosten der französisch-katholischen in folgender Weise zu verleunden: „Wird der englische Missionszögling nach seiner Entlassung aus der Mission gewöhnlich ein abgefemter Spitzbube, mit dem der Europäer nichts zu schaffen haben will, so gehen aus der französischen Mission meist gute, brauchbare, arbeitsame Männer hervor.“

Der tendenziöse Angriff widerlegt sich schon durch seine Maßlosigkeit. Im übrigen verweisen wir auf Allg. Miss.-Ztschr. 1886, 297: „Modernste Missionsgeschichtschreibung“ und 1887, 241: „Bagamoyo und die deutsch-ostafrik. Gesellschaft.“



fieren und daß die Führung der deutschen Hauptexpedition in die Hände des Dr. Peters gelegt worden ist, beweist, daß hier ein nationaler, kolonialpolitischer Wettstreit und speziell das Sonderinteresse der deutsch-ostafrik. Gesellschaft im Spiele ist. Gewiß handelt es sich im Ernst auch darum, dem bedrängten Emin Bei Hilfe zu bringen, aber der ausschließliche Zweck ist dieser Dienst nicht, wie wir schon früher angedeutet.<sup>1)</sup> In Afrika wird der Zweck dieser Expeditionen wohl erkannt.

Bei der jetzt herrschenden antieuropäischen Bewegung, die durch ganz Ost- und Centralafrika zu gehen scheint, sind die geplanten Expeditionen selbstverständlich höchst gewagte Unternehmungen und wird ihr Weg vermutlich ein blutiger. Besonders gilt das von den deutschen Expeditionen. Denn die antieuropäische Aufregung trägt gegenwärtig einen spezifisch antideutschen Charakter. Leider ist es eine für uns schmerzliche Tatsache, die aber zu verschleiern unweise Verblendung wäre, daß die kurze Zeit unsrer praktischen Kolonialpolitik in Ostafrika den Deutschen keinen glänzenden Namen bei den Eingebornen gemacht hat. Der gute Name gehört aber zu den Inkommensurabilien nicht bloß für eine gedeihliche Kolonialpolitik, sondern für jede erfolgreiche Operation in Afrika. So hatte England ein ungeheures Prestige durch den guten Namen, welchen seine vielen Missionare und manche menschenfreundliche Beamte, speziell aber der große Livingstone durch seine gentlemanmäßige Behandlung der Eingebornen seinem Vaterlande weithin durch Afrika erworben.<sup>2)</sup> In

<sup>1)</sup> Allg. Miss.-Ztschr. 1888, 499 ff.

<sup>2)</sup> In der deutsch-ostafrik. Gesellschaft war es von Anfang an System, zu behaupten, die Engländer und speziell die englischen Missionare seien bei den Eingebornen verhaßt. Sogar als der englische Missionar Houghton mit seiner Gattin von den wilden Masai 1886 ermordet worden war, lautete die Teilnahme des amtlichen Organs dieser Gesellschaft (damals der Kol.-Pol. Korresp. Nr. 22): „daß die Farbigen auf die englischen Missionare schlecht genug zu sprechen sind, ist allerdings bekannt.“ Dagegen schreibt dasselbe Organ (jetzt die Deutsche Kol.-Ztg. 1888, Nr. 44): „Mit den Missionaren, die nur geduldet in der Mitte der Bevölkerung hindämmerten, werden die Insurgenten sich vielleicht bald wieder in ein freundliches Einvernehmen setzen, mit den englischen natürlich am ersten.“ Das ist ja kein liebenswürdiges Urteil über die Missionare überhaupt; aber unwillens gesteht es doch zu, daß die Missionare und „natürlich am ersten die englischen“ bei den Eingebornen keinen übeln Namen haben und die Beamten der deutsch-ostafrik. Gesellschaft müßten sich nur freuen, wenn die Eingebornen zu ihnen ein ähnliches Verhältnis hätten. Die englischen Missionare in dem besonders bedrohten Magila haben denn auch wirklich seitens der „Insurgenten“ die Zusage erhalten, daß sie unbelästigt bleiben würden und haben infolgedessen nur ihre Frauen und einen kranken Missionar nach Sansibar geschickt (Central-Africa 1888, 161 ff.).

den bei den jetzt in Rede stehenden Expeditionen in betracht kommenden Distrikten haben deutsche Missionare ihrem Vaterlande solchen Dienst noch nicht leisten können, einfach darum nicht, weil es bis jetzt dort keine gab. Und den Häuptern und Beamten der deutsch-ostafrik. Gesellschaft ist nicht gelungen, was Livingstone gelungen ist. Unter dieser Thatsache wird selbst ein Mann wie Wißmann zu leiden haben, zu dessen Führung man ja gewiß großes Vertrauen haben darf. Ein ungünstiges Vorurteil, ja eine feindselige Strömung gegen die Deutschen geht auch vor ihm her und vor der Hauptexpedition unter Peters natürlich erst recht. Die Züge beider werden als Nachzüge erscheinen und ihre Schatten schon Tagereisen weit vorauswerfen.

Und der Weg bis Emin Bei ist weit. Die einzuschlagenden Routen sind allerdings zur Zeit nicht bekannt, aber sie mögen sein, welche sie wollen, immer wird's heißen: Feinde ringsum. Der Zug durch Uganda ist völlig unmöglich und auch der Umweg über Schire-Nyassa-Tanganyika gefährlich; über Udschidschi würde er geradezu in die Räuberhöhle führen.

Ich kann mir nicht helfen, so peinlich es auch ist, einer herrschenden Strömung entgegen zu schwimmen: die jetzt auf einmal forcierten Emin Bei-Expeditionen erscheinen mir als gefährliche Abenteuer, deren Gewinn, selbst wenn sie glücken sollten, den Opfern, die sie kosten, kaum entsprechen dürfte. Eine wirkliche Hilfe für Emin Pascha kann, falls sie überhaupt nicht zu spät kommt, nur von Ägypten aus geschehen. Der Vorgang Stanleys hat den Deutschen und der Vorgang der Deutschen den Engländern keine Ruhe gelassen, und nun sind die Hilfsexpeditionen in den Sudan von der Ostküste her eine Art Dogma geworden. Gott gebe, daß ich mich irre und daß diese Expeditionen den großen afrikanischen Brand nicht noch größer machen.

Es wird wohl keiner besonderen Rechtfertigung bedürfen, daß einer politischen bezw. kolonialpolitischen Betrachtung in einer Missions-Zeitschrift ein so breiter Raum gewidmet worden ist. Das Schicksal der ostafrikanischen Mission hängt in eminenter Weise von der ostafrikanischen Kolonialpolitik ab, wie das Gedeihen der letzteren sehr wesentlich auf den segensreichen Einfluß der ersteren angewiesen ist. Wenn sich so viele nicht immer berufene Stimmen zu Ratgebern der Kolonialpolitik aufwerfen, so wird es wohl auch den aus jahrelanger Arbeit sachkundigen Vertretern der Mission gestattet sein, je und je ihre Stimme zu erheben. Man kann nicht sagen, daß diese Stimme bis jetzt viel Beachtung gefunden hat; aber ohne unbescheiden zu sein, dürfen die Vertreter der evangelischen

Mission sich heute das Zeugnis geben: es stünde besser in Ostafrika, wenn man ihr gehorcht hätte und vielleicht ist man durch Schaden klug geworden; vielleicht aber auch nicht.

Am meisten gelitten unter den ostafrikanischen Missionen hat die katholische Station Bagamoyo, die, wie es scheint, zum großen Teil zerstört worden ist. So wenig wir die Methode billigen, mit welcher hier missioniert wird, so haben wir mit der schmerzlichen Heimsuchung, welche gerade diese mit so viel Mühe gepflegte und äußerlich schön aufgeblühte Station getroffen hat, aufrichtigste Teilnahme. Wir wollen es auch dem Gründer dieser Station, Pater Horner, nicht vergessen, daß er seinerzeit mit den evangelischen Missionaren das Abkommen traf, sich gegenseitig keine Konkurrenz dadurch zu machen, daß man sich an Orten niederlasse, welche bereits von Sendboten der andern Konfession besetzt seien — ein Abkommen, das dann leider durch den „edlen“ Kardinal Lavignerie rücksichtslos zerrissen worden ist.

In Dar es Salam ist unter dem Schutze eines deutschen Kriegsschiffes auch die evangelische deutsche Mission geschützt geblieben und in die nördlichen Gebiete, in denen die bayrische und die Neufirkener Mission arbeitet, scheint der Aufstand sich nicht ausgedehnt zu haben.

Über die deutschen Benediktiner in Pugu, 5 Stunden von Dar es Salam, lauten die Nachrichten widersprechend. Während die Zeitungen meldeten, die Patres hätten die Station verlassen müssen, schreiben diese selbst (Missionsblätter S. 425) das Gegenteil und versichern: „die umwohnende Bevölkerung sei ihnen so zugethan und besonders mit den Häuptlingen stehen sie auf so freundschaftlichem Fuße, daß dieselben alles thun würden, die Missionäre bei sich zu behalten.“

Am meisten durch den Aufstand in Mitleidenschaft gezogen ist die Universitätenmission sowohl am Rovuma als in Usambara (landeinwärts von Pangani); besonders bedroht war ihre Hauptstation Magila. Doch scheint bis jetzt keine einzige Binnenlandstation haben aufgegeben werden müssen (Centr.-Afr. 163). Die Missionare haben tapfer auf ihren verschiedenen Posten ausgehalten und Bischof Smythies, der auf Urlaub in England war, ist sofort nach Ostafrika zurückgekehrt und hat sich auf die bedrohten Punkte begeben. In den Kreisen dieser Mission ist die Verstimmung gegen die Deutschen (auch gegen die Blockade) groß; freilich ist auch deutscherseits gerade genug geschehen, um mehr als Verstimmung bei ihnen hervorzurufen.

Anfangs schien es, als ob auch die englische Kirchenmission (Ch. M. S.) im Mombasdistrikt in die Bewegung hineingezogen werden würde; aber



dem besonnenen Auftreten der englischen Beamten und Missionare ist es gelungen, den Sturm zu beschwichtigen. Ein heißes Streitobjekt bildeten die Hunderte von entlaufenen Sklaven, welche sich im Laufe der Jahre zu Kabai zusammengefunden hatten. Diese schwierige Frage wurde dadurch gelöst, daß der Agent der britischen ostafrik. Gesellsch. den Sklavenbesitzern eine Entschädigungssumme zahlte (Int. 1888 p. 787. 1889 p. 50)! Welchen Eindruck die Vorgänge an der Küste in Uganda machen werden, ist zur Zeit natürlich noch unbekannt, doch steht zu befürchten, daß sie das Leben der dortigen englischen Missionare aufs äußerste bedrohen werden; nicht viel anders wird es auf den Usagarastationen stehen.

Endlich noch eins. Die deutsche evangelische Mission muß in Ostafrika vor den Riß treten. Gerade die traurigen Vorgänge, welche sich jetzt dort abgespielt, sind göttliche Mahnung: in größerem Umfange die Mission dort in Angriff zu nehmen. Freilich dazu gehört eine Missionsgesellschaft, welche nicht nur Mittel und Männer sondern auch Ansehen, Erfahrung und — das öffentliche Vertrauen besitzt. Wie wir aus zuverlässiger Quelle vernehmen, ist die Berliner südafrikanische Mission unter D. Wangemann nicht abgeneigt, in Ostafrika einzutreten und eventuell ein Mann wie Merensky bereit, die erste Kolonne zu führen und an Ort und Stelle alles einzurichten. In allen Kreisen würde man ohne Zweifel zu solcher Leitung das unbedingteste Vertrauen haben. Und die Mittel? Zu zehntausenden ist das Geld zusammengeströmt für die Emin Pascha-Expedition, deren Ergebnis doch ein sehr problematisches ist. Würden dieselben Summen auf die Mission verwandt, sie würden für die christliche Civilisierung Afrikas einen ungleich größeren Gewinn bringen als alle Emin Bei-Expeditionen zusammen genommen. Sollten denn unserm deutschen Volke, sollten insonderheit den Begüterten unter uns nicht endlich darüber die Augen aufgehen?

Und nun zum Schluß: **betet** für Ostafrika, betet für unsre dortigen Missionare und ihre Gemeinden, daß sie „erlöst werden von den unartigen und argen Menschen“; betet für alle Obrigkeit, die europäische und afrikanische, die dort Gewalt hat, daß durch ihre Macht, Weisheit und Menschenfreundlichkeit „ein geruhiges und stilles Leben“ bald wieder ermöglicht werde, und daß der gute Weltregent den Wolken, die jetzt über dem dunkeln Weltteil hängen, solchen „Weg, Lauf und Bahn geben“ möge, daß doch ja alles zum Baue Seines Reiches und zum Heile der unglücklichen Afrikaner ausschlage.

## Eine thörichte Rechnung.

Vom Herausgeber.

Unter der Überschrift: *The great missionary failure* hat in der *Fortnightly Review* (Oktober 1888) der unsern Lesern aus dem Artikel: „Islam und Christentum“ wohlbekannte anglikanische Kanonikus Taylor einen neuen Angriff auf die evangelische Mission, sonderlich die Church Missionary Society „als die Repräsentativ-Gesellschaft“ gerichtet, der einige Beleuchtung notwendig macht.

Zunächst, um das voraus zu nehmen, sei der charakteristischen Thatsache gedacht, daß das Taylorsche Elaborat sofort die Kunde durch die ultramontane Presse jenseit und diesseit des Kanals — für diesen Zweck in der römischen Preßartikelfabrik besonders zugestutzt — gemacht hat. Bekanntlich ist es eins der vielen täuscherischen Kunstmittel der römischen Polemik, daß sie ihren Schmähungen der evangelischen Kirche durch wirkliche und fingierte, genannte und anonyme „protestantische Zeugen“ den Schein unparteiischer Objektivität zu geben sucht. Man hat im ultramontanen Lager ein förmliches Geschäft etabliert, welches Citate liefert, und förmliche Preise gesetzt auf den Kopf jedes protestantischen „Zeugen“. Ein heller Jubel ging darum durch die gesamte Presse dieses Lagers, daß in der Person des anglikanischen Kanonikus wieder solch ein „Zeuge“ aufgebracht worden war. Aber — blinder Eifer schadet nur. In ihrer wilden Jagd auf protestantische Zeugnisse sehen unsre ultramontanen Gegner nicht, daß der von ihnen gefeierte „Zeuge“ von vornherein stark verdächtig ist, weil er bereits in seiner Apologie des Islam und der mohammedanischen Mission eine große Niederlage erlitten hat und nun in dem Verdachte steht, die Scharte ausweken zu wollen. In ihrer blinden Freude über den protestantischen Bundesgenossen sehen sie auch nicht, daß ein großer Teil der unverständigen Vorwürfe, die derselbe gegen die evangelische Mission richtet, doppelt und dreifach auf die römische Mission fällt, wie wir in dem Artikel: „Der Romanismus des 19. Jahrhunderts im Lichte der Statistik“ (Allgemeine Missions-Zeitschrift, 1888, 561 ff.) teilweise bereits bewiesen zu haben glauben. Aber das macht den ultramontanen Polemikern gar nichts; sie sind eben nicht wählerisch in der Benützung ihrer „Zeugen“; und was weiß denn das gute katholische Publikum davon, wie der Herr Kanonikus mit seinen Behauptungen und gar mit seinen Zahlen schon einmal abgeführt worden und daß er ein Verteidiger eben desselben Islam ist, gegen welchen die römische Kirche jetzt einen „heiligen Krieg“ predigt. Diesem

Publikum wird er natürlich als eine große Autorität, als ein „gelehrter Ethnograph“ u. s. w. vorgestellt. Ein Protestant, der seine eigne Kirche angreift, wird immer „groß“ gemacht, als eine Autorität gepriesen und mit viel Lob umschmeichelt im ultramontanen Lager; jedenfalls ein bequemer Weg, ein namhafter Mann zu werden. Dazu scheint es, als ob die ultramontanen Polemiker einen besonderen Nimbus für sich darin erblickten und ihrem Publikum besonders zu imponieren glaubten, wenn sie englische Citate brächten, obgleich sie die betreffenden Quellen nicht nur nicht zu Gesicht bekommen haben, sondern vermutlich überhaupt kein Englisch verstehen. So hat z. B. ein gewisser Trippel in seiner „die Missionsfrage“ betitelten armseligen Broschüre in einer für den Kundigen geradezu lächerlich albernen Weise solchen englischen Citatenschwindel getrieben.<sup>1)</sup> Freilich auch Leute wie Janssen und der Jesuit Spillmann haben dieselbe Komödie gespielt.<sup>2)</sup> Man braucht sich daher nicht zu wundern, daß auch die „Eichsfeldia“, das „Westf. Volksblatt“, die „Wuppertthaler Volksblätter“ und die Kaplanspresse ähnlichen Kalibers solche kindische Prahlerei treibt. Die „Eichsfeldia“, in der ich den Artikel zuerst las, druckte: Fornightly, und so viele Abklatsche in der ultramontanen Presse ich fand, alle hatten sie denselben Fehler; ja die vornehmen Wuppertthaler Volksblätter brachten es sogar bis zu Fornightly Riviers. Und dabei geben sich die Leute durch besondere Spitzmarken, durch Datierungen aus Berlin u. dergl. auch noch den Anschein, als ob sie Originalartikel brächten! Unredlichkeit von innen und außen ist der Grundcharakter dieser Presse.<sup>3)</sup> Unredlichkeit auch in der Wiedergabe der Citate. Der anglikanische Kanonikus macht es, wie wir sehen werden, schon arg genug; aber seine ultramontanen Eideshelfer machen es durch ihre geflüstertlich — wir wollen nur sagen — zweideutigen Citate

<sup>1)</sup> Vergl. meinen: „Gegenwärtigen Romanismus im Lichte seiner Heidenmission“ (Halle, Strien) I u. III.

<sup>2)</sup> Vergl. meine „Protest. Beleuchtung“ 108. 147.

<sup>3)</sup> Ein etwas anderes Probbchen derselben Unredlichkeit. In Nr. 103 vom 31. Okt. 1888 bringt die Köln-Bergheimer Ztg., welche wie zum Hohne die Devise trägt: „Für Wahrheit, Recht und Freiheit“ wörtlich folgende dreiste Behauptung: „Es ist das unbeftrittene große Verdienst des Kardinals Lavigerie, zuerst auf den unmenslichen Sklavenhandel im Innern Afrikas aufmerksam gemacht und mit edler Begeisterung im Namen der Civilisation und des Christentums zur Unterdrückung der Sklaverei aufgefordert zu haben.“ Man traut seinen Augen nicht, wenn man solche Unwahrheiten liest. Der Schreiber kann doch unmöglich so unwissend sein, daß er sein Lebtag nichts von einem gewissen Livingstone und nichts von englischen Sklaventaperschiffen gehört haben sollte!!! Die Befürchtung, die ich Allg. Miss.-Ztschr. 1888, S. 498 ausgesprochen, ist also noch übertroffen worden.



noch ärger. Ein Bröbchen genüge. Taylor schreibt: „letztes Jahr taufte die Church Missionary Society in China 167 Erwachsene.“ Diese Thatfache ist richtig; in andern Jahren hat sie mehr getauft; zusammen hat diese eine Gesellschaft in China 8141 Christen. In dem durch die ultramontane Presse laufenden Artikel wird die Sache aber so dargestellt, als ob die genannte — und wie mit Nachdruck hinzugesetzt wird, größte protestantische — Missionsgesellschaft Summa Summarum und solange sie in China arbeite, nur 167 Personen getauft habe. So citiert diese Presse ihre „protestantischen Zeugen“, selbst die von der Art eines Taylor.

Nach dem schadenfrohen Triumphgeschrei der Ultramontanen hatte ich eine bedeutende Leistung erwartet, aber ich bin sehr enttäuscht worden. Es ist bei Nicht betrachtet ein sehr schwaches Machwerk, welches der Herr Kanonikus produziert hat und ich glaube nicht, daß es der evangelischen Mission irgendwelchen Schaden thun wird. Nur das hat mich in Erstaunen gesetzt, daß gerade in England solche trivialen Angriffe auf die christliche Mission noch vorgebracht werden. Wäre so etwas bei uns passiert, so hätte man jenseit des Kanals, wie es wiederholt geschehen, sicher gesagt: da sieht man, daß in Deutschland die Mission noch in den Kinderschuhen steckt; über dergleichen ABC-Angriffe und ABC-Apologetik sind wir in Großbritannien längst hinaus. Unter der gnädigen Leitung Gottes müssen ja alle Angriffe auf seine Werke zum Segen der Sache ausschlagen; auch das wird ein Segen sein, wenn eine Missionspolemik wie die des anglikanischen Kanonikus seine Landsleute ein wenig bescheidner und gegen die Missionsarbeiter anderer Länder ein wenig gerechter macht.

Aber warum beschäftige ich mich mit der Widerlegung eines Artikels, der so armselig ist? Darum, weil die Zahl der selbständig urteilsfähigen Missionsfreunde noch immer ziemlich klein ist, weil der Artikel vermutlich seinen Weg auch durch die protestantische Presse nehmen wird und weil gerade die philiströse Art seiner Argumentationen für das große Publikum etwas sehr Bestechendes hat. Hoffentlich braucht solche ABC-Apologetik in dieser Zeitschrift für lange Zeit dann nicht mehr getrieben zu werden.

Der Herr Kanonikus will zwei Fragen beantworten: 1. haben wir <sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Der Church Miss. Int. (1888, 682) fragt: „wer sind diese wir?“ und antwortet: jedenfalls nicht diejenigen, welche die Mission thatkräftig unterstützen, sondern Kritiker, die nichts für sie thun. Auch die Missionsfreunde wissen sehr wohl, daß die Mission wie jedes von fehlbaren Menschen getriebene Werk ihre Schwachheiten hat, und üben selbst reichlich genug Kritik. Aber Kritiker, welche

Grund, mit den Ergebnissen der gegenwärtigen Missionsunternehmungen zufrieden zu sein? und 2. wenn nicht — was sind die Ursachen des Mißerfolgs und wie können sie beseitigt werden? Die Antwort auf die erste dieser Fragen, auf die wir uns für diesmal beschränken, lautet selbstverständlich: nein; der Beweis für dieses Nein wird durch eine — sehr thörichte Rechnung erbracht.

Nachdem sowohl die Zahl der Missionsarbeiter wie die Größe der Missionsmittel nicht unbedeutend in die Höhe geschraubt worden ist, erstere auf 6000 Missionare und „einige 30 000 eingeborne Agenten“, die letzteren auf über 40 Millionen Mark,<sup>1)</sup> offenbar in der Absicht, um à la Marshall, bei dem er viel in die Lehre gegangen zu sein scheint, den Kontrast zwischen Missionsmitteln und Missionserfolg desto drastischer darstellen zu können, konstatiert Taylor, daß die jährliche Vermehrung der Heiden und Mohammedaner durch Geburten viel größer sei, als die Zahl der aus ihnen durch Bekehrung gewonnenen Christen. Die jährliche Vermehrung der Heiden durch Geburten betrage wenigstens 12 pro tausend, dies mache bei einer Gesamtzahl von 920 Millionen nichtchristlicher Bewohner Asiens und Afrikas<sup>2)</sup> jährlich eine Vermehrung von über 11 Millionen. Nun betrage, fährt der Mathematiker fort, die jährliche Vermehrung der eingebornen Christen infolge der Missionsarbeit ca. 60 000<sup>3)</sup>, so daß 183 Jahre notwendig seien, um auch nur der Vermehrung der nichtchristlichen Bevölkerung eines einzigen Jahres gleichzukommen. Auf jeden gewonnenen Christen kommen jährlich 183 Heiden oder Mohammedaner mehr. „Die Mission gleicht also einer Schildkröte, die mit einem Eisenbahnzug um die Wette

---

selbst nichts für die Mission thun, sollten doch ein wenig bescheiden auftreten. Kanonikus Taylor z. B. thut selbst nichts für die Mission, wenigstens nicht für die Church Miss. Soc., ja in seiner Pfarodie ist ein früher blühender Missionsverein eingegangen. Es ist immer dieselbe Erscheinung: die ungerechtesten Missionskritiker sind die unthätigsten Missionsarbeiter. Merkwürdig, daß sie sich so für eine Sache ereifern, für die sie selbst doch nichts thun!

<sup>1)</sup> Vermutlich hat Taylor bei den Missionsarbeitern die Frauen der Missionare mitgezählt. Die einigen 30 000 eingebornen Agenten sind um ca. 5000 zu hoch und von den 40 Millionen M. gehen sicher 5—6 Millionen ab.

<sup>2)</sup> Warum Taylor Amerika und die Südsee weggelassen, ist nicht recht ersichtlich; vermutlich weil es seinem Zwecke nicht dienlich.

<sup>3)</sup> Als Gewährsmann wird Dr. Maclear angeführt, the Principal of a (!) Training College for missionaries, der als the greatest living authority on the subject bezeichnet wird. Es scheint, als ob der Herr Kanonikus Autoritäten kanonisiere, von denen in weiteren Kreisen bisher noch wenig bekannt geworden.

läuft; je länger der Wettlauf dauert, desto weiter bleibt sie zurück.“

Diese dem philiströsen Rechenverstande sehr einleuchtende Argumentation spezialisiert Taylor nun auf einzelne Missionsgebiete, besonders der Church Missionary Society. Auf Grund des letzten Jahresberichts derselben giebt er großmütig zu, daß die Vermehrung der eingebornen Christen auf den asiatischen und afrikanischen Missionsgebieten der genannten einen Gesellschaft pro 1887 ca. 4000 betrage; es würde also, wenn die Vermehrung in diesem Tempo fortginge, die Church Miss. Soc. 2750 Jahre brauchen, bis sie so viel Christen gewonnen hätte, als in einem einzigen Jahre die Vermehrung der dortigen Nichtchristen durch Geburten betrage. In Indien allein habe die (eine) Church Miss. Soc. im letzten Jahre eine Vermehrung von 2586 eingebornen Christen erlebt, es würde demnach, wenn die Bevölkerung sich nicht vermehrte, nahe an 100 000 Jahre dauern, bis diese Gesellschaft Indien bekehrt hätte. Aber in Indien arbeiteten 35 evangelische Missionsgesellschaften; jährlich 19311 eingeborne Christen seien das Ergebnis ihrer Arbeit, während die Katholiken jährlich 21272 gewinnen,<sup>1)</sup> was zusammen eine Vermehrung der Christen um 40583 betrage. Bei dieser Vermehrungsrate würde es 64 Jahre dauern, bis auch nur die durch Geburten bewirkte Vermehrung der nichtchristlichen Bevölkerung Indiens innerhalb eines einzigen Jahres erreicht wäre! Dasselbe Exempel wird dann auch bezüglich der chinesischen Mission gemacht. Die Bevölkerung Chinas betrage 382 Millionen, die jährliche Vermehrung derselben durch Geburten 4580 000. Nun habe die Church Miss. Soc., auf welche der Kanonikus es besonders abgesehen hat, im letzten Jahre 167 Erwachsene getauft, folglich brauche sie 27 000 Jahre, um auch nur die heidnische Vermehrung eines einzigen Jahres zu erreichen. Blicke aber die Bevölkerung Chinas stationär, so seien 1 680 000 Jahre zur Befehrung Chinas erforderlich. Andere Beispiele sind überflüssig, da sie ganz nach derselben Schablone gerechnet werden.

Das ist — und wir haben genau citiert — der Taylorsche Zahlenbeweis für die behauptete Unfruchtbarkeit der gegenwärtigen Mission. Es ist wahrlich schwer, dabei nicht an das Wort des großen Heidenapostels zu denken: „da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden.“

Ganz abgesehen 1. von der Unzuverlässigkeit der angegebenen Zahlen;<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Angenommen, die Zahl sei richtig, so vermehren sich die Protestanten Indiens jährlich um weit mehr denn noch einmal so viel als die Römischen, da die Zahl der letzteren heute um mehr denn noch einmal so groß ist, als die der ersteren.

<sup>2)</sup> Daß alle Statistik unzuverlässig ist über Länder, in welchen entweder nie ein



2. von der Thorheit: ein beliebig herausgegriffenes Jahr, hier das Jahr 1887, zum Normaljahr für die Zahl der jährlichen Befehrungen oder Taufen zu machen;<sup>1)</sup> 3. von der Thatfache, daß der Miffionserfolg weit über jede Zahlenangabe hinausgeht, untergeordnetere Bedenken gegen die aufgestellte Rechnung beiseite gelassen — so wollen wir jetzt dem Herrn Kanonikus ein der apostolischen Miffionsgeschichte entnommenes Rätsel aufgeben.

Zur apostolischen Zeit betrug die Bevölkerung des römischen Weltreichs ca. 120 Millionen, die jährliche Vermehrung durch Geburten bei 12 pro tausend also 1440 000. Nach ziemlich zuverlässigen Schätzungen gab es am Ende des 1. Jahrhunderts, also 70 Jahre nach dem öffentlichen Auftreten Jesu ca. 200 000 Christen;<sup>2)</sup> demnach hätte es 500 Jahre dauern müssen, bis durch die christliche Miffion auch nur so viel Heiden gewonnen worden wären, als in einem einzigen Jahre die Vermehrung der heidnischen Bevölkerung durch Geburten betrug. Die Christianisierung des römischen Reichs war mithin ein Werk der Unmöglichkeit. Aber angenommen: die Bevölkerung wäre stationär geblieben, so wären nach der Befehrungsrate des ersten Jahrhunderts 42 000 Jahre notwendig gewesen, um das ganze römische Reich christlich zu machen. Wie lösen Sie nun das Rätsel, Herr Kanonikus, daß zur Zeit Konstantins die Zahl der Christen (nach Gibbon!) 6 Millionen betrug, während nach Ihrer Regel de tri sie doch nur 800 000 betragen durfte, ja daß am Ende des 6. Jahrhunderts der weitaus größte Teil des alten Römerreichs christianisiert war, während Ihre Rechnung dies streng genommen ganz unmöglich machte oder bei dem großmütigen Verzicht auf Vermehrung durch Geburten es doch erst im Jahre 42 000 eintreten ließ! Nicht wahr, bei dieser Thatfache ist Ihre Rechenweisheit am Ende? Wie in aller Welt ist es denn zugegangen, daß die Schildkröte den Eisenbahnzug nicht nur eingeholt, sondern weit weit überholt hat? Ich will nicht ironisch sein und an gewisse humoristische Dichtungen der deutschen Tiersage erinnern, sondern Ihnen das Rätsel erklären.

amtlicher Censuf stattgefunden oder dieser Censuf wie z. B. in Indien früher und teilweise wohl auch noch jetzt keine Garantie einer Vollständigkeit bietet — ist selbstverständlich.

<sup>1)</sup> Es ist gar nicht einzusehen, warum die Befehrungen aller Jahre bis in die fernsten Zeiten gerade dieselbe Ziffer aufweisen sollen wie 1887. Es hat schon manches Jahr gegeben, wo sie weit größer waren, und es werden noch Jahre kommen, in denen sie das Zehn- und Hundertsache erreichen werden.

<sup>2)</sup> Siehe den Nachweis in meiner: „Apostolischen und modernen Miffion“ (Gütersloh, 1876) S. 48 ff.

Die heil. Apostel, als sie in ihrer verschwindenden Minorität dem Riesenkolosß des römischen Weltreichs gegenüber standen, waren nicht Rechenkünstler wie Sie, Herr Kanonikus, sondern Glaubenshelden; weil sie glaubten, überzeugungsvoll und ganz fest glaubten, was geschrieben steht Matthäi am letzten von der Allgewalt ihres Jesu und von seiner Gegenwart mit ihnen, so sagten sie: einer Minorität mit Jesus gehört Zukunft und Sieg; weil sie glaubten, daß das Wort vom Kreuz wahrhaftig eine Gotteskraft sei und ein Same der Wiedergeburt, so zweifelten sie nicht, daß bei aller Langsamkeit der Erstlingserfolge ihre kleinen Gemeinden sich vermehren würden wie eine Ernte, die immer wieder Saat, wie ein Kapital, bei welchem Zins zu Zins geschlagen wird. Das glaubten sie und wir sehen heute, daß ihr Glaube recht behalten hat. Darum glauben wir heute auch, daß die Vermehrungsziffer der durch die Mission bewirkten Befehrungen mit der Zeit, d. h. im 2. und 3. Jahrhundert der gegenwärtigen Missionsperiode die Vermehrungsziffer der Bevölkerung weit überholen wird. Wir glauben das heute; unsre Kinder und Kindeskinde werden es vermutlich schon sehen.

Aber da Sie, Herr Kanonikus, solches Gewicht auf die Zahlen legen, so will ich Ihnen jetzt auch noch einige Zahlen mittheilen, um Ihnen rechnungsmäßig zu beweisen, daß unser Glaube auch bezüglich der gegenwärtigen Mission sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, und daß der von Ihnen behauptete „große Missions-Mißerfolg“ keineswegs vorhanden ist, vorausgesetzt, daß Sie zugeben: die Anfangs-Missionsarbeit sei am schwersten, der Anfangs-Missionserfolg daher naturgemäß am langsamsten; wir stünden heut noch in der Anfangsarbeit und die heutige Missionsanfangsarbeit habe es mit verhältnismäßig mehr und größeren Schwierigkeiten zu thun, als die Anfangsarbeit in der apostolischen Missionsperiode. Beschränken wir uns auf Asien und Afrika, wie Sie gethan, obgleich z. B. die 300 000 eingebornen Christen der Südsee schon allein Ihre ganze Rechnung über den Haufen werfen. Was zunächst Indien betrifft, so gab es dort (inkl. Ceylon) evangelische eingeborne Christen:

1861	1871	1881
213 370	318 363	528 590

d. h. ihre Zahl hat sich verdoppelt in ca. 15 Jahren. In den ersten 60 Jahren betrug durchschnittlich die jährliche Vermehrungsziffer: 3556, in dem siebenten Jahrzehnt: 10 499 und in dem achten Jahrzehnt: 21 022. Sie war also nicht stationär, sondern in stetiger Aufwärtsbewegung. Bei dieser Vermehrungsrate würde es bereits im Jahre 1926 ca. 4 Millionen indische Christen geben; also die Vermehrungsziffer der eingebornen Christen

würde die Vermehrungsziffer durch Geburten der nichtchristlichen indischen Bevölkerung, oder um in dem Bilde des Herrn Kanonikus zu bleiben: die Schildkröte würde den Eisenbahnzug weit überholt haben. Und wohlgemerkt: das wäre nur die Vermehrungsziffer der evangelischen eingebornen Christen. Auf die der katholischen lassen wir uns nicht ein. Wie die bereits neulich (Allg. Miss.-Ztschr. 1888, S. 569) mitgeteilten Zahlen beweisen, ist es aus Gründen, die wir jetzt nicht untersuchen wollen, mit der Vermehrung der römischen Mission dürftig bestellt.

In China gab es evangelische eingeborne Christen, ihre Zahl dreimal größer genommen als die der selbständigen Kirchenglieder oder Kommunikanten:

1857	1867	1877	1887
ca. 2000	14 800	39 000	95 000

Auch in China ist also die Vermehrungsziffer durchaus nicht stationär. In den ersten 15 Jahren betrug dieselbe durchschnittlich pro Jahr ca. 133, in den 3 folgenden Jahrzehnten je 1280, 2420 und 5600! Wir sehen, daß in jedem der beiden letzten Dezennien sich die Zahl der chinesischen Christen mehr als verdoppelt hat. Aber auch nur angenommen, daß diese Verdoppelung in je 15 Jahren einträte, so würde bereits in ca. 100 Jahren auch in China „die Schildkröte den Eisenbahnzug weit überholt haben.“

In Japan gab es evangelische eingeborne Christen, abermals die Zahl der selbständigen Kirchenglieder mit 3 multipliziert:

1876	1882	1886	1887
ca. 3000	14 500	43 000	58 000

d. h. ihre Zahl hat sich allein im letzten Jahrzehnt innerhalb 2—3 Jahren verdoppelt. Hier ist die Steigung der jährlichen Vermehrungsziffer der Christen so bedeutend, daß man das Gleichnis des Herrn Kanonikus gestrost umkehren und sagen kann: die jährliche Steigung der Bevölkerungsziffer ist gegen sie wie der Lauf einer Schildkröte gegen den eines Eisenbahnzuges. Angenommen, daß die Verdoppelung der Christen auch nur in 5 Jahren einträte, so würde schon im Jahre 1902 die jährliche Vermehrungsziffer der Christen die der Bevölkerung überholt haben.

Was sagen Sie nun, Herr Kanonikus? Ich sage mit Paulus, daß ich auch bei dieser Berechnung „thörlisch“ handle, denn das Reich Gottes ist keine Rechenmaschine; aber Sie, Herr Kanonikus, müssen zugeben, daß Ihre thörichte Rechnungsmethode mich zu dieser „Thorheit“ gezwungen hat, und daß meine „Thorheit“ jedenfalls mehr Wahrscheinlichkeit hat, in der Zukunft Wirklichkeit zu werden, als die Ihrige, schon darum, weil



sie die geschichtliche Analogie der zahlenmäßigen Vermehrung der Christen in der apostolischen Missionsperiode für sich hat und den Gesetzen der wachstümlichen Entwicklung in der Ausbreitung der Kirche Christi entspricht, wie ich sie Ihnen auch in der gegenwärtigen Mission an Zahlen nachgewiesen habe.

In Afrika können wir so genau nicht rechnen, weil uns hier irgendwie zuverlässige Bevölkerungsstatistik und gar eine Vermehrungsrate durch Geburten fehlt. Daß aber auch hier die meinerseits über die drei Hauptmissionsfelder Asiens aufgestellte Wahrscheinlichkeitsrechnung im wesentlichen dieselbe bleibt, dafür nur 2 Belege. Auf der Goldküste hatte allein die Baseler Missionsgesellschaft, die dort seit 1827, bekanntlich durch das Klima sehr aufgehalten, arbeitet, eingeborne Christen:

1857	1867	1877	1887
367	1509	3607	7495

d. h. die Vermehrungsziffer ist auch hier weit davon entfernt, stationär zu sein, sondern wächst mit der Länge der Arbeitszeit; in den letzten 30 Jahren hat sich die Zahl der eingebornen Christen verzwanzigfacht. Die ersten 30 Jahre ergaben eine Vermehrung von nur 22, die letzten 30 Jahre eine solche von 237 pro Jahr, d. h. die Vermehrungsziffer war gegen die Anfangszeit auf das zehnfache gestiegen. Bliebe es bei dieser Vermehrungsrate, so müßte in den dritten 30 Jahren die Vermehrung pro Jahr sich auf ca. 2000 belaufen. Auch hier holt also die Schildkröte den Eisenbahnzug bald ein.

Auf Madagaskar begann die evangelische Mission ihr Werk 1818. Nach 10 Jahren befanden sich erst 50 Madagassen im Taufunterrichte. Dann folgte eine ca. dreißigjährige Verfolgungszeit, während welcher die Missionare hatten die Insel verlassen müssen. Dennoch gab es Ende 1868 37 112 Christen und 1878 war diese Zahl in Folge der Bekehrung der Königin auf ca. 250 000 gewachsen. Es ging also hier sehr sprunghaft und der Wettlauf zwischen Schildkröte und Dampfwagen wurde hier gar bald zu einem thörichten Gleichnis. Nun ging es aber nicht in demselben Tempo weiter, weil die evang. Missions-Gesellschaften sich mit der rein äußerlichen Annahme des Christentums nicht begnügen wollten. Es folgte also eine Zeit der Erziehung und der Sichtung der so massenhaft in die Kirche Eingefluteten. In den letzten 10 Jahren ist daher die Vermehrung verhältnismäßig nicht bedeutend gewesen, zusammen vielleicht 50 000 für die sämtlichen in Madagaskar thätigen evangelischen Missions-Gesellschaften, ungerechnet freilich die ca. 73 000, welche die römische

Mission gewonnen zu haben behauptet.<sup>1)</sup> Ich führe gerade das Beispiel Madagaskars an, um die „Thorheit“ des Rechnens zu illustrieren. Wenn Gottes Stunden gekommen, kann „ein Volk geboren werden an einem Tage“ und wiederum: wenn in einer Mission so reiche Fischzüge gethan worden sind, daß das Netz zerriß, so kann die Arbeit der Sortierung der Fische die ganze folgende Zeit in Anspruch nehmen, ja es kann sogar für eine längere Zeit das Wasser ausgefischt sein. Es ist in der bekannten Mission unter den Kolhs ähnlich gegangen: erst wurden in kurzer Zeit Zehntausende gewonnen, dann ist jahrelang ein ziemlicher Stillstand eingetreten, während die inzwischen eingeschlichene römische Propaganda im trüben fischte. Weit entfernt, darüber zu klagen, daß die zahlenmäßigen Anfangserfolge der Mission in der Regel klein sind, wollen wir vielmehr Gottes Weisheit preisen, die es in seinem Reiche senfkornartig wachsen und erst dann Massengewinne eintreten läßt, wenn Kräfte genug vorhanden sind, um die Getauften auch alles halten lehren zu können, was Jesus den Seinen befohlen hat.

Nicht minder thöricht wie bezüglich der Zahl der Heidenchristen ist die Rechnung Taylors bezüglich der Missionskosten. Außer auf Ceylon und China exemplifiziert der mathematische Kanonikus hierbei wesentlich auf die zur Zeit noch sehr jungen und selbstverständlich wenig fruchtbaren Missionen der Church Miss. Soc. — andre läßt er außer betracht!! — in Ägypten, Persien, Arabien, also unter Mohammedanern, unter denen nach seiner Apologie des Islam eine christliche Mission überhaupt nicht stattfinden sollte. Mit einer gewissen Schadenfreude konstatirt er, daß im letzten Jahre — dem Normaljahre! — in Ägypten 2 inquirers sich gefunden, in Persien gar keine Befehrten aufgezählt seien und in Arabien „ein kranker Räuber, der von dem Missionar ärztlich behandelt worden, 10 Tage vom Raube sich zu enthalten versprochen habe“. Wir lassen jetzt die malitiöse Benutzung des Jahresberichts der genannten Gesellschaft ganz auf sich beruhen,<sup>2)</sup> um uns nur an die Rechnung des Kanonikus zu halten. In den letzten 2 Jahren seien nämlich auf diese Missionen 470 974 Mark verwendet worden und — „der Nettogewinn war Null“; also dieselbe Rechnung, wie wir sie weiland einmal von

<sup>1)</sup> *Missiones Catholicae* 1888, p. 346.

<sup>2)</sup> Beiläufig bemerkt, ist es nicht unverdient, wenn Taylor höhnisch bemerkt, daß trotz der geringen Fruchtbarkeit der Mission in Persien über dort berichtet worden sei: „Es sei dort eine große und wunderbare Thür dem Evangelio aufgethan.“ Evangelische Missionare sollten den römischen doch ja nicht solche rhetorische Phrasen nachmachen.

einem bekannten deutschen politischen Agitator gehört: ein getaufter Kaffer koste der Berliner Missionsgesellschaft ich weiß nicht mehr wie viel tausend Mark. Der anglikanische Kanonikus exemplifiziert dann noch weiter — es geht etwas sehr bunt durcheinander — auf mehrere andre zur Zeit noch wenig ergiebige Missionen und kommt dann, indem er z. B. die Missionserfolge in der Präsidentschaft Bombay mit denen in der Präsidentschaft Madras vergleicht, zu dem ganz erstaunlich weisheitsvollen Schluß: daß die unfruchtbarsten Missionen die teuersten seien. Es ist durchaus nicht nötig, daß ich hier seine Zahlen wieder reproduziere,<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Nur anmerkungsweise sei bezüglich der Zahlen bemerkt, daß sie auch nicht zuverlässig sind. Abgesehen von dem wenig bekannten Distrikt Baroda in Indien, von dem der Kanonikus behauptet: er zähle auf 185 000 Bewohner erst 170 Christen mit Einschluß der Europäer und „Eurasier“, was absolut unbeweisend ist, da es in Baroda überhaupt keine evang. Missionare giebt (Int. 1888, 686), so rechnet er heraus: „in der Präsidentschaft Bombay seien 92,7 Prozent und in Travancore 90 Prozent der eingebornen christlichen Bevölkerung römisch.“ Lassen wir, wie erst neulich in dieser Zeitschrift ausführlich nachgewiesen worden ist, beiseite, daß die römische Mission in Indien der evangelischen um 2 1/2 Jahrhunderte voraus ist, so beträgt nach den mir vorliegenden offiziellen statistischen Quellen in Bombay die Zahl der eingebornen Christen pro 1887 auf

evangel. Seite: ca. 13 000 (1881: 11 691)

römischer Seite: 10 000 (Miss. Cath. 208);

(der Jesuit Werner in seinem Kath. Miss.-Atlas giebt für Bombay und Puna: 51 000; die Miss. Cath. für beide: 17 000!!) —

in Travancore auf

evangel. Seite: ca. 66 000 (1881: 59 056)

römischer Seite: ca. 180 000.

Eine genaue Angabe der letzteren Zahl ist nicht möglich, da in der statistischen Tabelle der Propaganda Travancore nicht als besonderes Missionsgebiet aufgeführt wird; aber ich glaube hoch geschätzt zu haben. Angenommen, die Taylorschen Angaben wären richtig, so müßte es allein in Bombay über 155 000 und in Travancore ca. 600 000, also in diesen beiden Gebieten zusammen 755 000 römische Katholiken geben. Dies ist aber nach den amtlichen statistischen Angaben der Propaganda unmöglich; denn nach denselben giebt es (1887) in ganz Indien mit Ceylon in Summa nur 1 228 000 Katholiken, und es kann nicht über die Hälfte dieser Summe allein auf die beiden genannten Gebiete entfallen, da schon von den 22 in der offiziellen Tabelle aufgeführten Diöcesen folgende 6: Colombo, Madras, Pondichery, Verapoli, Jaffnapatam und Madura zusammen 907 400 Katholiken enthalten sollen. Das muß auch Herr Taylor einsehen.

Der Herr Kanonikus hat also arge Rechenfehler gemacht. Er wird sich freilich herausreden, indem er sagt, ich habe nur geschrieben: are said und are claimed (on dit). Aber ein Mathematikus wie er, der so vernichtende Urteile auf Grund der Zahlen fällt, sollte sich zuvor doch wenigstens sichere Zahlen verschaffen, bevor er sich erlaubt, Schlüsse zu ziehen.



das wäre reine Papierverschwendung. Es ist überall ganz die gleiche Methode: ein besonders ungünstiges Missionsgebiet wird herausgegriffen und die geringe Zahl der Befeierten der angeblich großen Summe<sup>1)</sup> der Missionskosten gegenüber gestellt. Daraus wird dann der allgemeine, scheinbar unwiderlegliche Schluß gezogen: die gegenwärtige Mission ist „ein großer Mißerfolg“ (a great failure) und gerade die unfruchtbarsten Missionen sind die teuersten.

Wenn eine Kolonial-Gesellschaft in einem bis dahin wenig bekannten und noch gar nicht kultivierten überseeischen Gebiete eine Plantagenarbeit beginnt, so giebt es in den ersten Jahren etwa folgenden Rechnungsabschluß:

Anlagekapital: 5 Millionen M.

Nettogewinn: 0 M.

oder etwas spezifizierter:

Ausgabe:	
Landkäufe . . . . .	150 000 M.
Bauten . . . . .	250 000 "
Werkzeuge, Samen zc. . . . .	90 000 "
Gehälter . . . . .	300 000 "
Arbeitslöhne zc. . . . .	80 000 "
Frachten, Reisekosten zc. . . . .	95 000 "
Unvorhergesehene Ausgaben durch	
Verluste, Zerstörungen zc. . . . .	90 000 "
Diversa . . . . .	35 000 "
Summa	1 090 000 M. <sup>2)</sup>

Einnahme:

100 Centner Tabak à 50 M. . . . 5000 M.

Nach der Taylorschen Rechnung kommt also der Centner Tabak auf 10 900 M. zu stehen, ein Geschäft, das sicher jeder Kolonialunternehmung den Hals bricht. Aber der Kaufmann, der seine Kapitalien in Kolonialunternehmungen anlegt, lacht über diese Rechnung. Denn er erwartet eine Verzinsung des Anlagekapitals erst nach Jahren. In 10 Jahren erntet die Gesellschaft vielleicht schon 5000 Centner Tabak, macht 250 000 M.

<sup>1)</sup> Hätte der Herr Kanonikus seinen Tadel beschränkt und nachgewiesen, wo und wie gespart werden könnte, so hätte er vielleicht der Sache einen Dienst erzeigt; mit seiner generalisierenden Berechnung schießt er aber über das Ziel hinaus und handelt er thöricht.

<sup>2)</sup> Vielleicht wird diese Summe noch vermehrt durch einen Ausgabeposten von mehreren 100 000 M. für eine „Schutztruppe“ und Polizeimacht.

Das ist noch immer ein schlechtes überseeisches Geschäft, aber das Kapital verzinst sich doch bereits, wenn nicht durch unvorhergesehene Zwischenfälle allzu große Verluste eintreten. In 50 Jahren liefert es vermutlich bei einigermaßen normaler Entwicklung eine ziemlich gute Dividende.

Mutatis mutandis ist es mit den von Herrn Taylor bemängelten Missionen geradeso. Für jeden Kundigen versteht es sich von selbst, daß je älter und fruchtbarer eine Mission wird, sie auch desto billiger wird. Der anglikanische Kanonikus vergleicht die Mission in Pandschab mit der in Tinnewelly; jede der beiden koste der Church Miss. Soc. jährlich ca. 320 000 M. und in dem ersteren zähle sie (diese eine Gesellschaft) ca. 3000, in dem letzteren über 67 000 eingeborne Christen, dort betrügen ihre Tausen jährlich unter 600, hier über 3000. Welche thörichte Rechnung! Die Pandschabmission der Church Miss. Soc. ist — abgesehen davon, daß der Acker hier härter ist als in Tinnewelly — verhältnismäßig neu und hat darum noch eine kleine Christenzahl, welche wenige eingeborne Arbeiter stellt und geringe Beiträge zur Selbstunterhaltung leistet, braucht aber einen großen Stab europäischer Arbeiter. Die Tinnewellymission ist verhältnismäßig alt, hat daher schon große Gemeinden, die viel zu ihrer Selbstunterhaltung beitragen und schon so viele eingeborne Arbeiter stellen, daß die Europäer auf eine geringe Zahl haben reduziert werden können. Aber es gab eine Zeit, da kostete die Tinnewellymission verhältnismäßig ebensoviel, wie jetzt die Pandschabmission, nämlich als sie sich noch in ihren Anfängen befand und das Christentum noch nicht wurzelhaft geworden war im Lande.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Mittlerweile hat Taylor in der Novembernummer der Fortn. Review einen neuen ausschließlich gegen die Church Miss. Soc. gerichteten Artikel veröffentlicht unter der Überschrift: *Missionary Finance*. In diesem Artikel berechnet er u. a., was ein europäischer Missionar kostet, indem er die Zahl der Missionare in die Summe der Jahresausgabe der Gesellschaft dividiert, der er angehört. So bringt der rechenkundige Kanonikus heraus, daß der Church Miss. Soc. jeder Missionar 18—20 000 Mark koste; und es sollte mich sehr wundern, wenn die ultramontane Presse nicht auch diese lächerliche Berechnung nachdruckte, unter ruhmrediger Hinweisung darauf, daß in ihrer Mission ein Missionar jährlich höchstens einige hundert, ja oft noch nicht 100 Mark koste (vergl. die quellenmäßige Widerlegung dieser heuchlerischen Prahlerei mit ihrer apostolischen Armut in meiner „Protest. Beleuchtung“ 62—64 und 316—331). Wahrlich, hier möchte man dem Herrn Kanonikus zurufen: „Deine große Rechenkunst macht dich rasend.“ Selbstverständlich hat eine Missionsgesellschaft noch andre Ausgaben, als die Gehälter der europäischen Missionare. So kosten doch, der heimatlichen Anstalten, der Reisen, Frachten, Verluste u. s. w. ganz zu geschweigen, die Stationsbauten, Schulanstalten, literarischen Arbeiten, eingebornen Lehrer und Prediger viel Geld, auch dann noch, wenn die eingebornen

Nur noch ein Gleichnis und damit wäre die Sache erledigt. Auf jedem größeren Landgute giebt es verschiedenen Boden: guten, weniger guten und schlechten. Nun verwendet aber ein intelligenter Landwirt auch auf die Melioration des weniger guten und des schlechten Bodens viel Arbeit und Geld, was sich oft erst nach Jahren und nicht immer in der erwarteten Weise rentiert. Was sagen Sie nun, Herr Kanonikus, wenn

Christen schon bedeutende Beiträge zu ihrer Selbstunterhaltung leisten. Der Church Miss. Soc. kosteten z. B. 1887 die Riger-, Bombay- und Mid-China-Mission jede zwischen 120—140 000 M. Die erste hat aber nur 2, die zweite 14, die dritte 19 europäische Missionare. Es ist geradezu unsinnig, zu rechnen: also in der Rigermission kostet jährlich ein Missionar 60 000, in der Bombay-Mission 10 000, in der China-Mission 7000 M. Die Kosten berechnen sich danach, wieviel eingeborne Missionare, Schulen, Kirchen, Stationen u. s. w. in jeder dieser Missionen vorhanden sind. In der Rigermission z. B. giebt es auf 13 Stationen 25 eingeborne Missionare (11 ordinierte und 14 nicht ordinierte, außerdem 8 weibliche) und 14 Schulen, auch ein eignes Missionschiff. Der Gesamtbeitrag der eingebornen 3189 Christen belief sich auf ca. 10 000 M., eine Summe, welche schwerlich hinreicht, um allein die Reisekosten zu bestreiten oder die Kirchbauten. Übrigens erhalten in der Church Miss. Soc. die Missionare keine fixen Gehälter (salaries), sondern eine Art Kostgeld, Erstattungen für ihre wirklichen Ausgaben (allowances), die in den verschiedenen Missionen verschieden bemessen sind, je nachdem der Aufenthalt verschieden teuer ist. Auch richtet sich die verschiedene Höhe danach, ob ein Missionar verheiratet ist, viel oder wenige Kinder hat u. dergl. Möglicherweise stellen sich in der einen und andern englischen und amerikanischen Missionsgesellschaft (aber sicherlich in keiner deutschen!) diese allowances etwas hoch; jedenfalls ist das aber eine thörichte Rechnung, mit z. B. 50 Missionaren in eine Jahresausgabe von 300 000 M. zu dividieren und zu sagen: ein Missionar kostet 6000 M.

Auf die übrigen teils kleinlichen, teils auf grober Unkenntnis beruhenden, teils lächerlichen, teils boshaften Rechnungen Taylors in dem Artikel: *Missionary Finance* lassen wir uns nicht weiter ein, da sie zu speziell die Church Miss. Soc. angehen. Die Erwiderung ist bereits von berufener Seite erfolgt (Int. 1888, 745 ff.) und zwar in einer für den Kanonikus geradezu vernichtenden Weise. Man darf schon begierig sein, ob er jetzt seine Niederlage eingesteht. Bis dahin hat er gethan, als ob noch kein Mensch seine Zahlen als falsch erwiesen hätte. Ja seine — etwa in der Schule der Ultramontanen gelernte? — naive Dreistigkeit ist so weit gegangen, daß er den Sir W. Hunter, welcher wegen seiner Plunferei mit den indischen Zahlen ihm eine so herbe Lektion erteilt hat (Aug. Miss.-Ztschr. 1888, 578), in der Oktober-Nummer der Fortn. Rev. als den most competent of experts bezeichnet, trotzdem aber nicht eingesteht, daß derselbe ihm seine Zahlen als falsch nachgewiesen hat, ja daß er ihn sogar an derselben Stelle in der krassesten Weise falsch citiert. Sir Hunter hatte nämlich von 50 Millionen of low caste or original tribes in Indien geredet, welche nach seiner Meinung das nächste fruchtbare Feld der indischen Mission bildeten, und Taylor citiert: half a million; Notabene in Buchstaben, so daß von einem Druckfehler keine Rede sein kann. Sapienti sat!



ein Revisor der Jahresrechnung eines Gutsbesizers den reichlichen Ertrag, den das viele gute Land gebracht hat, ganz unberücksichtigt ließe und nur zusammenstellte, was die Bewirtschaftung und Melioration des dürftigen Bodens gekostet und den geringen Ertrag, den er geliefert; und dann einen Aufsatz schriebe über „den großen Mißerfolg der Landwirtschaft“? Gerade so haben Sie es mit der Mission gemacht. Und diese hat es doch mit unsterblichen Menschenseelen zu thun, von denen jede einzelne einen Wert hat bei Gott im Himmel, der den Wert der ganzen Welt übersteigt!

Wir werden dem Taylor'schen Angriffe noch einen zweiten Artikel widmen: „Eine ungerechte Kritik“ und dann diesen Gegenstand verlassen, hoffentlich mit dem Erfolge, daß wir ähnliche Einwürfe nicht so bald wieder zu beantworten haben werden.

## Was hat die gegenwärtige Mission für die Geographie geleistet?

Von P. C. Wallroth.

„Die Geschichte der Heidenmission umfaßt einen wesentlichen Teil der Geschichte der geographischen Entdeckungen und der völkerkundigen Forschungen.“

Ausland 1882, S. 240.

Bei der unleugbaren engen Verbindung zwischen Mission und Geographie ist die eine Seite, nämlich was die Geographie der Mission leistet, öfters berührt und erörtert, weniger aber die andere: die Handreichung der Mission für die Erdkunde. Allerdings hat Joh. Baumgarten recht, wenn er schreibt: „Was die speciellen Leistungen der Missionare in den geographischen und ethnologischen Wissenschaften betrifft, so ist es kaum möglich, auf beschränktem Raume eine auch nur annähernd vollständige Übersicht darüber zu geben.“ Doch sei im folgenden ein Überblick gewagt, soweit ein solcher bei der sehr zerstreuten und nicht immer zugänglichen Literatur<sup>1)</sup> gewonnen werden konnte. Angegriffen ist das

<sup>1)</sup> Außer Joh. Baumgarten: Die außereuropäischen Völker. Rassel 1885. (Seite 36) dienen als Quellen vorzugsweise: Petermanns geograph. Mitteilungen, (wegen Raumerparnis P. g. M. abgekürzt mit Weglassung von 1800); Globus. Bd. 6. 8. 11. 30—52. Ausland 1880—1887. Aus allen Weltteilen Bd. 10—16. Mitteilungen der geographischen Gesellschaft zu Jena Bd. 1—6. Fr. Embacher: Lexikon der Reisen und Entdeckungen. Leipzig 1882, ein fleißig gesammeltes, inhalts-

Missionswerk von verschiedenen Seiten, auch von Geographen, Entdeckern und erdkundlichen Zeitschriften, aber auch anerkannt. Dies letztere sei hier betont. Nicht um hartnäckige Missionsfeinde zu besiegen — das ist schwer möglich — sondern um theils Bekanntes zusammenzustellen, theils Unbekanntes heranzuziehen, verdiente Namen der Vergessenheit zu entreißen, Missionsfreunden allerlei Beweise zu geben, vor allem aber Wahres als wahr hinzustellen, wird hier die Feder ergriffen.

D. Warneke hat in seinem Buche: Die gegenseitigen Beziehungen zwischen moderner Mission und Kultur auf S. 22 f., 204, 326 Dr. Gerland, die Kölnische Zeitung, Pechuel-Loesche, Ostf. Pechel, Dr. Petermann als Anerkenner der geographischen Bedeutung der Missionare angeführt; desgleichen hat Zöckler in der Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft II, 334 f. und in seinem Aufsatz: Mission und Wissenschaft die Missionare als Pioniere geographischer Wissenschaft hingestellt; ferner behaupteten ähnliches Hübbe-Schleiden, Darwin u. a. m.<sup>1)</sup> Selbst der Globus, ein besonders in den Bänden 1—48 sicherlich unanfechtbarer Missionsfeind, gesteht Bd. 37, S. 46 ein: „Wenn es sich darum handelt, den Missionaren für das von ihnen gethane Werk Dank abzustatten, haben die Geographen und Ethnographen alle Ursache, sich in erster Linie unter den Dankenden einzustellen.“ Und das Ausland meint 1883, S. 759: daß ohne geographische Sachkenntnis die stille über den großen Tagesereignissen so häufig übersehene Pionierarbeit der Missionare nie voll gewürdigt werden könne. Sehr anzuerkennen sind die Urtheile über die Missionsgeographie in Petermanns geographischen Mittheilungen, deren Jahrgänge man nur mit Dank wieder aus der Hand legt. Sie sind es gewesen, welche von Anfang an die geographischen Arbeiten der Missionare eingehend besprachen und verwerteten, in den Monatsberichten mancherlei aus den Missionschriften brachten, bis Pfr. G. Kurze in den Mittheilungen der geographischen Gesellschaft zu Jena, als einem Sammelwerk der Missionsgeographie, die erstere Zeitschrift in dieser Hinsicht ablöste. Wiederholt haben Peter-

reiches Buch, welches aber viele Missionare übergeht; Burkhart-Grundemann. Kleine Missions-Bibliothek. Bielefeld-Leipzig 1876 f. 4 Bde. Thom. Laurie: The Ely Volume or the Contributions of our Foreign Missions to Science and Human Well Being. Boston 1881 und viele andere unten angeführte Werke, Zeitschriften, Missionsberichte. — Frank S. Dobbins: A Foreign Missionary Manual, geographical, synoptical, statistical and bibliographical. Philadelphia 1881 ist ein fleißig gesammelter Katalog.

<sup>1)</sup> A. M.-Z. 1880, 352. 1877, 6 f. 1881, 396. 1883, 178 f. 1876, 326 f. 1887, 527 (Frick) 1875, 175 (Kalfar) Ev. Miss.-Mag. 1867, 493.

manns geographische Mitteilungen den Vorzug des Missionars vor dem geographisch Reisenden anerkannt, da der Glaubensbote durch den längeren Aufenthalt, die Sprachkenntnis u. s. w. notwendig klarer und zuverlässiger Land und Leute beurteilen kann, als ein dort vorübergehend weilender Forscher.<sup>1)</sup>

Andrerseits gab es in einer glaubensarmen Zeit Professoren, welche an die Mußestunden der Missionare sonderbare Anforderungen stellten und über alle möglichen naturwissenschaftlichen Fragen sich Antwort erbaten; deshalb warnt Missionsinspektor F. W. Zahn mit Recht vor einer solchen falschen Auffassung des Missionsberufes.<sup>2)</sup> Aber wenn der später so bekannte Alexander Merensky bei Kapunas Kraal 1860 um Lenzens Naturgeschichte bittet, weil es ihm ohne Kommentar schwer wäre, alle Tage in das aufgeschlagene Buch Gottes um sich her zu sehen, wenn die zweite Umschlagseite eines jeden Heftes der Petermanns-Mitteilungen seit 1885 nicht nur Geographen von Fach, sondern neben Konsuln, Kaufleuten, Marineoffizieren auch die Missionare um Berichte, Zeichnungen u. a. bittet, wenn in der Allgem. Missions-Zeitschrift 1878, 477 für ein neues ethnologisches Unternehmen die Hilfe der Missionare erbeten wird und Prof. Ratzel für seine Völkerkunde in dieser selben Zeitschrift 1882, 144 gleichfalls derartiges wünscht, so ist das ein ehrendes, anerkennendes Zeichen für die Missionare.<sup>3)</sup>

Des Herrn Wort: „Gehet hin in alle Welt“ macht den Glaubenssendling eben zu einem Reisenden und terra Domini est. Naturgemäß haben die Missionsgesellschaften selbst die erdkundlichen Arbeiten ihrer Missionare schon im Interesse der Missionsfreunde benutzt und den Lesern der Missionszeitschriften durch Herstellung von Missionsatlanten die fernen Gegenden nahe gerückt; in diesen Atlanten sind eben die geographischen Arbeiten der Sendboten niedergelegt. So entstand der Baseler Missions-Atlas nach Angaben der Missionare Kocher, Plessing, G. Rieß, Albrecht, Weigle, Dr. Gundert, Sechler und Winnes durch J. Josenhans und R. Groß bearbeitet und brachte „einiges nicht allgemein bekanntes

<sup>1)</sup> P. g. M. 83, 232. 57, 223. 70, 310. 83, 271. 86, 89. Ergänzungsheft 24 (1868) Vorwort.

<sup>2)</sup> A. M.-Z. 1877, 542. Näheres auch im Ev. luther. Missionsblatt (Leipzig) 1869, 346 f. (Johns Conchyliensammlung, Rottlers botanische Mitteilungen.)

<sup>3)</sup> Merensky in Berliner Missionsberichten 1861, 29; über die Einschränkung und richtige Begrenzung solcher Nebenarbeit der Missionare vgl. A. M.-Z. 1886, 294. — Die Missionsnachrichten der Ostindischen Missionsanstalt zu Halle 1871, Jahrg. 23, 1—30 enthalten einen Aufsatz: Die Mission und die geographische Wissenschaft; Ausland 1884, 263 f.



geographisches Material“. Ferner der Church Missionary Atlas von 1857 (5. Ausgabe 1873, siebente 1887); und der schon 1853 von Missionsinspektor Wallmann herausgegebene Rheinische Missionsatlas, welcher zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Gesellschaft 1878 neu herauskam und nicht nur in Missionskreisen Beachtung verdient.<sup>1)</sup> Lukas Lindners Rärtchen und Statistik vom Missionsgebiet der Brüdergemeinde (1852, englisch 1853) fand in Levin Reichels Missionsatlas eine ausgezeichnete Vervollkommenung und auch die kleinen acht Berliner Missionskarten fanden 1862 Beifall.<sup>2)</sup> Alle genannten Missionsatlanten wurden nebst vielem anderen in **R. Grundemanns Allgemeinen Missionsatlas** 1867—1870, (Gotha, Justus Perthes) zusammengefaßt; ein Werk jahrelangen Fleißes, nicht nur bei den Missionsgesellschaften,<sup>3)</sup> sondern von den Fachgelehrten sehr anerkannt, „über dessen Vortrefflichkeit nur eine Stimme herrscht“ (Globus 37, 46. 40, 288).<sup>4)</sup> Dieser Atlas beruht hauptsächlich auf den in hunderten von Jahrgängen der verschiedenen Missionsgesellschaften verborgenen Mittheilungen vieler Missionare.

Gehen wir nun zu den einzelnen Ländern über, um an Ort und Stelle die Verdienste der Glaubensboten um die Geographie darzustellen.

## I. Asien.

### 1. Inner- und Ostasien.

Auf den Wegen der alten katholischen Missionare<sup>5)</sup> folgten andere Glaubensgenossen: vor allen der Abbé Desgodins, welcher 1877 und

<sup>1)</sup> P. g. M. 58, 128. 67, 106. 58. 218. 78, 401 (!). Zenaer geogr. Mit. I, (1882) S. 62. Aus allen Weltt. 10, 285. N. M.-Z. 1879, 45 f. 1882, 399. 88, 396.

<sup>2)</sup> Ev. Miss.-Mag. 1861, 328. P. g. M. 61, 248. 67, 106. 22.

<sup>3)</sup> J. B. auch Ev. luther. Miss.-Bl. 1867, 240. Rheinische Miss.-Ber. 1867, 65. 70, 380. 72, 195. Berl. Miss.-Ber. 1867, 45. 288. N. M.-Z. 1874, 464.

<sup>4)</sup> P. g. M. 65, 391. 71, 80; 67, 22. 209 erweist die Gründlichkeit der Arbeit; vgl. auch das Vorwort des Atlas S. III.

<sup>5)</sup> Erinnert sei an: die Franziskaner Giovanni de Piano Carpini, welcher 1246 nach Karakorum in der Mongolei reiste, Ruysbroef (Rubruquis) 1253, Johannes de Montecorvino 1291, welcher 1328 hochbetagt als Erzbischof in Kumbalu (Peking) starb, Oderico de Pordenone (Portu Raonis), der als Franziskanermönch 1316 über Konstantinopel nach Ormus, Sumatra, Groß-Java (Borneo?), Südchina, Peking zurück durch die Wüste Gobi gelangte; Minoritenpriester Johannes Marignola 1339 über Samarkand nach Peking, (vgl. auch Globus 51, 123. Neander, Kirchengeschichte V, 1. S. 95—103. Oskar Peschel: Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde 1877, S. 157 ff. Ausland 81, 481. 738.) Von den späteren Katholiken wären zu nennen: die Jesuiten Antonio Andrada 1624, Grüber, Alexander de Rhodes 1622—1649 (vgl. H. Hahn, Geschichte der kath. Mission. Köln 1858. II, 10. P. g. M. 85, 146 f.). Desideri 1714 nach Chassa, Missionar Freyre (Ausland 81, 738. Kalfar in beiden

folgende Jahre in Tibet und dem angrenzenden China vielfach herumreiste, vieles erforschte, veröffentlichte und zwar „fleißig und gewissenhaft“; der genaueste Kenner der osttibetischen Gebiete, auch in der Irawaddi-Sanpofrage Hinterindiens erfahren, berühmt durch: *La mission du Tibet de 1855 à 1870*. Paris 1872, sowie durch andere Schriften.<sup>1)</sup> Neben ihm arbeiteten auch geographisch thätig Thomine Desmazures und Durand im oberen Irawaddy- (oder Kutsefang)-Gebiet und den tibetisch-chinesisch-barmanischen Grenzländern, sowie die andern Franzosen: Erid, Bourry, Renou nebst Abbé Dubernaude; in Osttibet Dejean, in der Mongolei am Barkul-See u. s. w. Konst. de Deken.<sup>2)</sup>

Über die Mongolei enthält auch Hamers Reise von Kalgan nach Tantscheu-fu, reichhaltiger des Londoner Missionars J. Gilmour Werk: *Among the Mongols* allerlei Beachtenswerthes und Neues.<sup>3)</sup> Der schottische Bibelmissionar A. Williamson gab durch seine „Reisen in Nordchina, Mandschurei, Ostmongolei“ und andere Mittheilungen, da er seit 1864 die Mandschurei mannigfach durchkreuzt und kennen gelernt hatte, wichtige Bemerkungen bezüglich des Bodens, Klimas, der Tier- und Pflanzenwelt, Bewohner, Erzeugnisse und auf einer Karte besonders betreffs der Gebirge wirklich Gediegenes.<sup>4)</sup> Der Agent der Londoner Traktatgesellschaft, Dr. Henry Sanson ist vor einigen Jahren oft genannt worden; sein Buch „Durch Sibirien“ 1879 hat wegen der großen Vollständigkeit und des trefflichen Inhalts, der unparteiischen Schilderung der Strafanstalten, Verbannten-Verhältnisse und das andere *A journey*

Ausgaben seiner kathol. Missionsgeschichte); Orazio della Penna (Globus 6, 104 f.) 1732 f.; die Jesuitenmissionare in China, deren topographischen Aufnahmen der erste Atlas des chinesischen Reiches zu danken ist; P. g. M. 61, Tafel 5 und 6, 73, 259. 76, 4 f. 82, 222. 83, 193. 85, 64. 87, 317. Ausland 1885, 642. Dsk. Peschel: Geschichte der Erdkunde, München 1865. Seite X und 314; J. B. Ricci, Martini 1650, in Turkistan 1760 Hallerstein, d'Espinha, d'Arocha (P. g. M. 76, 5).

<sup>1)</sup> P. g. M. 82, 217. 223; vgl. 1863, 197. 70, 117. 309. 72, 238. 73, 153. 394. 74, 157. 76, 110. 77, 113. 280. 79, 465. 80, 17. 163 f. 81, 198. 82, 158. 217. 222. 226. 85, 2. 3. 119. 86, 28. 158. 87, 285. 375. Ausland 1881, 739. 82, 657. Kathol. Missionen 87, 26. Regel: Völkerkunde 1888. Bd. III. 338. 340. 344. 373.

<sup>2)</sup> P. g. M. 62, 198. 355. 63, 197. 73, 157. 82, 223 f. 87, 285. 83, 397. Kath. Mission 1885, 33 f. 54 f.

<sup>3)</sup> Kathol. Miss. 80, 19 f. 59 f. P. g. M. 83, 397. Ev. Miss.-Mag. 1884, 511.

<sup>4)</sup> London 1870. 2 Bde. Vgl. Ev. Miss.-Mag. 1871, 128. Notes on Manchuria mit Karte P. g. M. 70, 311. 69, 109. Regel: Völkerkunde III, 356. 533. 560. 566 f. 575. Williamson bewies 1866 die Echtheit der von Jesuiten kopierten berühmten christlichen Inschrift zu Singansu in Schensi vom Jahre 782.

in Russian Central Asia includ. Kulja, Bokhara and Khiwa 1883 durch die Schilderung weiter ausgedehnter Länderstrecken wissenschaftliche Anerkennung gefunden.<sup>1)</sup> Das Grenzgebiet zwischen China und Korea beschreiben die englischen Missionare J. Webster und Roß, welche es im Dezember 1884 bereisten.<sup>2)</sup> Des Katholiken Ch. Dallet *Histoire de l'église de Corée etc.* Paris 1874 ist ein „Hauptquellwerk über die Geographie von Korea geworden“. Briefliche Bemerkungen katholischer Missionare sind hier geschildert zusammengestellt und manches Charakteristische eingeflochten.<sup>3)</sup>

Hinsichtlich Japans ist die Schrift des Katholiken Mermet de Cachon über die Ainos (Paris 1863) und L. Furets Schilderungen aus der Tatarei und den japanischen Inseln zu erwähnen,<sup>4)</sup> mehr noch bieten die Berichte der amerikanischen Sendboten J. R. Worcester, A. D. Treat und Dr. Wells Williams.<sup>5)</sup>

Bekannter und inhaltsreicher sind die Arbeiten des Bostoner Missionars Dr. S. W. Williams über China, „The Middle Kingdom“ New York. 2 Bde. 1848, A Chinese Commercial Guide, Hongkong 1863 und The Anglo-Chinese Calendar 1847—1855, sowie die meteorologischen Beobachtungen in Kanton und Makao. Auch Dan. Broomans Karte von Kanton 1860 Just. Doolittles Social life of the Chinese New York 1865. 2 Bde., Holcombes Darstellungen sind hierher zu rechnen. Über einzelne Städte der Provinz Fu-kien gaben Cunnings und Baldwin 1855 im Bostoner Mission. Herald allerlei Neues, welches auch in geographischen Fachschriften Verwertung fand.<sup>6)</sup> — Unter den Baseler Missionaren hat Rud. Lechler über die Insel Hong-

<sup>1)</sup> P. g. M. 83, 33. 434 f. 85, 476. Kenaer geogr. Mitt. IV, 122. Globus 49, 47. N. M.-Z. 1883, 141 f. 441 f.

<sup>2)</sup> N. M.-Z. 1885, 579. 88, 293. P. g. M. 86, 91. 160. Manchuria, Journey to the Corean valleys.

<sup>3)</sup> P. g. M. 75, 113. 77, 114. 78, 102. 86, 160, später erschien in Lyon seitens der katholischen Mission eine Karte Koreas; Ridel übersetzte eine einheimische und gab Zuthaten; über Regis und Verbiest 1682 vgl. Ritter. Asien IV, 2, 3. S. 575. über den evangelischen J. Wolf, P. g. M. 85, 368; Marinepfarrers Cramer anspruchlose, damals wertvolle Bemerkungen über diese Halbinsel seien angedeutet P. g. M. 74, 157.

<sup>4)</sup> P. g. M. 64, 158. 57, 356 f. M. Lestevuide 84, 359. Archimandrit Anatoly über Pflanzengeographie Glob. 53, 223 f. Marin's Fußreise in Japan. Kathol. Mission 1874, 141 f. 163 f.

<sup>5)</sup> Ch. Vol. S. 23 ff. über Siufiu und Sakodati, Missionary Her. 64, 35 f.

<sup>6)</sup> Ch. Vol. 32 f. 491. 494. 37. 117 f. Chines Repository 1, 491. Miss. Herald 75, 199. Globus 46, 281. P. g. M. 57, 439 (vgl. 77, 114).



long Interessantes veröffentlicht, ebenso über chinesische Religion, Anthropologie, Chinas Verhältnis zur europäischen Kultur; auch Karte Nr. 10 des Baseler Missionsatlases, Provinz Kanton 1858, ist von seiner Hand. Alle seine reichen Erfahrungen des dortigen Aufenthalts faßte er in den volkstümlichen und anziehenden „Acht Vorträgen über China“ Basel 1861 zusammen; Chinas Geschichte, Religion, Anthropologie, Sprache und Literatur, Unterrichtswesen, Staatslehre, Volks- und Familienleben, Mission werden als echt geistreich gezeichnete Bilder dem Leser vor Augen geführt, das Werk eines chinesischen Deutschen.<sup>1)</sup> Lehlers früh verstorbenen Mitarbeiter Hamberg berichtete über chinesische Feste und Feierzeit und Phil. Winnes übers Sacka-Land in der Provinz Kanton, sowie den Sinon-Kreis dieser Provinz, Nr. 11 des Baseler Atlases.<sup>2)</sup> Auch Lörchers große Wandkarte der Provinz Kanton auf präpariertem Baumwollentoff, sechs Fuß lang, fünf Fuß breit, mit einem sehr genau gezeichneten Gebirgs- und Flußsystem hat verdiente Beachtung gefunden.

Mannigfache Bereicherung unseres geographischen Wissens über China ist der großen China Inland Mission zu verdanken, welche eben die innern Provinzen aufzuschließen half. Die weit ausgedehnten Reisen dieser Sendboten durch sämtliche Provinzen des westlichen Chinas, namentlich Kan-su, Schensi, Schansi, das westliche Sz-tschuen, Hu-nan, Ho-nan, Kwangsi, Kweitshau, Yün-nan, immer im engsten Geistesaustausch mit dem Volk, haben die Aufmerksamkeit der Fachmänner auf sich gelenkt. Besonders die Reisen des J. H. Riley und Bibelmissionars Mollmann (1879 Juli), welche den höchsten Berg der Provinz Sz-tschuen, den Ngo-mi-schan und die Grenzen des Kolo-Landes besuchten; die Reise des George King durchs Gebirgsland zwischen Tschungking in Sz-tschuen und Tsin-tschau-fu, der südlichsten Präfektur Kansu; G. F. Castons Reise, welcher von seiner Station Tsin-tschou am oberen Weiho westwärts durch schwach bewohntes Land nach Tao-tschou und Si-ning-fu ging, wo er mit Graf Széchényi zusammentraf, sind berühmt. J. MacCarthy reiste 1877 quer durch China nach Barma, wo er über Yün-nan kommend, in Bhamo eintraf; ähnlich der Missionar Cameron durchs wilde Gebirgsland nach Bhamo und umgekehrt drangen 1880—1881 von Bhamo am Irawaddi Henry Soltau und J. W. Stevenson übers Grenzgebirge glücklich nach Talifu in der Provinz Yün-nan und über Yünnanfu, Tung-

<sup>1)</sup> Ev. Miss.-Mag. 1859, 155—169. 491 nebst Karte. 170—182. 1853. III, 80—103. 1888, 110. P. g. M. 61, 165.

<sup>2)</sup> Ev. Miss.-Mag. 1853. III, 69 f. 1854, I. 146 f. 1859, 182—187. 1854, IV, 127—146. 1857, 145. 1879, 360. P. g. M. 58, 10. 128. 77, 350.

schuen, Tschautung und Tschong am Jan-tsekiang vor; diese bisher von keinem vollführte That gilt daher als etwas Außerordentliches.<sup>1)</sup> Die Miao-tse, Gebirgsbewohner zwischen der Provinz Kweichau und Yün-nan sind von Brounson in Kweichang-fu beschrieben worden (Ausland 1882, 518 f. Globus 39, 318).

Die Missionare Beach und Bonney machten im April und Mai 1861 eine interessante Forschungsreise von Kanton und Hu-nan nach dem Tungting-See, sodann den Jan-tsekiang hinab nach Schanghai; Cardwell 1871 eine topographisch wichtige Bootfahrt nach Mittelhina vom Kiukiang über den Poyang-See nach Nantschang und Futschau, John Chalmers und Hawk Mai 1862 auf dem Ostfluß oder Tong-Kiang in der Provinz Kanton mit einem für damalige Kenntnisse guten Erfolg; bildete doch der Reisebericht die wichtigste geographische Beschreibung dieses Flusses.<sup>2)</sup> — Unter den vielen fesselnden Berichten des Church Missionary Intelligencer seien hier nur genannt: Die Opiumfrage, Review of Affairs on the Chinese Coast, Eintrocknen der Flüsse, Beschreibung von Futschau und Umgegend, L. S. Flemings Tagebuch.<sup>3)</sup> Jos. Edkins beschrieb 1857 seine auf fast unbekannten Wegen ausgeführte Reise von Schanghai über Hangtschau nach Ningpo und 1861 die alten Mündungen des Jan-tsekiang, indem er alten chinesischen Berichten folgte und 4000-jährige Kunde und Berichte zusammenstellte, und 1871 die Miantse-Stämme.<sup>4)</sup> Bekannt ist sein Name durch die geographische Darstellung der chinesischen Mundarten geworden, welche auf seine und E. J. Eitels Arbeiten fußend Dr. Grundemann 1869 herausgab; Eitel selbst veröffentlichte eine wertvolle Abhandlung über die Haffas und „the fabulous source of the Hoang-ho“. <sup>5)</sup>

Große Verdienste um Chinas Kunde erwarb sich der Pommeraner Karl Friedrich August Gütlaff, zuerst Jänikes Schüler, holländischer Missionar in Rotterdam, darauf in Siam, 1831 für viele Abendländer der Pförtner des himmlischen Reiches. Als Dolmetscher auf englischen Schiffen unter größter Lebensgefahr nur die Küstenstädte von Makao aus

<sup>1)</sup> P. g. M. 80, 155. 78, 39. 83, 22 und Taf. 1. 81, 275. 82, 222. 83, 23. Glob. 39, 383. Embacher S. 364<sup>a</sup>. Ausland 1882, 55—57.

<sup>2)</sup> P. g. M. 61, 414. 72, 237. 73, 153. 62, 161—164. 67, 316. 83, 23. The Origin of the Chinese etc. N. M.-J. 1880, 540. Zur Skizze des Nordflusses von F. C. Nevin, vgl. P. g. M. 73, 258.

<sup>3)</sup> P. g. M. 57, 221. 356 f. 434. 439. 61, 325.

<sup>4)</sup> P. g. M. 58, 74. 435. 437. 61, 165. 71, 158. Über Ningpo berichtet im Ausland 1880, 293 f. ein unbekannter Missionar.

<sup>5)</sup> P. g. M. 69, 366—368 und Taf. 17. 73, 154. N. M.-J. 1880 Bbl. S. 33.

besuchend, hat er viel über China meist in chinesischer oder englischer Sprache geschrieben, z. B. *China opened* (1838. 2 Bde.), *Mission in China* 1850, *The Life of Tao-Kuang* 1851, deutsch 1852 und das große Reiseswerk: *Journal of three voyages along the coast of China* in 1831—1833 (deutsch 1835). Diese Tagebücher erschienen zuerst in der gelehrten zu Kanton von Dr. Morrison in Monatsheften herausgegebenen Zeitschrift: *Canton Register* und wurden später durch Missionar W. Ellis mit Zusätzen veröffentlicht. Die erste Reise berührte und schilderte die Insel Hainan, Formosa, die große Seeküste Chinas, Tientsin am Petschili-Golf, dann zurückgehend Makao. Die zweite Reise führte nach Amoy, Formosa, Ningpo, Schanghai, Korea, wo Güglaff volle Abgeschlossenheit und Abweisung fand, dann nach den Liu-kiu-Inseln und zurück nach Makao. Beide Reiseberichte enthalten viele Schilderungen der Länder, Bewohner u. s. w. (Auszug im *Ev. Miss.-Mag.* 1835, 1—328).

Die chinesische Geomantie oder Fung Schui fand in Missionars Hubrig Vortrag vor der Anthropologischen Gesellschaft zu Berlin eine gewandte Darstellung.<sup>1)</sup> Amoy und Umgegend ist von dem reformierten amerikanischen L. W. Rip auf Grund seines jahrelangen Aufenthalts und gewissenhafter Vorstudien in einer Karte niedergelegt und der englische J. Legge schrieb über Kanton, Hongkong sowie den Konfucianismus und Taoismus.<sup>2)</sup> Der zuerst in rheinischen, dann englischen Missionsdiensten arbeitende W. Lobscheid ist der ungenannte Verfasser der *Topography of China and Neighbouring States* (Hongkong 1864), einer wertvollen Positionsliste des ganzen Reiches, und der Verfasser von *China in statistischer, ethnologischer, sprachlicher und religiöser Beziehung* (Hongkong 1871).<sup>3)</sup> Des Londoner Walt. Henry Medhurst Buch: *China its state and prospects* (London 1838, deutsch 1840) und Reise nach dem Tien-muh-Gebirge, seine ausgedehnten Wanderungen ins Innere des Reiches haben seine ausgezeichneten Verdienste, seine „erste Autorität“ und unbefangene Beobachtung bewiesen.<sup>4)</sup> Neben sprachlichen

<sup>1)</sup> A. M.-Z. 1880, 16—28. Vgl. F. Genähr's Bericht über denselben Gegenstand in den Rheinischen Missionsberichten 1864, 161 f.

<sup>2)</sup> Jen. g. Mitt. I, 108. P. g. M. 67, 280. 73, 395. (75, 115.) 87, Lit. 53, Nr. 227. A. M.-Z. 1880, 539.

<sup>3)</sup> P. g. M. 82, 222. 72, 474. Evidence of the affinity of the Polynesians and American Indians with the Chines (1872). Behm und Wagner: Bevölkerung der Erde I, 38 (1872). *Ev. Miss.-Mag.* 76, 302.

<sup>4)</sup> *Ev. Miss.-Mag.* 1840, 1. P. g. M. 57, 221. 58, 33. Rakel, Völkerkunde III, 546.



Studien war William C. Milne auch in der Geographie Chinas durch seine vielen Reisen, besonders durch die Überlandreise von Ningpo mitten durch Kiangsi nach dem Poyang-See und von diesen nach Kanton bedeutend. Er bahnte mit andern Gelehrten ein besseres Verständnis des chinesischen Volksgeistes an, ließ sein Urtheil nicht mit einer Kenntniss der Seestädte abgeschlossen sein und lieferte eine sorgsame Schilderung der Bodengestaltung sowie der sonstigen Landesbeschaffenheit, der Bodenbearbeitung, Erzeugnisse, Märkte u. s. w.<sup>1)</sup> — Nicht minder bekannt ist Robert Morrison, der Begründer der für Chinas Kunde außerordentlich wertvollen „Chinese Repository“, welches 1833 zu Kanton angefangen, 20 Bände umfaßte, ehe es einging. Auch seine „Memoirs, compiled by his widow“. (London 1839. 2 Bde.) enthalten wichtige Beiträge zur Kenntniss von China (P. g. M. 64, 16. Ev. Miss.-Mag. 1840, 1). Eines anderen englischen Missionars G. Smith Reise durch die damals neu geöffneten Handelsstädte Chinas ist im bündigen Auszug im Ev. Miss.-Mag. 1848, III, 1—158 nachzulesen.

Von den Rheinischen Missionaren dieses Landes wären folgende zu erwähnen: Vor allen D. theol. Ernst Faber mit seinen wertvollen Schriften: Lehrbegriff des Konfucius (Hongkong 1872); Quellen zu Konfucius (1873); Eine Staatslehre auf ethischer Grundlage oder Lehrbegriff des chinesischen Philosophen Mencius, 1873; Grundgedanken des alten chinesischen Socialismus oder die Lehre des Philosophen Wiccius 1877, Naturalismus bei den Chinesen oder die sämtlichen Werke des Philosophen Xicius 1877; Introduction to the Science of Chinese Religion (Hongkong 1879) und ein noch unbekannter Philosoph der Chinesen: Tschang Tsi. Mehr geographisch ist sein Bericht über das Lofau-Gebirge, jenseits des Ostflusses.<sup>2)</sup> Rudolf Krone lieferte fesselnde Nachrichten über die damaligen Staatsverhältnisse Chinas, bestieg 1859 mit Graves den heiligen Lofau-Berg und kannte Land und Leute „so genau wie wenige“,<sup>3)</sup> beschrieb den Ahnendienst, den Toismus und 1852 den Sinon- oder Canon-Kreis der Provinz Kanton in klarer, anschaulicher Weise. — Die Ureinwohner Miau-tze (Miaotse) wurden von Krolczyk

<sup>1)</sup> Life and opinions London 1840; Life in China London 1857. P. g. M. 57, 436. 65, 28. Ev. Miss.-Mag. 1840, 1 f.

<sup>2)</sup> A. M.-Z. 1878, 191. 1880, 285. 1882, 53. Rhein. Miss.-Ber. 77, 213. 80, 216. 66, 236—250. Ev. Miss.-Mag. 80, 175.

<sup>3)</sup> P. g. M. 58, 435. 437. 60, 277. 61, 165. 64, 283—292. 65, 29. Rhein. Miss.-Ber. 1858, 5—10. 60, 135—156. 61, 51—60. 62, 161.

und einige Sitten von einem andern Rheinischen Missionar Prijsche geschildert.<sup>1)</sup>

Auch neuere katholische Missionare haben sich um Chinas Geographie verdient gemacht: so z. B. der Jesuit Boucher durch seine Darstellungen der letzten Überschwemmungen des Hoang-ho, Chouzy durch Ausflüge in den Provinzen Kwangsi und Kweichow auf noch niemals von Europäern betretenen Gebieten, Abbé Creuze besonders durch die für Chinas Hydrographie wichtige Reise von Kweichow nach Tschangsi in Kwangai (Kathol. Miss. 1888, 81 f. P. g. M. 85, 145. 85, 23). Wichtiger ist der französische Lazaristenmissionar Armand David, bedeutend als Beobachter und Sammler für die Kunde von chinesischer Tier- und Pflanzenwelt, sowie vom Steinreich. Er ist Entdecker des Hirsches *Elaphurus davidianus* im Park der kaiserlichen Sommerresidenz; reiste später mit Erlaubnis seines Obern in ausschließlich wissenschaftlichem Zwecke durch Chinas Provinzen. Im Jahre 1871 erregten seine Sammlungen in den Räumen des Pariser Museums großes Aufsehen; seine gefährvollen Reisen 1872 und folgende, reich an wichtigen Aufzeichnungen, seine Beurteilungen der chinesischen Kultur, Gedächtnisbildung und Geistes, zusammengefaßt in das Werk: *Journal de mon troisième voyage d'exploration dans l'Empire Chinois* (Paris 1876), seine Furcht vor der Konkurrenz des „unerschöpflichen Ameisenhaufens“, alles dies giebt des Neuen nicht wenig.<sup>2)</sup> Ebenso bekannt sind die Reisen des Lazaristenmissionars Evariste Regis Huc, welche er gemeinsam mit Abbé Gabet 1844—1846 durch China, Mongolei und Tibet bis Thassa ausführte. Karl Andree hat seine *Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie etc.* deutsch bearbeitet. (Neue Ausgabe Leipzig 1867. Hausbibliothek für Länder und Völkerkunde. Band 7.) Auch die andere Reise des dort ausgewiesenen, von Thassa nach China und bis Makao unter dem Titel: *Empire chinois* geschildert, ist ebenfalls von K. Andree als „Wanderungen durch das Chinesische Reich“ bearbeitet. Beide Bücher sind lehrreich zu lesen, und bieten viel Neues; sie geleiten uns in die schwarzen Zelte der Mongolen, die Lamaklöster der Buddhisten, über das Hochgebirge Mittelasien in den Palast der tibetanischen Hauptstadt, in Gegenden, welche vorher von Europäern fast nie besucht wurden. Während wir gern mit K. Andree dem Missionar Huc „einen wahrhaften Herois-

<sup>1)</sup> Rhein. Miss.-Ber. 1852, 353—368. 1854, 49—57. 55, 241 f. 57, 102 f. 59, 120 f. 333 f. 61, 53 f.

<sup>2)</sup> P. g. M. 66, 354. 72, 237. 75, 113. 76, 110. 358, besonders 29—33. Behm und Wagner I, 38 f. Nagel, Völkerkunde III, 58, 57, 605. Embacher 92 f. 363.

mus zuschreiben“ und sein mildes Urtheil, seine billige Denkart anerkennen, macht er aber nicht „unter allen Umständen den Eindruck eines wahrhaften Mannes“. Wir schweigen von den verächtlichen Seitenblicken auf die evangelischen Missionare in China, geben aber einem chinesischen Missionar recht, daß Huc vieles fast theatralisch und in gewollter Form allerdings anziehend darstelle. Da Huc und Gabet auf ihren Reisen der Sicherheit wegen und um nicht das Geschick des Engländers Moorcroft zu haben, unterwegs sich keine Aufzeichnungen und Karten gemacht hatten, so stellten sie ihre Berichte fast ausschließlich nach der Erinnerung zusammen; auch führten sie keine Karten und Instrumente mit sich, nur ein Vergrößerungsglas und eine französische Übersichtskarte Asiens. Folglich muß ihren Berichten über Tibet Bestimmtheit und Genauigkeit abgehen. Andererseits hat R. v. Neumann im Ausland 1881, 461 durchaus unrecht, wenn er kühn behauptet, daß der große neue russische Asienforscher Przschewalski die Missionare Huc und Gabet schon nach seiner ersten Reise als Schwindler entlarvt und ihre Anwesenheit in Thassa als erlogen bewiesen habe. Das ist nicht wahr! Dr. D. Feistmantel in Kalkutta hat dies mit vollem Rechte zurückgewiesen und sich auf Männer wie Sir J. Davis, Colonel Yule und H. T. Prinsep berufen. Zugegeben muß hingegen werden, daß die Reise Hucs und seines Begleiters für den mittleren Lauf des Yan-tsekiang von Tschung-king bis King-tschu gleich dem Berichte des portugiesischen Paters Gabriel de Magaillans (1642) an genauer Kenntnis wenig Neues bietet, und daß die Beschreibung des Weges von Thassa über Tsiando und Batang äußerst dürftig ist. Dies erklärt sich leicht, denn Huc gesteht selbst zu (durch die Mongolei nach Tibet S. 315), daß er einen chinesischen Wegweiser (wir würden sagen Bäderer) vom Friedensstifter Ly Kuo Ngan bei der Abreise vom Thassa erhielt, welcher die Straße von Tschung-tu, der Hauptstadt der Provinz Sz-tschuen, nach Thassa beschreibt. Dies nach Hucs Urtheil genaue und zuverlässige Buch hat er zur Beschreibung seiner Rückreise stark benutzt; es ist aber 1786 abgefaßt, wenn es auch als gute Quelle für Kunde der osttibetischen Provinzen Wei und Kham gerühmt wird. Bemerkt sei noch, daß Huc ganz gewissenhaft die jedesmalige Benutzung dieses chinesischen Reisebuches anmerkt.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Huc's und Gabet's Reisen sind in mehreren Sprachen übersetzt und haben durch den Herrnhuter Missionar H. N. Jäschke hinsichtlich der tibetischen Wörter und Namen Erläuterung erfahren. Ev. Miss.-Mag. 1857, 448. Globus 6, 106. Ausland 1881, 739. P. g. M. 61, 44. 411. 82, 224 f. 85, 5. 71, 158 f. (Ausland 1847, 262 f. 1848, 183 f. war mir nicht zur Hand.)



Die große chinesische, kürzlich arg bezweifelte Mauer, fand auch in dem Katholiken und lange in China arbeitenden Missionar Parrieu einen Angreifer. Eine aus Quadersteinen erbaute Mauer habe niemals bestanden; statt ihrer nur eine Reihe von Wachttürmen, 300—400 m von einander entfernt, ohne dazwischen befindliche Verbindung.<sup>1)</sup> Wenn auch nicht sehr wissenschaftlich, so doch gründlich in der Kenntnis von Volk und Land ist Charles Pitons *La Chine, sa religion, ses moeurs.*<sup>2)</sup> — Nach Kalkars Urteil (1867, S. 48) beschäftigt sich die russisch-orthodoxe „Geistliche Mission“ zu Peking nicht eigentlich mit Mission, sondern neben der geistlichen Versorgung der Nachkommen jener russischen Gefangenen mit Sprachstudien und geographischen Arbeiten. Unter den Mönchen ragt über alle der Archimandrit Hyacinthe (Jasint) hervor, Übersetzer jenes bei Huc erwähnten, mit Bildern geschmückten Reisehandbuches *Ui-tsang-thu-tshi* und Verfasser anderer Schriften über China, Peking, Tibet, Mongolei; ebenso der Archimandrit Palladius.<sup>3)</sup>

Über die beiden chinesischen Inseln Formosa und Hainan schrieben einige evangelische Missionare: W. Campbell: „*Aboriginal savages of Formosa*,“ welche er im April und Mai 1873 von Taiwan-fu aus besuchte, und B. C. Henry: „*Ling Nam or Interior Views of Southern China, including Travels in the hitherto untraversed Island of Hainan*“ (London 1886). Er durchquerte mit dem dänischen Missionar Jeremiaffen diese Insel nach verschiedenen Richtungen hin und gab genauere, völlig neue Nachrichten über die Ureinwohner Li.<sup>4)</sup>

(Fortsetzung folgt.)

<sup>1)</sup> P. g. M. 87. Litt.-Ver. Nr. 534. S. 120 mit Supans Entgegnung; Tägliche Rundschau 1887. August 28. *La grande muraille de Chine*. Paris 1887. Gegen Parrieu *Ev. Miss.-Mag.* 88, 381 f. Hoqq und Roberts.

<sup>2)</sup> Toulouse 1880. *Ev. Miss.-Mag.* 1881, 96. H. Harret: *Quelques jours au nord du Kiang*. P. g. M. 87, 128. Hingewiesen sei noch auf das meteorologische Observatorium und naturgeschichtliche Museum der Katholiken zu Sitawei bei Schanghai (*Kath. Miss.* 1888, 41 f.).

<sup>3)</sup> An expedition through Manchuria from Peking to Blagovestschenk in 1870. Kalkar II, 48 f. Huc a. a. O. S. 315. P. g. M. 82, 225. 57, 273. 58, 301, 73, 154. 395. Embacher 40. *Raquel* III, 44.

<sup>4)</sup> A. M.-Z. 1888, 293. P. g. M. 86, 251. *Globus* 50, 313 f. 328 f. (!) über Jeremiaffen: *Almindelig Kirketidende*. Kjöbenhavn 1886, 465 f. 87, 23 f. — Über die Judengemeinde in Kai-fung-fu (Ho-nan) seitens der Londoner Miss.-Gesellschaft P. g. M. 58, 435. 437 und über die Verbreitung der Juden: *Berliner Verein für Ausbreitung des Christentums unter den Juden*. 56. Jahresbericht. *Globus* 37, 224.

# Missionsbrundschau.

Von G. Kurze.

## V.

### Oceanien.

Festland Australien. Die australischen Kolonien stehen in der Zeit der Jubiläen. Nachdem im vorvorigen Sommer das Regierungsjubiläum der Königin Viktoria glanzvoll, in Adelaide sogar durch eine vielbesuchte Weltausstellung gefeiert worden ist, wurde im Januar vorigen Jahres besonders in Sydney der hundertjährige Gedenktag der ersten Besiedelung des australischen Kontinentes festlich begangen; daneben steht in diesem Jahre das fünfzigjährige Jubiläum der Pflanzung der evangelisch-lutherischen Kirche in Australien noch bevor. Eine Art Jubiläum, die Gedenkfeier an ihren Einzug vor 10 Jahren, haben im Jahre 1887 auch die Hermannsburg Missionare im Innern Australiens und zwar auf die für einen Missionsfreund erhebendste Weise feiern können. Nachdem schon bisher deutscher Fleiß und deutsche Ausdauer inmitten der centralaustralischen Wüste dem scheinbar toten Boden manche Frucht entlockt hatte, beginnt es nun auch auf dem Missionsacker, der bisher in noch berechtigterem Sinne als eine Wüstenlei da lag, zu sprossen und zu grünen. Am 2. Pfingstfeiertage 1887 nämlich konnten die Missionare in Hermannsburg die Erstlinge aus den dortigen Papua, zwei Männer, eine Jungfrau und vier Knaben, durch die heilige Taufe in die Christenheit aufnehmen; am 2. Ostertage v. J. fand dann wieder die Taufe von 17 Papua statt. Außerdem stehen eine Anzahl Männer, Weiber und Schüler — im ganzen 26 — im Taufunterricht. Eine andere heilsame Frucht der dortigen Missionsarbeit zeigt sich in dem Aufhören der Fehden zwischen den der Station benachbarten Papuastämmen; dazu haben die mit den Missionaren in Berührung kommenden Heiden ihre Schutzgötter an erstere ausgeliefert (Hermannsb. Missionsbl. 1887, S. 173 f., S. 204 f.). In dem zu Südastralien gehörenden sogenannten „Northern Territory“ herrscht unter den meisten Ansiedlern große Erbitterung gegen die immer mehr anschwellende chinesische Einwanderung; es kamen im vorigen Jahre in dem Hafenstädtchen Port Darwin nicht weniger als 2402 Chinesen an. Diese feindselige Stimmung lähmt auch zum Teil die Wirksamkeit des im genannten Hafen ansässigen anglikanischen Missionars Ward, dessen Bemühungen um das Wohl der heidnischen Chinesen mit scheelsüchtigen Augen angesehen werden (Mission Field 1888, S. 61 f. Australian Christian World 1888, S. 791).

In Westaustralien ruht gegenwärtig die direkte Missionsthätigkeit unter den Papua; nur 2 Missionschulen, eine davon in der Hauptstadt Perth, werden von dem dortigen anglikanischen Bischöfe unterhalten und zumeist von halbblütigen Schülern besucht. Missionar Gribble, welcher einen Verleumdungsprozeß gegen die Zeitung „West Australian“, das Organ der missionsfeindlichen Kolonisten, glücklich durchgeföhrt hat, übernahm auf den wohlgemeinten Rat seiner Freunde hin für einige Zeit ein koloniales Pfarramt in Vittoria und ist neuerdings zum Superintendent der Aborigines Protection Society für Neusüdwaies gewählt worden (Sydney W. Adv. 1888, S. 192. Mission Life 1887, S. 129 f.).

Die Zahl der Papua in der Kolonie Viktoria geht Jahr für Jahr zurück; der neueste Bericht der Eingeborenenbehörde giebt die Zahl der Schwarzen — einschließlich der Mischlinge — für die verschiedenen Stationen, wie folgt an: In Corrandera 91, Framlingham 90, Condah 98, Ramahyuck 63, Lake Tyers 60 und Ebenezer 51, im ganzen 453. Hierzu würden dann noch eine Anzahl Papua zu rechnen sein, welche theils selbständige Kolonisten, theils Dienstboten in weißen Familien sind. Die Herrnhuter-Missionare arbeiten auf ihren Stationen Ebenezer und Ramahyuck in stiller, aber nicht ungesegneter Weise an dem leiblichen und geistlichen Wohlergehen der ihnen anvertrauten Papua. Auch von der anglikanischen Missionsstation Lake Condah vermochte der Bischof bei seiner letzten Visitation erfreuliches zu berichten (Austr. Christenbote 1887, S. 182. Net 1887, S. 151. Missionsblatt a. d. Brüderg. 1887, S. 54 f., 121 f., 206 f., 246. 1888, S. 92 f.).

Im Frühjahr 1887 waren als Gäste der Kolonialregierung von Neusüdwaless zwei chinesische Kommissare, General Wong Hung Ho und U Taing, in Sydney anwesend, um, wie vorher in Queensland, so auch hier Erkundigungen über die Lage ihrer Landsleute einzuziehen; der Erstgenannte machte seinerzeit unter General Gordon den Feldzug gegen die Taiping-Rebellen mit, während letzterer früher chinesischer Generalkonsul in San Francisco war; man sagt beiden Herren jetzt nach, daß der Hauptzweck ihrer Reise gewesen sei, die besten Gelegenheiten ausfindig zu machen, um Australien mit ihren Landsleuten zu überschwemmen. Von der Missionsthätigkeit unter den gerade in Neusüdwaless ziemlich zahlreichen Chinesen hört man sehr wenig; um so erfreulicher ist die Kunde, daß die Arbeit der Wesleyaner an den an den Zinnminen von Tingga beschäftigten Chinesen erfolgreich vorwärts schreitet; so konnte im v. J. daselbst ein freundliches Kirchlein, fast völlig durch die Gaben der Neubekehrten, erbaut werden. Eine lebhaftete Mahnung an die Pflicht der Missionsarbeit unter den Ureingeborenen des Landes war die von der Station Maloga aus unternommene Rundreise mehrerer christlicher Papuageschwister, welche durch ihre herzlichen Ansprachen und ihr ganzes bescheidenes Auftreten der Papuamission neue Freunde erwarben. Daß die christliche Mission auch der als Dienstboten und Arbeiter in den Kolonien beschäftigten Südpazifikaner nicht vergißt, davon legte eine im Januar v. J. in der Stephanskirche zu Sydney stattfindende Feierlichkeit Zeugnis ab; es wurden dort nämlich neun Polynesier durch die heilige Taufe der Christenheit einverleibt (Austr. Christenb. 1887, S. 70. Sydney W. Adv. 1887, S. 430. Austr. Chr. W. 1887, S. 251. 1888, S. 731. Mission Life 1887, S. 113).

Auch in Queensland gehen die Wogen der antichinesischen Agitation ziemlich hoch; der „Queensland-Arbeitgeber-Verein“ hat bei der Regierung eine Denkschrift eingereicht, in welcher die verschiedenen Einwände gegen die chinesische Einwanderung dargelegt werden, und zugleich befürwortet, daß von jedem ankommenden Chinesen eine Kopfsteuer von 2000 M. und von jedem in der Kolonie bereits ansässigen Chinesen eine jährliche Steuer von 200 M. erhoben werde. Als man dann in Townsville den vorher genannten beiden chinesischen Abgesandten bei ihrer Rückkehr offen sagte, sie möchten in China dahin wirken, daß die Auswanderung nach Australien aufhöre, weil man ihre Landsleute hier nicht haben wolle, antwortete der eine, er werde das ausrichten und es werde



darauf in China etwas Gutes oder Schlimmes geschehen, wie es für Queensland passe.<sup>1)</sup> Da in Queensland bisher fast gar nichts für die Mission unter den Chinesen geschah, so ist es um so erfreulicher, daß sich die anglikanische Kirche jetzt aufrafft, um diese so notwendige Arbeit in die Hand zu nehmen. Unter den sogenannten „Kauakas“, den auf den Zuckerrohrplantagen Queenslands vielfach beschäftigten Polynesiern, und zwar im Mackay-Bezirk, gedenkt die Queensländer Presbyterianerkirche einen Missionar wirken zu lassen. Die von der Generalsynode der vereinigten Presbyterianerkirchen Australiens geplante Mission unter den Queensländer Papua hat bisher noch immer nicht ins Werk gesetzt werden können, weil die Regierung auf den Antrag der Generalsynode, die finanzielle Unterstützung der Missionsstation auf mehrere Jahre hinaus zu übernehmen, nicht eingehen will. Dafür hat die deutsch-skandinavische lutherische Synode von Queensland zu Anfang vorigen Jahres am Andromache-Fluß — 65 Meilen nördlich von Mackay — eine Station für die Papua auf einer von der Regierung überwiesenen 30 Quadratmeilen großen Missionsreservation angelegt; die Arbeit ist den Missionaren Clausen und Döblies, sowie drei jungen skandinavischen Kolonistenbrüdern anvertraut worden. Auf der Neuenbottelsauer Missionsstation Elim nehmen die äußerlichen Arbeiten noch immer sehr die Kräfte der beiden Missionare Pfalzer und Schwarz in Anspruch, um so mehr als seit Frühjahr vorigen Jahres jedweder Regierungszuschuß aufgehört hat; da sich der Boden um Elim herum als zu sandig und unfruchtbar erwies, um von seinen Erträgen die auf der Missionsreservation lebenden Papua zu erhalten, so hat Missionar Schwarz seit Dezember 1886 in mehrstündiger Entfernung von Elim am Cap Bedford auf fruchtbarem Terrain die Zweigstation Hoffenthal („Hope Valley“) angelegt (Kirchl. Mitt. Australien 1887, S. 52 f., 67 f., 73 f., 91 f. 1888, S. 3 f., 20 f., 29 f. Austr. Christenb. 1887, S. 54, 102, 118, 166, 183. Mission Field 1887, S. 199. Austr. Ch. W. 1887, S. 470.).

Aus Niederländisch-Neuguinea kommen von seiten der Utrechter Missionare noch immer begründete Klagen über zunehmende Unbotmäßigkeit unter der eingeborenen Bevölkerung, wenngleich die Regierung versprochen hat, daß fortab ein- bis zweimal des Jahres der Resident von Ternate die Geelvinksbai mit einem Kriegsschiff besuchen soll. Charakteristisch für die dortigen Zustände ist die Äußerung eines Eingeborenen auf der Missionsstation Manfinam: „Wir wollen nun einmal zusehen, was das Feuerschiff — er meinte den erwarteten holländischen Kriegsdampfer — vornehmen wird; wenn es uns nichts thut, dann können wir ja wohl auch einmal ein Schiff ausmorden“. Als bald hernach der Controleur Horst auf dem „Tromp“ vor Manfinam eintraf, munterte er wohl die Eingeborenen auf, ihre Kinder zu Missionar van Hasselt in die Schule zu senden, und gestattete letzteren auch, bei vorkommenden Streitfällen die niederländische Flagge zu hissen, unterließ es aber sonst, der unruhigen Bevölkerung ihre Abhängigkeit von der niederländischen Regierung zum Bewußtsein zu bringen. Trotz aller Schwierigkeiten aber treibt van Hasselt seine

<sup>1)</sup> Man darf schon neugierig sein, was die europäischen Mächte thun werden, falls China seinerseits gegen die Fremden Repressalien ergreift. D. H.

Arbeit in Kirche, Schule und Haus getrost weiter und darf auch von Zeit zu Zeit Früchte sehen. Die Mausfinamer Schule zählt einige 50 Zöglinge, und die Kirche pflegt an den Sonntagen mehr als gefüllt zu sein. Am Weihnachtsfeste 1886 hatte van Hasselt die Freude drei Ehepaare und vier Kinder taufen zu können; die ersteren wurden am selben Abend getraut; zwei Paare darunter waren geborne Mausfinamer. Am 1. Januar 1887 zählte die Mausfinamer Christengemeinde 34 Abendmahlsgenossen. Rechnet man die getauften Kinder und die Taufbewerber hinzu, so werden es ungefähr 100 Personen sein, die in der Kirche, in der Schule und im Taufunterrichte in tägliche Berührung mit dem Christentume kommen oder — wie die Papua bezeichnend von dem Christwerden sagen — „sich aufmachen, um droben zu wohnen“. Als van Hasselt im Januar vorigen Jahres in der neuen Kirche zu Doreh Gottesdienst hielt, wurde er auf einmal samt seiner Gemeinde mit einem Pfeilregen begrüßt. Da nämlich viel Lärm im Dorfe herrschte, so hatte der Missionar einen eingeborenen Christen ausgesandt, um sich für die Dauer des Gottesdienstes Ruhe zu erbitten.

Als nun dieser Papuachrist bei seiner Wanderung durch das Dorf einem jungen Burschen, weil er von ihm verspottet wurde, einen unbedeutenden Schlag gab, holte sofort der Bruder des Gekränkten Bogen und Pfeile und fing an, die im Gotteshause versammelte Gemeinde zu beschießen. Wenn nun auch am nächsten Tage jener freche Bursche in Gegenwart van Hasselts von seiten der Dorfsältesten sich eine Zurechtweisung gefallen lassen mußte, so bleibt dieser Vorfall doch ein deutlicher Beweis, wie schlecht es um die Sicherheit der Europäer in jenem Teile von Niederländisch-Neuguinea steht. Um noch ein Beispiel, welches die dortigen Verhältnisse charakterisiert, anzuführen, so kamen im Juli 1887 Eingeborene von Mausfinam, die doch nun seit 30 Jahren Gelegenheit gehabt haben, das Evangelium zu hören, von einem Raubzuge mit dem Kopfe eines von ihnen ermordeten Mädchens zurück; gleichsam zum Hohne hatten die Mörder auf ihrem Fahrzeuge die niederländische Trikolore gehißt und jubelten und tanzten nach ihrer Rückkehr die ganze Nacht hindurch im Dorfe. Die Mutter jenes unglücklichen Schlachtopfers war als Sklavin einigen Teilnehmern am Zuge zugesprochen worden. Als nun ein Verwandter derselben, ein das Jahr zuvor getaufter Papua, an jenem Abend an der Abendmahlsfeier des Mausfinamer Christenhäusleins teilnahm, sprach er zu Missionar van Hasselt: „Wäre ich noch ein Heide, so würde ich mit dem Kapisai (dem Anführer des Raubzuges) kämpfen; jedoch, ich habe Jesu Leib gegessen und sein Blut im heiligen Abendmahle getrunken; ich bin an seinem Tische ein Gast gewesen; ich werde es nicht thun.“ Der niederländische Resident von Ternate, welcher mit dem Kriegsschiff „Java“ im Sommer 1887 unter andern Orten auch Mausfinam anlief und sich über die dortige Missionschule sehr lobenswert aussprach, weigerte sich, dem greuelvollen Treiben jener Papua mit fester Hand ein Ende zu machen; im Gegenteil, jener Konor (Zauberer) der Biaker, welcher den Anlaß zur Ermordung eines Kapitäns Namens Holland gegeben hatte, kam mit einer unbedeutenden Geldbuße davon und wurde sogar zum Radscha ernannt. Doch es hat auch nicht an Lichtstrahlen gefehlt, die den dunklen Weg des Glaubensboten gerade in Mausfinam erhellen. Dazu gehörte vor allem das Jubiläum seiner 25-jährigen eifrigen Missionsthätigkeit auf Neuguinea,

welches der treuverdiente Missionar van Hasselt, umgeben von seinen Mitstreitern und inmitten einer freudig bewegten Papuachristengemeinde am 29. April 1887 in Mansinam feiern durfte. Die Kirche war für jenen Festtag von den Eingeborenen und den Missionsgeschwistern aufs prächtigste ausgeschmückt worden, und eine über Nacht aus dem Boden gewachsene Allee von Bambuswebeln mit Palmgewinden führte von der Missionarswohnung nach dem neugebauten Schulhause, welches das Jubiläumsgeschenk der Gemeinde an ihren Missionar bildete, außerdem hatten die Papuachristen eine Kollekte veranstaltet und von deren Ertrage, um van Hasselt eine Freude zu machen, neue Tauf- und Abendmahlsgeräte für die Mansinamer Kirche kommen lassen; andere Eingeborene schenkten ihrem Missionar Paradiesvögel u. s. w.; daneben lieferte die am Festtage in der Kirche eingesammelte Kollekte, welche der Utrechter Missionsgesellschaft zu gute kam, den Ertrag von 60 Gulden, von welcher Summe 40 Gulden auf die Beiträge der Papuachristen entfielen. Nach einem feierlichen Gottesdienste fand in dem neuen Schulgebäude für die fast 200 Festteilnehmer ein originelles Festmahl statt. Noch andere Freudentage kamen für den Missionar auf Mansinam, als er im Sommer 1887 vier Kinder und am 29. April 1888 zehn Erwachsene und ebensoviel Kinder durch die heilige Taufe seiner Christengemeinde einverleiben konnte. Auch an mehreren Sterbebetten von Papuachristen ward dem Missionar die selige Gewißheit, daß er Gottes Wort nicht vergeblich ausgesäet habe. Eine recht dankenswerte Unterstützung in der Missionsarbeit fand van Hasselt an seinem eingeborenen Gehilfen Philippus, der auch bei seinen heidnischen Landsleuten großes Ansehen genießt; so wurde letzterer z. B. in einem Kampfe zwischen den Mansinamern und Kodieren als Schiedsrichter berufen. In der Mansinamer Schule fanden sich den neusten Berichten zufolge mehr Heidenkinder als früher beim Unterrichte ein, so daß die Anzahl der Schulkinder auf 60 stieg (Berichten Utrechtsche Zendingsvereinigung 1887, S. 134 f., 165 f., 193 f.; 1888, S. 8 f., 43 f., 66 f., 123 f., 153 f. Verslag Utr. Zend. 1887, S. 18 f.).

Doreh, der Mansinam gegenüber auf dem Festlande von Neuguinea gelegene Posten, hat seit März 1888 wieder seinen eigenen Missionar, da Bruder Jans nach längerer Erholungsreise in die niederländische Heimat dorthin zurückgekehrt ist, mit ihm zur Freude der Eingeborenen als seine Gattin die in Neuguinea geborene Tochter des auf Mooswaar verstorbenen Missionars Mosche (Ibid. 1887, S. 20. Berichten Utr. Zend. 1888, S. 97 f.).

In Andai, der am Fuße des steilen Arfakgebirges gelegenen Station, hat Missionar Woelders, der nun auch bereits 21 Jahre als Glaubensbote unter den Papua thätig ist, wiederum etwas Frucht von seiner Arbeit schauen dürfen, indem er im Herbst 1886 zwei Männer und eine Frau, und im Frühjahr 1887 zwei Ehepaare und drei Mädchen durch die Taufe in seine kleine, nur 15 Glieder umfassende Christengemeinde aufnehmen konnte; die meisten der Täuflinge waren ehemalige Schüler Woelders; einer davon antwortete seinem Missionar auf die Frage, warum er die Taufe begehre: „Damit ich den Lügen der Heiden kräftiger widerstehen kann!“ Die Zahl der Schulkinder ist neuerdings von 35 auf 50 gestiegen. In seiner mannigfachen Arbeit, zu der unter anderen im vorigen Jahre auch der Druck von 170 Rusoorschen Gesangbüchern auf der Missionspresse gehörte, wird Woelders durch einen ein-



geborenen Christen Johannes unterstützt, dessen Frau zugleich mit der Gattin des Missionars auch in der Schule am Unterrichte sich beteiligt. Während der Bau der neuen Kirche nur langsame Fortschritte machte, wurde das alte Gotteshaus im allgemeinen gut besucht. Sonderbare Kirchgänger hatte der Missionar an einem Septembersonntage des Jahres 1887, an welchem Tage die auf einem Raub- und Mordzuge nach Amberbaken begriffene Bemannung zweier Frauen aus Variap durch widrigen Wind zum Anlegen bei Andai gezwungen wurde. Kaum hatte die Glocke das Zeichen zum Beginne des Gottesdienstes gegeben, so traten die 30 Raubgenossen in das Kirchlein ein, in welchem Woelders über das Evangelium vom barmherzigen Samariter predigte. In seinem Schlußgebet flehte der Glaubensbote inbrünstig den Herrn an, daß er den Mordplan jener Fremdlinge zu nichte machen wolle. Und was geschah? Am nächsten Morgen kehrten die Raubmörder still in ihre Heimat zurück. Nachträglich erfuhr dann der Missionar von den Eingeborenen, daß jene unheimlichen Gäste bis Mitternacht über die Predigt unter sich verhandelt und zwei davon auf Papuaweise geschworen hatten, sich nie wieder an solchem Raubzuge zu beteiligen (Ibid. 1887, S. 186 f.; 1888, S. 117 f. Verslag Utr. Zend. 1887, S. 19 f.).

Auf der in der Geelvinksbai einsam gelegenen Insel Rhooon war Missionar Bink, welcher in den Niederlanden auf Urlaub gewelt hatte, im Januar 1887 glücklich wieder angelangt. In seiner Abwesenheit hatte Missionar van Balen daselbst die mühsame Pionierarbeit übernommen; derselbe klagte in seinen Briefen vor allem über schlechten Besuch der Schule von seiten der Papuakinder; so konnte er im Jahre 1886 nur an 170 Tagen einige Schüler zusammenbringen; auch bei den Erwachsenen fiel Gottes Wort auf steinigem Boden. Als z. B. ein alter Papua, welchen van Balen in seiner Krankheit mit Arznei versehen und dabei zugleich zu Jesu, dem göttlichen Arzt und Helfer, hinzuleiten versucht hatte, zum Sterben kam und in seiner Todesnot vom Missionar auf die Auferstehung und das ewige Leben, sowie auf das friedliche Sterben der Missionarsfrau hingewiesen wurde, rief der Sterbende mehrmals aus: „Ich will nicht in den Himmel eingehen; ich will nicht; ich hasse ihn.“

Nach Binks Rückkehr, der von den Eingeborenen, besonders von den im Hause des Missionars wohnenden Papuakindern freudig begrüßt wurde, gestalteten sich die Verhältnisse ein wenig günstiger. In den Sonntagsgottesdiensten fanden sich im ganzen etwa 40 Zuhörer ein, von denen einige auch nach beendigter Feier noch eine Weile beim Missionar verblieben, um mit ihm über das Vernommene zu sprechen. Viel Mühe und Arbeit hatte Bink beim Bau einer neuen Wohnung, welche er erst im Dezember 1887 beziehen konnte, weil die trägen Rhooner ihrem Missionar wenig Beistand leisteten. Trotz der notwendigen Bauarbeit hielt indes Bink fast jeden Wochentag mit 19 Kindern, von denen 14 auf der Station wohnten, Schule und jeden Sonntag Morgen in dem Stationsdorfe Tende und dem Nachbarorte Sjibes Gottesdienst; außerdem hatte Bink auch eine Art Sonntagsschule eingerichtet, an welcher sich außer jenen 19 Knaben ab und zu einige Erwachsene beteiligten. Der Missionar hoffte auch bald in Sjibes eine Tagesschule in Gang zu bringen und gedachte zu diesem Behufe im Meere auf Pfählen ein einfaches Schulgebäude zu errichten, weil sich am Lande kein passender Bauplatz fand. Obgleich die Be-

völkerung im allgemeinen gegen den Missionar wohlgesinnt ist, so hat derselbe doch auch manchmal unter den Streitigkeiten, die zumeist in den lockeren Eheverhältnissen der Eingeborenen ihren Grund haben, zu leiden; so wurde z. B. im Mai 1887 Bink's Leben durch einen betrunkenen Papua bedroht. Demselben war die Frau entlaufen; aus Wut darüber betrank er sich und stürmte mit hocherhobenem Beile auf die Missionsstation, um zunächst einigen Kindern und dann dem Missionar selbst ans Leben zu gehen. Als nun Frau Bink und ein Eingeborener auf das Geschrei hin den Angegriffenen zu Hilfe eilten, wandte sich der Wütende wieder heimwärts, schlug dort alles entzwei und konnte nur mit vieler Mühe von den Dorfbewohnern endlich gebändigt werden. Später erklärte er ganz naiv, er sei „dumm“ gewesen; aus Ärger über das Fortlaufen seiner Frau habe er den Missionar töten wollen; denn dann wäre sicherlich ein Dampfschiff gekommen, um ein Strafgericht über das ganze Dorf abzuhalten, und auf diese Weise hätte er sich an seinen Landsleuten am besten gerächt. Ein andermal wurde Bink mitten im Gottesdienst durch einen wütenden Chemann gestört, welcher mit seinen Waffen auf die Kirche zustürzte; es entstand ein schrecklicher Tumult; die Frauen entflohen freischend aus der Kirche, während die Männer zu ihren Waffen griffen, um den Rasenden abzuwehren. Am Tage nach diesem aufregenden Ereignisse — am 22. August 1887 — erschien der Resident von Ternate mit der „Java“ vor Rhoon, um den Missionar bei seiner schweren Arbeit durch freundlichen Zuspruch zu ermutigen. Es traf sich gut, daß am selben Abend eine Gesellschaft Rhooner mit drei Gefangenen gerade von einem Raubzuge nach einer benachbarten Insel zurückkam. Auf das Betreiben des Missionars hin mußten die Räuber die Gefangenen herausgeben, welche dann durch das Kriegsschiff wieder in ihre Heimat zurückgebracht wurden. Seit der Abfahrt der „Java“ waren die Rhooner nicht wieder auf Raub ausgegangen; auch hatten sie dem Missionar sein mutiges Eintreten für die Gefangenen nicht nachgetragen.

Die schon früher beabsichtigte Gründung einer Missionsstation in der Landschaft Wendessie — an der Küste im Südwestwinkel der Geelvinkbai — hat den neusten Nachrichten zufolge Missionar van Balen in die Hand genommen (Ibid. 1887, S. 20 f. Berichten Utr. Z. 1887, S. 134 f., 149 f., 176; 1888, S. 18 f., 121 f., 158 f.).

Bedeutend mehr als im niederländischen Anteil von Neuguinea macht sich in Kaiser-Wilhelm-Land europäischer Einfluß infolge des energischen Vorgehens der deutschen Neuguinea-Kompagnie geltend. Es sind nicht nur im Auftrage der Kompagnie eine größere Anzahl fachwissenschaftlich gebildeter Männer bemüht gewesen, die geographische und naturwissenschaftliche Erforschung des deutschen Gebietes zu fördern, sondern es sind auch inzwischen an der Küste vier größere Stationen — Finschhafen, Stephansort, Konstantinhafen und Hagfeldthafen — nebst Zweigniederlassungen gegründet worden. Bereits sind auch zwei Dampferlinien eingerichtet, welche von Finschhafen, der Residenz des Landeshauptmanns, ausgehend, einerseits die obengenannten Häfen berühren, andernteils den Verkehr mit den Hauptorten des Bismarckarchipels — Natun, Matupi, Mioko und Kerawara — unterhalten. Die Verbindung mit Australien wird durch eine Linie Finschhafen-Cooktown (Queensland) hergestellt. Seit Anfang 1888 ist ein Wechsel in der Person des Landeshauptmannes eingetreten,

insofern Freiherr von Schleinitz seine Entlassung der Kompanie eingereicht hat, die an seiner Stelle den Geh. Oberposttrat Kräfte zum Nachfolger berief. Ersterer hat, wie seine edle, im Januar 1887 in Finschhafen leider heimgegangene Gemahlin, sich den Missionaren gegenüber allezeit wohlwollend bewiesen. Bei Gelegenheit eines Empfanges am Weihnachtsabend 1886 wandte er sich mit seiner Ansprache auch an den eingeladenen Neuendettelsauer Missionar Flierl und sagte u. a., er sehe ihn als Vertreter der Mission gern im Lande und heiße ihn in seinem Hause herzlich willkommen; er stehe selbst auf dem Standpunkte des positiven Christentums und es sei seine Überzeugung, daß die dortigen Eingeborenen nicht anders für die Kultur gewonnen werden könnten, als durch Bekehrung zum Christentum.“ Außerdem war bei den sonntäglichen Gottesdiensten, welche Flierl in Finschhafen abhielt, die Familie des Landeshauptmannes immer zahlreich vertreten (Kirchl. Mitt. Neuquinea 1887, S. 34. Nachrichten über Kaiser-Wilhelm-Land 1887 und 1888). Gedenken wir zunächst der Thätigkeit der Neuendettelsauer Missionare, deren Zahl im Herbst 1887 durch die Ankunft Bamlers auf drei gestiegen ist, so besteht deren Arbeit vorerst noch in sprachlichen Studien, im äußeren Ausbau der Station Simbang, die, auf den sachgemäßen Rat des Wesleyanischen Missionars Danks an das schattige Meeresufer verlegt, ein provisorisches und ein mehr solid gebautes Wohnhaus nebst Außenhäusern für Magazin- und Küchenzwecke umfaßt, und in dem Versuche, eine Tageschule und sonntäglichen Gottesdienst einzurichten; letzterer wird seit Juni 1888 von Missionar Flierl abgehalten, der auch die ersten acht Gebote in die Tabimsprache übertragen hat. Der Schulthätigkeit, die bereits im Juni 1887 begann und die von den Eingeborenen — sie möchten am liebsten für die 3 bis 20 unregelmäßigen Schulbesucher Geldablohnung — natürlich noch nicht gewürdigt wird, widmen sich die beiden andern Missionare Tremel und Bamler. Auch nahmen die Arbeiten in dem die Station umgebenden Garten — derselbe ist 5—600 Fuß lang und 200 Fuß breit — die Kräfte und die Zeit der Missionare sehr in Anspruch, so daß die Besuche in den Simbang benachbarten Dörfern spärlicher ausfielen, als die Glaubensboten selbst wünschten. Ein schlimmer Gast war im Missionshause das Malariafieber, welches besonders Flierl heimsuchte und ihn zwang, vom Herbst 1887 bis zum Frühsommer 1888 einen Erholungsaufenthalt in Australien zu nehmen, während Tremel  $\frac{3}{4}$  Jahr hindurch wohl auch infolge des Malariagiftes an einem bössartigen Beinabsceß litt. Letzterer erfuhr übrigens an einem Herbsttage des Jahres 1887 eine wunderbare Lebensrettung aus den Meereswogen, als er auf einer Bootsfahrt von Finschhafen nach Simbang begriffen war. Die Sprachstudien werden außer durch das Fehlen jeglicher Vorarbeiten noch dadurch erschwert, daß die Eingeborenen im Verkehr mit den die Sprache nur radebrechenden Missionaren, gleichsam aus Gefälligkeit gegen dieselben, willkürlich ihre Sprache korrumpieren. Die Landfrage ist leider noch nicht endgiltig im Sinne der Missionare geregelt; diese halten es nämlich für die Lebensfähigkeit der Station Simbang für notwendig, daß zum mindesten die drei dicht dabei liegenden Orte Simbang, Masamuka und Botise mit den dazu gehörigen Plantagen und dem zwischen denselben befindlichen Waldlande zu einer unveräußerlichen Eingeborenenreserve erklärt werden. Außerdem wäre



es höchst wünschenswert, wenn für die Station selbst eine Strecke kulturfähigen Bodens am linken Ufer des Bubiufusses bewilligt würde, auf dem Eingeborene, die etwa später zuziehen und in der Nähe der Station wohnen möchten, ihre Felder anlegen können. Bis jetzt haben die Missionare ihre Absicht noch nicht erreicht; nur das Verkaufsrecht ist ihnen von seiten der Kompanie zugestanden worden. Im Frühjahr 1887 hatte übrigens Missionar Flierl eine kleine Rekognoszierungsreise längs der Küste unternommen, um eine geeignete Stelle für die Anlage einer Zweigstation auszufuchen; natürlich läßt sich dieser Plan erst dann verwirklichen, wenn die Mission wesentliche Verstärkung aus der Heimat erhält. Die wesleyanische Mission im Bismarckarchipel erwies sich übrigens für die Neuendettelsauer von indirektem Nutzen, indem durch Vermittelung des Missionars Rooney zwei christliche Papuajünglinge und ein Knabe von der Herzog York Insel — nach deutscher Benennung Neulauenburg — auf einen Zeitraum von über einem halben Jahre nach Simbang übersiedelten, um die deutschen Glaubensboten bei den äußeren Arbeiten zu unterstützen und zugleich einen vertrauteren Verkehr mit den Eingeborenen anbahnen zu helfen. Die letzteren, dem Sabinstamme angehörig, werden von den Missionaren im allgemeinen als gutmütige, fröhliche Menschen geschildert, die gern singen und springen und wie unmündige Kinder sorglos in den Tag hineinleben; nur einmal, im Frühjahr 1888 wurden die Missionare Zeugen eines Krieges, welcher zwischen den Sabim und den Kai ausbrach, weil letztere den Tod eines Sabimhäuptlings durch Hexerei verursacht haben sollten. Die Zauberer spielen nämlich unter jenen Stämmen besonders in Krankheitsfällen, eine große Rolle. Neuerdings fangen übrigens die Eingeborenen an, auch an die Missionare mit der Bitte um Arzneimittel sich zu wenden; überhaupt stehen die Glaubensboten bei den Papua im Rufe besonderer Milde und Güte; so brachten z. B. die Sabim mehrere von Finschhafen desertierte malayische Arbeiter der Kompanie nicht nach dem Regierungssitz zurück, sondern überlieferten die Flüchtlinge an die Missionare, weil sie glaubten, daß dann die Strafe am mildesten ausfallen werde. Diese gute Meinung, welche die Eingeborenen von den Missionaren haben, hindert dieselben aber trotzdem nicht, dann und wann das Missionseigentum als Allermeltsgut zu betrachten. In bezug auf die Religionsideen der Sabim können unsere Landsleute natürlich vorläufig nur Vermutungen aussprechen; demnach scheint unter jenem Stamme eine Art Ahnenkultus vorzuherrschen; Tempel und Götzenbilder waren den Missionaren nicht zu Gesicht gekommen; eine große Rolle in dem socialen Leben der Eingeborenen spielen die Beschneidungsfeierlichkeiten (Kirchl. Mitt. Neuguinea 1887, S. 46 f., 58 f., 66, 82, 91; 1888, S. 2 f., 8 f., 18, 31, 34 f., 44 f., 52, 59 f.).

(Fortsetzung folgt.)

### Berichtigung.

S. 571 (des vorigen Jahrgangs) Zeile 2 v. unten muß es statt 50 — 0,50 und S. 575 Zeile 11 v. oben statt 44 — 44,00 heißen.

## Eine ungerechte Kritik.

Vom Herausgeber.

Noch ein Wort über den neuesten Angriff des Kanonikus Taylor. Dieser Angriff richtet sich nämlich nicht bloß auf die Quantität, sondern auch auf die Qualität der durch die Missionsarbeit gewonnenen evangelischen Heidenchristen.

Wie unserm Kritiker die Zahl dieser Christen viel zu ärmlich, so ist ihm ihr Christentum viel zu erbärmlich. Hätte der Herr Kanonikus diese Kritik beschränkt und gesagt: es gebe unter den Heidenchristen nicht nur manche noch recht schwache und unvollkommene Gefäße, sondern auch abtrünnige, ja selbst heuchlerische Leute, so hätte er ja freilich nichts Neues gesagt, denn alle kundigen Missionsfreunde haben das längst gewußt und Missionare und Missionsleiter haben es immer berichtet, aber er hätte wenigstens etwas Richtiges gesagt. Allein er generalisiert und fällt dieses wegwerfende Urteil schlechtweg über „die Heidenchristen“, „die Befehrten“. Es liegt auf der Hand, daß das eine einseitige und daher ungerechte Kritik ist. In der apostolischen Zeit gab es auch nicht nur Schwachheiten genug an den jungen Christen, wie z. B. die Korintherbriefe und die apokalyptischen Sendschreiben zeigen, sondern es gab auch Heuchler und Abtrünnige: Ananias und Sapphira, Simon der Magier, Demas, Alexander, Hymenäus, Philetus u. s. w. — und doch war diese Zeit eine Glanzzeit des Christentums. Der anglikanische Kanonikus scheint bei den ultramontanen Geschichtsmachern in die Schule gegangen zu sein, denn er **ignoriert alles Gute**, was die glaubhaftesten Zeugen von der evangelischen Mission berichten, und verurteilt dieselbe, nachdem er einige Zeugnisse beigebracht, welche ungünstig lauten.

Hören wir zunächst diese Zeugnisse. „Mr. Johnston, der wohlbekannte Afrikareisende, unser Vizekonsul in Kamerun (?) sagt: „„In vielen bedeutenden Distrikten (in welchen?)<sup>1)</sup>, in denen die Missionare (welche?) seit 20 Jahren arbeiten, können sie in einer ehrlichen Statistik kaum 20 aufrichtige Befehrte aufzählen. In andern Teilen (in welchen?), wo es große Zahlen von Namenchristen giebt, ist ihre Religion diskreditiert, da sich unter ihnen alle Trunkenbolde, Lügner, Schurken und unsaubern Gefellen (unclean livers) in der Kolonie befinden. In der ältesten

<sup>1)</sup> Die Klammern sind von mir.

unsrer westafrikanischen Besitzungen bekennen sich alle unbußfertigen Magdalenen der Hauptstadt als Christen und eine der berüchtigtsten unter ihnen prahlt damit, daß sie an keinem Kommunionsonntage in der Kirche fehle.“

„Vor 3 Jahren brach in einem (in welchem?) dem Namen nach christlichen Dorfe ein Streit aus und nicht wenige wurden getötet. Die Sieger kochten und verspeisten die Leiber der Erschlagenen. Zur Strafe dafür verhängte der eingeborne Pastor Ausschluß von den Kirchenrechten. Kannibalismus wird bestraft mit zeitweisigem Ausschluß vom heil. Abendmahl! Von den eingebornen Pastoren sagt Mr. Johnston: „„Mit sehr wenigen seltenen Ausnahmen sind diese eingebornen Pastoren, Lehrer und Katechisten, welchen ich begegnet bin (Namen!), mehr oder weniger alle schlechte Menschen. Sie suchen eine zügellose Unmoralität zu verschleiern durch eine schamlose Heuchelei und eine profane Maulreligion, welche einem rechtschaffenen Sinne noch widerlicher ist, als die Unmoralität selbst.““ Das sind die Berichte der Laienreisenden!“

„Aber (fährt Taylor fort) gelegentlich erhalten wir ähnliche Zeugnisse von den Missionaren selbst. Mr. Hall, ein Missionar der Ch. M. S. in Bengalen, schreibt von einem (in welchem?) Dorfe: „„Ach, ich muß bekennen, daß weder Vorleser (reader) noch Schulmeister großen Einfluß auf das Volk haben. Beide sind gewohnheitsmäßige Trinker; der Schulmeister hat seines übeln Betragens wegen entlassen werden müssen. Trunkenheit, Zank und Schlägerei finden sich häufig.““ Von einem andern (welchem?) Dorfe sagt er: „„Leider dieselbe Geschichte. Schwere Klagen gegen den Lehrer. Ich kann auch nicht einen einzigen Mann in unserm Dorfe als wirklich bekehrt bezeichnen.““ Von einem dritten (welchem?) Dorfe sagt er: „„Die Leute hier taugen ganz offenbar nichts.““ Kein Wunder, daß aus Bengalen wie aus Westafrika Rückschritte gemeldet werden.“ Später werden dann noch einige Beispiele von Überläuferei angeführt, wie sie nach den Zeugnissen der Missionare in Indien vorkommen.

Das ist im wesentlichen bezüglich der Qualität der Heidenchristen der ganze Beweis des Herrn Kanonikus für den behaupteten Mißerfolg der Mission. War sein Zahlenbeweis rücksichtlich der Quantität der Heidenchristen thöricht, so ist dieser Zeugenbeweis armselig, um nicht zu sagen kindisch. Der Kritiker hat es sich sehr bequem gemacht: er hat einen Reisenden und einen Jahresbericht einer Missions-Gesellschaft samt einigen andern ihrer Publikationen aus der letzten Zeit gelesen und auf Grund einiger Urteile bezw. Erfahrungen dieses einen Reisenden und einiger



Missionare verurteilt er das so weit über die Welt verbreitete gesamte Missionswerk. Selbst angenommen, daß die angeführten Citate und die in denselben gemachten Mitteilungen richtig seien, muß jeder verständige und gerechte Mann ein solches Verfahren für unredlich erklären, denn es ist noch schlimmer, als wenn weiland Herr Tscheng Ki Tong in seinem bekannten Buche: *Les Chinois peints par eux mêmes*<sup>1)</sup> seinen Landsleuten ganz Europa von einem ehebrecherischen Geschlecht bewohnt und das Christentum als eine den Ehebruch begünstigende Religion dargestellt, weil er in gewissen sittlich leichtfertigen Kreisen der Pariser vornehmen Welt viel Mangel an ehelicher Treue wahrgenommen hatte.

Also selbst angenommen, die Citate seien richtig, was folgt aus ihnen? Nichts anderes, als was schon Jesus selbst seinen Jüngern gesagt: daß der Feind Unkraut unter den Weizen säe. Herr Taylor ist ein anglikanischer Geistlicher; ich kenne seine Gemeinde nicht; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß sich Maulchristen, Heuchler, Abgefallene, Trunkenbolde, Zänker, unbußfertige Magdalenen u. dergl. Leute in ihr finden. Was würde nun der Herr Kanonikus sagen, wenn jemand daraus den Schluß ziehen wollte, seine Amtsführung sei a great failure? Überall in der ganzen Christenheit, nicht bloß in Indien und Westafrika, sondern auch in England, Deutschland u. s. w. findet sich Unkraut unter dem Weizen und das nicht bloß heute, sondern auch in der guten alten Zeit. Ist es darum ein vernünftiger Schluß: die Geschichte des Christentums sei a great failure? Auch dem geschicktesten Chirurgen mißlingen manche Operationen; was würde die ärztliche Welt sagen, wenn ein anglikanischer Kanonikus diese mißlungenen Operationen als Beweis dafür proklamieren wollte, daß die ganze moderne Chirurgie a great failure sei? Der Teufel hat einst seinen Weg ins Paradies gefunden und unter den von Jesus selbst erwählten Zwölfen war ein Verräter. Man müßte sich also wundern, wenn in den jungen heidenchristlichen Gemeinden es an Ärgernissen fehlte. Eine Anklage hätte der Herr Kanonikus aus diesen Ärgernissen nur dann machen können, wenn sie, wie es in der von ihm gelobten römischen Mission grundsätzlich geschieht, von den evangelischen Missionsfreunden verschwiegen oder geleugnet würden. Aber er führt ja selbst einige Missionare zu Zeugen dafür an, daß das nicht geschieht. Jedes evangelische Missionsblatt würde ihm noch eine ganze Menge authentischer Zeugnisse dafür geliefert haben, daß unsre Missionsberichte keine auf lauter Goldgrund gemalten Bilder enthalten. Lassen unsre Missionare in ihren Be-

<sup>1)</sup> Aug. M.-B. 1886, 281.

richten die Schattenseiten ihrer heidenschristlichen Gemeinden zurücktreten, so werden sie der Schönfärberei beschuldigt; zeichnen sie ehrlich diese Schattenseiten, so werden sie als Zeugen für die Unfruchtbarkeit der Mission gemißbraucht. Was wird jedesmal für ein großer Spektakel gemacht, wenn wieder ein Sündenfall aus einer Missionsgemeinde zur Kenntnis kommt,<sup>1)</sup> noch dazu von Leuten, mit deren eigener Heiligung es schlimm genug bestellt ist. Nun, das ist der Welt Art; aber wundern muß man sich, daß auch ein anglikanischer Geistlicher, der doch urteilsverständiger sein sollte, denselben Spektakel macht.

Doch sehen wir uns nun die Zeugnisse selbst etwas genauer an; zuerst das des Reisenden Johnston. Schon der erste Blick zeigt, daß es ganz unbestimmt, daher unkontrollierbar und vor jedem Richter wertlos ist. Solange die Herren Reisenden der billigen Forderung nicht nachkommen, welche Archidiafon Farler gestellt hat,<sup>2)</sup> daß sie Ort und Namen nennen und ihre Anklagen durch genaue Angabe der Vorkommnisse präzisieren, um deren willen sie die Mission verdächtigen, dürfen sie nicht erwarten, daß man ihrem Urteil irgend welche Beweiskraft beilegt. Zum andern ist das Zeugnis Johnstons durch und durch rhetorisch, voll Übertreibung, da es Schlechtigkeit zum allgemeinen Kennzeichen aller Heidenschristen und aller eingebornen Missionsarbeiter macht. Zum dritten ist es charakteristisch durch die Illustration mit den „unbußfertigen Magdalenen.“ Es ist merkwürdig, wie genau viele der Herren Reisenden gerade über die geschlechtlichen Sünden unterrichtet sind.<sup>3)</sup> Angenommen: es habe mit den „unbußfertigen Magdalenen“ John-

1) Allg. M.-Z. 1886, 308—309 ist eine von Dr. Fischer (M. M.-Z. 1886, 95 f.) in Kurs gesetzte Geschichte besprochen und richtig gestellt worden, nach welcher die englischen Missionare in Ostafrika die Schwarzen grausam behandeln sollen. Zu meiner Überraschung wird dieselbe Geschichte in dem Organ der deutschen Kolonial-Gesellschaft, in dem sie schon einmal gestanden hat, der Deutschen Kol.-Ztg. (1888, 379) wieder abgedruckt, offenbar in der Absicht, den so unbequemen englischen Missionaren in Deutschland bösen Leumund zu machen. Die Geschichte steht in Klammern und stammt daher vielleicht von dem Redakteur. Der Aufsatz, in dem sie vorkommt, ist von B. Reichard, einem Manne, der sonst in sehr verächtlicher Weise von den Schwarzen spricht und der Anwendung von Zwang gegen sie sehr energisch das Wort redet (M. M.-Z. 1886, 130). Wenn aber Missionare an ihren Gemeindegliedern Zucht üben, vielleicht auch infolge eines Urteils der eingebornen Ortsobrigkeit körperliche Züchtigung eintritt, so wird ihnen das zum Verbrechen gemacht. Die Herren Reisenden und wie man hört auch Kolonialbeamte in Ostafrika haben die Eingebornen wiederholt ganz anders behandelt.

2) Allg. M.-Z. 1887, 538.

3) Allg. M.-Z. 1888, 547 Anm. 2.

stons seine Richtigkeit, was man eben nicht kontrollieren kann, so fragt es sich: sind es nicht die in der Regel in puncto sexti sehr leichtfertigen Weißen, welche die „Magdalenen“ nicht bußfertig werden lassen? Ganz speciell in Westafrika kümmern sich, wie der Feuilleton-Reisende Zöller offen erzählt hat,<sup>1)</sup> die Weißen in ihrem Verhältnis zu den farbigen Frauen sehr wenig um das göttliche Gebot. Ist es nicht empörend, wenn dann auch noch die Menge der „unbußfertigen Magdalenen“ als Beweis für die Unfruchtbarkeit der Mission angeführt wird? Und wer bringt denn den Branntwein? Doch nicht die Missionare. Ist es nicht wieder empörend, wenn vielleicht dieselben Leute, welche die Eingebornen durch den Branntweinhandel demoralisieren, dann die Mission als unfruchtbar verklagen, weil sich auch in den heidenchristlichen Gemeinden Trinker finden? Endlich zum vierten: der Herr Kanonikus citiert Johnston nicht vollständig, indem er das Gute wegläßt, was selbst dieser Reisende an der Mission findet, nämlich, daß sie sich als eine segensreiche civilisierende Macht beweiße, also doch nicht ganz unfruchtbar sei. Das ist nicht redlich von dem Herrn Kanonikus. Ubrigens hätte ein Mann wie Taylor wissen müssen, daß die Herren Reisenden nicht gerade häufig für die geistliche Seite der Mission Sinn und Verständnis haben, darum auch nur selten sich über den Stand des geistlichen Lebens in den heidenchristlichen Gemeinden wirklich informieren und folglich auch nicht als kompetente Zeugen gelten können in geistlichen Dingen, die nicht wie Kleidung, Häuser, Plantagen u. dergl. sich sofort dem Auge präsentieren und jedenfalls einen längern Aufenthalt und eine genaue Kenntnis der Sprache erfordern.

Nun die Zeugnisse des Missionars, die sich, wie der Ch. M. Int. angiebt, in den Annual letters of the missionaries, P. VI for 1886 bis 1887 teilweise finden. Was besagen sie? In einem kleinen Dorfe das von 11 Familien bewohnt wird, ist der Schulmeister wegen Trunksucht seines Amtes entsetzt und der Vorleser für einige Zeit suspendiert worden. In einem andern, wo es 15 Christen gab, wurde der Schulmeister entlassen, weil er der Trunksucht nicht Einhalt that und in einem dritten gab es eine große Aufregung, weil ein Mann wegen schlechten Betragens exkommuniziert worden war. 8 Monate lang konnten diese abgelegenen Dörfer von dem Missionar nicht besucht werden und dann übte derselbe entschiedene Kirchenzucht, um die traurigen Zustände zu bessern. In einem weiteren Falle wurde ein Missionar Bell von einem inquirer

<sup>1)</sup> Reise ins Logoland, 245 ff.



betrogen, d. h. der Mann kam nicht wieder, was dem heil. Paulus weisland auch passiert ist (act. 24, 25 f.) und so noch einige Fälle von unredlichen inquirers. Ist das Beweis, daß die gesamte Mission a great failure ist? Bei jeder Kartoffelernte giebt es kranke Kartoffeln. Was würde nun der Herr Kanonikus sagen, wenn man die paar kranken auf einen besondern Haufen sammeln und nachdem die gesunden entfernt worden sind, ihn vor diesen Haufen führen und erklären wollte: da haben Sie den Beweis, daß der Kartoffelbau a great failure ist, denn nach aller Arbeit, die man auf ihn gewendet, ist das das Resultat! Gerade das ist aber die Methode, nach welcher er seine Kritik übt, ganz die ultramontane.

Aber es verlohnt sich nicht der Mühe, bei diesen man möchte fast sagen Lappalien länger zu verweilen. Also gehen wir weiter. — Der Herr Kanonikus will die Wunden der evangelischen Mission nicht nur bloßlegen, er will sie auch heilen; er will nicht nur Kritiker, sondern auch Arzt sein. Nur schade, daß der Arzt sofort wieder zum ungerechten und in seinem blinden Eifer auch widerspruchsvollen Kritiker wird. Er fragt nämlich: woran liegt's, daß die evangelische Mission bis jetzt ein großer Mißerfolg ist? und antwortet: das liegt außer an der Rivalität der Missions-Gesellschaften untereinander und der Thorheit: aus den Eingebornen in Asien und Afrika „englische Philister der Mittelmklasse zu machen,“ wesentlich an den Missionaren und zwar ebenso an ihrem Bildungsmangel wie an ihrem zu komfortablen Leben. Soll die Mission Frucht schaffen, so sind gebildete, asketische, heroische Missionare nötig.

Der Herr Kanonikus sagt in bezug auf alle diese Punkte **etwas** Wahres, das, wenn er es statt generalisiert beschränkt und wohlwollend gesagt hätte, alle Beherzigung verdiente. Aber er malt wieder alles grau in grau und verdirbt darum auch die Fünkchen Wahrheit, welche in seiner Polemik enthalten sind.

So gleich bezüglich des ersten Punktes. Statt der c. 100 evangelischen Missions-Gesellschaften soll es nach Taylor ihrer **224** geben, „welche sich gegenseitig die Kunden abspenstig machen“ (who tout for converts). Welch ein Zerrbild! Und das hat der Mann geschrieben, nachdem die Allg. Miss.-Konferenz, welche voriges Jahr in London getagt, ein so erhebendes Bild davon gegeben, mit welchem Ernst die evangelischen Missions-Gesellschaften, wenige Ausnahmen abgerechnet, dem Frieden untereinander nachjagen. Den Hauptbeweis für seine Anklage stützt Taylor auf einen Ausspruch des früheren Leiters der Universities Mission,

Bischof Steere. Diese Gesellschaft repräsentiert mit der Prop. Gospel Soc. die extremste hochkirchliche Richtung — und gerade diese Richtung ist am rücksichtslosesten, wenn es gilt, sich in fremde Arbeit einzudrängen und „Kunden abspenstig zu machen.“ Die Univ. Mission hatte sich samt der Prop. G. S. (und der Heilsarmee) auch grundsätzlich von der Allg. Miss.-Konferenz ferngehalten! Mir scheint, daß die Vertreter derselben — und vermutlich gehört Herr Taylor auch zu ihnen — mehr verpflichtet wären, über ihre eigne unbrüderliche Rücksichtslosigkeit Buße zu thun, als die Verkläger anderer Gesellschaften zu machen. Mehr hierüber zu sagen ist überflüssig nach dem, was der Artikel: Missionary comity und der Bericht über die Londoner Allgemeine Missions-Konferenz im vorigen Jahre hinsichtlich dieses Gegenstandes gesagt haben.

Der zweite Vorwurf, den unser Kritiker eigentlich zu begründen gar nicht der Mühe für wert hält, betrifft eine ebenso schwierige wie komplizierte Frage, auf die wir uns so en passant gar nicht einlassen können. Ohne Zweifel hat die Mission der Gegenwart das hohe Ziel: dem Christentum auf jedem Missionsgebiete ein einheimisch-vollstümliches Gepräge zu geben, noch nicht erreicht, aber man darf ihr das Zeugnis geben, daß ihre Arbeiter überall danach ringen, auch heute „den Juden Juden, den Griechen Griechen zu werden.“ Im Munde der meisten Kritiker geht es mit der Anklage einer Europäisierung des Christentums auf den Missionsgebieten wohl wie weiland bei Pilatus, als ihn Jesus fragte: „redest du das von dir selbst, oder haben es dir andre gesagt?“ Gewisse alte Anklagen wider die Mission werden unbesehen immer wieder nachgesprochen, ohne daß die Nachsprecher eine Ahnung haben weder von der mittlerweile sehr veränderten Missionsmethode noch von der Größe der in Frage stehenden Aufgabe noch von den ihrer Lösung entgegenstehenden Schwierigkeiten. Die Europäisierung der fremdländischen Heidenchristen wird im Grunde viel mehr bewirkt durch die europäischen Kolonisten, Kaufleute, Beamte, als durch die Missionare. Mit verschwindenden Ausnahmen erblicken die evangelischen Missionare in dieser Europäisierung (Anglisierung, Germanisierung, Französisierung u. s. w.) ein großes Übel; es liegt aber meist außerhalb ihrer Macht, einem Übel zu steuern, welches z. B. die Kolonialpolitiker mit so viel Energie und im Gegensatz gegen die Missionare geradezu pflegen. Wenn Taylor soweit geht, von dem Missionar zu verlangen, daß er überall wohnen, essen und sich kleiden solle ganz wie die Eingebornen, so stellt er eine ebenso unmögliche wie unvernünftige Forderung, die auf den meisten Missionsgebieten, von allem andern abgesehen, die frühe Untergrabung der

Gesundheit, wenn nicht den Tod zur sichern Folge haben würde. In seinem blinden Eifer schießt der Kritiker auch hier weit über das Ziel hinaus.

In ganz den gleichen Fehler verfällt er, wenn er den Grund für die Unfruchtbarkeit der Mission in dem Bildungsmangel der Missionare und in ihrer niedern socialen Stellung erblickt. „Bischof Steere,“ abermals seine Autorität, „beklagt, daß wir Männer nehmen aus einer niedern (inferior) gesellschaftlichen Stellung, welche regiert, ausgesandt und bezahlt werden von einer höher gestellten Art von Männern; die in London ein Komitee gebildet haben mit einem Sortiment von Examinatoren, welche zusehen sollen, daß jene niedere Menschenorte nicht zu niedrig steht, und mit einem Sortiment wohlfeiler colleges, wo diese inferioren Leute eine inferiore Bildung erhalten, mit einem Sortiment inferiorer Bischöfe, die ihnen eine Art inferiorer Ordination erteilen.“ Es ist nicht gerade erquicklich, daß sich ein „Missionsbischof“ über den Stand, dem er anzugehören einst die Ehre hatte, in einer solchen Weise äußert und es liegt eine wunderbare Ironie darin, daß der hochkirchliche Herr selbst nur ein „inferiorer“ Bischof und nicht einmal ein University man war, daß er, bevor er Missionsbischof wurde, Pfarrer gerade eines solchen erbärmlichen „Moordorfes“ war, für welches der anglikanische Kanonikus die „inferioren“ Missionare mit spöttischer Verächtlichkeit allenfalls brauchbar erklärt. Doch das nebenbei; im übrigen wollen wir mit der anglikanischen Hierarchie, den superior und inferior bishops, der bischöflichen Ordination u. s. w. uns nicht weiter befassen. Das überlassen wir dem Church M. Intelligencer, der es auch ganz schneidig besorgt hat. Es ist ja ganz wahr, daß ein großer Teil unsrer heutigen Missionare, obgleich gerade in England die Ausnahmen immer zahlreicher werden,<sup>1)</sup> aus niederm Stande stammt. Unser Herr Jesus Christus hat bekanntlich seine Apostel auch aus den niedern Ständen geholt und er selbst war „eines Zimmermanns Sohn.“ Ich weiß nicht, ob der Herr Kanonikus Lust hat, auch über diese Thatsache zu spotten. „Wenn man keine Pferde hat, muß man mit Ochsen pflügen,“ sagte mir einmal der selige Liedner, und wenn die Lords ihre Söhne nicht in den Missionsdienst stellen, so nimmt man sie aus dem Bauern- und Handwerkerstande. Übrigens sind es gar keine so übeln Leute, die die Kirche und die die Mission aus diesen Ständen erhalten hat. Krapf war eines Bauern Sohn; Livingstone ein Weber, Williams ein Schlosser und Carey gar nur ein Schuhlicker. Es ist

<sup>1)</sup> Gerade die Ch. M. S. hat in ihrem Dienst 110 (d. h. über ein Drittel aller ihrer Arbeiter) universitätlich graduierte Missionare!



wahrlich nicht schön, daß die Stellung der Männer, welche im Missionsdienste des Tages Last und Hitze und oft die Malzeichen des Herrn Jesu an ihrem Leibe tragen, für eine „inferiore“ gehalten wird. Gott sei Dank haben sich von diesen „inferioren“ Leuten recht viele als ausnehmend tüchtige Arbeiter bewährt. Natürlich giebt es unter ihnen auch dürftige Gestalten; fehlen diese aber etwa unter den University men? Und ist Herr Taylor ganz sicher, daß sich nicht etwa einmal einer auch unter die Kanonici verläuft? Auch mit der „inferioren“ Bildung unsrer Missionare kann es so übel nicht stehen, wenn man sieht, was für wissenschaftlich bedeutende Leistungen viele von ihnen später produzieren. Der Katalog derselben ist nachgerade sehr umfangreich. Unsre Missionsseminare thun wirklich, was sie können und das Maß der theologischen Bildung, welches sie ihren Zöglingen mitgeben, ist ganz und gar nicht verächtlich.<sup>1)</sup> Merkwürdigerweise hat die ultramontane Presse gerade aus dem verächtlichen Urteil Taylors über die „inferiore“ Stellung und Bildung der evangelischen Missionare ein pharisäisches Loblied auf die römischen Missionare gemacht. Nun, ich bin so genau nicht bekannt mit dem Herkommen der meisten dieser Herren; vermutlich würde aber der Herr Kanonikus, wenn er darüber zu urteilen hätte, erklären: men of an inferior social class, und man sagt, daß auch in der römischen Kirche die Missionsbischöfe als eine Art „inferior bishops“ gelten. Und was die „höhere“ Bildung der römischen Missionare betrifft, so sind wir sicher, daß bei einer näheren Prüfung — etwa die Jesuiten ausgenommen — es heißen würde: „euer Ruhm ist nicht fein.“ Unterdes lassen wir, was die Bildung betrifft, getrost die wissenschaftlichen Leistungen der Missionare hüben und drüben den Streit ausfechten.

Nun ist es aber wieder eine seltsame Ironie, daß der Herr Kanonikus sich selbst widerlegt. Während er nämlich die „inferiore“ Bildung (nicht etwa bloß einzelner, sondern) der evangelischen Missionare als einen Grund ihrer Mißerfolge bezeichnet, lobt er mit überschwenglichem Lob — die Heilsarmee! und bespöttelt diejenigen Missionare, welche durch Paleys „Evidences“ (also wissenschaftliche Beweise) Indien bekehren wollen. Ganz abgesehen davon, daß bis zu dieser Stunde die Heilsarmee jedenfalls eine fruchtbare Missionsarbeit nicht aufzuweisen hat —

<sup>1)</sup> Gerade das Missionsseminar der Ch. M. S. hat in dieser Beziehung Beweise seiner Tüchtigkeit gegeben. Es haben verhältnismäßig mehr Zöglinge desselben im staatskirchlichen Examen Nummer 1 erhalten, als Studenten von Oxford und Cambridge; nämlich in 7 Jahren von 45 Examinanden 18, während 21 Nr. 2, 5 Nr. 3 erhielten und nur einer durchfiel.

besteht nicht gerade sie wesentlich aus men of an inferior class mit einer inferior education? Wenn aber der Herr Kanonikus erklärt, daß Missionserfolge nur zu erwarten seien (only be expected) von men of the highest quality, wie kommt es, daß er die Heilsarmee als eine Art Missions-Mustertruppe in den Himmel erhebt, da die von ihm so bespöttelte „Inferiorität“ vielleicht in keiner andern Missionskörperschaft so vertreten ist, als gerade in ihr? Es ist die alte Geschichte vom Junker Alexander: er nimmt die Inferiorität hier mit in Kauf, weil die asketische Haltung und die theatrale Methode der Salvationisten nach seinem Geschmack ist. Mit ähnlichem Lob wie die Heilsarmee begnadigt der Herr Kanonikus die Oxford Brethren zu Kalkutta, eine Art hochkirchlichen Mönchsorden, einfach darum, weil ihre Askese und romanisierende Tendenz ihm gefällt. Das sind nun Leute von einer höheren Bildung; aber abgesehen davon, daß sie eine sehr kleine Schar bilden und bis heute noch keine Beweise der Fruchtbarkeit geliefert, so ist ihre Missionsmethode gerade die von Taylor verspottete der wissenschaftlichen Disputation (purely controversial; Int. 1888, 694)! Der Herr Kanonikus hat Unglück mit den Freunden, die er belobt: sie bringen ihn in argen Widerspruch mit seiner eignen Kritik! Denn diese Kritik ist eben eine Tendenzkritik.

Dies tritt aufs unzweideutigste zutage in dem eigentlichen Hauptteile des Taylorschen Artikels, welcher den evangelischen Missionaren, indem er ihnen Mangel an Askese vorwirft und darin den Hauptgrund ihres Mißerfolges erblickt — die Jesuiten und die Heilsarmee<sup>1)</sup> zum Vorbild hinstellt. Von dieser seltsamen Bundesgenossenschaft hat die ultramontane Presse wohlweislich geschwiegen! Der Herr Kanonikus hat aber recht: sie gehören im Grunde beide zusammen. Die katholischen Missionare sind dem hochkirchlichen Kanonikus unbefehens lauter devoted men und die Jesuiten, speciell Franz Xavier Missionsideale. Nur schade, daß seine Rhodomontaden auf einer geradezu kindlichen Unwissenheit beruhen. Oder war das die gerühmte Askese Xaviers, daß er — nach dem Zeugnis seiner eignen Briefe — an der Tafel des Vickönigs speiste, in Sammet und Seide auftrat und in Indien als königlicher Kommissarius fungierte, mit königlichen Geldern die Befehrungen erkaufte, die ganze königliche Macht zur Ausbreitung des katholischen Glaubens verwendet

<sup>1)</sup> Trunken gemacht von dem seitens eines hochkirchlichen Kanonikus ihr gespendeten Lobe hat die Heilsarmee den Artikel Taylors: The great missionary failure als Traktat drucken und durchs ganze Land verbreiten lassen! (Int. 791.) Der Intelligencer nennt das the most cruel wound as we feel it!

wissen wollte?<sup>1)</sup> Das seine apostolische Armut, daß so lange er in Japan weilte, also im Laufe von c. 2 Jahren, er mit seinem Begleiter und einem Laienassistenten „von dem freigebigen König Portugals mehr als 1000 Golddublonen“ erhielt?<sup>2)</sup> Ein Robert de Nobili hat allerdings die Rolle eines „Büßers“ (Sanjasi) in Indien gespielt, aber selten ist mit dieser Rolle ein größerer Hochmut gepaart gewesen, als bei diesem Scheinbrahmanen, ganz abgesehen von dem Betrug, auf den sie basiert war.<sup>3)</sup> Und was die „alten Jesuiten“ in China betrifft, so fehlt ihnen selbst der Schein einer Askese. Ricci, Schall, Verbiest spielten eine sehr vornehme Rolle und die neueren Jesuiten sind wahrlich gerade auch nicht asketische Muster. Es giebt allerdings unter den römischen Missionaren auch viel wirkliche Selbstverleugnung und Armut; man prahlt damit, wo es angebracht erscheint und stolziert dann wieder mit blendendem Pomp, wenn es sein kann mit einer fürstlichen Pracht, die geradezu ein Hohn auf die „apostolische Armut“ ist! Was würde unser die katholische Askese verherrlichender kritische Kanonikus sagen, wenn ein evangelischer Missionar umherziehen wollte, wie es in China vor nicht allzu langer Zeit der Monsignor Faurie gethan, unter theatralischem Gepränge, in der Pracht eines Vicekönigs, „an 10—15 Tischen, jeder von 8 Gedecken“ „allein speisend“, während „eine Musikbande dazu aufspielt“, „eine Begleitung von mehreren tausend Personen zu Fuß und zu Pferd vor und hinter ihm her,“ unter „unaufhörlichem Kanonendonner“?<sup>4)</sup> Aber von dem allen und vielen andern Vorkommnissen weiß Herr Taylor nichts. Er hat nur die katholische Legende gehört.

Und was die „Fruchtbarkeit“ der katholischen Mission betrifft — nun, der Herr Kanonikus scheint auch da die Geschichte wenig zu kennen: haben die gepriesenen alten katholischen Missionen nicht sämtlich Bankrott gemacht? Ist es nicht eine selbst durch die Zahlen unwiderleglich bewiesene Thatsache, daß die protestantischen Missionen fruchtbarer sind als die römischen?<sup>5)</sup>

Da bezüglich der Heilsarmee der Kanonikus selbst zugestehen muß: „ob ihre Anstrengungen in Indien auf die Dauer erfolgreich sein werden, das zu behaupten würde voreilig sein“ — so ist die Vorbildlichkeit der-

1) Die Quellennachweise in meiner „Protest. Beleuchtung“, 113 ff.

2) Int. 694.

3) „Protest. Beleuchtung“, 390 ff.

4) „Protest. Beleuchtung“, 183.

5) Allg. M.-Z. 1888, 561 ff.: Der Romanismus des 19. Jahrhunderts im Lichte der Statistik und meine „Protest. Beleuchtung“, Kap. XII: Ein Verhängnis.



selben, mildest gesagt, zu einer bloßen Hypothese geworden und nach allem, was wir bis jetzt über den Missionserfolg der phantastischen Heilsarmee in Erfahrung gebracht, halten wir es für „voreilige“ Zeitverschwendung, uns mit einer auf sie bezüglichen Hypothese zu beschäftigen.

Es kann uns also weder der von Taylor behauptete Erfolg der römischen Mission noch der der Heilsarmee überzeugen, daß die Askese diejenige Reform der Missionsmethode sei, deren der Protestantismus bedürfe, zumal auch die Anklagen, welche in dieser Richtung der Kanonikus gegen die evangelischen Missionare erhebt, wesentlich übertreibende Karikaturen sind. Während er nämlich die Forderung stellt: „der Mann, der die Herzen der Indier am sichersten ergreifen will, muß unverheiratet und ein Asket sein, sich geistiger Getränke enthalten, wie die Eingebornen von Reis leben, ohne ein Gehalt zu beziehen entweder als Bettler oder durch seiner Hände Arbeit sich seinen Lebensunterhalt erwerben, allen Lebenskomfort aufgeben und eine absolute Selbstentfagung üben; diese Sprache allein verstehen die Hindu“ — so karikiert er die evangelischen Missionare als vornehme Herren, die jährlich ein Gehalt von 6000 M. beziehen, eigne Equipage halten, mit Weib und Kind spazieren fahren, und ironisiert: „Hätte der heil. Paulus, bevor er eine seiner Missionsreisen antrat, sich vorher von St. Jakobus und einem Jerusalemer Komitee ein Jahresgehalt von 6000 M., in vierteljährlichen Raten zahlbar, garantieren lassen und sich dann mit einem schattenspendenden Bangalow, einem Reisezelt, einem Ponywagen und einer Frau versehen, so würde er die Weltgeschichte nicht verändert haben.“

Nachdem man das gehört, darf man vielleicht zuerst der Bewunderung Ausdruck geben, daß ein Mann, der eine solche „absolute Selbstentfagung nicht in der Theorie, sondern in der Praxis“ (not by argument but by exhibiting in practice) verlangt, statt daheim Domherr zu bleiben, nicht längst selbst als Missionar nach Indien gegangen ist, um durch sein eignes Vorbild sie ändern vorzuleben. Bezüglich des heil. Paulus sind wir sicher, daß er milder gefahren wäre mit den heutigen Missionaren, als der anglikanische Kanonikus und etwa gesagt hätte: „Lieben Brüder, wie ich weiland meinen Mitaposteln nicht zugemutet habe, daß sie es bezüglich des Gehaltes und des Eölibates hielten wie ich (1 Kor. 9), so „werfe ich auch euch keinen Strick an den Hals“ mit der Art und Weise, wie ich gereist bin. Ich bin nicht in den Tropen gewesen; wollt ihr euch eines Sonnenschirms, eines Reisezeltes, eines Reittiers, Wagens oder einer

Sänfte bedienen, wie es heute auf eurem Arbeitsgebiet notwendig und bräuchlich ist, so thut es in Gottes Namen. Da „ein Arbeiter seines Lohnes wert ist,“ dürft ihr auch Gehalt nehmen und da mein Kollege Petrus ein Weib hatte, so dürft ihr auch verheiratet sein.“ Der Missionsberuf bringt ohnedies Entbehrungen und Leiden genug mit sich, so daß es wahrlich nicht nötig ist, ihn noch durch eine selbstgeschaffne Askese zu erschweren. Es hat unter den evangelischen Missionaren nicht an Asketen derart gefehlt, wie Taylor sie fordert; aber die Folge ist in der Regel eine baldige Zerstörung der Gesundheit gewesen. Ich denke z. B. an den herrlichen Dr. Ribbentrop, dessen früher Tod lediglich durch seine „Askese“ herbeigeführt worden ist. Auch ist es nichts als eine vorgefaßte Meinung Taylors, daß von der „absoluten Selbstentsagung“, wie er sie fordert, der Missionserfolg abhängt. Sogar in Indien ist das nicht der Fall. Z. B. weder in Tinnemelly noch unter den Kolhs oder den Karenen, wo dort der Missionserfolg am größten, sind die Missionare „Asketen“ gewesen im Sinne Taylors. Er beruft sich auf die Brüdergemeinde, aber beweist damit nur, daß er die Missionsgeschichte derselben nicht kennt. Ebenso ist es thöricht, vom Eölibate den Missionserfolg abhängig zu machen. Die ziemlich allgemeine Erfahrung aller evangelischen Missionsgesellschaften geht dahin, daß die Ehe der Missionare vielmehr zur Förderung der Mission ausschlägt. Ubrigens giebt es auch eine große Anzahl unverheirateter evangelischer Missionare. Gerade die Church M. S., gegen welche die Angriffe des Kanonikus sich in erster Linie richten, hat unter 350 Missionaren 150 unverheiratete; aber sie ist nicht in der Lage, beweisen zu können, daß diese ehelosen Missionare die fruchtbarsten seien (Int. 751). In allen diesen Dingen redet der Domherr als einer, der von ihnen nichts versteht. Hätte er sich damit begnügt, nachzuweisen, daß einige englische Missionare in Indien zu sehr die Rolle vornehmer Herren spielen und ein zu komfortables Leben führen und das scharf gerügt, hätte er ferner nachgewiesen, daß in einigen englischen Schulen eine zu einseitig doktrinäre Unterrichtsmethode befolgt werde u. s. w., so hätte er vielleicht ein gutes Werk gethan. Da er aber karikiert, das Kind mit dem Bade ausschüttet, eine ungerechte Kritik übt und eine ungesunde Reform fordert, hat er nur Luftstreiche geführt.

Was der Kanonikus schließlich bezüglich des Heroismus von den Missionaren fordert, das kann man fast alles unterschreiben; nur hätte er dreierlei dabei nicht vergessen sollen: 1. daß es auch außer Williams, Patteson, Hannington und Macay noch sonst viele heroische evangelische Missionare giebt; 2. daß man aber nicht von jedem Missionar erwarten

kann, er soll ein Ausbund von Heroismus sein und daß 3. Christlicher als eine ungerechte und verbitternde Kritik das Gebet ist zu dem Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in Seine Ernte sende, die auch Helden sind.

## Was hat die gegenwärtige Mission für die Geographie geleistet?

Von P. E. Wallroth.

(Schluß.)

Das Buch des nordamerikanischen Sendboten David Abeel „Journal of a Residence in China and the Neighbouring Countries from 1829 to 1833“ (New York 1834), von welchem das Ev. Miss.-Mag. 1836, 155—334 einen gehaltvollen Auszug bietet, führt uns nach

2. Süd=Asien, und zwar zunächst gen Indonesien.

Über das westliche Borneo sind im Missionary Herald 1836, 433 f. 1844, 314 f. dankenswerte Nachrichten über die Untersuchungsreisen der amerikanischen Missionare zu finden (Ely Vol. C. 50 f.) und über den Ostteil berichtet der Göttersche Sendbote Jackstein (Rhein. Miss.-Ber. 1860, 336 f.). Besonders aber haben die Rheinischen Missionare über Süd- und Mittel-Borneo viel Neues gebracht. So A. W. Beyer über die heiligen Krüge der Dajakken, die chinesischen Häuptlinge auf Borneo, dajakische Geselligkeit, das Blianfest; der bekannte Denninger beschrieb das Leben am Pulopetakfluß, seine gemeinsam mit von Höfen 1851 ausgeführte Reise durch die Landschaft Sihong und schilderte das Sumpfland Mentangei. Feige im Pataigebiet, durch langen Aufenthalt des Landes wohl kundig, hat in der A. M.-Z. 1884, 523—528 R. Bock's Buch über Borneo: „Unter den Kannibalen“ wissenschaftlich im wahren Wissen beleuchtet. Hendrich lieferte vier Karten des Ratinganflusses, welchen er 1885 bis zum Zusammentreffen der beiden Quellflüsse besuhr.<sup>1)</sup> R. Hennemann erklärt uns nach zehnjähriger Beobachtung den Grund der Abnahme und Erhaltung der Dajakken und teilt allerlei über Beseffenheit und Krankheit dieser Leute mit; Hofmeister schilderte 1856 die Dajakken am oberen Rahaian-Flusse, Klammer erzählt von einem holländischen Kriegszug, welchen er in den Landschaften Sihong, Patai, Daju mitmachen mußte, und entwarf mit

<sup>1)</sup> Rh. Miss.-Ber. 1862, 132 f. 170. 63, 57. 23. 50, 209—220. 51, 225—239. 53, 81—90. 52, 257—260. 65, 87. 85, 364—380. P. g. M. 86, 92. 160.



Hilfe mehrerer Häuptlinge eine interessante Karte. Rott führt uns ins Traumleben der Dajacken ein, Tromp in die Begräbnissitten; noch wichtiger ist Tromps und Hagers Reise ins Innere Borneos und im Gebiet der Flüsse Barito und Rahaian; dazu Feiges Kartenentwurf, welcher als specieller Beitrag zur Karte des südöstlichen Borneo Beachtung verdient; endlich noch Zimmers Abhandlung über allerlei Gebräuche der Dajacken.<sup>1)</sup> Auch F. Grabowsky in Barabei (Borneo) hat öffentlich in der Zeitschrift Ausland 1884, 474 nicht nur die Missionsarbeit und herrliche Gastfreundschaft sondern auch die Landeskunde und freundliche Hilfe der Rheinischen Missionare anerkannt. Im nördlichen Teil dieser großen Insel haben katholische Glaubensboten z. B. Kilty über die Dufans Geographisches geliefert. (Kathol. Miss. 1887; 228 f. 251 f.)

Die Minahassa auf Celebes ist durch holländische Sendboten bekannter geworden, so z. B. die Religion und allerlei Gebräuche der Alfuren durch Wilkens. Erwähnt sei auch der niederländische Bibelmissionar Dr. B. J. Matthes, welcher die Binnenlandschaften dieser Insel besuchte und einiges Geographische, mehr noch über Geschichte und Sage berichtete.<sup>2)</sup> Erwähnenswert sind des Utrechter Missionars van Dijken Küsten- und Bergfahrten in Halemahera (Dschilolo), besonders die Schilderung der Tobarulandschaft und ihrer Bewohner, ebenso des Utrechter van Baarda Beschreibung eines Totenfestes auf „Halmahera“. — Ein anderer Utrechter Sendling H. Rinnooij brachte allerlei Neues über die hellen Bewohner (Mestizen) der Insel Rissjer oder Setawawa (östlich von Timor) und van Alphen über die westlich von Timor gelegene Sumba.<sup>3)</sup> Im Jahre 1829 besuchte Tomlin die Insel Bali; seine Reisebeschreibung hat im Ev. Miss.-Mag. 1833, 143—154 auch nach geographischer Seite hin Verwendung gefunden. S. Coolsma's Zwaalf Vorlesingen

<sup>1)</sup> Rhein. Miss.-Ber. 1876, 328—347. 78, 172—186. 202 f. 57, 41—45. 61, 90—103. P. g. M. 61, 241. Rhein. Miss.-Ber. 58, 244—250. 77, 42 f. 79, 129—151, 58, 289—293. 79, 65—76. 241—248. Globus 53, 218 f. vgl. Zenaer g. M. V, 90 f. Es sei nebenbei bemerkt, daß der Marinepfarrer Wesenberg über die Sandakan-Bai auf Borneo im Globus 35, 141—144 und Globus 36, 43 „Durch die Philippinen“ geschrieben hat.

<sup>2)</sup> P. g. M. 1861, 240 (bearbeitet von F. W. Diederich); Hilfsprediger Schwarz' Arbeit: Ausland 1885, 795. 806 f. Beknopt Verslag van een verblijf in die binnenlanden van Celebes etc. Makassar 1861. P. g. M. 62, 197. 63, 38 f. 68, 182. Übersicht der Reisen und ethnologischen Arbeiten des Matthes in P. J. Beth: Een nederlandsch reiziger op Zuid-Celebes P. g. M. 76, 112.

<sup>3)</sup> Zenaer g. Mitt. II, 121—140 (1884) Ausland 1883, 903—905. P. g. M. 82, 466 f. Ausland 84, 337.

und Mittheilungen zur Völkerrunde von West-Java fanden vielfache Anerkennung und zeigten den holländisch-sundanesischen Sprachforscher auch als einen Geographen.<sup>1)</sup>

Neues brachte die Reise des amerikanischen Missionars J. Ennis auf Sumatra u. s. w. 1837 und die verdienstvollen Berichte des niederländischen Bibelgesellschaftsbeamten Dr. Neubronner van der Tuuf über die Batta (Battak).<sup>2)</sup>

Stolz kann Deutschland auf die erd- und völkerrundlichen Arbeiten der Rheinischen Missionare auf Sumatra sein: Von Silindong und Sipoholon gaben van Asselt und Heine eine Karte nebst Beschreibung und machten diese von Europäern selten berührten Landschaften 1863 bekannter; der nördliche Teil des Thales, namentlich das Sipoholon-Gebiet, war bis dahin unerforscht. Heine beleuchtete trefflich die Geschichte und Religion der Batta und löste mit andern Mitarbeitern das geographische Rätsel Sumatras das Hoch-Toba-Land, mit dem geheimnisvollen Toba-See, nachdem ein holländischer Beamter von der Ostküste Sumatras schon vorher hierhin gedrungen war. Heine, Johannsen und Mohri gelangten 1873 auf kühnem Pfadzuge bis an den See, hätten aber ihre Reise fast mit dem Leben bezahlen müssen. Nach Heines und Rommensens Angaben<sup>3)</sup> ist die bekannte Karte der südlichen Battalände gezeichnet worden und Rommensen selbst beschrieb gleichfalls die Landschaft Silindong, auch Sitten und Gebräuche der Batta und eine Reise nach dem wunderschönen Toba-See, von ihm mit Johannsen und Simoneit 1876 ausgeführt. Der Toba-See ist mit der Barmer Mission aufs engste verbunden, durch sie ist dieses tiefsunkelnde Auge Sumatras erforscht, untersucht und der deutsche Segler, das Missionsboot Palme, fördert jährlich dieses Unternehmen.<sup>4)</sup> Auch das Ausland (1882, 293) erkennt die geographischen Verdienste der Rheinischen Missionare um den Tobasee lobend an.<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Kl. Miss.-Bibl. IV, 1, 131. Jenaer g. M. II, 12—16. I, 107 Coolsmas: West-Java mit Karte Rotterdam 1881.

<sup>2)</sup> Mission Herald 1838, 364 f. 1839, 521 f. Ely Vol. 42 f. Rhein. Miss.-Ber. 1862, 9 f. 65, 80—82.

<sup>3)</sup> Rhein. Miss.-Ber. 64, 33—53. 65, 69—80. 73, 193—207. 82, 198 f. 66, 1. B. g. M. 66, 437. Heine's und Rommensens's Karte, Evg. Miss.-Mag. 1869, 49.

<sup>4)</sup> Rhein. Miss.-Ber. 64, 225—235. 271—281. 301 f. 65, 203 f. 77, 69 f. 78, 247 mit Karte. B. g. M. 76, Taf. 4. 78, 396 f. Beurteilung der Missionar-Karten vom Toba-See 83, 41. Jen. g. Mitt. 1, 124 f. (1882) Allg. Miss.-Ztschft. 1888, 87 f.

<sup>5)</sup> Dieselbe Seite des Ausland enthielt auch ein anderes Lob der Rhein. Mission und S. 619 desselben Jahrgangs wendet sich gegen Dr. Hagens „half fabelachtig Meer“ und dessen Ansprüche, den Tobasee eigentlich erforscht zu haben. Dr. Hagen hat den nördlichen, die Missionare den südlichen Teil jenes Sees beschrieben.

Während Missionar Reipoldt den eigenartigen Reissbau der Batta und Simoneit Rechtsbestimmungen derselben, W. Rödding Batta-Götterlehre, die Batakker u. s. w. und Erzählungen uns beschreibt,<sup>1)</sup> hat Dr. A. Schreiber nach siebenjährigem Aufenthalt daselbst reichhaltige Nachrichten über die Batta gegeben: z. B. ihre Lebensweise, Bildungsstufe und Religion, ihr Verhältnis zu den Malayen in Sumatra (Barmen 1874), welche er als Brudervölker betrachtet, ferner: die südlichen Batta-Länder auf Sumatra nebst Karte; ein Tag in einem Battadort, zur Ethnographie der Batta: Wanderungen, Kannibalismus, Vergleich der Batta mit den Dajakken, so daß mit Recht das Ausland Schreiber den „verdienstvollen Battaforscher“ nennt.<sup>2)</sup> — Auch auf der Insel Nias ist die Erdkunde durch Rheinische Missionare bedeutend gefördert: Denningers Beschreibung dieser Insel, Kultus der Niasser, W. Röddings Berichte über verschiedene dortige Sitten, F. Kramers Beschreibung der Häuser, H. Sundermanns gründliche Darstellung des Landes und seiner Bewohner nach verschiedenen Beziehungen, der Psychologie der Niasser ihre Sagen und Gleichnisse,<sup>3)</sup> Thomas Niasische Götter- und Geisterlehre, Beiträge zur Kenntnis des Volkes der Niasser, Thomas und Fehrs Reise im südlichen Teil dieser Insel (1881) die Untersuchungsfahrten des Missionsbootes „Denninger“<sup>4)</sup> — alle diese Berichte fußen auf genauer Beobachtung landeskundiger Missionare. Wir schließen hier mit einem Wort aus Petermanns geogr. Mitteilungen 1884, 313: Auch die sorgsamten Arbeiten der niederländischen Beamten und Missionare, welche während ihres langen Aufenthaltes im indischen Archipel viel tiefer in die Anschauungen der Bewohner einzudringen vermögen, als ein einzelner Reisender, während

1) A. M.-Z. 1885, 401 f. 475 f. Ausland 1883, 68—72. Globus 53 (1888) 57 f. 75 f.

2) Rhein. Miss.-Ber. 1873, 306—315. 80, 238—250. A. M.-Z. 1876, 257 bis 270, 348—355 P. g. M. 74, 395. 76, 112. 64—68 Taf. 4. Ergänzungsheft 62, 43. Ausland 1882, 161 f. 183 f. 316. 1883, 963—967. 10. Atjinesischen Krieg A. M.-Z. 1874, 125—131. Rhein. Miss.-Ber. 74, 65—73. Sonstiges über die Batta: 1861, 9—25. P. g. M. 61, 164. Anerkennung der Rheinisch. geographischen Arbeiten auch in Jenaer geogr. Mitt. I, 156.

3) Rhein. Miss.-Ber. 68, 141—149. P. g. M. 69, 356. Rhein. Miss.-Ber. 68, 141—149. 67, 108—117. 134—145. 66, 297—309. 67, 321—331. Ausland 83, 198 f. A. M.-Z. 1884, 345—354. 408—431. 442—460. 87, 289—302. Ausland 1887, 92—95. 108—111. 945.

4) Rhein. Miss.-Ber. 78, 331 f. 79, 210—216. Globus 39, 13 f. Jenaer geogr. Mitt. I, 89—97 IV, 163 f.



eines nur wenige Tage dauernden Zusammenseins, lieferten bedeutendes Material (von Nachweisen zu *Ab. Bastians* Werk über *Indonesien*).<sup>1)</sup>

Mit den katholischen Sendboten *Pag* e und *Délouët* te gelangen wir zur Halbinsel *Malaka* und nach *Anam*, dem Lande der Jesuitenmission.<sup>2)</sup> *Pater Blank* ergänzte 1883 die Karten des Grenzgebietes zwischen *Tonking* und *Siam*, bewies den *Radigne* als beträchtlichen Nebenfluß des *Mekong* und nahm den *Mosfluß*, rechtsseitigen Tributär des *Ngan-ca* auf. Durch die Untersuchung des *Ame* und *Rhao*, Nebenflüsse des *Chou* oder *Same*, machte sich 1883 *Pater Pinabel* um die Flußkunde *Tonkings* verdient und berichtete von den dortigen Gebirgsbewohnern *Phu-Tays* (oder *Tays*), welche den *Anamiten* als „*Wilde*“ gelten. Der *Abbé P. Dourisboure* schilderte „*Les sauvages Ba-Hnars*“ (*Paris* 1873) auf der Grenze *Cochinchinas* und *Siams*, ein bisher wenig bekanntes, von Reisenden gemiedenes Volk. Über diese „*Bannar*“ geben auch die *Zenaer geographischen Mitteilungen* (1884) III, 1—15 nach den Forschungen der katholischen Missionare *Combes*, *Dourisboure* und *Gerlach* dankenswerte Darstellungen. *Kapitän Dutreuil*, welcher zwei Jahre lang ein *anamitisches Kanonenboot* befehligte, hat es in der *Pariser Geographischen Gesellschaft* 1878 offen ausgesprochen, daß die Missionare in jeder Hinsicht das Land am besten kennen, aber nur nach dem Augenmaß Skizzen aufnehmen könnten und sich sonst auf Erkundigungen beschränken müßten; denn zeitraubende, schwer zu verheimlichende Aufnahmen wären durch die Stellung der Missionare verboten<sup>3)</sup>. —

Fürs *Königreich Siam* hat *Karl Güzla* ff's dreijähriger Aufenthalt 1828—1831 sehr beachtenswerte Nachrichten gebracht; noch mehr aber die „*Description du Royaume Thaï ou Siam*“ (*Paris* 1854) des *Bischofs*

<sup>1)</sup> Eine wahre Fundgrube für die Sprach-, Land- und Volkskunde von *Niederl. Indien* sind die jetzt im 33. Jahrgange zu *Rotterdam* erscheinenden wissenschaftlich gehaltenen *Mededeelingen van wege het Nederlandsche Zendelinggenootschap*.

*D. H.*

<sup>2)</sup> *Malaisie, curieuse excursion dans le royaume du sultan de Kédah* und *Quelques notes sur la peninsula malaise* *P. g. M.* 84, 359. Über des spanischen Missionars *Manuel de Rivas* (1859) Werk: *Idea del imperio de Annam o de los reinos unidos de Tonquin y Cochinchina* vgl. *Kalffar* 1867, S. 90 (1879 I, 383) *Baumgarten* 37. Die alten um die Geographie sehr verdienten katholischen Missionare, de *Choumont*, *Forbin*, *Tachard* 1685—1687 nach *Siam* vgl. *Embacher* S. 347. *Kalffar* I, 402 f. *Alexander de Rhodes* schrieb auch über *Cochinchina*; *R. Kiepert's Karte von Tonking* 1883: Gebiet zwischen *Hanoi* und *Sontai* nach Angaben der dortigen Missionare.

<sup>3)</sup> *P. g. M.* 85, 66. *Ausland* 85, 652 f. *P. g. M.* 74, 157. *Zenaer geogr. Mitt.* IV, 41. *Globus* 35, 160.

D. J. B. Pallegoix, welcher 24 Jahre lang in Siam lebte und in dem zweibändigen Werk ein neues Licht auf Siam fallen ließ.<sup>1)</sup> Rev. G. B. Bacon veröffentlichte 1873 ein Buch über Siam; der Baptiste E. S. Carpenter: „A tour among the Karens of Siam“ und J. B. Bradley's Bangkok Calendar waren doch der Beachtung nicht unwert; letzterer durch seine meteorologischen Bemerkungen, Nachrichten über siamesische Zeiteinteilung, Geschichte und Statistisches, Gebräuche und dgl.<sup>2)</sup>

In Burma (Birma) sind es baptistische Missionare, welche die Landesgeographie förderten: so A. Bünker: *The Burmah of to day* (Bapt. Miss.-Mag. Boston 1886, 395), die lange gefangen gewesene Missionarin Anna Judson in: *An Account of the Americ. Baptist. Mission to the Birman Empire* (London 1824, deutsch 1839?) A. T. Rose schrieb über Mandalé, das Shan-Land von Mandalé nach Bhamo.<sup>3)</sup> Der Kaplan H. W. Crofton zu Rangün, Begleiter des Obersten Fytsche 1867 nach dem König zu Mandalé, beschrieb den Irawaddi und die Hauptstadt Mandalé. Die Sagen der Karenen schilderte 1853 der Church Missionary Intelligencer; dies Volk teilte Dr. J. B. Croß in zwei große Stämme, die Sgau und Pwo in seinem Werk „*The Karen as a Race*“ (Toungoo 1875).<sup>4)</sup> Auch der bedeutende Sprachforscher, der amerikanische Baptistenmissionar Dr. Franc. Mason veröffentlichte 1861: *The Red Karen* und 1868 *On dwellings works of art, laws etc. of the Karens*; 1852: *Tenasserim or Notes on the fauna, flora, minerales and notions of British Burmah and Pegu* und 1860 *Burmah: its people and natural productions etc.* (London Rangoon); auch Mason wurde in der geographischen Totenschau des Jahres 1874 erwähnt<sup>5)</sup>. Unsere Kenntnis von den Shan-Staaten wurde durch J. N. Gushing in mancherlei Hinsicht vermehrt, welcher vom Dezember 1868 bis März 1869 die „*Journey to the Shan country; trip from Toungoo to Monai*“ machte und 1869—1870 eine zweite Reise dahin ausführte. Seine Reise mit Colquhoun ins nördliche Siam 1884 ist in den *Venæ*

1) Ev. Miss.-Mag. 1835, 5f. Kaltar I, 398 P. g. M. 58, 76. 63, 33. 67, 279. Globus 8, 244.

2) P. g. M. 73, 394. 153. 64, 515 f. 87, 27. Lombard's sorgfältige Aufnahme des unteren Menam.

3) P. g. M. 87, 27. 72, 39. Ev. M.-M. 1826, 192 f. mit F. Carey's Briefen. 1840 II, 45.

4) P. g. M. 70, 117. Evgl. luth. Leipzg. Miss.-Bl. 55, 59. A. M.-Z. 1879, 51. El. Bibl. III 2, 116.

5) P. g. M. 61, 241. Physical character of the Karens 66, 437. 70, 117. 62, 316. 75, 44 f.

geogr. Mitt. geschildert und bietet viel Neues.<sup>1)</sup> Über das Gebiet der Katschin oder Singfu (Singpo), von Assam durch den Brahmaputra und Brawaddi getrennt, von Barma aber unabhängig, hat der apostolische Vikar Bigaudet 1864 allerlei erzählt und eine Reise von Barma nach der chinesischen Provinz Jün-nan ein anderer Katholik F. Simon wiedergegeben. (P. g. M. 82, 220. 84, 120.)

Während des Amerikaners David O. Allen Buch: *India ancient and modern* Boston 1856 geographisch nicht bedeutend ist (Ely Vol. 57. 490. Pet. g. M. 56, 200), haben deutsche Missionare in Südindien<sup>2)</sup> auch in dieser Beziehung mancherlei Förderung gegeben. F. L. Niefkamp's „Kurze gefasste Missionsgeschichte der evangelischen Missions-Berichte aus Ostindien von 1705—1736 mit 2 Karten, Halle 1740“ beruht ausschließlich auf Erkundigungen und Erfahrungen der dänischen Hallenser Missionare (vgl. besonders I. Kap. 2—12. Karte zu Seite 506, Vorrede VI, wenn auch die Einwohner statt Tamulen die Malabaren genannt werden). Die Erben jener Trankebar-Mission, die Leipziger, haben in E. R. Baierlein einen fleißigen Darsteller jener fernen Gegenden gefunden, welcher aus dem Indianergebiet Nordamerikas zum Palmenstrand Indiens zog und von 1854 an mancherlei im Eogl. luth. Missionsblatt über die Nilagiri, Toda, Badaga, das Tamulenland berichtete; ferner in seinen „Reise- und Kulturbildern: Nach und aus Indien“, Leipzig 1873, „Aus dem Lande der Kanareesen, Vier und zwanzig Jahre unter den braunen Indiern.“<sup>3)</sup> Viel bedeutender ist Dr. Karl Graul; der so begabte, klare, nüchtern urteilende „Missionslehrer“ und Missionsdirektor, nicht nur Übersetzer von Dante's Hölle sondern geistreicher Schilderer indischer Volksfreise und Götterhallen. Das Ergebnis seiner fast vierjährigen „Reise nach Ostindien“ 1849 f. legte er in jenem bekannten trefflichen fünfbändigen Werke 1854—1856 nieder, wovon aber nur der dritte Band die Westküste Ostindiens bis zu den Nilagiri: Bombay, Tulu-Land, Malajalam, die Nilagiri und der vierte und fünfte: das südliche Ostindien und Ceylon schildernd, uns hier angeht. Eine reiche Stofffülle, eine Menge von Thatfachen, Anschauungen, mit vielen kleinen Einzelheiten untermischt, geben ein kennzeichnendes Bild jenes Landes; geographisch und volkskundlich ist der

<sup>1)</sup> P. g. M. 71, 473. 215—217 Jenaer g. M. III, 243—252 IV, 97—115. 139—162. Über Kincaids Statistik Tenasserims und Pegus: P. g. M. 57, 357.

<sup>2)</sup> Über die alten katholischen Missionare in Indien vgl. D. Peschel: Abhandlungen über Erd- und Völkerkunde, Leipzig 1877, S. 156 f. A. M.-Z. 1874, 358.

<sup>3)</sup> Ev. Miss.-Bl. 1863, 8 f. 25 f. 42 f. 70, 3 ff. 71, 12. 72, 352. 76, 186 f. 77, 57 f. P. g. M. 73, 153. A. M.-Z. 1879, 321—350. 80, 120 f. 163 f. 221 f.



Abschnitt über Bombay (III, 29—104) und die Tamulen (IV, 111—212) hervorzuheben, auch die Schilderung vom Tulu-Land (IV, 105—208). Später veröffentlichte der emsige Graul noch geographische Einzelschriften z. B. „die Pulney-Berge und ihre Bewohner“, „die Maravar.“<sup>1)</sup> Der Leipziger Missionar Gehring beschrieb die Serwaradscha-Berge und ihre Bewohner die Maleiäls. (Jenaer geogr. Mitt. I, 5—9).

Auch die Baseler Mission hat für indische Erdkunde mancherlei geliefert und Petermanns geogr. Mitt. sagten beim 50jährigen Jubelfest dieser Gesellschaft, daß „Geographie und Ethnographie manchen Nutzen von diesem Werke“ gehabt hätten. (1885, 66). Der Dravidalogue Dr. Gundert hat Nr. 9 des Baseler-Missions-Atlases: Malabar und die Nilagiri, sowie G. Rieß Nr. 6: Süd-Mahratta entstehen lassen, Greiner behandelte 1839 die Toda in den blauen Bergen, den Nilagiri; Inspektor Josenhans auf seiner Besichtigungsreise 1851—1852 Süd-Mahratta, Samuel Hebiß zog 1839 von Mangalär durch Kurg nach Dharwar, F. F. Metz schilderte die Volksstämme der Nilagiri, ihr Gesellschaftsleben, ihre religiösen Gebräuche (mit einer Karte, Basel 1858) in einem einfachen aber eingehenden anschaulichen Bilde, welches manches überschwengliche Urtheil und verkehrte Anschauung, selbst eines Ritter über dieses Bergvolk auf ein richtiges Maß zurückführt und die Ethnographie der Toda, Kurumba, Kota, Badaga und Irula entschieden klarer darlegte.<sup>2)</sup> Bekannt ist auch Dr. Mögling's und Th. Weitbrecht's Kurgland (Kodagu) mit Karte Basel 1866, (der erstgenannte ist Verfasser des geographischen und geschichtlichen Theils. S. 1—86; 87—247.). — Auch Dr. Grundemann rühmt dies Buch als interessant und lesenswert,<sup>3)</sup> zu welchem als Beigabe „der Kaffeebau auf den europäischen Pflanzungen im Kurgland“ vom Missionar Richter angefügt wurde. G. Richter schrieb noch: Manual of Coorg, a gazeteer of the natural features of the country

<sup>1)</sup> Graul's Leben von G. Hermann. Halle 1867. Missionsnachrichten der Ost-indischen Missionsanstalt Jahrgang XVIII und dieser Hallenser Zeitschrift Jahrgänge I bis IV. XIII, (1861) 37—63 Ev. luth. Miss.-Bl. 51, 7 f. 52, 8 f. 56, 22 f. 87 f. 152 f. R. Graul. Indische Sinnpflanzen und Blumen. Ev. M.-Mag. 1868, 353 f. 385—395. A. W. Grube: Bilder und Scenen aus dem Natur- u. Menschenleben, Stuttgart 1860. I, 118 f. P. g. M. 56, 16—19. 170—175. 59, 304 f. 62, 116. 65, 28. (Ausland 1857 Nr. 46). über die Schanarß Evgl. luth. M.-Bl. 1855, 84 ff. vgl. auch Rajel a. a. O. III, 394. 401. 449. —

<sup>2)</sup> P. g. M. 58, 128. Ausland 1882, 291. Ev. M.-M. 1840, 118—129. 54 II, 108—163. 40, 159—173. 60, 104. 61, 60. Jenaer g. Mitt. I, 63. Ausland 1887, 34. Glob. 52, 92.

<sup>3)</sup> Kl. Missionsbibl. III, 1, 268. Jen. geogr. Mitt. I, 63 Ev. M.-M. 1866, 512.

and the social and political condition of its inhabitants. Mangalore 1870. — Wilh. Schmolck gab 1884 eine Schilderung der Mapilla und Mapla in Malabar<sup>1)</sup>; der Missionsbuchhändler Kasp. Stolz schildert Land und Leute der Westküste Indiens nach eigener Anschauung frisch und lebendig, G. Weigle, welcher schon Nr. 7 des Baseler Missions-Atlases: Nord-Kanara mit H. Albrecht zusammen und Nr. 8 Süd-Kanara allein verfaßte, schrieb 1840 „naturgeschichtliche, linguistische und historische Notizen“ einer Reise von Mangalur nach Subrahmanja, eine dankenswerte Missionsgabe für die Wissenschaft, der schottisch-freikirchliche Missionar Hislop, ein geologischer und paläontologischer Erforscher des Mahrattalandes, starb 1863 bei einem Besuch alter Gräber im Dienste der Wissenschaft und „auch dieses Todes hat sich die Mission nicht zu schämen“ Eogl. Miss.-Mag. 1865, 159. F. Ziegler endlich führt uns ins „Kanarese=Land und Volk“<sup>2)</sup>.

Von den Sendboten anderer Gesellschaften<sup>3)</sup> seien folgende genannt: der kirchliche Missionar: Alexander schildert Wurungal, die alte einst große Hauptstadt des Telagana-Königreichs in Nizam; Henry Baker: The Hill Arrians of Travancore, London, 1862, einen indischen Urstamm, A. M. Barney's The Star in the East beschreibt Nordindien und der Church Miss. Intelligencer brachte mancherlei z. B. über die Cossyah-Hügel, südlich von Assam, die Landschaft Bunnoo, Travankör und vielerlei Sonstiges.<sup>4)</sup> Will. Carey's ausgedehnteste Spracharbeiten ließen der Geographie nur wenig Raum, mehr noch gab hierin sein Mitarbeiter W. Ward: Briefe über Indien; der schottische freikirchliche Dr. A. Duff bot für Bengalen: India and India Missions (Edinburgh, 2 edit. 1840); Dawson eine gediegene Abhandlung über die Urbewohner: Gonda; R. S. Ellis Journal to the country of the Santals in Berar enthält allerlei über Sitten, Wohnungen, Feste, Verwaltungsart, Religion dieses Volks.<sup>5)</sup> Der schottische Presbyter Aug. Gardon hat Radschputana

<sup>1)</sup> Ausland 1873, 426 f. P. g. M. 73, 395. 87. Literaturber. Nr. 275, S. 63.

<sup>2)</sup> Ebenda und 84, 119. A. M.-Z. 1883. 286. Jenaer geogr. Mitt. II, 195. Eogl. M.-Mag. 1841, 214—254. 77, 407—422. Burth.-Grundemann a. a. O. III, 1, 246. F. Kittel: Ursprung des Eingakultus in Indien. Mangalur 1876. Eogl. M.-Mag. 76, 384.

<sup>3)</sup> Der alte holländische Missionar: Ph. Baldäus: Wahrhafte, ausführliche Beschreibung der ostindischen Küsten Malabar und Coromandel, der Insel Zeylon u. Amsterd. 1872, vgl. Kalkar, I, 363. Burth.-Grundemann a. a. O. III, 2, 42.

<sup>4)</sup> P. g. M. 66, 437. 63, 37. 61, 164. 64, 114. 67, 468. 63, 39. 62, 197. 355. 58, 76. 57, 539.

<sup>5)</sup> Eogl. M.-M. 1823, 358—387. A. M.-Z. 1878, 554 ff. P. g. M. 64, 394.

(Genève 1864) mit seinen herrlichen Gebirgslandschaften und unabhängigen stolzen Bewohnern Europa bekannter gemacht; Griffin hielt 1878 in der British Association zu Dublin einen Vortrag über die aussterbende negerartige Urbewölkerung des Gangesthales auf der Grenze von Hindostan und Bhutan, die Foto.<sup>1)</sup> Die Kolhs in Ostindien sind vom Gofnerschen Missionar Th. Sellinghaus genau und gewiß lebensgetreu geschildert, desgleichen die Santhāl und die Sagen, Sitten der Munda-Kolh in Chota-Nagpur. Die Missionsfrau M. Mitchell führt uns durch: A missionarys wife among the wild tribes of South Bengal (by Dr. G. Smith. Edinburgh 1871) in dieselbe Gegend.<sup>2)</sup> J. N. Merk's in der Schweiz gehaltene und später gedruckte „Acht Vorträge über das Pandschab“, Bern, 1869 zeigen die genaue Bekanntschaft des sechszehn Jahr dort weilenden Missionars mit Land und Leuten und entwerfen eine fesselnde Darstellung, welche „in ihrer Zusammenstellung, Originalität und Authenticität wenigstens in der deutschen Literatur über das Pandschab wohl einzig dasteht.“ Dem Buch des L. Nottrott: „Die Gofnersche Mission unter den Kolhs“, Halle 1874, rühmt das Ausland nach: „es bringt über das arg vernachlässigte Volk der Kolhs zahlreiche und zuverlässige Aufschlüsse.“<sup>3)</sup> A. F. Painter beschreibt die Pulaya im Vasallenstaat Travancore nach Angaben verschiedener englischer Missionare,<sup>4)</sup> und reiche Bemerkungen über die Religionsgeschichte des indischen Altertums und über die Urbewohner, besonders die Warali giebt der schottische Freikirchler Dr. Wilson z. B. in Indian Caste (Edinburgh 1877.<sup>5)</sup>

In den Hochlanden des Himalaya sammelten Herrnhuter fleißig Berichte über Ladak, Leh, Lahāl, so A. W. Heyde und Pagell, Heinrich. Aug. Jäschke bis nach Tibet hinein und Petermann's geogr. Mitteilungen freuten sich, daß schon mancher wertvoller Beitrag zur Kenntnis Klein-Tibets u. s. w. durch jene Männer gekommen sei. Der tibetanische Sprachforscher Jäschke arbeitete auch fleißig an der Pflanzenkunde des Himalaya, wie denn eine bisher unbekannte Primel *Primula Jäschkiana* in Jäschbüchern angeführt wird.<sup>6)</sup> Auch Reddelslob's Reisen von Khyelang durch

1) Burth.-Grundemann a. a. O. III, 1, 90. Ep. M.-M. 1864, 447 f. Globus 34, 203.

2) A. M.-Z. 1874, besonders 24 f. 104. 1877, 78—85. 118—222 P. g. M. 72, 38. 228.

3) P. g. M. 70, 310. 74, 394. Auszug im Ausland 1874, 548—552.

4) Übersetzt aus Church Miss. Intell. 1883, 215 im Globus 44, 188—190.

5) A. M.-Z. 1878, 485. 487. 1882, 97 f. 110.

6) Miss.-Bl. a. d. Brüdergemeinde 1855, 210—218. 1856, 36—40. 46—56. 190 f. 62, 91—102. 107—113. 64, 503. 70, 79—85. Übersicht der Reisen des Heyde nach

Spiti nach Pû (Poo), 1886 nach Unter-Ladak, von Leh nach Nubra, seine Beschreibung des Bhaga-Tschandrathales, der Landschaften Rupschu und Ladak trugen viel zu unserer geographischen Kenntniss dieser indischen Alpenwelt bei.<sup>1)</sup> (Fortsetzung folgt.)

## Missionsrundschau.

Von G. Kurze.

(Fortsetzung.)

Einen noch schwereren Anfang als die Neuendettelsauer haben die Rheinischen Missionare in Kaiser Wilhelm-Land gehabt. Zunächst stand den beiden bewährten Brüdern Thomas und Eich, die als Pioniere das Land auskundschaften sollten und bald nacheinander im Frühling 1887 in Finschhafen gelandet waren, ein halbjähriges unruhiges Wanderleben bevor, in dessen Verlauf sie den größten Teil des Kaiser Wilhelm-Landes und des Bismarck-Archipels kennen lernten. Zunächst hatte Missionar Thomas allein die Umgebung von Konstantinhafen an der Astrolabe-Bai einer genauen Durchforschung unterzogen und auf seinen Touren überall unter den Eingeborenen freundliche Aufnahme gefunden. Als passend zur Anlage von Missionsstationen erschien ihm zunächst die kleine gesunde Insel Bilibili mit ihrer thatkräftigen und unternehmenden Bevölkerung, dann die Inselchen im Friedrich Wilhelm-Hafen und endlich das große Stranddorf Bogadjim, Konstantinhafen gegenüber. Gemeinsam setzten dann beide Missionare auf einem Dampfer der Neuguineakompagnie ihre Reise nach Hatzfeldthafen fort, wo sie beim Stationsvorsteher Grabowsky, einem früheren Bekannten Rheinischer Missionare von Borneo her, freundliche Aufnahme und möglichste Förderung bei ihren Touren fanden, die sie während ihres fünfwöchentlichen Aufenthalts in die Umgegend von Hatzfeldthafen unternahmen. Sie fanden die Umgebung der Station, besonders nach Westen hin, sehr gut bevölkert; so lagen z. B. auf eine Strecke von 15 Stunden gegen 25 Dörfer längs des Meeresstrandes zerstreut, deren Bevölkerung die gleiche Sprache zu reden schien. Die Papua, welche entfernter von Hatzfeldthafen wohnten, begegneten den Missionaren freundlich, während zwischen den nächsten Nachbarn der Station und den Europäern daselbst eine Spannung herrschte, welche Thomas und Eich natürlich auch zu spüren bekamen. Ende Juni 1887 bot sich beiden auch die günstige Gelegenheit, sich einer Forschungsexpedition anzuschließen, welche den Kaiserin Augusta-Fluß, den bedeutendsten Wasserlauf des Kaiser Wilhelm-Landes, neun Tagereisen (380 Seemeilen) weit hinauf befuhr; was

Zanskar, Rupschu, Nubra, Surueh nebst Karte von L. Th. Reichel 1871, 257 f.; Bagell durch Pû 1875, 39 f.; Fätsche in Rhelang 58, 105—109. B. g. M. 71, 474. 64, 114. Church Miss. Intell. 1863, 183 f. Geschichte dieser Herrnhutermission; Missionars Th. Reckler's Zusammenstellung in A. M.-Z. 1874, 444 f. 500 f. Nagel a. a. O. III, 421.

<sup>1)</sup> Miss.-Bl. a. d. Brüdergem. 1874, 275 f. 289 f. Nr. 10, Beilage. 1875, 2 f. 1882, Nr. 12. 1888, 50 f. 122 f. Jenaer geogr. Mitt. V, 129. III, 268 f. IV, 1—8.



sie dort von den Eingeborenen sahen, die in ansehnlichen, schön verzierten Häusern wohnten und in kunstvollen, mit Steingeräten hergestellten Rähnen den Fluß befuhren, hinterließ bei ihnen den Eindruck, daß dort in den Uferlandschaften jenes Stromes ein mächtiges, zur Arbeit einladendes Missionsfeld vorliege. Als die beiden Missionare nach Hatzfeldthafen zurückkamen, fanden sie, daß der freundliche Verkehr zwischen der Station und den benachbarten Orten wieder hergestellt sei, und wollten sich eben ungesäumt an die Gründung der ersten Station machen, als erneute Fieberanfälle den von der Malaria schon vorher vielfach heimgesuchten Missionar Eich daniederwarfen und den Plan der beiden Brüder durchkreuzten. Es war eine göttliche Fügung; denn wenige Tage danach stellte es sich heraus, daß die Freundlichkeit der Papua bloß die zur Schau getragene Maske war, um die sorglosen Europäer dann um so leichter überwältigen zu können. Die Eingeborenen griffen die Arbeiter auf den Stationsplantagen an, töteten einen Malayen und verwundeten mehrere andere; ein deutsches Kriegsschiff erschien darauf an der Küste und schoß die aufrührerischen Dörfer in Brand. So mußten denn die Missionare dies Missionsgebiet schweren Herzens aufgeben und nach Konstantinshafen zurückkehren, wo sie in der ersten Hälfte des September die Umgegend auf die Anlage einer Station hin aufs neue durchforschten. Als nun am 18. September der Dampfer „Habel“, mit dem Landeshauptmann Freiherrn von Schleinitz an Bord, in Konstantinshafen einlief und Missionar Eich durch Fieberanfälle gerade wieder recht geschwächt war, lud der menschenfreundliche Statthalter den Patienten und dessen Gefährten, ein, zur Erfrischung auf seinem Dampfer eine Rundfahrt durch den Bismarckarchipel nach Finschhafen zu machen. Beide willigten gern ein, da sie bei dieser Gelegenheit die Stationen der wesleyanischen Missionare in Neubritannien in Augenschein nehmen und mit den dortigen Glaubensboten Verbindungen anknüpfen konnten. Unterwegs wurde auch mit dem Landeshauptmann die endgiltige Bestimmung über die Anlage der ersten Missionsstation getroffen, welche in das schon erwähnte Stranddorf Bogadjim verlegt werden sollte, da die Insel Bilibili nicht zu erlangen war. Zugleich wurde mit dem Vertreter der Kompanie besprochen, daß mit nächster Schiffsgelegenheit womöglich drei Battalehrer aus dem Rheinischen Missionsgebiete auf Sumatra nach Kaiser Wilhelms-Land gebracht werden sollten, um die Mission baldmöglichst über die Umgebung von Bogadjim hinaus auszudehnen. Wenige Tage danach, als die „Habel“ nach beendigter Kreuzfahrt in Finschhafen eingelaufen war, erkrankte der bis dahin fast ganz verschonte Missionar Thomas so heftig am Fieber, daß er am 27. Oktober 1887 über Cooldown die Rückreise nach Europa antreten mußte, wo er Ende Januar entkräftet ankam, um sich, Gott sei Dank, in der deutschen Heimat wieder etwas zu erholen. So mußte denn Missionar Eich allein nach Konstantinshafen ziehen und von dort aus am 8. November auf einem für die Mission gekauften Segelbote nach dem 4 Stunden entfernten Bogadjim übersiedeln, wo ihn der Stationsvorsteher Rubary bei den Eingeborenen einführte. Die Papua erwiesen sich auch hier, ähnlich wie um Simbang, als ein fröhliches Völkchen, das auf seinen Plantagen mit leichter Mühe einfachen Lebensunterhalt gewann und dazwischen hinein fleißig unter Singen und Tanzen seine Feste feierte. Dem Missionar,

welcher sein erstes Quartier in einem Palmblätterschuppen fand, leisteten 20 bis 30 Männer an mehreren Tagen ein paar Stunden lang Beistand beim Fällen der Waldbäume. Als er dann in seiner Einsamkeit bedenklich, wahrscheinlich am Sonnenstich erkrankte, trafen, wie von Gott gesandt, am 5. Januar 1888 die beiden jungen Brüder Scheidt und Bergmann als willkommene Helfer bei ihm ein. Letztere wären indes ohne Gottes bewahrende Hand wenige Tage nach ihrer Ankunft der Brandung des Meeres zum Opfer gefallen. Als sie nämlich am 9. Januar gegen Abend von dem draußen vor Anker liegenden Schiffe das letzte Boot mit ihren Kisten und einem Bauholzsflosse ans Land bringen wollten, zog urplötzlich eine schwere Gewitterbö herauf, der heftige Regen löschte die Leuchtfener am Strande aus, und beide Missionare wurden durch die Sturzwellen über Bord gespült. Es war ein Wunder, daß dieselben Wellen sie dann unverfehrt samt ihren Sachen an den Strand spülten. Ende Januar begannen die Brüder, von den Eingeborenen unterstützt, die Vorarbeiten für den Bau ihres Wohnhauses, welches sie Ende März beziehen konnten, es war die höchste Zeit, da das Fieber sonst ihre Körperkräfte ganz zerrüttet hätte. Kurz zuvor, am 13. März, wäre übrigens das halbfertige Missionshaus mitsamt den Brüdern beinahe ein Raub des Meeres geworden. Auch hier sollten sie wieder deutlich merken, wie sie unter dem Schutze des Höchsten standen. An diesem Tage nämlich fand infolge des Ausbruches eines Inselvulkans an der Küste von Neubritannien — dort fanden die beiden Beamten der Kompanie von Below und Hunstein einen urplötzlichen Tod — ein furchtbares Seebeben statt; Das Meer trat 60—70 Schritte weit zurück und warf dann 2½ Stunden hindurch 25—30 Fuß hohe Wellen ins Land hinein; die stärksten Bäume zerknickten wie Schwefelhölzchen; sämtliche Rähne der Papua und das neue Segelboot der Mission wurden in Trümmer geschlagen, aber an der Schwelle des Missionshauses mußten die gierigen Meereswellen halt machen. Gegenüber all diesen Fährnissen und der unaufhörlichen Fieberplage, welche die Glaubensboten bedrückte, war es eine um so größere Ermutigung, daß ihnen der Herr einen über Erwarten leichten und schönen Eingang bei den Papua geschenkt hat. Die Eingeborenen sind freundlich und friedfertig, leisten in allerlei Not Beistand und kommen den Glaubensboten mit großem Vertrauen entgegen. Mit der Aufrichtung einer Schule konnte bereits ein Anfang gemacht werden; zuerst ging es freilich nicht ohne Hindernisse ab, da die Eingeborenen zu Ehren des „Afa“, eines Geistes, fünf Wochen lange Feste feierten. Ist zunächst auch den Rheinischen Missionaren nur die an der Astrolabebai liegende Küstenstrecke als Arbeitsfeld zugewiesen, so haben sie doch von der Neuguinea-Kompanie die Zusicherung erhalten, dieses Gebiet, je nach Wunsch und Bedürfnis, weiter ausdehnen zu dürfen. Den letzten Nachrichten zufolge war Missionar Eich seiner Gesundheit halber zu kurzem Aufenthalte nach Cooktown gereist; im Herbst 1888 gedachten zwei neue Missionare Kunze und Wackernagel zusammen mit Frau Eich und der Braut des Bruder Bergmann nach Kaiser Wilhelm-Land auszuziehen. Der Herr beschirme die Rheinischen und Neuendettelsauer Brüder in dem gefährlichen Fieberlande und mache ihnen auch das Herz des neuen Landeshauptmannes geneigt (Berichte der Rhein. M.-G. 1887, S. 196 f., 356 f.; 1888, S. 27, 52 f., 167, 186,

269. Barmer M.-Bl. 1888, S. 35 f., 67 f. Missions- u. Heidenbote 1888, S. 119, 142, 167, 191, 215, 240.).

In Britisch-Neuguinea ist die Zahl der europäischen Missionare und ihrer eingeborenen Mitarbeiter leider immer noch nicht groß genug, um die ausgedehnte Küste, welche dem englischen Einfluß unterstellt ist, dem eigenen Wunsche und dem Verlangen der Papua entsprechend mit zahlreicheren Missionsstationen besetzen zu können. Im letzten Sommer — 1888 — waren nur vier englische Missionare auf dem Britischen Inselanteile stationiert, von denen Savage und Hunt die Westabteilung — das Mündungsgebiet des Fly-Flusses mit dem Centralsitz auf der Murray-Insel — missionierte, während Chalmers, welcher im September 1887 von England auf sein altes Arbeitsfeld zurückgekehrt war, von Port Moresby aus dem mittleren Teile des Missionsgebietes seine Kraft widmete. Das Ostende der Insel bearbeitete der vordem auf den Herveyinseln thätige Missionar Pearse, welcher im September 1887 auf dem „Ellengowan“ nebst vier eingeborenen Missionsgeschwistern in Neuguinea landete, von der Station Kerepunu aus. Der sonst in Port Moresby thätige Missionar Lawes weilt zur Stärkung seiner Gesundheit in Australien, wo er übrigens durch Vorträge Freunde und Gönner für die Neuguinea-Mission zu werben sucht. Die Engländer scheinen den ungesundesten Teil Neuguineas in Besitz genommen zu haben; denn seit dem Bestehen der dortigen Mission bis Mitte 1887 sind von 202 eingeborenen, meist polynesischen Missionsarbeitern — die Frauen sind dabei mit eingerechnet — 104 zumeist am Fieber, einige eines gewaltsamen Todes von der Hand der Papua gestorben; das Jahr 1886 allein brachte neun Todesfälle, die sich auf zwei eingeborene Missionare — darunter ein Papua — und sieben eingeborene Missionsfrauen verteilen, und im ersten Halbjahre 1887 folgten ihnen weitere fünf in den Tod. Während ist der christliche Heldennut und der felsenfeste Glaube, der sich in den Briefen kundthut, welche die Überlebenden in ihre Heimat — die Herveyinseln — gesandt haben (Chronicle of the London Miss. Soc. 1888, S. 211 f.).

Was zunächst den westlichen Zweig der Londoner Mission anlangt, so hat Missionar Savage, der bis zur Ankunft seines Genossen Hunt Ende August 1887 das große Gebiet allein zu beaufsichtigen hatte, zum öftern auf der „Mary“, dem Missionsboote, die Inselstationen im Papuagolf und die Uferdörfer im Delta des Fly besucht. Das eine Mal besuchte er den Fly-Fluß bis zur obersten Missionsstation Kiwai, wo ihm die Kunde ward, daß die weiter im Innern den Fluß entlang wohnenden Papua gern Missionare bei sich sähen; dasselbe ward ihm später durch den englischen Magistrate Milman von Thursday Island, welcher auf dem Fly weiter ins Innere vorgedrungen war, bestätigt; leider waren dem Missionar durch den Mangel an Hilfskräften die Hände gebunden. Ein anderesmal gelang es Savage bei einem Besuche der christianisierten Inseln Saibai, Tauan und Boigu, welche der Mündung des Maikassa vorgelagert sind, mit dem berüchtigten Räuberstamme der Tugeri, welcher vom Festlande aus früher regelmäßig die Insel verheerte und gerade damals Saibai gegenüber an der Küste lagerte, sich in Verbindung zu setzen und ihn zum friedlichen Abzuge ins Innere zu bewegen. Bald nach der Ankunft der Missionsgeschwister Hunt auf der Murray-Insel war es Savage



möglich, seinem Kollegen die Leitung des dort wenige Jahre zuvor von Macfarlane ins Leben gerufenen Missionsinstitutes zu übertragen, auf dem Papua aus dem Flußgebiet des Fly zu Missionsarbeitern für ihre Landsleute herangebildet werden. Bereits vom achten Sonntage nach seiner Landung ab hielt Hunt jedesmal die Predigt in der Sprache der Eingeborenen — ein nach unserer Meinung selbst für ein Sprachgenie nicht empfehlenswerter Versuch — und die Arbeit an den jungen Papua bereitete ihm neben mancher unvermeidlichen Enttäuschung viele Freude; wenigstens ging aus dem im Februar 1888 abgehaltenen Examen hervor, daß der größere Teil der Schüler beachtenswerte Fortschritte gemacht hatte. Am 1. Januar 1888 begann auf der Murray-Insel die von den Eingeborenen „Mei“ genannte große Festwoche, zu welcher sich die Mehrzahl der Papuachristen von den benachbarten Inseln Darnley und Stephens eingefunden hatte, mit einem vielbesuchten Festgottesdienste, an welchen sich andern Tages ein Missionsfest anschloß. Die Kollekte betrug 640 Mark, eine Leistung — bei einer Gesamtseelenzahl von nicht ganz 600 Papuas — vor der sich manche heimische Christengemeinde verstecken muß. Die übrigen Tage der ersten Jahreswoche füllten nachträgliche Bescherungen und Volksfeste aus; vom Fly-Flusse waren 20 wilde Papua zugegen, die Sabage von seiner letzten Fahrt mitgebracht hatte, um ihnen einmal den „Mei“ zu zeigen.

Ein Jahr früher fand ebenfalls in der Neujaarswoche unter Lawes Leitung in Port Moresby eine Konferenz der eingeborenen Missionsgeschwister, welche in der mittleren und östlichen Abteilung des Missionsgebietes stationiert sind, statt, auf welcher manch geistige und geistliche Nahrung den sonst so vereinsamten Arbeitern dargeboten ward. Es fehlte aber auch infolge des Marthadienstes der Frau Missionar Lawes nicht an einem leiblichen Festmahl, bei welchem die Tischreden in nicht weniger als sechs Sprachen — Englisch, Tahiti, Karotonga, Samoa, Niue, Motu — gehalten wurden. Im Frühjahr 1887 besuchte der 70-jährige emeritierte Londoner Missionar Pratt, von Sydney aus Port Moresby, wo die moderne Civilisation unter andern auch in Gestalt eines Telephons ihren Einzug gehalten hat, welches das Missionshaus und das Regierungsgebäude miteinander verbindet. Pratt fand in Port Moresby eine Gemeinde von über 100 Abendmahlsgenossen, die sich während seiner Anwesenheit um 46 junge Leute vermehrte, außerdem eine von ca. 130 Tageschülern besuchte Elementarschule und ein Missionsinstitut, in dessen oberster Klasse sich 17 Männer und Frauen — meist aus dem Motustamme — für den Missionsdienst vorbereiteten. Feierliche Tage waren es, als am 1. Mai 1887 in Gegenwart des britischen Generalgouverneurs Douglas drei Papua zu Missionsgehilfen ordiniert wurden und als 14 Tage später die Einweihung einer neuen Kapelle erfolgte. Pratt rühmt auch an der Motubebewölkerung um Port Moresby, daß sie auf ihren weiten Handelsreisen längs der Südküste Neuguineas den Sonntag heilig halten und auch in den Dörfern ihrer heidnischen Landsleute Gottesdienst feiern. Da Pratt sich an einer Missionsfahrt nach dem Ostende Neuguineas beteiligte, so gewann er auch einen Einblick in die dortigen zwar noch unfertigen, aber im übrigen hoffnungsvollen Verhältnisse. Auf der Stacey- oder Suau-Insel — am Südkap —, wo wie an



den folgenden Stationen das Missionschiff anlegte, zählte Pratt 51 Abendmahlsgenossen, auf Samarai oder Dinner-Insel, wo ein Papualehrer eingeführt wurde, 50 Kirchgänger, und auf der Killerton-Insel am Ostende Neuguineas konnte dem mitreisenden Papua-Missionsgehilfen eine Gemeinde von 200 Getauften überwiesen werden. In der Landschaft Aroma, welche auf der Rückfahrt besucht wurde, um dort eine neue Kapelle für 300 Kirchgänger einzuweihen, waren vier Tahitianer als Missionare unter einer Bevölkerung von 4500 Seelen thätig. Die nächst berührten Orte waren Kerepunu und Kalo, an dessen Bevölkerung die britische Regierung wegen der dort vor einigen Jahren geschehenen Ermordung eingeborener Missionslehrer Repressalien ausgeübt hatte und wo trotzdem wieder eine von 75 Kindern besuchte christliche Schule im Gange war. Über den Bezirk Saiva, wo sämtliche drei auffällige Missionsgehilfen von Niue ihre Frauen am Fieber verloren hatten, und die Stationen Kaila und Tupuselai ging die Reise nach Port Moresby zurück.

Missionar Chalmers hat alsbald nach seiner Rückkehr nach Neuguinea im Oktober 1887 auf einer Rundreise in einem kaum seetüchtigen Boote der Eingeborenen die Stationen westwärts von Port Moresby bis nach Motumotu besucht; an welch letzterem Orte eine schwere Aufgabe von ihm mit christlicher Unererschrockenheit glücklich gelöst wurde. In der Nähe von Motumotu war nämlich nicht lange zuvor von den Bewohnern des Inlanddorfes Moveavi der treffliche Karotonganische Missionsgehilfe Tauraki, ein Schüler Chalmers, nebst seinem Pflegekinde ermordet worden, während Taurakis Frau von ihren damals erhaltenen schrecklichen Wunden im Hause des in Motumotu wohnenden englischen Regierungsbeamten Edelfelt wieder genas. Es bestand eine nach Papuagebrauch nicht regelrecht beigelegte Blutfehde zwischen den beiden Orten Motumotu und Moveavi und da Tauraki auf einem Fischzuge begriffen, seine Motumotubemannung an die das Boot verfolgenden Moveaviern, welche das Leben der Missionarsfamilie ausdrücklich zu schonen versprachen, nicht ausliefern wollte, so starb er den Heldentod für seine Schützlinge. Um weitere Repressalien von seiten der englischen Regierung zu verhüten — eine Expedition hatte bereits einige Eingeborene von Moveavi erschossen — fuhr Chalmers mit einigen eingeborenen Begleitern todesmutig in des Löwen Rachen nach Moveavi. Die dortigen Eingeborenen waren selbst über die Kühnheit des Missionars erschrocken; aber der Allmächtige, der auch der Papua Herzen lenkt wie Wasserbäche, fügte es also, daß die Eingebornen willig Frieden schlossen und zur Sühne ihrer That eine Buße in Naturalien an den englischen Beamten ablieferten. Im Frühjahr 1888 hat Chalmers die Fahrt nach den Stationen zwischen Port Moresby und Motumotu wiederholt und sich über die schon im Außerlichen durch die Mission bewirkten Veränderungen gefreut; ganz besonders fand er in Port Moresbys Nähe großes Verlangen nach Gottes Wort, so waren z. B. in Babukori 43 und in Tupuselai 56 Katechumenen zum Empfange der Taufe bereit. Chalmers schloß sich übrigens auch zeitweilig seinem Kollegen Pearse, welcher, wie oben erwähnt, sein Hauptquartier in Kerepunu aufgeschlagen hat, auf dessen Reisen nach dem Osten Neuguineas an. Die katholische Mission nistet sich immer fester auf der Yule-Insel und an den Ufern der in den Hallsumd mündenden Küstenflüsse ein; indes scheinen die Patres bisher mehr

auf dem Gebiete geographischer Forschung zu arbeiten, als sich mit eigentlicher Missionsarbeit zu befassen; man müßte denn die systematische Verdächtigung der evangelischen Mission als Missionsarbeit betrachten (Ibid. 1887, S. 219 f., 220 f., 263 f., 364, 377 f., 457 f., 459 f., 478 f. 1888, S. 14 f., 42 f., 126, 180 f., 234 f., 339, 391, 413 f., 415).

Demnächst dürfte auch die anglikanische Kirche, speciell der australische Zweig derselben, eine Mission unter den Papua von Britisch-Neuguinea beginnen. Schon im März 1887 hatte der Primas von Australien und Tasmanien, Bischof Barry in Sydney, der die Seele des ganzen Unternehmens ist, in einer öffentlichen Versammlung seinen Gemeinden seine Pläne dargelegt, die dahin gehen, an einer von der Londoner und von der katholischen Mission bisher nicht besetzten Küstenstrecke ein Missionscentrum zu errichten, in welchem außer den geistlichen Berufsarbeitern auch christliche Handwerker eine Stätte finden sollen. Der Generalgouverneur Douglas bringt dem Unternehmen seine Sympathie entgegen und hat bereits auf einen passenden Ort für den Beginn der Mission hingewiesen; die Propagation Society stellt ihrerseits 20 000 M. zur Verfügung und die australische anglikanische Kirche gedenkt jährlich für die Neuguinea-Mission 30 000 M. aufzubringen. Die allgemeine Leitung der Mission soll dem benachbarten Bischof von Nord-Queensland übertragen werden. Solange Bischof Barry die Seele des ganzen Unternehmens bleibt, scheint ein unliebsamer Zusammenstoß mit der Londoner Mission ausgeschlossen; wenigstens hat er sich über letztere im höchsten Grade anerkennend ausgesprochen (Sydney W. Advocate 1887, S. 436. Mission Field 1887, S. 191, 205).

Es gereicht uns zur Freude, berichten zu können, daß auch im Bismarckarchipel zwischen den Beamten der Neuguineakompagnie und den dort stationierten Wesleyanischen Missionsarbeitern ein gutes Einvernehmen herrscht; dies kommt auch äußerlich darin zum Ausdruck, daß der Landeshauptmann die beiden Wesleyanischen Missionare Rooney und Rickard zu Besitzern des Kaiserlichen Gerichtes für den Jurisdiktionsbezirk Bismarckarchipel ernannt hat. Auch berührt es in hohem Grade angenehm, aus dem officiellen Organ der Neuguineakompagnie entnehmen zu können, von welch humanem, fürsorglichem Geiste die unterm 15. und 16. August 1888 erlassenen Gesetze über die Anwerbung und Ausführung der Eingebornen des Schutzgebietes und über die Anlegung von Arbeiterdepots erfüllt sind; es sind da bis ins Einzelne alle Schutzmaßregeln vorgesehen, um die Eingebornen gegen schlechte Behandlung zu sichern; unter anderem ist den eingebornen Arbeitern vollständige Sonntagsruhe zugesichert. Daß für die Eingebornen weder Spirituosen, noch Munition und Schußwaffen importiert werden dürfen, haben wir schon früher erwähnt. Die drei gegenwärtig im Archipel befindlichen Wesleyanischen Missionare Rooney, Rickard und Oldham, von denen der letztere erst seit Sommer 1887 in der Arbeit steht, verteilen sich auf die 3 Hauptstationen: Port Hunter auf der Insel Neu-Lauenburg (Herzog York-Insel), Kaluana an der Blanche-Bai auf der Ostküste der Gazellenhalbinsel in Neu-Pommern (Neubritannien) und Rabakada an der Nordküste der ebengenannten Halbinsel. Daneben bestehen noch 40 Nebenstationen, die meisten auf Neu-Lauenburg und Neu-Pommern,

wenige auf Neu-Mecklenburg (Neu-Irland), welche mit eingebornen Lehrern — darunter 33 Witiinsulaner — besetzt sind. Außer diesen 43 Stationen giebt es noch etwa 25 Dörfer, in welchen die eingebornen Missionsgehilfen, seltener die europäischen Missionare, zu regelmäßigen Zeiten predigen. In den 36 Volksschulen werden c. 1200 Kinder beider Geschlechter in biblischer Geschichte, Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen unterrichtet. Sogenannte Church members, d. h. zum Abendmahlsgenuß berechnigte Gemeindeglieder zählte die Mission Anfang d. J. 600; weitere 198 befanden sich im Vorbereitungsunterricht. Die Gesamtzahl der Getauften wird leider von den Missionaren nicht in der Jahresstatistik veröffentlicht, dürfte sich aber annähernd auf 1800 Seelen belaufen, während die Zahl der Eingebornen, welche die Gottesdienste besuchen, sich auf 4300 beläuft. In dem Organ der Neuguineakompagnie („Nachrichten über Kaiser Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel“ 1888, S. 160) finden sich folgende Bemerkungen über die Wesleyanischen Missionsarbeiter: „Daß die Missionare einen bedeutenden Einfluß besitzen, ist nicht in Abrede zu stellen. Er ist vornehmlich daraus zu erklären, daß die Fijj teachers wie Eingeborne unter den Eingebornen leben, an allen kleinen täglichen Vorkommnissen teilnehmen und es verstehen, bei kleinen Zwistigkeiten, namentlich unter Weibern, als Schiedsrichter einzutreten. Da sie selbst auf einer höhern Stufe stehen, als die Eingebornen, so blicken diese bald zu ihnen als ihren natürlichen Ratgebern auf. Die teachers hinwieder, gänzlich auf die europäischen Missionare angewiesen, bringen jede größere Angelegenheit vor deren Richterstuhl, so daß eigentlich diese es sind, welche in allen solchen Angelegenheiten der Eingebornen das entscheidende Wort zu sprechen haben.“

Um noch einzelner Vorkommnisse auf dem Missionsgebiete zu gedenken, so wären zunächst die Epidemien zu erwähnen, welche, wahrscheinlich durch Ansteckung seitens zurückgekehrter Arbeiter veranlaßt, unter der Papuabevölkerung im Verlaufe des Jahres 1887 traurige Verheerungen anrichteten, so daß der Missionssuperintendent Rooney für seinen Bezirk (Neu-Lauenburg) die Sterberate auf 86 : 1000 berechnete, während die Geburtsrate nur 26 : 1000 betrug. Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, stieg in Neu-Lauenburg während dieses trüben Jahres die Zahl der Abendmahlsgenossen von 201 auf 303. In Neu-Pommern waren während der genannten Zeit infolge von Krankheits- und Todesfällen in den Familien der Missionslehrer die Fortschritte geringer; die Zahl der dortigen Missionsgehilfen war gegen das Vorjahr von 23 auf 16 zurückgegangen und die Station Kabakada hatte fast ein Jahr lang keinen europäischen Missionar gehabt; daher mußte auch der Missionsposten auf der Insel Mau zeitweilig aufgehoben werden. Um so dankenswerter war in jener Zeit die Aushilfe, welche geförderte Papua-Alteste — sogenannte Local preachers, von denen in Neu-Pommern 30, in Neu-Lauenburg 24 zur Verfügung standen — bei der Veranstaltung von Gottesdiensten leisteten. Höchst willkommenen Gäste waren die 16 Witi-Lehrer, welche am 25. Novbr. 1887 von der „Mary Ogilvie“ in Port Hunter gelandet wurden; leider mußten mit demselben Schiffe 9 invalide Witi-Inulaner — darunter einer der tüchtigsten Pioniere der Bismarckarchipel-Mission Ratu Riva Bolavola — in ihre Heimat zurückkehren. Hierbei sei gleich bemerkt, daß zur Zeit die



Wesleyanische Mission im Archipel kein eigenes Missionsfahrzeug mehr hat, seitdem der Schoner „Moosyan“ wegen Altersschwäche verkauft werden mußte. Die Opferwilligkeit der eingebornen Christen für Missionszwecke trat auch im Jahre 1887 bei Gelegenheit der zum 2. Male abgehaltenen Jahresmissionsversammlungen zu Tage, indem die Kollekten die Summe von 1800 M. (gegen 1000 M. im Jahre 1886) einbrachten; es ist das um so bemerkenswerter, als zu den hervorstechenden Charaktereigentümlichkeiten der Bismarck-Inulaner eine unersättliche Habgier gehört. Freilich werden die Wesleyanischen Missionare gut thun, bei diesen Jahresfesten der nationalen Tanzleidenschaft keinen zu großen Spielraum einzuräumen; sonst macht man anglo-amerikanischen Missionaren immer den Vorwurf, daß sie zu wenig auf die volkstümlichen Sitten ihrer Bekehrten eingehen; hier aber scheint der entgegengesetzte Vorwurf am Platze zu sein; auch gilt es die Klippe pharisaischen Wesens bei der Ein-sammlung der Missionskollekten zu vermeiden. Wir haben bei diesen Ausstellungen einen von uns für wahrheitsgetreu erachteten, höchst interessanten Bericht im Auge, den der in Matupi residierende Kaiserliche Richter für den Bismarckarchipel, Gerichtsassessor Schmiele, in der „Deutschen Kolonialzeitung“ (Jahrg. 1888, S. 83) unter dem Titel „Ein Fest auf der Insel Matupi“ veröffentlicht hat. Es heißt dort unter anderm betreffs der Jahresmissionsversammlung der Wesleyaner: „Nachdem die einfachen Tänze heimischer Art vorüber waren, begannen am frühen Nachmittag die von den Fidschi-Lehrern einstudierten Tänze, bei welchen die Distrikte Nodup, Devoun (soll heißen Davoun), Sinigunan, Kaluana — sämtlich an der Blanchebai, Neu-Pommern — und Matupi vertreten waren, letzteres mit zwei Nummern. Der von seiner Familie begleitete Lehrer bildete mit Frau und Assistenten das Orchester, dessen Funktion im wesentlichen darin bestand, durch Wirbeln auf einer kleinen Bambustrommel und Händeklatschen die Tanzrhythmen anzugeben, während ein eintöniger näselnder Gesang wenig zur Sache zu gehören schien. Das Auftreten jedes Distriktes wurde dadurch eingeleitet, daß der Zug an den Tisch des Hauptlehrers herantrat und einen Obolus für die gute Sache opferte, welcher der Mehrzahl nach in grober und kleiner Silbermünze aller Herren Länder, aber auch in Muschelgeld und Naturalien, wie Hühnern und Vams, bestand; sogar ein Rätzchen mit einem Dewarrahalsbande wurde präsentiert. Die Art und Weise, wie diese Spende dargebracht wurde, gewährte den einzigen Mißklang in dem ganzen Feste; die Leute traten, je nach der Größe ihrer Spende, mit mehr oder weniger patziger Gebärde an den Zahlstisch und warfen die Geldstücke — opferte einer mehrere, so jedes einzeln — mit schwer zu beschreibendem Hochmute hin, während die Hast, mit welcher sie von den Lehrern zusammengerafft, sortiert und gezählt wurden, gleichfalls nicht besonders anziehend wirkte. Als Portemonnaie diente das von der Natur selbst gegebene: der Mund.“

Es freut uns, daß übrigens auch die Rheinischen Missionare Thomas und Eich, als sie im Herbst 1887 als Gäste des Landeshauptmanns vorübergehend den Bismarckarchipel besuchten, den Eindruck erhielten, daß hier von seiten der Wesleyaner der Grund zu einer soliden Missionsarbeit gelegt sei. Die katholische Gegenmission scheint auf dem Aussterbeetat zu stehen (Sydney

W. Advocate Jahrg. X, S. 386, 400; XI, S. 46, 163, 428, 465, 467, 484; XII, 86, 143. Berichte Rh. Miss. 1888, S. 57 f.).

Es ist neuerdings bei den „Globe trotters“ und Reiseschriftstellern, welche Neuseeland besuchen, offenbar Mode geworden, die Resultate der christlichen Missionsarbeit unter dem Maorivolke nach den einzelnen verkommenen Exemplaren der Maorirasse zu bemessen, welche ständige Kunden städtischer Brauntweinverkäufer sind. Reisenden, welche die Doppelinsel nur flüchtig berühren und kein offenes Auge für die in stillen Bahnen einhergehende Missionsarbeit haben, muß naturgemäß die Existenz einer bedeutenden Maorimissionskirche ein unbekanntes Etwas bleiben. Die Hauptarbeit an dem allmählich dahinsterbenden Maorivolke liegt in den Händen der von der Church Missionary Society unterstützten anglikanischen Kirche Neuseelands. Wenn die letzte Neuseeländer Volkszählung vom 28. März 1886 unter einer Gesamtbevölkerung von 578 472 Einwohnern als Nichteuropäer 4527 Chinesen, 41 969 Maori — sämtlich mit Ausnahme von 2205 auf der Nordinsel wohnend — und 2254 Halbblutmaori anführt, so standen von der eingebornen Bevölkerung Anfang 1887 18 240 Maorichristen in der Pflege der kirchlichen Missionsgesellschaft und zwar arbeiten 30 Maorigeistliche und 280 unbesoldete Maorilehrer unter ihren Landsleuten; für kirchliche Zwecke brachten jene 18 240 Christen im Jahre 1886 die ansehnliche Summe von 29 400 M. auf. Leider wurden die Reihen der eingebornen Geistlichkeit in der Auckland Diözese im April 1887 aus einer traurigen Veranlassung gelichtet. Eine auf den Tisch des Archidiaconus Clarke gekommene verdorbene Fleischpastete führte eine heftige Erkrankung der Frau des Gastgebers und einer Anzahl Gäste herbei, von denen 3 starben, nämlich die beiden hervorragenden Maorigeistlichen Tangata und Paerata und der Häuptling und Parlamentsmitglied Ihaka Te Tai, welcher einer der eifrigsten Förderer der Maori-Mission gewesen war. Im Zusammenhange mit diesem beklagenswerten Ereignisse steht ein rührender Beleg für die Umwandlung, die das Evangelium unter dem kriegerischen Maorivolke zuwege gebracht hat. Archidiaconus Clarke traf kurze Zeit nach jenem Vorfalle mit dem ganzen Stamme zusammen, dessen Oberhaupt sich in seinem Hause einen so unrühmlichen Tod geholt hatte. Wenn auch selbst unschuldig, so war Clarke nach dem Urtheil der Maori doch die Ursache des Todes ihres Häuptlings und in alten Zeiten wäre ohne Widerrede sein Leben ihnen verfallen gewesen. Daher sagten bei jenem Zusammentreffen die Ältesten des Stammes zu ihm: „Nun, da wir unsern Häuptling verloren haben, verlangen wir Sühne und zwar Leben für Leben; das heißt, du mußt nach Waimate kommen und für den, welcher dahingeshieden ist, Vaterstelle an uns vertreten.“ Außer den Obenerwähnten starben im Jahre 1887 noch 2 Maorigeistliche; in die entstandenen Lücken traten 5 Maorijünglinge ein, welche zumeist ihre Ausbildung in dem Neuseeländer Missionsseminar Gisborne erhalten hatten; dort bereiten sich unter der Leitung eines Missionsveteranen gegenwärtig 12 eingeborne Jünglinge auf den geistlichen Beruf vor. Unter den zuletzt Ordinierten war auch ein junger Maorihäuptling Hone Papahia aus dem Bezirke Hokianga. Die eigentliche Missionsthätigkeit der Maorikirche und ihrer Leiter zielt jetzt vornehmlich darauf ab, die den verschiedenen halbheidnischen Sekten in die Hände gefallenen Maori, besonders die Angehörigen der Hauhaugemeinschaft, in den Schoß der christlichen

Kirche zurückzuführen; und zwar wird diese Arbeit zumeist mit ermutigendem Erfolge gekrönt. Der Hauptsitz dieser Sekten ist in der großen Eingebornenreserve, dem sogenannten „Königslande“, und in dem vulkanischen Seendistrikt. Erfreulich ist die eifrige Beteiligung eingeborner Hilfskräfte an dieser Missionsarbeit. So konnte auf der im Oktober 1886 abgehaltenen Maorissynode des Bezirks Heretaunga der Maorigeistliche Te Wainohu einen höchst interessanten Bericht über seine Missionsreise durch die Bezirke Taupo, Rangipo und Patea geben. Im November desselben Jahres bereiste der Bischof Waiapu den Seendistrikt, um die Maorichristen mit Gottes Wort zu bedienen, welche den ein halbes Jahr zuvor die Gegend verheerenden vulkanischen Ausbrüchen glücklich entgangen waren; er traf dort mit einer bejahrten Maorifrau zusammen, welche 7 Tage lang von Schlamm und Asche überdeckt war, ehe man ihr Hilfe bringen konnte. Ein Jahr später gelang es dem Bischof, einen eigenen englischen Geistlichen, Spencer, für den Seenbezirk zu gewinnen, wo neuerdings auch die Katholiken sich einzunisten beginnen; wenigstens haben letztere einen Priester in Taupo eingesetzt, der bereits in Deutschland sich die Elemente der Maorisprache angeeignet hatte. Spencer machte im Januar 1888 auch einen interessanten Besuch auf der an der Plentybai gelegenen Insel Motiti, welche von den Anhängern eines Sektenhauptes, Himiona, bewohnt wird. Himiona hatte den Missionar selbst eingeladen und bereitete ihm inmitten seiner Anhänger einen freundlichen Empfang; die Form ihres Gottesdienstes ähnelte der der anglikanischen Kirche, nur hatten die Maori allerlei Willkürliches beigemischt; auch feierten sie den Sabbath statt des Sonntages. Himiona hatte übrigens seinen Landsleuten einen großen Ausbruch des Tarawera und Edgumbe für den 2. Februar d. J. geweissagt; wir wissen nicht, ob die falsche Prophezeiung seinem Ansehen Abbruch gethan hat. Eine andere Inselreise hatte im Frühling 1886 Wyatt nach der von der Neuseeländer Ostküste ziemlich entfernten Chatham-Inselgruppe unternommen, welche das Hauptbollwerk der Te Whiti-Sekte bildet. Obgleich sonst in Neuseeland der Einfluß dieses falschen Propheten im Schwinden ist, halten die Chatham-Maori unerschütterlich zu ihm und unterstützen ihre Landsleute in der Landschaft Taranaki — auf der Südwestseite der Nordinsel, welche in der Gefolgschaft Te Whitis dem wirtschaftlichen Ruine verfallen sind, durch Sendungen von Naturalien und sauer verdientem Gelde. Im Februar 1888 wiederum war das „Königsland“ das Ziel einer Missionswanderung für 2 Geistliche, welchen es gelang, die Bewohner der beiden Orte Kopua und Te Waotu der Hauhausette abzugewinnen. Der „König“ Tamhiao war wohl den Missionaren gegenüber äußerlich freundlich, aber blieb in den Banden des Hauhauswesens. Eine andere, harmlosere Sekte, mit welcher es die Neuseeländer Mission zu thun hat, bilden die Anhänger von Te Ruti; ihr Gottesdienst besteht hauptsächlich darin, daß sie Schriftstellen nach einer einförmigen Maorimelodie im Chor recitieren, wobei sie sich einer ehrerbietigen Haltung befleißigen; für die heilige Schrift hegen sie eine fast abergläubische Verehrung, denn sie waschen jedesmal ihre Hände, ehe sie die Bibel anrühren. Beim Beten des Vaterunser schließen sie bereits mit der 4. Bitte. Die am wenigsten sympathischen Irrlehrer, welche die Missionare auf Neuseeland zu bekämpfen haben, sind offenbar die Mormonenapostel, welche sich besonders im Nordende der Nordinsel und am Ostrande von Hawkes-



Bai einzunisten versucht und einige wenige Anhänger in ihre Netze gezogen haben; in der letztgenannten Gegend, besonders auf der Mahiahalbinsel und in Nuhaka, versuchten sie durch Errichtung von Schulen sich einen Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht zu sichern. Am Nordende tauchten Anfang 1888 2 Mormonenälteste auf, die als Lockspeise den übertretenden Maori freie Passage nach Amerika und die Befreiung vom sonntäglichen Kirchenopfer in Aussicht stellten; ein alter Häuptling machte aber ihren Machinationen ein Ende, indem er im Namen der Seinen erklärte, daß sie ihrer geistlichen Mutter, der anglikanischen Kirche, treu bleiben würden (Net 1888, S. 16, 58. Church Miss. Gleaner 1887, S. 134. Mission Life 1887, S. 53. Church Miss. Int. 1887, S. 382, 549 f.; 1888, S. 52, 267, 380 f. Auckland Church Gazette 1887, S. 37, 38, 49, 77, 114; 1888, S. 1, 26, 30, 50. Waiapu Church Herald, Okt. 1886, S. 8 f. Nov. 1886, S. 4, 5 f. Jan. 1887, S. 5. Febr. 1887, S. 3. Dez. 1887, S. 5, 7. Febr. 1888, S. 4. März 1888, S. 3. April 1888, S. 4, 7. Mai 1888, S. 3).

Der Witi-Archipel leidet noch immer unter dem Daniederliegen des Plantagenbaues und des Handels; viele Kaufleute und Pflanzler haben das Land verlassen und man agitiert lebhaft dafür, die Inselgruppe, welche bisher Kronkolonie ist und einen größeren Stab von Beamten aus ihren Einkünften teuer besolden muß, mit der australischen Kolonie Viktoria politisch zu verschmelzen, um auf diese Weise in der Verwaltung Ersparnisse zu machen. Daß bei dem Andauern jener Handelskrisis viele Witi-Inulaner, die sich sonst als Plantagenarbeiter verdangen, gegen früher nur einen kärglichen Verdienst haben, geht auch aus dem Sinken der Missionsbeiträge hervor, welche sonst in dem Witi-Archipel eine beträchtliche Höhe erreichten. Indes ist die Missionsarbeit selbst rüstig fortgeschritten, so daß man im Februar 1888 auf der Generalsynode der australischen Wesleyaner sich mit der Absicht trug, von den 10 gegenwärtig im Archipel stationierten europäischen Missionaren 7 zu anderweitiger Verwendung abzuuberufen; es würde dann die Witi-Missionskirche ihre sämtlichen Bedürfnisse aus eigenen Mitteln decken können. Um so größere Bedeutung würde, falls jener Plan mit Rücksicht auf die Ränke der katholischen Missionare durchführbar ist, das von dem Missionar Lindsay geleitete Missionsinstitut in Navuloa gewinnen, auf welchem im Jahre 1887 118 Eingeborne — darunter auch 4 Jünglinge aus Neu-Lauenburg — für den Prediger- und Missionsberuf vorbereitet wurden. Welch ein Geist unter den Missionszöglingen herrscht, mag folgende Thatsache bezeugen. Bei Gelegenheit der Anfang Oktober 1887 in Navuloa abgehaltenen jährlichen Synode wurde der Aufruf erlassen, daß sich neue Arbeiter für die so mühsame und gefährliche Bismarckarchipel-Mission melden möchten; alsbald boten 40 junge Witi-Inulaner ihre Dienste an, aus denen dann die 18 tauglichsten ausgelesen und — wie oben bei der Rundschau über die Mission im Bismarckarchipel bereits erwähnt worden ist — im November v. J. dahin gesandt wurden. Auch die sonst nicht eben missionsfreundliche Kolonialpresse — z. B. die Fiji Times — sah sich in diesem Falle veranlaßt, mit ihrer Anerkennung nicht zu kargen. Ein Missionar konnte auf der letzten Synode auch von einer alten Frau berichten, welche, um den sonntäglichen Gottesdienst nicht entbehren zu müssen, all-

wöchentlich in der Zeit zwischen Sonnabend und Montag auf Buschpfaden eine Strecke von 20 engl. Meilen zurücklegt. 2 Oberhäuptlinge im Bezirk Ta-kaundrove haben den Mahnungen der Missionare endlich nachgegeben und der Vielweiberei entsagt. Im folgenden teilen wir die neueste Statistik — die meisten Ziffern beziehen sich auf das Jahr 1887 — über die Witi-Mission mit. Von der gesamten Eingebornenbevölkerung von 116 014 Seelen — außer- dem leben noch c. 2000 Weiße auf den Inseln — hielten sich 114 067 zur Wesleyanischen Missionskirche, welche durch 10 europäische Missionare, 56 ein- geborne Pfarrer, 47 Katechisten, 1919 Diakonen und 983 Hauptlehrer auf den verschiedenen Inseln des Archipels wirkt. Als Versammlungsorte für die Gläubigen standen 862 Kirchen und 406 Predigthallen zur Verfügung, wäh- rend in 1765 Schulen 40 718 Schüler von 2526 Lehrern unterrichtet wurden. Die Zahl der Abendmahlsberechtigten betrug 27 097. Um dem geistlichen Notstande unter eingewanderten indischen Kulis und polynesischen Ar- beitern zu wehren, wurde für dieselben in der Hauptstadt Suva im Jahre 1887 eine sogenannte Jubiläumskirche erbaut, an welcher ein Witi-Inulaner pastoriert. Ebenda ist auch eine Kirche für die anglikanische Kolonialgemeinde entstanden, welche, wie die in Levuka von einem Sendboten der Propagation Society bedient wird. Das Wesleyanische Missionschiff „John Hunt“ ist aus praktischen Gründen verkauft worden. Im Jahre 1887 trat übrigens wiederum eine ziemliche Anzahl Eingeborner von der katholischen Kirche zur evangelischen über, obgleich die katholischen Missionare unter Leitung des Bischof Vidal durch äußeren Pomp und durch ihre Weitherzigkeit gegenüber den Yan- gonatrinkern unter den Eingebornen Proselyten anlocken. In welch genialer Weise von seiten der römischen Propaganda auf dem Gebiete der Missions- geschichte, wir wollen nur sagen, gesunkert wird, möge folgender wörtliche Aus- zug aus „Les Missions Catholiques“ (1888, S. 113) beweisen:<sup>1)</sup> „Mon- signore Vidal ist der erste apostolische Vikar der Fidji-Inseln. Sein Vikariat, welches 200 Inseln umfaßt, zählt 100 000 Eingeborne. Von dieser Zahl sind bereits 10 000 getauft. Der Teufel, welcher uneingeschränkt diese un- glücklichen Völkerschaften beherrschte, macht die letzten Anstrengungen, um ihre Evangelisierung zu verhindern. Die Fälle von teuflischer Beseffenheit sind dort gar nichts Seltenes, und das Leben der Missionare ist mehrmals von Wütenden bedroht, ja angetastet worden, welche offenbar unter satanischer Einwirkung handelten. M<sup>rs</sup>. Vidal beschäftigt sich augenblicklich damit, einen Katechismus in der Sprache des Landes drucken zu lassen. Da draußen, wie in vielen anderen Missionen, machte es sich nötig, ein Alphabet zusammenzustellen und Sprachregeln zu schaffen; dies ist nun geschehen, und bald werden die Evan- gelien und der Katechismus, welcher die Lehre in klarer und kurzer Formulierung zum Ausdruck bringt, in den Händen der armen Eingebornen sein.“ Welchen Eindruck muß dieser Artikel auf einen vertrauensseligen Leser machen, der keine Ahnung davon hat, daß von den „armen“ 116 014 Eingebornen 114 067 Evangelische sind, welche längst aus den Händen der Wesleyanischen Glaubens- boten die vollständige Bibel nebst den soliden Anfängen einer anderweitigen

<sup>1)</sup> Ganz dieselbe die Glaubwürdigkeit der römischen Missionsberichterstattung charakterisierende Passage findet sich in den Jahrbüchern zur Verbreitung des Glaubens 1888, IV, 69.

Chriftlichen Literatur in ihrer Muttersprache empfangen haben! Und welche echt katholische „Abrundung“ der Ziffern! Selbst wenn wir alle Nicht-Wesleyaner unter den Witi-Inulanern und sämtliche Europäer zu Katholiken stampeln wollten, bekämen wir doch immer erst die bescheidene Zahl von 4052 Katholiken heraus; nun freilich „10000“ klingt etwas voller. In einem andern katholischen Artikel über die Witi-Mission, welchen die „Lehrbücher des Glaubens“ im vorigen Jahre brachten, feiert — um einen gelinden Ausdruck zu gebrauchen — die Phantasie römischer Historiographen wahre Orgien. Eine Widerlegung ist überflüssig, da der blinde Haß die ultramontane Feder zu großen Unsinn hat schreiben lassen. Wie tendenziös auch sonst die Berichte sind, darüber nur eine Notiz, welche der sonst sehr gut redigierte „Export“ (1888, Nr. 32, S. 444) über die Witi-Mission enthält; wir teilen sie zur Erheiterung derjenigen unserer Leser mit, die in der „Deutschen Kolonialzeitung“ den oben beim Bismarckarchipel citierten Artikel Schmieses über das Missionsfest auf Matupi gelesen haben: „... die von der Regierung [muß heißen: von der Wesleyanischen Mission] in verschiedenen Teilen errichteten 1600 [es sind in Wirklichkeit 1765] Schulen werden gut besucht. Außerdem bestehen einige etwas höhere Schulen, an der Spitze das Central-College zu Navuloa, wo junge Fidjicianer hauptsächlich für den geistlichen Stand vorbereitet werden. Diese höheren Schulen sind sämtlich in den Händen englischer, meist [ohne Ausnahme] wesleyanischer Missionäre und leider durchhaucht von dem finstern Geiste, der diese Sekte so unvorteilhaft kennzeichnet.“ (Sydney W. Adv. Jahrg. X, S. 386, 400, 403, 422. XI, S. 133, 147, 156, 176, 237, 319, 339, 363 f., 418, 465, 467. XII, S. 214, 245. Mission Field 1887, S. 61.)

Wir erwähnten in unserer letzten Rundschau über den Tonga-Archipel (Allg. M.-Z. 1887, S. 325), daß der damalige Gouverneur der Witi-Inseln Oberkommissar Mitchell in Begleitung seines Oberrichters im Frühling 1887 auf dem englischen Kriegsschiff „Diamond“ vor Nukualofa, der Hauptstadt, angelangt sei, um der Schreckensherrschaft des Premierministers Baker ein Ende zu machen. Die von diesem Würdenträger 5 Wochen hindurch genau geführte Untersuchung hat im wesentlichen bestätigt, daß auf Bakers Betrieb gegen die der staatlichen sogenannten „Freikirche“ nicht beigetretenen wesleyanischen Tonganer eine erbitterte Verfolgung inszeniert worden ist. Es war nahe daran, daß die englische Regierung den Premierminister deportiert hätte; schließlich begnügte sich der Oberkommissar mit dem Versprechen des König Georg und seines Ministers, fortan die Gewissensfreiheit der Tonganer besser zu respektieren. Auch durfte das von Baker geschlossene Missionsinstitut der Wesleyaner wieder eröffnet werden. Seit jener Baker zu teil gewordenen heilsamen Lektion hat zwar die offene Verfolgung der Wesleyaner aufgehört; doch sind sie immer noch gewissen Chikanen ausgesetzt; auch mußte im Sommer 1887 eine Kommission von 3 hervorragenden Wesleyanern, welche die australische Generalsynode zur Anbahnung eines friedlichen Ausgleiches zwischen den beiden rivalisierenden Kirchen nach Tonga gesandt hatte, infolge der Hartnäckigkeit Bakers unverrichteter Sache nach Sydney zurückkehren. Die zur Nachgiebigkeit geneigte Generalsynode hat nun im Sommer 1888 den bisherigen geistlichen Berater der tonganischen Wesleyaner, den Missionar Moulton, welcher den



Haß des Königs Georg und Bakers durch sein mutiges Eintreten für die Verfolgten auf sich geladen hatte, von Nukualofa zurückberufen und zugleich in der Person des Missionssekretärs Brown einen Generalbevollmächtigten nach dem Tonga-Archipel gesandt, der den erneuten Versuch machen soll, einen ehrlichen Frieden zwischen beiden Parteien anzubahnen (Sydney W. Adv. XI, S. 254 f., 262, 266 f., 275, 281 f., 287, 293, 295, 297, 299, 306, 326 f., 438, 458 f. XII, S. 21, 63, 74, 85, 92, 235, 246, 256).

Nach langen Verhandlungen hat sich England endlich aufgerafft und den französischen Annexionsgelüsten auf die Neuhebriden ein vorläufiges Ziel gesetzt. Die französischen Truppen räumten daher in diesem Frühjahr ihre Posten auf Esat und Mallikollo, freilich nicht ohne Hinterlassung eines schlechten Renommées. Auf letzterer Insel stahlen die Soldaten beim Abschiede ein Schwein und schossen, als die Eingebornen dagegen Einspruch erhoben, einen der angesehensten Inselaner nieder. Wie es in einem früheren Vertrage schon ausgesprochen war, soll fortan die Inselgruppe unabhängig bleiben und bei etwaigen Unruhen auf den Inseln soll nur eine gemischte Kommission, in welche England und Frankreich Vertreter entsenden, das Recht haben, einzugreifen. Dieses Übereinkommen ist offenbar nur ein Nothbehelf, der den Keim zu späteren Verwicklungen in sich birgt. Gegenwärtig hat es aber wenigstens die gute Folge, daß die katholischen Missionare, da ihnen die Rückendeckung französischer Bajonette fehlt, etwas bescheidener auftreten werden. Noch im Sommer 1887, als die Neuhebriden auf dem besten Wege waren, eine französische Kolonie zu werden, stellte der Gouverneur in Noumea, der Hauptstadt Neukaledoniens, dem Maristenpater Pionnier, welcher mit einer Anzahl Begleiter die ein Halbjahr zuvor gegründeten Missionsstationen verstärken wollte, den Regierungsdampfer „Dives“ zur Verfügung. Augenblicklich bestehen 3 katholische Missionsposten auf den Neuhebriden, nämlich einer auf dem Inselchen Mali an der Küste von Esat, der andere an der Sasunbai auf der Ostküste Mallikollas und der dritte in Port Olry auf der Nordseite von Espiritu Santo; an anderen Orten hat Pater Pionnier wenigstens einstweilen die bestgelegenen Grundstücke für etwaige spätere Stationsanlagen angekauft.

Für die presbyterianische Mission auf den Neuhebriden bedeutete das Jahr 1887 einen großen Fortschritt, insofern 4 neue Missionsposten auf 3 noch unbesezten Inseln angelegt werden konnten. Da das Missionschiff „Dayspring“ nicht genügte, um die bei der Neugründung gebrauchte größere Menge von Frachtgütern — darunter 4 zerlegbare Häuser — zu befördern, so war zur Aushilfe im Frühjahr v. J. in Sydney noch ein Schoner „Cairndhu“ gemietet worden. Nachdem fast sämtliche Missionare zunächst ihre Synode, damals in Ambrym, besucht hatten, verteilten sich dieselben auf die beiden Schiffe, um den 3 jungen Brüdern und dem nach 2jährigem Urlaube aus Kanada neugekräftigt zurückgekehrten Missionar Annand bei der Anlage der neuen Stationen Beistand zu leisten. Der „Dayspring“ richtete seine Fahrt vorerst nach Mallikollo, wo die beiden Stationen Ulua und Pangkumu gegründet und mit den beiden Missionarsfamilien Leggatt und Morton besetzt wurden. Erstere Station liegt südlich von der Sasunbai, an welcher sich, wie oben erwähnt, ein paar Maristenmissionare niedergelassen haben. Die Eingebornen schienen dieselben aber nicht sehr ins Herz geschlossen zu haben;

wenigstens gaben sie ihre Freude darüber zu erkennen, daß ein englischer Missionar bei ihnen wohnen wolle und traten willig einen sehr passenden Stationsplatz ab. Auch in Pangkumu fand der Missionar eine gute Aufnahme; einer der dortigen Eingebornen sagte in gebrochenem Englisch: „Ja, mich reichlich zu viel wünschen Missionar.“ Zwei benachbarte Dörfer wurden sogar etwas eifersüchtig auf die Ehre, das Missionshaus in nächster Nähe zu haben. Inzwischen ist in Pangkumu am 23. Januar 1888 bereits das erste Märtyrerblood geflossen, indem der eingeborne Missionsgehilfe Mortons, Barry — er stammte von Malo und war in Sydney im Hause eines Seemannsmissionars erzogen worden — von einem Bewohner des benachbarten Dorfes Bunganeß erschossen wurde. Letzterer war aus Wut über den Verlust einer Patrone mit der Absicht aus seinem Dorfe fortgerannt, den Missionar Morton zu erschließen, damit, wie er es offen aussprach, ein Kriegsschiff herbeikäme und sein Heimatdorf in Brand schieße. An Stelle von Morton lief ihm aber Barry in die Hände, den er dann hinterrücks meuchlings niederschloß. Auf den Schuß hin eilte Morton ins Freie und fand seinen treuen Genossen bereits im Sterben liegen; nur die Worte brachte er noch über seine Lippen: „Jesus starb für mich!“ Die Bewohner von Pangkumu zeigten Morton gegenüber bei diesem Trauerfalle ein rührendes Mitgefühl. Der Mörder wurde auf Veranlassung des Kommandanten des britischen Kriegsschiffes „Diamond“ zur Strafe aus seinem Stamme ausgestoßen und nach einem entfernten Teile der Insel verbannt.

Während der „Dayspring“ an der Küste von Mallikollo kreuzte, war inzwischen der „Cairndhu“ auf einem Korallenriffe westlich von der Insel Malo gescheitert, glücklicherweise ohne den Verlust von Menschenleben; auch die Einbuße an Frachtgut war nicht allzugroß. Ehe der „Dayspring“ zum Ersatz herbeikam, hatte sich Missionar Landels einstweilen einen Stationsplatz auf Malo — die Insel<sup>1)</sup> liegt an der Südostküste von Espiritu Santo — ausgesucht; Missionar Annand siedelte dann, als der „Dayspring“ zur Verfügung stand, nach dem an der Südküste von Espiritu Santo gelegenen Inselchen Tangoa über; die dortige Bevölkerung, welche ihre Plantagen auf der gegenüberliegenden Küste von Espiritu Santo hat und unter den benachbarten Stämmen einen ziemlich großen Einfluß ausübt, nahm den Missionar willig auf. Nach den letzten Nachrichten — vom Juni v. J. — haben die Eingebornen sich auch weiterhin Annand gegenüber freundlich und zuvorkommend bewiesen; viele von den Männern — die Frauen und Mädchen werden noch zurückgehalten — stellen sich beim Sonntagsgottesdienste als eifrige Zuhörer ein und haben auch, zunächst allerdings nur aus persönlicher Rücksichtnahme auf den Missionar, die Sonntagsarbeit aufgegeben. Die Stationsanlage stellt sich immer mehr als vortrefflich gewählt heraus. Ende Mai 1888 wurde in Tangoa die jährliche Synode abgehalten, auf welcher die erfreuliche Mitteilung gemacht werden konnte, daß die Presbyterianer der australischen Kolonie Viktoria einen Missionar zur Verfügung stellen wollen und daß die schottische Freikirche durch eine Verwilligung von 8000 M. der presbyterianischen Kirche von Tasmanien

<sup>1)</sup> Auf Dr. Grundemanns „Allgemeinem Missionsatlas“ (Bief. VIII, Karte 4) ist die Insel unter dem Namen St. Bartholomew eingetragen.

die Aussendung eines zweiten Missionars nach Api ermöglicht. Der aus Victoria erwartete Glaubensbote durfte auf einer der Inselchen an der Nordostküste von Mallikollo in der Nähe von Port Stanley stationiert werden. Eine große Annehmlichkeit für die Neuhebriden-Missionare gewährt die seit Anfang 1888 ziemlich regelmäßig stattfindende Verbindung mit Australien durch Handelsdampfer; man denkt daher daran, an Stelle des „Dayspring“ ein kleines Dampfboot zu setzen, welches nur den Verkehr zwischen den einzelnen Stationen der Inselgruppe aufrecht zu erhalten hätte (Free Ch. Scot. M. R. 1887, S. 142, 211, 308 f., 336 f. 1888, S. 46, 143, 172, 242. Can. Presb. Rec. 1887, S. 236, 239, 303, 326. 1888, S. 153, 228).

Aneityum hatte zu Anfang vorigen Jahres unter heftigen, 4 Monate anhaltenden Regengüssen zu leiden, welche die Brotfrucht- und Arrowrooternte schädigten und außerdem Krankheiten, wie Dysenterie und Influenza, im Gefolge hatten. So vermindert sich denn die Bevölkerung immer mehr; dieselbe zählt jetzt nur noch gegen 900 Seelen, während vor 30 Jahren viermal soviel Eingeborne die Insel bevölkerten. Trotzdem haben die Insulaner auch im Jahre 1887 ein stattliches Missionsopfer in Gestalt von 3650 Pfund Arrowrootmehl nach Schottland gesandt. Als Missionar Lawrie, der auf dem „Dayspring“ eine Rundfahrt durch die Neuhebriden gemacht hatte, im Sommer 1887 nach mehrmonatlicher Abwesenheit nach Aneityum zurückkehrte, fand er zu seiner Freude, daß inzwischen die eingebornen Ältesten und Lehrer die Gottesdienste auf allen Predigtstationen gewissenhaft abgehalten hatten. Trotzdem daß die ganze Insel für christianisiert gilt, kamen doch noch im vorigen Jahre 10 Tausen von Erwachsenen vor. In Aname, der nördlichen Station, wurde ein neues Schulhaus in der Weise gebaut, daß der Missionar aus dem Ertrage von Arrowroot das eiserne Dach kaufte, während 50 Eingeborne in Zeit von einer Woche die nötige Zimmer- und Maurerarbeit erledigten. Im Frühjahr 1888 machte Lawrie eine wöchentliche Rundtour durch die Insel und brachte von seinem Verkehr mit den Eingebornen den besten Eindruck mit heim. Auf der im Mai d. J. stattgehabten Jahresversammlung der eingebornen Missionsgehilfen erklärten sich 70 Männer bereit, bei der Abhaltung der sonntäglichen Gottesdienste in den 35 Dörfern der Insel mitzuhelfen. Mit Unterstützung von 2 Eingebornen konnte Lawrie neuerdings 3300 Exemplare eines christlichen Kalenders und 800 Liederhefte für die Aneityumesen drucken (Free Ch. Scot. M. R. 1887, S. 272, 364. 1888, S. 46, 110, 242, 268).

In Futuna hatten abwechselnd bald christliche, bald heidnische Regungen die Oberhand. So durfte der Missionsarzt Gunn im Januar 1887 es wagen, in Gemeinsamkeit mit einer Anzahl Futunesen von dem öffentlichen Plage des Hauptortes der Insel die „heiligen Steine“ und die Balken eines seit Jahren in Verfall geratenen Gözentempels zu entfernen; auf Wunsch einiger Dorfbewohner wurde sogar ein solcher Balken auf dem Marktplatz niedergelegt, so daß die von auswärts in Handelsgeschäften ins Dorf kommenden Heiden wohl oder übel darüber schreiten mußten. Der Häuptling Popina, welcher bei der Beseitigung der Tempelruine die erste Hand mit angelegt hatte, brachte einige Zeit danach 5 Steinchen, welche eine Art von Hausgötzen darstellten und nach heidnischer Annahme ihren Verehrern guten Fischfang, reichliche Ertragnisse der Pflanzungen und dergleichen verbürgten. Eine alte



Heidin, der die Beseitigung der „heiligen Steine“ sehr zu Herzen gegangen war, sagte zu Dr. Gunn: „Da du meinen Gott weggenommen hast, so mußt du nun dich meiner annehmen und oft mit mir beten!“ Während im Jahre 1886 der Gesundheitszustand der Eingebornen ein außergewöhnlich guter gewesen war, begann im Frühjahr 1887 die Influenza auszubrechen und obgleich diese Epidemie nicht tödlich verlief, so hatte sie doch während ihrer Dauer ein bedauerliches Anfliehen des Heidentums zur Folge. Wenige Wochen nämlich nach dem Beginn der Krankheit wurde ein junger Mann, der die Kirche ziemlich regelmäßig und bisweilen auch die Schule besucht hatte, auf Anordnung seines eigenen Vaters hin erschossen, weil er sich selbst damit gebrüstet hatte, die Krankheit veranlaßt zu haben. Mehrere Monate hindurch nach diesem traurigen Ereignisse zogen die Eingebornen in heidnischer Kampfesracht mit ihren Waffen umher; dazu lebten die heidnischen Feste und Tänze wieder auf. Trotzdem konnte Dr. Gunn berichten, daß 10 Eingeborne im Besuche des Taufunterrichtes treulich ausharren, und daß der christlichgesinnte Teil der Bevölkerung, als der Missionar von dem südarabischen Missionsunternehmen der schottischen Freikirche erzählte, dafür eine Kollekte, bestehend aus Bananen, Kokosnüssen und Ananas — im Werte von 24 Mark — zusammenbrachte. Die letzten Berichte Dr. Gunns vom Mai d. J. lauten besonders hoffnungserweckend; der Besuch des Gottesdienstes ist zahlreicher und regelmäßiger; unter den neuerdings angenommenen Katechumenen befindet sich ein einflußreicher Häuptling. Auch ist in Ofa, und zwar mitten auf dem Marktplatz des Ortes, eine neue Kirche gebaut worden. Ein willkommenes Geschenk empfangen die Insulaner von dem in Sydney seinen Lebensabend verbringenden Missionsveteranen Copeland in Gestalt einer futunesischen Evangelienharmonie (Ibid. 1887, S. 269, 273, 308. 1888, S. 8, 109, 242).

In Eromanga herrschte viel Krankheitsnot unter den Eingebornen; auch brach unter letzteren ein Krieg aus, im Verlaufe dessen das Leben des Missionars Robertson bedroht war. Zu seinem Schutze unterhielten die eingebornen Christen eine Wachtmannschaft auf der Station. Ein Sieg des Evangeliums war es, daß der Mörder des auf Eromanga gefallenen Missionars G. W. Gordon einen Lehrer bei sich aufnahm und 2 Acker Land als Bauplatz für Schule und Kirche hergab. Ferner stehen 2 Söhne des Mörders von John Williams als tüchtige Lehrer im Missionsdienste und unterrichten, der eine eine Klasse Kinder, der andere eine Abteilung Erwachsener, in der Nähe des Platzes, wo vor 49 Jahren Williams unter Mörderhänden fiel. Überhaupt verfügt die Eromanga-Mission über 35 eingeborne Lehrer; außerdem unterstützen noch 13 Christen von Eromanga das Missionswerk auf den benachbarten Inseln Api, Tangoa und Makikollo; 3 tüchtige Lehrer sind leider ein Opfer der letzten Epidemie geworden. An der Cooksbai haben die Eingebornen ein hübsches Schulhaus gebaut; auch war es erfreulich, daß Robertson von seiten der Insulaner im letzten Jahre als Missionskollekte 3300 Pfund Arrowroot — 900 Pfund mehr als im Vorjahre — erhielt, womit die Druckkosten des Neuen Testaments in der Eromangasprache gedeckt werden sollen (Can. Presb. Rec. 1887, S. 239. 1888, S. 19, 130, 158, 229).

Die Insel Ambrym ist auf einige Zeit verwaist; denn Missionar Mur-

ray war durch wiederholte Fieberanfälle körperlich und geistig so geschwächt worden, daß er aus der Mission ausscheiden und sich zur Heilung nach Neuseeland begeben mußte. Nach seiner Abreise ist leider die Frau eines Lehrers vergiftet worden (Ibid. 1888, S. 19, 274).

Missionar Milne auf Nguna konnte im Jahre 1887 an 129 Erwachsenen die Taufe vollziehen und hatte auf 7 Stationen eine christliche Bevölkerung von 1050 Seelen unter seiner Pflege (Ibid. 1888, S. 19).

Auf Esat war es den beiden Missionaren MacKenzie und Macdonald, trotz der französischen Invasion in Gestalt von Soldaten, Maristenpriestern und Kolonisten, vergönnt, verhältnismäßig ruhig weiter zu arbeiten; auch schritt die von beiden unternommene Übersetzung des N. T. in der Inselfsprache rüstig vorwärts. Eine „heilige“ Frau, welche in früheren Jahren einen unheilvollen Einfluß auf ihre Landsleute ausgeübt hatte, starb im Jahre 1887; sie nahm zuletzt zu den Missionarsfamilien eine freundliche Stellung ein, war aber nie in den Gottesdienst gekommen. Bezeichnend für das allmähliche Schwinden des Heidentums ist eine Stelle in einem der Briefe MacKenzies: „Mein Vorrat an Götzenbildern nimmt stetig zu!“ In dem Dorfe Fila hat sich nun auch der letzte Heide noch der Mission angeschlossen. Einer der besten eingebornen Lehrer, Kalman, welcher auf seinen Missionswanderungen viele seiner Landsleute mit dem Evangelium befreundet hatte, ist jüngst entschlafen. Der neusten Statistik nach haben sich in der einen Hälfte der Insel im Jahre 1887 70 Katechumenen gemeldet und 16 sind als abendmahlsberechtigt — deren Gesamtzahl betrug 187 — aufgenommen worden; die Schulen wurden von 95 Kindern besucht. Missionar MacKenzie verweilte übrigens die ersten Monate v. J. in Australien, um seine Gesundheit zu kräftigen und zugleich den Druck einiger Teile der heiligen Schrift zu überwachen (Ibid. 1887, S. 159, 178, 238, 275. 1888, S. 130, 229).

Betreffs der melanesischen Mission haben wir einen Rückblick auf die beiden Berichtsjahre 1886 und 1887 zu thun, innerhalb welcher Zeit die Mission im allgemeinen einen stetigen, erfolgreichen Fortgang gehabt hat. Ihrem unermüdlichen Leiter, dem Bischof Selwyn, der jahraus jahrein, bisweilen von seiner Gattin begleitet, auf dem für die wachsende Ausdehnung des Werkes bereits zu klein gewordenen Missionsdampfer „Southern Cross“ das weithin sich erstreckende Arbeitsgebiet durchstreift, stehen jetzt 8 europäische Missionare — darunter 2 Laien —, 6 melanesische ordinierte Missionare und 165 melanesische Lehrer hilfreich zur Seite; letztere unterrichteten 2215 Böglinge in 78 verschiedenen Schulen. Die Zahl der im Jahre 1886 getauften erwachsenen Heiden betrug 513 und im folgenden 280. Auch diesmal wieder hat sich uns in den Berichten der einzelnen Missionare in hervorragendem Maße die Bemerkung aufgedrängt, daß die eingebornen Missionsgehilfen — trotz einzelner betrübender sittlicher Vergehungen — die Mühe, welche ihre Erzieher auf sie verwandt haben, reichlich durch ihre energische und unermüdliche Mitarbeit lohnen. Als besonders rühmendswert führen wir die Namen von den Missionaren Tagalana auf Motalava und Tamata auf Rakona, sowie der Missionslehrer Marefalea und Gorovaka auf Isabel, Maraw auf Ulawa, Baget auf Meralava und Tarigat auf Opa an. Der wohlthätige Einfluß der melanesischen Missionsgehilfen macht sich auch äußerlich darin geltend, daß

sie die Eingebornen von mancher Unthat gegen ihre eigenen Landsleute oder gegen Fremde zurückzuhalten wissen. Drei derartige Fälle, die sich während des vorigen Jahres zutragen, führen wir im Folgenden an. In Lo auf den Torres-Inseln hatte ein französisches Arbeiterschiff einen Eingebornen von dem Riff mit fortgeführt, wo er gerade fischte. Als nun seine Freunde sahen, wie er in dem Boote verzweifelte Anstrengungen machte, sich zu befreien und dies Boot kurz danach landete, vermochte der Missionar Pantutun, freilich mit Aufbietung seines ganzen Einflusses, die erregten Eingebornen von einem Angriff auf die Bootsmannschaft zurückzuhalten. Es war dies Eintreten Pantutuns für die französische Bootsmannschaft um so aner kennenswerter, als bei der Landung der Bootsmannschaft ihm die Pistole auf die Stirn gesetzt und mit dem Erschießen gedroht hatte, weil er von Pantutun um Freilassung des Mannes gebeten wurde. In Lakona auf Santa Maria entlief eine Frau ihrem Manne und ließ sich von einem Queensländer Arbeiterschiffe kapern. Ihr Gatte, ein angesehen er Eingeborner, war darüber so wütend, daß er eine Schar seiner Landsleute versammelte und die Boote des nächsten Arbeiterschiffes zu überfallen beschloß; nur die Überredungsgabe seines Missionars Tamata, welcher den Fall der Queensländer Regierung anzuzeigen versprach, vermochte den erzürnten Gatten, von seinem Racheplane abzustehen. In einem dritten Falle handelte es sich um einen Engländer, der auf Maewo Kokosnüsse zusammengekauft hatte und dabei nicht rechtlich verfahren sein sollte. Schon erhoben einige zurückgekehrte Arbeiter ihre Reuten, um den Fremden zu zermalmen, als der dortige Lehrer mit seinen Freunden eine lebendige Mauer um den Bedrohten bildete und ihm das Leben rettete.

Bei der folgenden Rundschau über die einzelnen Inselgruppen, auf denen die melanesische Mission arbeitet, beginnen wir mit den Salomoinseln und zwar verbreiten wir uns etwas ausführlicher über den Stand der Missionsarbeit auf der deutschen Insel Njabel oder Bugotu, wie sie von den Eingebornen genannt wird. Bis jetzt erstreckt sich die Missionsarbeit nur auf den Südostteil der Insel, welcher von dem mächtigen Häuptling Soga beherrscht wird. Von den ursprünglichen 3 Stationen Tega, Bulavu und Boko ist die letztere aufgehoben, wofür aber zwei neue, eine in Sogas Residenz, die andere in Thaugama, hinzugekommen sind. Die Oberaufsicht über die 8 eingebornen Missionslehrer liegt in den Händen des englischen Laienmissionars Turnbull, welcher von 79 Tausen Erwachsener innerhalb der beiden letzten Jahre berichten kann. Tega erlitt im Jahre 1886 einen schweren Verlust durch den Tod des christlichen Häuptlings Ino. Da er in dem Rufe eines friedlich gesinnten und doch kraftvollen Herrschers stand, so waren eine Anzahl Inlandstämme an die Küste in seinen Schutzbereich gezogen und dadurch natürlich auch mehr unter den Einfluß des Christentums gekommen. Kurz vor seinem Tode brach unter den Eingewanderten ein Streit aus, der eine Trennung der Bewohner Tegas zur Folge hatte. Etwa 200 Eingeborne, den Nachfolger Inos, Toti, inbegriffen, zogen sich auf einen schwer zugänglichen steilen Gipfel des Mahagabergzuges zurück, während die an der Küste Zurückbleibenden, unter denen auch die Lehrer waren, auf einem mitten im Sumpf gelegenen Hügel die Niederlassung Pirihadi gründeten. An jedem Sonntage stiegen die Ausgewanderten indes zu Thal, um am Gottesdienste teilzunehmen, während die Pirihadi-



Lehrer in der Woche öfters den beschwerlichen Weg hinauf in das Adlernest klonnen, um die Kinder zu unterrichten. In Bulavu ging 1886 die Schultätigkeit ungestört voran, umsomehr als der in der Nachbarschaft wohnende Häuptling Boo mit einer Anzahl seiner Leute sich taufen ließ. Auch die veränderte Haltung des vorgenannten mächtigen Oberhäuptlings Soga kam der Ausbreitung der christlichen Lehre zu statten. Während er bisher, obwohl persönlich freundlich gegen die Missionare, jeder Ertheilung christlichen Unterrichtes an seine Untergebenen sich widersetzt und durch verschiedene Kopfschläge einen gefürchteten Namen gemacht hatte, brachte ihn eine schwere Krankheit, von der er durch die heilkundige Pflege Bischof Selwyns wieder genas, auf andere Wege. Auf verschiedene Weise suchte er seine Dankbarkeit dem Bischof zu bezeugen, indem er z. B. ihm Knaben nach der Norfolkinsel zur Erziehung mitgab und Aufforderungen sich an neuen Kopfschlägen zu beteiligen, mit festem Entschluß zurückwies. Aber soweit konnte er doch anfangs die Furcht vor seinen „Geistern“ nicht überwinden, um die Gründung einer Schule in seinem Orte zu gestatten; nur im Nachbardorfe wollte er sie allensfalls dulden. Indes der Hauptlehrer Goronaka, ein kühner Mann, der trotz steter Bedrohung seines Lebens einen andern Häuptling wegen seiner Kopfschläge zurechtgewiesen hatte, ließ sich ruhig in der Residenz des Oberhäuptlings nieder, und siehe da, das Unerwartete geschah, Soga nahm den mutigen Mann gut auf, befahl eine Schule zu bauen und wies die Kinder in den Unterricht. Anfang 1887 kam eine große Störung über die Schularbeit in Bulavu. Fremde Kopfschläger hatten ein Boot, in welchem ältere Missionschüler auf Fischfang ausgefahren waren, abgeschnitten und 6 christliche Jünglinge ermordet. Im ersten Schrecken flüchteten Lehrer und Schüler und die Schule blieb eine Zeitlang geschlossen. Da ein Teil der Bewohner Bulavus aus Sicherheitsgründen sich auf einem Berge mehr landeinwärts niederließ, so teilte man die Schule, indem ein tüchtiger Lehrer den Geflohenen nachzog, die übrigens ähnlich wie die Auswanderer aus Tega jeden Sonntag nach Bulavu herab zum Gottesdienste kommen. Die Station Boko auf der Ostküste löste sich mit dem Tode des dortigen Häuptlings Sibi auf. Seine Unterthanen, die einen Angriff von seiten ihrer Nachbarn fürchteten, beschloßen in ihre ursprüngliche Stammesheimat nach der Landschaft Gao — 20 engl. Meilen nördlicher gelegen — zurückzukehren. So störend diese Übersiedelung zunächst für die Mission ist, so dürfte sie doch später vielleicht gerade die Ausbreitung der Mission über den nördlicheren Teil der Insel im Gefolge haben. In Thaugama, wo ursprünglich schon einmal eine Missionsstation stand, hat der Lehrer Kinögi aufs neue eine Schule ins Leben gerufen, die von dem christlichen Häuptling Boo möglichst gefördert wird.

Auf der Insel Florida, welche über 1000 Christen zählt und in den beiden letzten Jahren die Taufe von 343 Erwachsenen sah, besuchten 753 Kinder die von 41 eingebornen Lehrern geleiteten 17 Schulen; leider erwiesen sich gerade hier 3 Lehrer als untreu. Im Bezirke Rabu konnte die kleine Gemeinde zu ihrem Schmerze es nicht verhindern, daß der benachbarte Häuptling Dika einen kleinen Knaben opferte; doch hat der dortige Hauptlehrer nebst den Christen in seiner Pflege bis auf weiteres jeden Verkehr mit Dika und dessen Unterthanen abgebrochen. Am 20. Juni 1887 hielten das erste Mal die Lehrer und christlichen Häuptlinge mit ihren zur Gemeinde gehörenden

Unterthanen eine gemeinsame Zusammenkunft und zwar in Hogo; man hofft dies von nun an zum Segen der Christengemeinden auf Florida jedes Jahr zu thun.

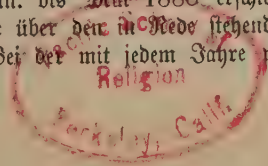
Wie wir in unserer letzten Rundschau (Allg. M.-Z. 1887, S. 280) bereits bemerkten, war die einzige Schule auf der Insel Malanta, welche sich in dem Dorfe Saa befand, nach vorübergehender Auflösung durch einen alten Häuptling von dem revidierenden Missionar Comins wieder in Gang gebracht worden, wie sich später auswies, aber leider nur für kurze Zeit. Da sich nämlich alsbald eine Anzahl Kinder und Erwachsene an den Lehrer angeschlossen und andere Eingeborne Miene machten, das Gleiche zu thun, erregte dies den Zorn der heidnischen Zauberer, welche nun ihrerseits den alten Häuptling vermochten, einen Fluch über die Schule auszusprechen, so daß nach heidnischer Anschauung niemand mehr, ohne sein Leben zu verwirken, die Schule besuchen konnte. Obgleich diese Ceremonie auf die Lehrer nicht den geringsten Eindruck machte, so waren doch ihre Zöglinge noch nicht gefestigt genug, den Wirkungen des Fluches zu trotzen und so kam denn die Schule aufs neue zum Stillstand. Vergebens suchte Comins den Häuptling zur Aufhebung des Fluches zu bewegen; letzterer erklärte, der Fluch sei so stark, daß er nur durch das Opfer eines Menschen, einer Anzahl Schweine und einer großen Menge Muschelgeldes getilgt werden könne. Unter diesen Umständen verlegte Comins die Schule einige Meilen weiter nach dem Orte Aulu, dessen Bewohnerschaft nebst ihrem Häuptlinge ein Verlangen nach christlichem Unterrichte ausgesprochen hatten und wo nun 2 Lehrer bereits 12 Schüler gesammelt haben. Comins hörte neuerdings, daß der Häuptling von Saa sich nun darüber ärgere, die Schule aus seinem Dorfe vertrieben zu haben und herzlich froh wäre, wenn der Fluch wieder zurückgenommen werden könnte. Comins machte übrigens im Jahre 1887 noch an 3 andern abgelegenen Küstenorten Malantas einen vorübergehenden Besuch, um Schüler für die Norfolkster Anstalt zu werben.

Eine große Rührigkeit entwickelte die sehr starke heidnische Partei auf Ula wa, die beiden christlichen Schulen der Insel in Matoa und Suholu, in welchen 5 Lehrer 40 Kinder unterrichteten, zu zerstören; an ersterem Orte versuchte man es, glücklicherweise vergeblich, mit einer ähnlichen Verfluchung wie auf Malanta. Seitdem aber eine Epidemie die heidnischen Ortschaften heimsuchte, sah die feindliche Partei darin eine Warnung, die Schularbeit nicht gewaltsam zu unterdrücken; sie beschränkt sich daher in letzterer Zeit unter Benutzung einer mißrathenen Yamsernte, darauf, in aller Stille die der Schule freundlich gesinnten Eingebornen durch verweigerten Lebensmittelverkauf zu „boyccotten“.

(Schluß folgt.)

## Literatur-Bericht.

1. **Christlieb:** „Ärztliche Missionen.“ Gütersloh, Bertelsmann. 1889. (1,50 Mk.) Ein um ca. 1 Bogen vermehrter Abdruck des in der Allg. Miss.-Zeitschrift vom Jan. bis Mai 1888 erschienenen Aufsatzes. Es ist dies die umfassendste Studie über den in Rede stehenden Gegenstand in der gesamten Missionsliteratur. Bei der mit jedem Jahre wachsenden Bedeutung,



welche der Dienst der Ärzte in der Mission gewinnt — es giebt heute bereits ca. 270 von medizinischen Fakultäten promovierte Missionsärzte! — ist die Christlieb'sche Arbeit auch eine sehr zeitgemäße.

2. **Schneider**: „Amtskalender für evang. Geistliche auf das Jahr 1889. 2. Teil: Theologisches Jahrbuch“ (Gütersloh, Bertelsmann. 1,50 Mk.). Außer der neueren kirchlichen Gesetzgebung, dem Personalstatus der evang. Kirche Deutschlands und einer kirchlichen Statistik enthält dieses treffliche Jahrbuch ziemlich ausführliche Vereinsnachrichten über äußere Mission, Mission unter Israel, Evangelisation, Diakonie und innere Mission, Gust.-Ab.-Verein, Bibel-Gesellschaften u. s. w. eine kirchliche Chronik und einen Nekrolog — alles sauber und sorgfältig. Besondere Mühe ist auf die Missionsrundschau verwendet worden, welche von den 78 eng gedruckten Seiten der Vereinsnachrichten 37 einnimmt. Wünschenswert wäre, daß dem folgenden Jahrgange noch eine literarische Rundschau hinzugefügt würde.

3. **Schmiedel**: „Eine Woche in der japanischen Christengemeinde zu Tokyo.“ Mit 2 Abbildungen von Kirche und Pfarrhaus. Berlin, Haack. 1888. Es ist dies die erste Flugschrift, welche der Allg. ev.-protest. Missionsverein herausgiebt, flott geschrieben und wohl geeignet, über die Arbeit der beiden Sendboten dieses Vereins in Japan zu orientieren. Die beigegebenen beiden photographischen Abbildungen sind sehr sauber und ansprechend, besser als die meisten Bilder in den Missionskrakaten.

4. **Warnet**: „Der evangelische Bund und seine Gegner.“ Gütersloh, Bertelsmann. 1889. 0,50 M. Ein Vortrag, der meist durch Thatfachen und in kurzen Sentenzen die gegen den evangelischen Bund geltend gemachten Einwürfe beleuchtet, indem er der Reihe nach seine Gegner zu Wort kommen läßt. Zuerst die Ultramontanen, welche den Bund als Hezbund verdächtigen; dann die religiös Indifferenten, denen es fast gleichgültig ist, ob sie evangelisch oder katholisch sind. Zum dritten die Kampfesmüden, die sich am Kulturkampfe die Finger verbrannt haben und nun voll Verzagtheit sind. Zum vierten die Politiker allerlei Art: Staats- und Kirchenpolitiker, Preß- und Geschäftspolitiker. Zum fünften diejenigen, welche aus mannigfachen Gründen mit Rom Sympathien haben. Endlich die Einwürfe seitens der Mehrzahl der kirchlichen Rechten: a) der evang. Bund sei überflüssig, denn die evang. Kirche selbst sei der evang. Bund; b) die Aufgaben des Bundes seien nicht klar genug und c) die Bundesgenossenschaft gefalle ihnen nicht. Vielleicht denkt nach Durchlesung des vorliegenden Schriftchens doch mancher Freund von der Rechten günstiger über den Bund als bisher. Jedenfalls erfordert es die Billigkeit, wenigstens einmal zu hören, was wir Bundesgenossen von der Rechten zur Verteidigung der Sache zu sagen haben und ich glaube nicht, daß die Lektüre langweilig sein wird.

5. **Warnet**: „Der heutige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission. III. Die römische Geschichtschreibung.“ 25. Flugschrift des evang. Bundes. Halle, E. Strien. 1889. 30 Pf. Die beiden ersten denselben Gegenstand behandelnden Flugschriften schilderten „die römische Feindschaft“ und „das römische Christentum“. Die vorliegende dritte schließt nun die Reihe ab. Sie ist ganz in der Weise der beiden früheren geschrieben, Satz für Satz belegt mit korrekt citierten authentischen ultramontanen Quellen.



Manches ist aus meiner „Protestantischen Beleuchtung“ reproduziert, vieles neu hinzugekommen. Bis heute haben unsre ultramontanen Gegner, wenigstens soweit meine Kenntnis reicht, es für gut gehalten, auf alle die vielen in diesen Schriften enthaltenen und belegten Angriffe zu schweigen, jedenfalls das klügste, was sie thun können. Mir ist diese Polemik gerade kein erquickliches Geschäft; aber sie war unerlässlich geworden, da trotz aller freundlichen Vorstellungen die jesuitische Verlästerung der evangelischen Mission immer unerträglicher wurde. Hoffentlich haben wir nun für einige Zeit Ruhe. Daß freilich die Appellation an den Wahrheits Sinn bei unsern ultramontanen Gegnern noch auf einen Erfolg zu rechnen hat, wagt man kaum zu hoffen.

**6. Baierlein:** „Die Lehre der Vedanta von Gott, von der Welt, von dem Menschen und von der Erlösung des Menschen.“ Nach den Quellen dargestellt. Dresden, J. Naumann. 1889. 60 S. — Eine in ihrer Kürze meisterhafte Studie des bekannten Missionsveteranen, welche meist durch charakteristische Quellenauszüge, die von einer lichtvollen Erklärung und Beurteilung begleitet sind, in eins der tiefstinnigsten religionsphilosophischen Systeme der Welt den aufmerksamen Leser einführen. Lichtvoll ist auch schon das knappe Vorwort und die ihm folgende kurze Einleitung, trefflich orientierend über die vielgestaltige religiöse Gedankenwelt des alten Indiens. Wer sich in diesen Urwald hineinwagen will, zunächst um sich ein wenig in ihm zu orientieren, dem thut kaum ein anderer Führer so gute Dienste wie Baierlein.

**7. James Johnston:** Report of the Centenary Conference on the Protestant Missions of the World, held in Exeter Hall (June 9.—19.), London, 1888. I. und II. Vol. (London, J. Nisbet & Co. 1888). — Durch den ausführlichen Bericht über die vorjährige Londoner Allg. Miss.-Konf. (A. M. Z. 1888, 401. 478. 515) sind unsere Leser auf das Erscheinen dieses bedeutenden Werkes bereits aufmerksam gemacht worden. Man darf dasselbe getrost als die umfassendste Missions-Encyclopädie bezeichnen, welche bis jetzt existiert. Der erste 560 Seiten starke Band behandelt in drei Teilen 1. die meetings for open conference (sechs), 2. die mission fields of the world (unter elf Hauptgebieten), und 3. special missionary subjects (vier), berichtet über die Abschiedsversammlung und die Schlußresolutionen und giebt eine ziemlich umfassende Übersicht über die gesamte Missionsliteratur der Welt, in der zu unserer Freude auch die deutsche zahlreich vertreten ist. Der zweite 624 Seiten starke Band enthält die missions-technischen bzw. missionsmethodischen in 22 geschlossenen Sitzungen gepflogenen Verhandlungen, über deren Inhalt der erwähnte Bericht der A. M. Z. die Leser bereits genügend unterrichtet hat. Wir besitzen in dieser zweibändigen Encyclopädie eine Quelle, welche in Zukunft niemand entbehren kann, der auf selbständige Missionsstudien ausgeht. Selbstverständlich ist nicht alles gleich wertvoll in einem so voluminösen Werk, welches die Vorträge von so vielen Referenten und die Aussprachen und Mittheilungen von noch mehr Rednern enthält. Vieles hätte ohne Schaden für die Sache wegleiben können, manches ist im viel zu rhetorischen Stile, anderes viel zu allgemein gehalten, anderes leidet an bedentlichem Mangel evangelischer Nüchternheit und geistlicher Gesundheit, auch an geschichtlichen und statistischen Irrthümern fehlt es nicht. Aber im großen Ganzen schließt das Buch eine Fülle missionarischer Weisheit und Erfahrung in sich,

die gar nicht hoch genug geschätzt werden kann und für alle Zeiten ihren bleibenden Wert behält.

8. **Jean Réville:** „Die Religion zu Rom unter den Severern.“ Deutsch von Krüger. Leipzig, Hinrichs. 1888. 6 Mk. Nicht bloß mit wahren Genuß, sondern zu einer wesentlichen Bereicherung bezw. Berichtigung meiner Kenntnis der heidnisch-religiösen Verhältnisse in Rom zur Zeit des dritten Jahrh.s habe ich dies mit staunenswerter Quellenkunde gearbeitete Buch gelesen. Es ist oft eine Phrase, wenn man von Ausfüllung einer Lücke redet; aber hier ist es wahr: das Réville'sche Buch füllt eine große Lücke in der bisherigen Religionsgeschichte aus. Es wird vielen Lesern gehen wie mir, daß sie über die Religiosität des genannten Zeitraums durch das vorliegende Buch eine wesentlich berichtigte Anschauung erhalten. Nur auf drei wichtige Gesichtspunkte möchte ich aufmerksam machen: 1. auf die große durch die wunderlichste Religionsmischung herbeigeführte religiöse Gärung; 2. auf die Macht der christl. Wahrheit, welche in dieser gewaltigen Gärung über die große Masse so vieler populärer und einflußreicher Kulte den Sieg davontrug; (es ist mir diese sieghafte Wahrheitsmacht noch nie so klar geworden als bei der Lektüre dieses Buches, obgleich der Verf. selbst diesen Gesichtspunkt nicht berührt) und 3. die Rückwirkung der heidnischen Kulte auf die Ausgestaltung des katholischen Kultus, so daß man manchmal sagen möchte: das Heidentum habe das Christentum überwunden. Die Kulte haben vielfach nur die Namen gewechselt. Dies alles ist nun von großer Wichtigkeit für eine pragmatische Missionsgeschichtsbetrachtung. Gewiß wird nie wieder ein religiöser Synkretismus eintreten, wie wir ihn im 3. Jahrhundert zu Rom finden; aber das erleben wir schon heut in Indien und wir werden es wieder erleben z. B. in China, daß das Heidentum sich durch Aufnahme neuer fremder heidnischer, mohammedanischer und christlicher (protestantischer und katholischer) Elemente zu regenerieren sucht, ehe es vor dem Christentum die Waffen streckt. Und unter diesem Gesichtspunkte ist auch für den Missionshistoriker der Gegenwart das Studium eines Buches wie das vorliegende sehr lehrreich. — Die 296 Seiten umfassende Arbeit Révilles ist sehr inhaltsreich; voll der überraschendsten Details. So schon die Einleitung, welche in fünf Kapiteln die römische Gesellschaft des dritten Jahrhunderts schildert. Der erste Teil behandelt dann wieder in fünf Hauptkapiteln den heidnischen Synkretismus zu Rom in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts (die griechischen, römischen und die orientalischen Bestandteile, den Mithrasdienst, das synkretistische Heidentum und die religiöse Stimmung), der zweite Teil abermals in fünf Kapiteln die Versuche religiöser Reformation am Hofe der Severer (die neupythag. Reformation. Umgebung der Julia Domna. Apollonius von Tyana. Die orientalische Reformation, die eklektische Reformation und das Ziel der heidnisch-synkretistischen Entwicklung in der antiken Gesellschaft). Der Stellung des Christentums in diesem Wirrwarr heidnisch-religiöser Gärung wird nur gelegentlich gedacht.

Warneck.

## Die Mission im deutschen Reichstage.

Die Art und Weise, in welcher gelegentlich der jüngsten Kolonialdebatten des deutschen Reichstags wiederholt der Mission gedacht worden ist, verdient einige Bemerkungen. Als höchst erfreulich muß es zunächst bezeichnet werden, daß man sich diesmal mit der Mission beschäftigt hat, ohne sie anzugreifen, ja selbst ohne die bei solcher Gelegenheit sonst übliche Heiterkeit. Im Gegenteil: man hatte nur Anerkennung für sie auf allen Parteien des Hauses. Die „Missionszeugnisse“ wurden als die „unangreifbarsten“,<sup>1)</sup> die Ziele der Missionare als „unleugbar ideale“, ihr „Werk christlicher Liebesthätigkeit als segensreich“, „die Missionsstationen als die eigentlichen Stützpunkte des Christentums und der Gesittung“ bezeichnet und das von Männern, bei denen man bisher eine wesentlich andere Sprache gewohnt war. Am bemerkenswertesten war die Erklärung des socialdemokratischen Abgeordneten Sabor: „Wir erkennen an, daß von den Missionaren in Afrika eine heilsame Thätigkeit entwickelt worden ist. Sie haben gezeigt, wieviel überall in der Welt mit Geduld und Liebe zu erreichen ist; sie haben bewiesen, daß selbst uncivilisierten Stämmen gegenüber Herzen, die selbst einen Fond von Güte haben, viel erreichen können ohne die Fuchtel des Zwanges.“ Zugegeben, daß bei der Anerkennung der Mission seitens der Freunde wie der Gegner der Kolonialpolitik ein wenig Tendenz mit im Spiele war: immerhin bleibt es eine erfreuliche Thatsache, daß gerade die kolonialpolitische Opposition so anerkennend für die Mission eintrat, obgleich dieselbe mehrfach in eine nicht unbedenkliche Allianz mit der Kolonialpolitik gebracht worden ist.

Der Reichskanzler selbst berührte die Mission nicht und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes verhielt sich wesentlich referierend. Dabei ist ihm ein kleiner lapsus linguae passiert, daß er nämlich von 5 englischen „Stationen“ statt Missionsgesellschaften in Ostafrika redete und die Universities Mission ausdrücklich als „die in der englischen Presse vielgenannte Station“ bezeichnete.<sup>2)</sup> Überhaupt kann man sich des Eindrucks

1) Ich citiere nach den stenographischen Sitzungsberichten.

2) So mußte es auch überraschen, daß derselbe den zum Reichskommissar in Ostafrika ernannten Hauptmann Wismann „unter allen Lebenden“ als denjenigen bezeichnete, „welcher wohl die meisten Erfahrungen über afrikanische Zustände besitzt.“ Wismann in allen Ehren und Respekt vor seiner geogr. und ethnographischen Kenntnis großer Teile von Afrika. Aber es giebt unter den Lebenden doch noch Leute, welche



nicht erwehren, daß wie in den ganzen Kolonialdebatten überhaupt, so speciell wenn es auf die Mission kam, die Herren sich auf einem ihnen gerade nicht heimischen Boden bewegten. So wurde z. B. die Baseler Mission nach Lagos verlegt, der Herausgeber der Allg. M.-Z. zu einem ostafrik. Missionar gemacht, statt Maharero stets Ramaherero gesagt, Damara- (Herero-)Land als südlich von Angra Pequena bezeichnet, von der Mission im allgemeinen behauptet, was nur von der römischen gilt, nämlich daß sie sich lediglich mit Kindern abgebe<sup>1)</sup> u. dergl. Kurz: die Mission ist im deutschen Reichstage eine ziemlich terra incognita, auf der man sich noch recht unsicher bewegt, auch wenn man ad hoc sich ein wenig informiert hat. Auf der Unbekanntschaft mit den Missionsthatsachen bezw. den glaubwürdigen Missionsquellen beruht auch das Vorurteil, mit welchem man Reisende als unfehlbare Autoritäten über Missionserfolge citiert. So z. B. den Dr. Fischer. Ohne Zweifel ist dieser eine Autorität bezüglich des Urteils über die wirtschaftlichen Verhältnisse Ostafrikas; aber das schwächste Kapitel seines bekannten Buchs: „Mehr Licht im dunkeln Weltteil“ ist das über die Mission (siehe den Nachweis in Allg. M.-Z. 1886, 95 f.). Auf diesem Gebiete ist der sonst so kundige Mann nicht heimisch; hier fehlt ihm Kenntnis und Verständnis, wie die mancherlei Irrtümer beweisen, deren er sich schuldig macht. Uns sind genug wirklich belehrte Neger bekannt.

Angenehm überrascht hat uns folgende Erklärung des Centrumsführers: „Inzwischen würde ich doch nicht glauben, daß das Reich aus sich Missionen stiften oder mit Geld unterstützen könnte. Auf dem Missionsgebiete verlange ich vom Reich gar nichts anderes als freie Bewegung,

mehr afrikanische, besonders ostafrikanische Erfahrungen haben. So z. B. der frühere englische Konsul Kirk, anderer engl. Kolonialbeamter oder gar der Missionare zu geschweigen. — Überraschend war auch die ganz kategorische Erklärung des Hauptmann Wismann, daß die Küste am Roten Meer nur sehr wenig Sklaven exportiere und die „deutsch-ostafrikanische Küste der wichtigste Punkt zur Verhinderung des Sklavenexports sei“ — eine Erklärung, welche den Abg. von Kardorff dann schon zu der Hyperbel treibt: „Hauptmann Wismann habe das endgiltig entschieden.“ Ich verweise nur auf eine gegenteilige, höchst kundige Quelle, nämlich den Artikel von Menges in der deutschen Kol.-Ztg. 1888, Nr. 42 und 43.

<sup>1)</sup> In überschwenglicher, abscweifender und das Haus ermüdender Weise sprach der kath. elsässische Abgeordnete Dr. Simonis über die Mission der Congrégation du St. Esprit, die nach seiner rhetorischen Übertreibung „den 6. Teil von ganz Afrika umfassen und 20 000 Kinder beiderlei Geschlechts aufgenommen und erzogen haben“ soll. — Ich weiß nicht, woher der Herr Dr. Simonis seine Statistik hat; die meinige stammt aus den hochamtlichen von der Propaganda selbst herausgegebenen Missiones Catholicae pro 1888 und diese nennt weit niedrigere Zahlen.

keine Begünstigung irgend welcher Art. Eine Missionsthätigkeit des Reiches durch Geld oder andere materielle Unterstützungen kann in keiner Weise in Frage sein." Ganz einverstanden, etwa mit der Einschränkung, daß ein Beitrag zu Schulzwecken und allgemeinen literarischen Unternehmungen vielleicht auch eine Ermäßigung der Fahrpreise für Missionare auf Reichsdampfern in Aussicht genommen werden darf; aber aus dem Munde Dr. Windthorst kommt diese Erklärung immerhin sehr unerwartet und wir wollen sie uns merken. In der denkwürdigen Reichstags-Missionsdebatte vom 28. Nov. 1885 (vergl. Allg. M.-Z. 1886, 120 ff.) erklärte nämlich derselbe Dr. Windthorst: „Wenn alles aus dem Budget Frankreichs ausgestrichen wird, so wird doch das, was für Missionen ausgegeben werden soll, nicht gestrichen, denn das wissen die Franzosen recht gut, daß auf den Missionen ein gut Teil des Erfolgs beruht, den sie überhaupt in den Kolonien erzielt haben;“ und vorher hatte er gesagt, daß der Reichstag auch Bewilligungen zu gunsten der Mission zu machen haben werde. Hieraus folgt doch, daß er damals eine Mission ohne staatliche Geldbewilligungen sich gar nicht denken konnte, denn nach den klaren Worten ist ausgeschlossen, daß er nur Geldausgaben zum Schutz der Missionare im Sinne gehabt haben könne. Frankreich giebt jährlich über  $\frac{1}{2}$  Million allein für die orientalischen Missionen und Cardinal Lavigerie bezieht für seine afrikanischen Missionen staatlicherseits hunderttausende. So werden auch in den spanischen Kolonien wie in der alten so in der neuen Zeit die Missionare aus Staatsmitteln unterhalten. Aber der Führer der deutschen Ultramontanen hat über diese ganz allgemeine kath. Praxis jetzt den Stab gebrochen, und hierin befindet sich die evang. Mission mit ihm in Übereinstimmung! Diese hat von den Kolonialmächten nie etwas anderes verlangt als freie Bewegung; und auch heute, wo Deutschland Kolonien hat, wollen wir keine staatliche Mission und verlangen keine staatlichen Geldmittel, mit Ausnahme der vorhin namhaft gemachten Fälle, weil von der Schule und den sprachlichen Arbeiten der Missionare die Kolonialmächte selbst direkten Vorteil haben. So zahlt bekanntlich die englische Regierung auf allen ihren Kolonien den Missionschulen einen grant-in-aid. Übrigens können auch sonst noch Umstände eintreten, unter denen eine Unterstützung bzw. Entschädigung seitens des Reiches durchaus der Billigkeit entspricht, z. B. wenn bei Bekämpfung eines Aufstandes Missionsstationen zerstört werden. Dr. Windthorst wird wohl nichts dagegen haben, wenn das infolge der Aufnahme der befreiten Sklaven zerstörte Pugu und Dar es Salaam einen staatlichen Beitrag zum Wiederaufbau erhält oder das Lösegeld für die gefangenen Missionare erstattet

wird, da indirekt das Vorgehen des Reiches an dem Unglücke doch die Schuld trägt.

Wir haben nun aber noch 2 Reichstagsdebatten in Aussicht, bei welchen die Mission abermals im Vordergrund der Diskussion stehen wird. Zunächst den Windthorst'schen Antrag auf Religions- und Gewissensfreiheit in den deutschen Kolonien — eine Naivität, über welche es schwer ist, keine Satire zu schreiben. Der unfehlbare Papst Gregor XVI. erklärt in seiner Encyklika vom 12. Sept. 1831 die Gewissensfreiheit für „Unfinn“ und mit ihm verdammt sie Pius IX. (Syllabus 24) und das Vatikanische Konzil (schema de eccl. 12); die offiziellen katholischen Lehrbücher bezeichnen unter Perrones Führung die religiöse Toleranz als „gottlos und thöricht“ und verbieten sie in allen Staaten, in denen die katholische Kirche die herrschende ist; die offizielle Voce della verita (vom 7. Okt. 1887, N. 227) schreibt: „In den Ländern, wo ihr Vorrang festgestellt ist, verwirft die katholische Kirche jede Kultusfreiheit als einen Angriff auf ihre präexistenten Rechte, auf ihre unbestreitbare Oberherrschaft.“ Und im deutschen Reichstage tritt der Führer der Ultramontanen als der Vorsechter der Gewissensfreiheit auf! Aber wir sind noch nicht fertig.

Überall auf dem ganzen Erdboden, wo nur irgend eine evangelische Mission segensreich zu wirken beginnt, drängt sich mit Gewalt oder List die römische Mission verwirrend und zerstörend ein. „Neben jeder protestantischen eine katholische Schule zu errichten, das muß unsre Politik sein in jeder christlichen Niederlassung.“<sup>1)</sup> — Nur dazu sind die Diener der Irrlehre gut, die wahren Befehrungen vorzubereiten.“<sup>2)</sup> Die blutige „Ausrottung“ der protestantischen Partei auf der Südseeinsel Uvea bezeichnete der hochwürdigste Bischof Bataillon triumphierend als „die zweite Taufe der Insel.“<sup>3)</sup> Vor König Mtesa in Uganda, wo die später eingedrungene katholische Mission so viel Unheil angerichtet hat, erklärte Pater Gerauld, als die protestantischen Missionare bei dem heidnischen König, um Frieden mit den katholischen zu haben, Religionsfreiheit beantragten: „Wir werden niemals tolerant gegen die Protestanten sein; es ist unsre Pflicht, überall zu lehren, daß sie Lügenlehrer sind.“<sup>4)</sup> Und im deutschen Reichstage tritt der Fürsprecher der katholischen Mission als Vorsechter der Toleranz auf!

1) Les Miss. Cath. in Int. 1881, 102.

2) Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens 1867, VI, 11.

3) Ebd. 1876, III, 53.

4) Allg. M.-Z. 1881, 584.



In Bagamoyo hatten die evangelischen Missionare gegen Mitte der siebziger Jahre mit dem Pater Horner das verständige Abkommen getroffen: gegenseitig nicht an denselben Orten Missionsniederlassungen zu gründen. Da kamen die Missionare des Kardinals Lavigerie und erklärten: „Wir sind an dieses Versprechen nicht gebunden.“ „Wir dürfen dieses Arbeitsgebiet den protestantischen Missionaren nicht überlassen.“<sup>1)</sup> Vermuthlich ist das die Gewissensfreiheit, welche der Alliirte des Kardinal Lavigerie vom deutschen Reichstage begehrt!

Wir sind als evangelische Christen nicht geneigt, unsrerseits Repressalien das Wort zu reden für den Mangel an Toleranz in katholischen Kolonien gegen evangelische Missionen; aber die Dreistigkeit bzw. die Ironie müssen wir doch mit den stärksten Ausdrücken hervorheben, welche darin liegt, daß als Verteidiger der Gewissensfreiheit eine Partei noch dazu im deutschen Reichstage aufzutreten wagt, deren Gesinnungsgenossen in der ganzen weiten Welt, speciell auf den Missionsgebieten, den religiösen Frieden und die Gewissensfreiheit grundsätzlich mit Füßen treten.

Sowohl; wir reden der Religionsfreiheit entschieden das Wort auch auf den Missionsgebieten. Wir wollen gegen niemand, auch gegen keinen Heiden und Mohammedaner in Sachen des Glaubens irgendwelche Gewalt angewendet wissen, und erst recht den Katholiken freie Religionsübung gewähren, obgleich sie sie uns versagen. Aber gerade um des religiösen Friedens willen ist es dringend wünschenswert, daß die Missionsniederlassungen beider christlichen Konfessionen sich in einiger Entfernung voneinander befinden. Bei der grundsätzlichen Intoleranz der römischen Kirche giebt es kein friedlich ohne ein schiedlich. Wenn z. B. in dem kleinen Kamerun<sup>2)</sup> unmittelbar neben der friedlichen Baseler Mission eine katholische sich niederließe oder auf einer und derselben Station im Hererolande, wo die rheinische Mission seit 40 Jahren des Tages Last und Hitze getragen und jetzt durch ihre Verwicklung in die Kolonialpolitik in so großer Gefahr sich befindet, eine römische sich etablierte, so wäre mit

1) Int. 1880, 42. Allg. M.-Z. 1880, 42.

2) Die römische List ist lange am Werke, um gerade in Kamerun einzubringen. Vor ca. einem Jahre schon brachte man katholischerseits 4 Negerknaben im Alter von 10—15 Jahren nach Deutschland, machte sie hier katholisch und beabsichtigt sie bald nach Kamerun zurückzusenden mit der Forderung an die Regierung, den katholischen Christen in Kamerun auch katholische Seelsorge zu verschaffen. Auf ähnliche Weise ist die römische Mission in die ganz evangelische Minahassa eingedrungen.

Sicherheit vorauszusagen, daß Unfriede und Verwirrung die Folge.<sup>1)</sup> Also schieblich=friedlich, wo es irgend angeht. Die nichtchristliche Welt ist ja wahrlich noch groß genug, so daß die Etablierung einer römischen Mission just da, wo schon eine evangelische besteht, doch wahrlich nicht als eine Forderung der Religionsfreiheit hingestellt werden kann. Oder ist das der Sinn des in Rede stehenden Antrages, daß die römische Mission sich auch seitens des deutschen Reiches die Berechtigung ausstellen lassen will, verwirrend und zerstörend in jede evangelische Mission einbringen zu dürfen?

Endlich steht noch ein vom Abgeordneten Stöcker gestellter Antrag auf Verbot bzw. Beschränkung der Branntweineinfuhr in den deutschen Schutzgebieten bevor, der durch eine Beschwerde der Baseler Mission in Kamerun verursacht worden ist. Bezüglich der Größe dieser Einfuhr wie des Unglücks, das sie anrichtet, verweisen wir auf die beiden Broschüren des Missionsinspektors Zahn: „Der überseeische Branntweinhandel. Seine verderblichen Wirkungen und Vorschläge zur Beschränkung derselben“ und: „Der westafrikanische Branntweinhandel. Erwiderung auf die offene Antwort des Herrn Reichstagsabgeordneten Wörmann (beide Gütersloh. 1886).“<sup>2)</sup> Sie beleuchten beide mit lauter aktenmäßigen Zahlen und Daten das seinerzeit im deutschen Reichstage von dem Hamburger Großhändler Wörmann zur Verteidigung des Branntweinhandels gesprochene geflügelte Wort: Der Branntwein sei in Afrika „ein Reizmittel der Civilisation“. Es mußte höchlichst überraschen, daß der Reichskommissar von Deutsch-Ostafrika, Hauptmann Wißmann, die Branntweineinfuhr nach Afrika dadurch gleichsam zu rechtfertigen schien, daß 1) die Neger sich auch ohne Branntwein betränken, 2) daß ihre Natur viel vertragen könne<sup>3)</sup> und 3) daß sonst im Lande selbst Branntweinbrennereien entstehen

<sup>1)</sup> Ja! scheint es, als ob bei der jetzigen Katastrophe in Hereroland die römische Mission die Hand im Spiele habe. Denn in der Versammlung zu Okahandya kam Maharero, ohne daß irgend ein Zusammenhang vorlag, wiederholt auf die früher des Landes verwiesenen katholischen französischen Missionare (vgl. Allg. M.-Z. 1882, 66 und meine „Protestantische Beleuchtung“ 310) zu sprechen, gegen die Deutschen entschieden ihre Partei ergreifend. Lewis ist ein erklärter Feind der evangelischen Missionare, vielleicht selbst ein Katholik; sicher sind ihm die katholischen französischen Missionare willkommene Bundesgenossen gegen die Deutschen im Lande.

<sup>2)</sup> Vergl. Allg. M.-Z. 1886, 9 ff. 268 ff. Auf der Versammlung der Brandenburgischen Miss.-Konf. hat derselbe über diesen Gegenstand soeben wieder referiert. Wir verweisen vorläufig auf den Bericht in den Zeitungen.

<sup>3)</sup> Wörtlich: „Der Neger ist gegen die schädlichen Einflüsse des Branntweins, verglichen mit dem Indianer Amerikas und mit dem Polynesier, außerordentlich viel widerstandsfähiger.“

würden. Also einem Trunkenbold oder einem, der viel vertragen kann, soll man noch mehr Gelegenheit geben, sich zu berauschen? Und lassen sich denn die Brennereien in Afrika nicht auch verbieten? Es ist unter den Kennern der Verhältnisse kein Zweifel, daß der afrikanische Branntweinhandel ein ebenso großes Übel ist wie der afrikanische Sklavenhandel. Gegen den Sklavenhandel haben wir jüngst einen so großen Apparat in Bewegung gesetzt, vielleicht ohne viel Erfolg. Gegen den Branntweinhandel ist der Kampf viel leichter und der Sieg viel sicherer; das deutsche Reich braucht ihn nur unterdrücken zu wollen. Aber freilich der Kampf gegen den Sklavenhandel trat nicht in Gegensatz zu unsern materiellen Interessen; im Gegenteil, er kam wie gerufen, um unsre kolonialpolitischen Interessen in Ostafrika zu verteidigen. Viel mehr als in der Antisflabereibewegung wird sich in der Bekämpfung der Branntweineinfuhr nach Afrika zeigen, ob es uns mit der Rede von unserer Zivilisierungspflicht gegen Afrika ernst oder ob diese Rede nur eine Phrase ist. Hoffentlich kommt es bei dem diese Bekämpfung betreffenden Antrage zu einem einstimmigen Beschlusse des deutschen Reichstages.

Wd.

## Metlakahla.

Von E. Busse.

Erst seit Alexander Mackenzie am Ende des vorigen Jahrhunderts von dem Flusse her, der seinen Namen trägt, das Felsengebirge überschritt und bis an den Stillen Ozean vordrang, ist der jetzt unter dem Namen Britisch-Kolumbia bekannte Teil des britischen Nordamerika in den Gesichtskreis der Handelsinteressen getreten, und zwar war er bis 1858 die unbestrittene Domäne der Pelzhändler. Die Nordwest-Pelzkompanie gründete 1806 das Fort Frazer (54° n. Br.), und nach Verschmelzung derselben mit der Hudsonsbai-Kompanie wurden andere Handelsposten etabliert, so Fort Rupert auf der Vancouver-Insel und Fort Simpson auf der Nordspitze einer zwischen den Mündungen des Mack- und Skeenaflusses liegenden Halbinsel, dem südlichsten Punkte des Alaskaterritoriums gegenüber. Aber unter dieser Herrschaft blieben die Reichthümer des Landes, abgesehen von zahlreichen Pelztieren, unbenutzt, geschweige, daß an die Hebung der Indianer nach irgend einer Richtung gedacht wurde. Als 1856 die Entdeckung von Gold am Frazerflusse eine Masseneinwanderung zur Folge hatte, und die Hudsonsbai-Kompanie sich als unfähig erwies, unter dieser buntscheckigen Bevölkerung Ordnung zu



halten, wurde 1858 aus dem Gebiete westlich vom Felsengebirge bis zum 60° n. Br. eine Kolonie gebildet unter dem Namen Britisch-Kolumbia mit der Hauptstadt Viktoria (jetzt 12000 Einwohner) auf der Vancouver-Insel. Seit der Zeit stieg die geistliche Not der Indianer zusehends. Schon seit 1850 hatte sich der anglikanische Geistliche in Viktoria der Eingebornen im Süden der Vancouver-Insel angenommen. Noch früher waren von hier aus römische Priester in das gegenüberliegende Festland eingedrungen. Das Resultat der ersten Missionsversuche der Church Missionary Society war das weltberühmte Metlakatla.

Die Indianerbevölkerung von Britisch-Kolumbia beziffert sich auf etwa 35000 Seelen, die über die Inseln und das Festland zerstreut sind und mehreren durch Sprache und Sitte bestimmt unterschiedenen Familien oder Nationen angehören.

Stammverwandt mit den Tlinkiten oder Koloschen, welche vom Eliasberge an die Alaskaküste bis zu deren Südgrenze bewohnen, sind außer den Haidahs auf den Königin-Charlotte-Inseln auch die uns hier vornehmlich interessierenden, auf etwa 8000 Seelen geschätzten Tsimshier im Skeena- und Nassflußgebiete. Diese zerfallen in über 20 die gleiche Sprache redende Stämme, deren jeder sein besonderes Totem führt. Die Stammeseinrichtungen der Tsimshier sind denjenigen anderer Indianerstämme sehr ähnlich. Jeder Stamm hat 3 bis 5 Häuptlinge, unter denen einer als Oberhäuptling angesehen wird. Bei Festen und im Ratsitzen die Häuptlinge ihrem Range gemäß. Dieser ist an der Höhe des vor einer jeden Hütte stehenden Pfahles zu erkennen, in welchen das Totem der betreffenden Bande eingeschnitten ist. Je größer der Häuptling, desto höher ist der Pfahl. Sie wachen mit Eifersucht über diesen Rangabzeichen, und nicht selten entstehen Streitigkeiten durch den Ehrgeiz eines Häuptlings, der seinen Pfahl höher macht, als sein Rang erlaubt. Das Totem ist irgend ein Vogel, Fisch oder Vierfüßler, Walfisch, Adler, Rabe, Waschbär, Wolf und Frosch, und wird von den Tsimshiern oft sorgfältig auf große Kupferplatten eingraviert, die dann sehr hoch geschätzt sind und Familienerbstücke bilden. Kein Indianer darf das Tier töten, das sein Stamm als Totem führt; keiner darf ein Mädchen seines Totems heiraten, der „Walfisch“ nicht einen „Walfisch“, wohl aber einen „Frosch“. Die Kinder nehmen stets das Totem der Mutter an.

Die einflußreichsten Leute eines Stammes, die Häuptlinge nicht ausgeschlossen, sind auch hier die Medizinemänner. Die Einweihung der-

selben in die Mysterien ihres Berufs ist eine der denkbar widerlichsten Ceremonien.

„Zu einer bestimmten Zeit zieht sich der betreffende Indianer auf einige Zeit in die Wälder zurück, fastet und verkehrt, wie man glaubt, mit den Geistern. Plötzlich erscheint er wieder im Dorfe, und wie von Dämonen besessen, greift er die erste beste Person an, die ihm begegnet, und beißt ihr ein Stück aus dem Arm oder der Schulter. Dann stürzt er sich auf einen Hund, zerreißt ihn und mit einem Beine oder andern blutigen Stücke desselben rennt er umher und zerfleischt es mit den Zähnen. Schließlich kriecht er in sein Zelt und fällt erschöpft nieder und wird von denen, die ihn bewachen, weggeschleppt. Andere wilde Ceremonien folgen in den nächsten Tagen, und dann übernimmt er die Funktionen und Privilegien seines Amtes, das freilich nur dann einflußreich ist, wenn seine erste Kur gelingt.“

Eine andere Klasse dieser Zauberer, die am meisten gefürchtet wird, huldigt einer Art von Kannibalismus, indem sie über Menschenleichen herfallen, sie zerreißen und verschlingen. Obwohl es Sitte dieser Indianer ist, ihre Toten zu verbrennen, so scheint man für solche Gelegenheiten irgendwo einen Leichnam niederzulegen, um diese Bestien zu befriedigen, welche sonst an irgend einem Lebenden, der ihnen in den Weg kommt, sich vergreifen würden.

Es ist namentlich die Winterzeit, in welcher die Medizinnänner ihre Künste treiben. Die Nächte werden dann mit wüsten Lustbarkeiten, Singen und Tanzen verbracht. Da laden wohl die Medizinnänner eine Anzahl Leute in ihre Häuser und führen vor ihnen Possen verschiedener Art auf. Einige treten als Bären auf, während andere Masken tragen, deren Teile durch Fäden in Bewegung gesetzt werden. Ein Hauptkunststück besteht darin, daß sie fingieren jemanden zu morden und ihn dann wieder lebendig zu machen. Den Kannibalen werden bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich etliche menschliche Leichname zur Verfügung gestellt, die sie dann vor ihrem Auditorium in Stücke zerreißen. Der eine oder andere Zuschauer bietet, sei es aus Prahlerei, sei es um sich bezaubern zu lassen, den Kannibalen seinen Arm zum Hineinbeißen dar, eine Prozedur, die in einzelnen Fällen den Tod des Gebissenen zur Folge hat.

Einer der seltsamsten und charakteristischen Gebräuche der Indianer von Britisch-Kolumbia ist das „Weggeben von Eigentum“ bei festlichen Gelegenheiten.

Um mit seinem Reichtum zu prunken, veranstaltet ein Häuptling ein großes Fest, bei welchem eine große Menge Decken, Rattun und Pelze verteilt werden. Diese Sachen kommen freilich nur zum Teil aus seinem eigenen Vorrat, zum größten Teil hat er sie von den Leuten seines Totems eingesammelt. Der Verteilung geht eine Ausstellung der Schätze vorher. „Die Indianer scheinen an ihrem Eigentum kein anderes Vergnügen zu finden, als es für solche Gelegenheiten aufzuspeichern; es zu ihrem Komfort zu verwenden, fällt ihnen nicht ein, sie sind befriedigt, wenn sie ab und an es auf diese Weise zur

Schau stellen können, so daß der Besitzer einer einzigen Decke nicht besser daran ist, als der von zwanzig. So haben sie eine Masse von totem Kapital in ihrem Lager aufgehäuft, das nur benutzt wird, um dann und wann zwecklos von Hand und zu Hand zu wandern.“

Welche Erfolge die Missionsarbeit der Church Miss. Soc. oder richtiger des ersten Sendboten derselben unter diesem Völklein gehabt hat, ist bis in dieses Jahrzehnt hinein oft mit glänzenden — den bis dahin bekannten Thatfachen ziemlich entsprechenden — Farben geschildert worden.<sup>1)</sup> Die Indianergemeinde Metlakahtla ward bis vor kurzem häufig gegen die Missionsfeinde citiert. Ihr Gründer hat einen Ruhm genossen, der in der Missionsgeschichte fast unerhört war, und bei dessen Niedergang man die Frage nicht unterdrücken konnte, warum man ihn erst dann auf sein rechtes Maß reducierte, als es nicht mehr ohne großes und peinliches Aufsehen möglich war.

Die Anregung zu diesem Missionsunternehmen gab ein Marineoffizier, Kapitän Prevost, der in jenen Gewässern stationiert war und bei einem Besuche in England 1856 im Ch. M. Intelligencer einen Aufruf erließ. Eine Erstlingsgabe von 10000 M., mit welcher dieser Aufruf alsbald beantwortet wurde, und des Kapitäns Anerbieten, bei seiner Rückkehr nach Vancouverinsel den etwa auszufsendenden Missionaren freie Überfahrt zu gewähren, beschleunigten die Entscheidung des Komitees, und in Ermangelung eines ordinierten Missionars wurde ein Zögling des Missionsseminars, William Duncan, als Katechist abgeordnet, der sich in Fort Simpson unter den Tsimtschiern niederlassen sollte.

Nach sechsmonatlicher Seereise und dreimonatlichem Aufenthalt in Viktoria kam er am 1. Oktober 1857 in Fort Simpson an, in dessen Nähe mehr als 2000 Indianer hausten. Eine Kannibalscene, deren Zeuge Duncan gleich nach seiner Ankunft war,<sup>2)</sup> erschütterte ihn tief. Um so eifriger trieb er das Studium der Sprache, und schon im Mai des nächsten Jahres (!) war er imstande, eine „Predigt“ in der Tsimtschinsprache zu verfassen und dieselbe in den Wigwams der neun Häuptlinge, die dazu ihre Leute eingeladen hatten, vorzulesen. Im Juni begann er im Hause des Oberhäuptlings Legaiß Schule zu halten; ja das wachsende Interesse der Indianer am Unterricht gab ihm Mut, ein eignes Schulhaus zu bauen, in welchem er am 19. November 1858 mit 140

<sup>1)</sup> Vgl. Ev. Miss.-Magazin 1875, 284 ff.; 333 ff. Diese Ztschr. 1878, 197 ff.: „Eine Kulturstätte unter den Indianern.“ Metlakahtla and the North Pacific Mission, London 1880.

<sup>2)</sup> Vgl. diese Ztschr. 1878, 207 f.



Kindern und 50 Erwachsenen seine Arbeit fortsetzte. Da aber regte sich die Opposition der Medizinmänner, die für das Ansehn ihres Handwerks besorgt wurden, wie denn in der That schon drei Häuptlinge erklärt hatten, sich von dem Zauberwesen lossagen zu wollen. Man verlangte für die „Medizinaison“ die Suspendierung des Unterrichts, und da sich Duncan nicht einschüchtern ließ, brach eines Nachmittags eine wütende Schar unter Anführung desselben Regaik in das Schulzimmer, um jene Forderung mit Gewalt durchzusetzen. Wenn auch der Mordplan an der Kaltblütigkeit Duncans und der Furcht vor dem Revolver seines Dolmetschers klah scheiterte, so schien es doch ratsamer, einstweilen die Schule im Hause eines der wohlgesinnten Häuptlinge zu halten, bis der Sturm ausgetobt haben würde.

Seit Weihnachten 1858 hielt Duncan regelmäßig Sonntagsgottesdienste mit freier Ansprache, die Zahl seiner Schüler wuchs, und je mehr er die Sprache beherrschen lernte, desto größeren Einfluß schien seine Arbeit auf die Sitten des Volkes zu gewinnen. Ruhiger als je zuvor, ohne die gewohnten Mordthaten, verlief der Winter; im Frühjahr 1859 erklärte eine Häuptlingsversammlung in Regaiks Hause ihre Zustimmung zu Duncans Auftreten gegen die heidnischen Unsitten und sprach ihm den Wunsch aus, daß er eine „starke Sprache gegen die schlechten Wege“ des Volks führen möchte. Regaik selbst stellte sich im Schulhause ein, nicht als Störenfried, sondern als Schüler, und andere folgten seinem Beispiele. Ein Besuch dreier Beamten der Hudsonsbai-Kompanie und eines Missionars der S. P. G. von der Vancouverinsel eröffnete die lange Reihe öffentlicher Anerkennungen und Belobigungen, die Duncan im Laufe der Jahre einerntete. Die Herren drückten ihr höchstes Erstaunen über Duncans Erfolge aus; und im Januar 1860 ließ ihn der Gouverneur Sir James Douglas durch Rev. E. Eridge, den englischen Kaplan in Viktoria, wegen der vorteilhaften Veränderung beglückwünschen, die er an einigen von Duncans Indianern in Viktoria beobachtet habe, und ihm die Unterstützung der Regierung für seine Maßnahmen zum Wohle der Indianer in Aussicht stellen. Im Sommer 1860 sandte die Ch. M. S. zur Unterstützung Duncans den Rev. L. S. Tugwell nach Fort Simpson, der nach England berichtete: „Könnten die Missionsfreunde in England Mr. Duncans Gemeinde am Sonntag sehen! Nie habe ich eine englische Gemeinde gesitteter und aufmerksamer gesehen. Mit wenigen Ausnahmen kommen Kinder und Erwachsene reinlich und nett gekleidet, und die Kinder singen ihre Lieder sehr lieblich.“ — Leider brach Tugwells Gesundheit in dem feuchten Klima schon nach Jahresfrist zusammen, aber

vor seiner Rückkehr nach England taufte er die Erstlinge der Tsimschier, 19 Erwachsene und 4 Kinder.

Fort Simpson schien jedoch Duncan je länger desto weniger der geeignete Mittelpunkt für eine Missionsniederlassung zu sein. Das Gold hatte ein Jahr nach Duncans Ankunft tausende von Abenteurern angezogen und machte den Platz zu einem „Abgrund der Viederlichkeit“. „Feuerwasser begann sein Schreckensregiment, Ausschweifung ihr Zerstörungswerk. Überall rasende Trunkenbolde, stöhnende Opfer. Jeder mißtraute seinem Nachbar, alles ging bewaffnet, da war kein Gesetz, und buchstäblich schien keine Hoffnung zu sein.“ (Int. 1876, 524.)

Schon seit 1879 trug sich Duncan mit dem Plane, seine Indianer an einen Ort zu verpflanzen, wo sie vor der Ansteckung des weißen Mannes, wie vor den Gefahren des Heidentums geschützt wären und ein selbständiges christliches Gemeinwesen bilden könnten.<sup>1)</sup> Die Indianer selbst empfahlen Duncan einen Platz, den einer ihrer Stämme in früheren Zeiten bewohnt, aber des Handels wegen mit Fort Simpson vertauscht hatte. Das war Metlakatla (= die Bucht des Rastlastammes), 17 engl. Meilen südlich vom Fort an einer Meeresbucht gelegen, gleich günstig für Schifffahrt und Handel, wie für Ackerbau, weit genug entfernt von dem gefürchteten Fort, und doch nicht so weit, um evangelisierenden Einfluß dorthin unmöglich zu machen. Aber erst im Frühjahr 1862 kam der Plan zur Ausführung, und wenn man die 15 Gesetze bedenkt, die Duncan für die neue Niederlassung entworfen hatte, und die eine radikale Umgestaltung der Indianersitten forderten,<sup>2)</sup> so ist nicht das zu verwundern, daß sich an dem entscheidenden Maitage nur etwa 50 Seelen, Männer, Weiber und Kinder, zur Übersiedelung entschließen konnten, sondern daß schon acht Tage später eine Flotte von 30 Kanoes mit nahezu 300 Seelen nachfolgte.

Eine kleine, in die Bucht vorspringende Landzunge, 2 Acres =  $\frac{4}{5}$

1) Ob dies sein einziger Beweggrund war, läßt sich nicht entscheiden. Jedenfalls ließen sich später die kanadischen Methodisten durch die ungünstigen Verhältnisse Fort Simpsons nicht abschrecken, dort eine Missionsstation zu gründen, zu welcher schon 1879 über 400 Indianerchristen gehörten. (Vahl, Forklaring til Missionsatlas, III, 167.)

2) Verboten wurde: Zaubereiuwesen in jeglicher Form, namentlich bei Krankheitsfällen, das Hazardspiel, das „Beggeben von Eigentum“, das Bemalen der Gesichter, der Genuß von Spirituosen, die Arbeit am Sonntage; geboten: den Gottesdienst zu besuchen, die Kinder zur Schule zu schicken, reinlich, fleißig, friedfertig, ehrlich im Handel zu sein, saubere Häuser zu bauen und die Kommunalsteuer zu entrichten.

Sektar an Flächeninhalt, in der Folge Mission Point genannt, ward der Mission von dem Häuptling, der früher dort sein Wigwam gehabt hatte, geschenkt und auf Duncans Ansuchen von seiten der Regierung der Ch. M. S. zugesprochen, während ein Landstrich, der sich 5 miles zu beiden Seiten dieses Mission Point an der Küste und gleichfalls 5 miles landeinwärts ausdehnte, als Indianerreserve erklärt wurde. (Int. 1886, 665. 674.)

Auf diesem Plage entstand nun eine Niederlassung, welche Duncan bereits nach Jahresfrist als ein „Musterdorf“ bezeichnet. In der That erscheint die äußerlich kulturelle Entwicklung Metlakahlas, auf die wir absichtlich zuerst unser Augenmerk richten, als eine bewundernswürdige. Schon im Laufe des ersten Jahres 1862 hatte sich nach Duncans Berichten die Zahl der Ansiedler verdoppelt, der vierte Teil der Tsimshier von Fort Simpson und etliche Indianer aus andern Stämmen hatten sich „auf des Herrn Seite“ geschlagen. In demselben Zeitraume waren 35 vierfenstrige Häuser, zu denen der Gouverneur von Britisch-Kolumbia Fenster und Nägel lieferte, und ein großes achteckiges Blockhaus, das zu Kirchen- und Schulzwecken diente und Raum für 6—700 Personen bot, erbaut worden. In diesem Hause versammelten sich Sonntags oft 4—600 Seelen zum Gottesdienst, an den Wochentagen 100 Kinder zur Tagsschule und 100 Erwachsene zur Abendschule, welche letztere Duncan in „Geographie, Astronomie, Naturgeschichte und Sittenlehre“ unterrichtete. Am Neujahrstage 1863 kamen die männlichen Dorfbewohner „fröhlich“ herbei, um die festgesetzte Kommunalsteuer zu entrichten — 1 Decke (die gewöhnliche Indianerkleidung) oder  $2\frac{1}{2}$  Doll. für den Mann, 1 Hemd oder 1 Doll. für den Jüngling —, und von 130 Steuerpflichtigen blieben nur 10 armuthshalber rückständig. Die eine Hälfte des auf gekommenen Betrages ward als Belohnung für geleistete Dienste unter die drei Häuptlinge verteilt, die andere für öffentliche Arbeiten verwandt.

Größere Mittel aber für diesen Zweck machte Duncan flüssig, indem er die Schätze, welche in Grund und Boden, in Wald, Fluß und Meer, und in der Arbeitskraft der Indianer lagen, zu heben suchte. Der Ackerbau freilich mußte sich des feuchten Klimas wegen, in welchem Getreide nicht gedieh, auf Kartoffeln und Gemüse beschränken, die sie von Duncan in den jeder Familie zugemessenen Gärten zu bauen gelehrt wurden. Um so reicheren Ertrag lieferten die Wälder und Gewässer, aus denen sie Pelze, Hölzer und Beeren, Salz und Fische, besonders Lachs, für den Export gewannen. Aber die Exportfrage bereitete Schwierigkeiten. Die



HudsonsbaiKompanie lehnte es ab, ein Warenlager in Metlakahla zu etablieren; andrerseits wünschte Duncan weder den Verkehr fremder Händler in seinem „Reiche“, weil sie Feuerwasser führten, noch die Besuche seiner Indianer in Viktoria, wo sie der Ansteckung der modernen Civilisation wieder ausgesetzt wären. Um also dennoch ihre Produkte absetzen und sich mit den nötigen Lebensbedürfnissen versehen zu können, ward beschlossen, ein Gemeindemagazin zu errichten und den Export und Import selbst in die Hand zu nehmen, wobei überdies durch Wegfall des Zwischenhandels größerer Gewinn erzielt werden konnte. Dazu bedurfte es jedoch eines eignen Schooners, zu dessen Kosten der Gouverneur und die Gemeinde je ein Drittel beitrugen, während der Rest, wie es scheint, von Duncan selbst aus Beiträgen guter Freunde gedeckt wurde. Dieser Schooner besorgte in den ersten Jahren, oft unter Duncans persönlicher Leitung, die Geschäfte der Missionskolonie<sup>1)</sup> in Viktoria, bis er später, als die HudsonsbaiKompanie die Frachtförderung zu übernehmen sich bereit erklärte, wieder verkauft wurde.

Der beim Handel erzielte Reingewinn, im Verein mit den Erträgen der Kommunalsteuer, den Gaben der Missionsfreunde und gelegentlichen Regierungsunterstützungen, wurde zu öffentlichen Bauten und gemeinnützigen Einrichtungen benutzt. Zuerst ließ Duncan ein großes Kaufhaus bauen, dessen kleinere Hälfte als Gerichtshof diente, während die größere eine Halle für Gemeindeversammlungen enthielt und Quartiere für fremde Indianer, die zu Handelszwecken kamen, und deren Sitten bei einem intimeren häuslichen Verkehr mit den Kolonisten der Gemeinde hätten nachteilig werden können. Neben der Kirche erhob sich das sehr ansehnliche und geräumige Missionshaus, das Gefängnis und das Gemeindemagazin, für welches letztere 1869 ein neues dreistöckiges Gebäude aufgeführt wurde (Record 1870, 204). Ferner wurden Straßen gebaut, eine Sägemühle, Schmiede, Seifenfabrik, Zimmerplätze angelegt, Brunnen gegraben, auch der unvermeidliche englische Spielplatz fehlte nicht. Um seinen Indianern neue Industriezweige zu

<sup>1)</sup> Die Geschäftspraxis im einzelnen wird aus den Berichten nicht klar. Der Zwischenhändler war Duncan gewissermaßen selbst, aber im Namen und Interesse der Gemeinde. Ihm oder dem Gemeindemagazin mußten anscheinend die Indianer ihre Produkte verkaufen, er setzte diese in Viktoria um, versorgte das Magazin mit geeigneten Waren, und alle Indianer mußten dort ihre Einkäufe machen. — Der Gewinn des Magazins floß teils in die Gemeindekasse, teils als Dividende in die Taschen der „Schiffsaktioninhaber,“ die das erste Mal, als Duncan jeder Aktie 5 Prozent Dividende zubüßte, ganz erstaunt waren und meinten, ihre Mittheberei solle nun aufhören. (Ch. M. Record 1864, 195.)

eröffnen und dem aufwachsenden jüngeren Geschlechte vielseitigere Beschäftigung anweisen zu können, lernte Duncan während eines sechsmonatlichen Besuches in England im Jahre 1870 verschiedene Handwerke, wie Seilerei, Zwirnsplinnerei, Weberei, Bürstenbinderei, und gleich nach seiner Rückkehr wurden große Werkstätten errichtet, in welchen die Indianer so geschickt und fleißig arbeiteten, daß Admiral Cochrane bei einem Besuche sie für Europäer hielt. Sie allein thaten auch die Arbeit beim Bau der neuen Kirche und Schule. Da das im Jahre 1862 erbaute Achteck trotz mehrfacher Verbesserungen für die wachsenden Bedürfnisse und den verfeinerten Geschmack nicht ausreichte, ward in den Jahren 1871—1876 ein stattlicher, für die ganze Bevölkerung Raum gewährender Neubau aufgeführt, der mit Strebepfeilern, schlankem Turm und breiter Freitreppe versehen und im Innern mit Holzwerk von der wohlriechenden Eeder ausgestattet war. Die Kosten desselben beliefen sich auf rund 8000 Doll., wovon die Indianer selbst den zehnten Teil aus ihren Privatmitteln leisteten,  $\frac{9}{10}$  aber, wie es scheint, aus den Erträgen des Handels stammten.<sup>1)</sup> Die Mittel zum Bau des neuen Schulhauses scheinen jedoch, abgesehen von einer vom Indian Commissioner gespendeten Summe von 200 Doll., von der Ch. M. S. gewährt zu sein, da das Gebäude später als Gesellschaftseigentum anerkannt wird.

Die umfassendste aller Bauarbeiten aber war die Anlage einer neuen „Stadt“ von etwa 200 Häusern. Das alte Dorf von 1862 trug noch die Spuren des Übergangs von der heidnischen Bedürfnislosigkeit zu christlicher Kultur an sich und genügte bald den Indianern selbst nicht mehr. Ein neuer Situationsplan ward entworfen, Baupläze von 60 zu 120 Fuß abgemessen, und während die alten Hütten eine nach der andern abgerissen wurden, entstanden neue, größere und bequemere Blockhäuser, zu deren Kosten Duncan, vermutlich aus der Gemeindefasse, je 50 Doll. Zuschuß leistete.

Endlich ist ein Gebäude zu erwähnen, das dem Besucher von Metlakahla noch mehr in die Augen fällt, als der schlanke Kirchturm,<sup>2)</sup> nämlich das Gefängnis, ein großes, fast die Höhe des Kirchturms erreichendes, terrassenartig sich verjüngendes Sechseck, in nächster Nähe der Kirche. Hier

1) Allerdings wird aus dem Jahre 1875 erwähnt, daß der Minister des Innern in Ottawa, mit dem Duncan persönlich in Indianer-Angelegenheiten verhandelte, 1000 Doll. in aid of the work at Metlakahla bewilligt habe (Int. 1876, 375).

2) Int. 1886, 668. Vgl. die Ansicht von Metlakahla im Ch. M. Gleaner 1879, 78, in den Calmer Bildertafeln zur Völker- und Völkerkunde, 153, und in den Hallischen Geschichten und Bildern aus der Mission I, 1881.

verbüßten nicht nur die zur Gemeinde gehörigen, sondern auch fremde, unter Duncans Gerichtsbarkeit stehende Delinquenten ihre Freiheitsstrafen. Denn Duncan war von der Regierung zum Friedensrichter über die ganze Küste, „soweit sein Einfluß reichte,“ ernannt worden. In Metlakahla selbst wurde er in seinen polizeilichen Funktionen durch ein eingebornes Konstablercorps unterstützt, das zuerst 10 Mann, später aber beträchtlich mehr zählte. Behufs Leitung der Gemeindeangelegenheiten rief er die alte indianische Ratsinstitution wieder ins Leben, indem er sich mit einem Zwölfmännerkollegium umgab, das im Laufe der Zeit gleichfalls verstärkt wurde. Die gesamte männliche Bevölkerung theilte er in 10 Kompanien, und jeder derselben wurde eine gleiche Anzahl Rats Herrn und Konstabler beigeordnet, die auf Recht und Ordnung halten sollten. — Außerdem organisierte Duncan aus den jüngeren Leuten eine Feuerwehr von 60 Mann.

So entwickelte Duncan eine außerordentlich vielseitige Thätigkeit zum Wohle seiner Indianerkolonie, und erntete dafür nicht nur die Liebe seiner Pflegebefohlenen, sondern auch die höchste Anerkennung aller Besucher und nicht zum wenigsten der Regierung, die seine Methode als mustergültig empfahl. Er war Steuereinnnehmer, Finanzverwalter, Geschäftsführer, Architekt, Handwerksmeister, Richter, Polizeichef, Ratspräsident in einer Person. Er war aber auch Missionar, und zwar der Church Missionary Society. Wie entledigte er sich nun dieser seiner Hauptverpflichtung?

Wer die bis zum Jahre 1882 erschienenen Berichte und Broschüren der Ch. M. S. über Metlakahla oberflächlich liest, bekommt auch hiervon den besten Eindruck. Duncan selbst verwahrt sich mehrfach entschieden dagegen, daß die Kulturfortschritte seiner Indianer irgend etwas anderem zuzuschreiben seien, als dem Einflusse, den das Evangelium über ihre Herzen und Gewissen gewonnen habe. In der That treten uns, namentlich aus der ersten Zeit, überraschende und erbauliche Bilder entgegen, bei deren Zeichnung eine Schönfärberei ausgeschlossen zu sein scheint. Ein besonderes Wunder der Gnade Gottes war der Oberhäuptling Legait, Duncans ehemaliger Widersacher.

Seine Häuptlingswürde hatte er niedergelegt und noch im Sommer 1862 sich mit Frau und Tochter in Metlakahla angesiedelt, wo er das Zimmerhandwerk trieb. Seine alten Freunde in Fort Simpson bestürmten ihn mit Botschaften, er möge zurückkehren; in der That entfloß er eines Tages in seinem Kanoe, aber er kam nur etliche Meilen weit, in der Nacht gewann in heißem Kampfe der Geist wieder Oberhand über das Fleisch, und er lenkte wieder um nach Metlakahla. Hier ward er von Bischof Hills aus Viktoria,



der im Frühjahr 1863 die Kolonie besuchte, mit 59 Erwachsenen und mehreren Kindern getauft. Im folgenden Jahre machte er mit Duncan eine Predigtreise nach Fort Simpson, wo er den Heiden kühnlich Christum verkündigte und sie dringend einlud, seinem Beispiele zu folgen. Die Händler daselbst waren aufs höchste erstaunt über die Umwandlung, die mit „Duncans Großvezier“, wie sie Legaik nannten, vorgegangen war. Zum Schmerze Duncans und der ganzen Gemeinde starb er schon im 46. Lebensjahre, 6 Jahre nach seiner Taufe, aber im Frieden der Kinder Gottes, voll Dank gegen seinen Wohlthäter, daß er ihm „die Himmelsleiter gezeigt habe“.

Die Gottesdienste, die Sonntags- und Tageschulen wurden fleißig besucht, was wir freilich angesichts der den Kirchen- und Schulbesuch zur **Pflicht** machenden Gemeindegesetze nicht ohne weiteres als ein Zeichen geistlichen Lebens ansehen wollen. Ein besserer Beweis davon wären die mehr als zwanzig Sonntagschullehrer und „die beträchtliche Zahl intelligenter Eingeborner“, die sich unentgeltlich der Evangelistenarbeit unter ihren heidnischen Nachbarn in Fort Simpson (bis dort die kanadischen Methodistten ihre Arbeit begannen) und andern Plätzen widmeten. Auch darf man gewiß die große Verehrung, die Duncan bei seinen roten Kindern genoß, nicht allein auf Rechnung der ihnen erwiesenen irdischen Wohlthaten setzen. Wie herzlich sie ihm zugethan waren, zeigt besonders der ihm bei seiner Rückkehr von England 1871 bereitete Empfang.

Völlerschiffe krachten, als er landete, das Konstablercorps gab Musketen-salven, alles Volk stürzte herbei zum Händeschütteln, viele weinten Freudenthränen, mit Mühe bahnte er sich den Weg zum Missionshause, aber die Menge drängte sich hinter ihm her, da ließ er die Glocke läuten, sofort füllte sich die Kirche zum Dankgottesdienst; die Alten und Kranken, die er dann in ihren Häusern aufsuchte, versicherten ihn, wie sie um seine Bewahrung und Rückkehr gebetet hätten und priesen Gott unter Thränen für die Erhörung; bis Mitternacht war seine Stube belagert von fünfzig Mann, die an seinen Lippen hingen und dann die Nacht hindurch den draußen Harrenden von dem Gehörten Bericht gaben. So begeistert war das Völklein in der Liebe zu seinem Wohlthäter.

Indessen, so glänzend auch gegen die heidnischen Niederlassungen an der Küste Duncans Schöpfung absticht, die der Generalgouverneur Lord Dufferin auf Grund eigener Anschauung ein Muster von Ordnung und Civilisation nennt: zwischen den Zeilen lesend entdeckt der Beobachter von Anfang an Thatfachen, die einen tiefgehenden principiellen Gegensatz nicht nur zu der Methode der Ch. M. S., sondern auch zu den kirchlichen und christlichen Institutionen überhaupt auf seiten Duncans erkennen lassen.

Schon dem Leser dieser Darstellung wird es aufgefallen sein, daß kein ordinierter Missionar von Metlakahla erwähnt wurde. That-

sächlich hat die Gemeinde bis 1879 keinen ständigen ordinierten Geistlichen gehabt.<sup>1)</sup> Duncan selbst, als Katechist ausgesandt, hat die Ordination, so oft sie ihm angeboten wurde, abgelehnt; und so oft die Gesellschaft einen ordinierten Missionar nachsandte, hat er einen längeren Aufenthalt oder eine Niederlassung desselben in Metlakahla zu vereiteln gewußt.

1864 kam Rev. R. Doolan, aber Duncan „versetzte“ ihn sofort zu den Nischkah-Indianern am Naßflusse, wo in der Folge nach dem Muster von Metlakahla eine Niederlassung mit Namen Kinkolith entstand. Im Frühjahr 1867 kam Rev. R. Tomlinson und ward gleichfalls nach Kinkolith beordert, während Doolan nach England zurückkehrte. Während Duncans Abwesenheit im Jahre 1870 war Metlakahla ohne Missionar, nur je und dann von Tomlinson besucht. Von 1873—1878 wurde Duncan von (nicht-ordinierten) Laienmissionaren unterstützt, zuerst von Mr. Collison, der 1876 zu den Haidahs nach Massett auf den Königin-Charlotte-Inseln übersiedelte, dann Mr. Schutt, der 1878 Tomlinsons Nachfolger ward, während Tomlinson tiefer ins Hinterland eindrang. Aber ein ordinierter Missionar, der 1877 nach Metlakahla gesandt wurde, Rev. A. J. Hall, ward bald nach seiner Ankunft auf Duncans Betreiben nach Fort Rupert, im Norden der Vancouverinsel, „vertrieben“, um dort eine neue Station zu gründen. Endlich wußte Bischof Pompas von Athabaska (vgl. diese Ztschr. 1887, 554 ff.), der in besonderem Auftrage um die Jahreswende 1877/78 Metlakahla besuchte, es durchzusetzen, daß Mr. Collison, den er ordinierte, als Pastor für Metlakahla bestimmt wurde, wo dieser jedoch erst 1879, nachdem er in Massett abgelöst war, seinen Wohnsitz nehmen konnte.

Duncan wollte offenbar das geordnete Amt nicht neben oder über sich dulden. So konnte er leichter seine abweichende Praxis konservieren, obwohl es unerklärlich bleibt, daß er sie fast 20 Jahre lang konservieren durfte. Namentlich sind es zwei Punkte in derselben, die auch solchem Beobachter, der noch nicht durch die späteren Enthüllungen mißtrauisch geworden ist, sofort in die Augen springen. Zunächst der gänzliche Mangel einer Übersetzung der Bibel oder auch nur eines Evangeliums in die Tsimshinsprache, und sodann die Vorenthaltung des heiligen Abendmahls.

So viele Schwierigkeiten auch die Indianersprachen der Übertragung biblischer Begriffe entgegenstellen, so werden Duncans hierauf angeblich gegründete Bedenken durch die Erfahrung der andern Indianermissionen und durch seine eigne Praxis widerlegt, indem er doch nicht nur in der Tsimshinsprache predigte und lehrte, sondern auch Traktate mit Bibel-

<sup>1)</sup> Laufen vollzogen: im April 1863 Bischof Hills (59 Erwachsene), im Oktbr. 1863 Rev. R. Dundas von Viktoria (39 Erwachsene), Pfingsten 1866 Bischof Hills (56 Erwachsene), und Sept. 1867 Dekan Eridge von Viktoria (96 Erwachsene).

sprüchen und Gefängen in derselben drucken ließ (Ch. M. Record 1868, 138. 142). Und so gefährlich auch ein voreiliger Übersetzungsversuch ist, so scheute Duncan doch nicht eine viel größere Gefahr, da er seinen Vorträgen mündliche Augenblicksübersetzungen der Bibel zu Grunde legte, und Leuten, die thatsächlich Stümper im Englischen waren, erlaubte, mit nur einer englischen Bibel in der Hand Sonntagschule in ihrer Muttersprache zu halten (Int. 1886, 669). Ob Duncan beabsichtigte, aller sonstigen Missionspraxis zum Troß, die Muttersprache seiner Indianer aussterben zu lassen und mit der englischen Kultur auch die englische Sprache als Umgangs- und Schriftsprache einzuführen,<sup>1)</sup> oder ob dogmatische Motive seiner Weigerung, der Gemeinde das Ganze der heiligen Schrift zu erschließen, bedingten, wird aus den Quellen nicht klar ersichtlich. Fast empfängt man den Eindruck, als ob er durch Vorenthaltung des Schriftganzen seine dogmatischen Abweichungen den Indianerchristen verheimlichen wollte. Ebenso unmöglich ist es, in betreff der zweiten der oben genannten Abweichungen — daß er den Indianern das heilige Abendmahl vorenthielt — zu entscheiden, ob dieselbe auf Gründen dogmatischer Art beruhte, oder ob lediglich die pädagogischen Rücksichten obwalten, mit welchen er sich zu rechtfertigen sucht, indem er nämlich die Gefahr abergläubischer Vorstellungen auf seiten der Indianer geltend macht und überdies die bekannten Einwendungen der Teetotaler ins Feld führt. Denn man wird nicht darüber aufgeklärt, ob er auch für seine Person das Abendmahl verschmähte. Jedenfalls war es ein unerträglicher Zustand, daß ein anglikanischer Missionar, gleichviel aus welchen Gründen, einer christlichen Gemeinde den Zutritt zum Tische des Herrn verwehrte, und an diesem Punkte brach endlich die Geduld der Church Missionary Society.

Längst war es dem Komitee bekannt gewesen und hatte ihm schwer auf dem Gewissen gelegen, daß die Mission in Metlakatla nicht nach den Grundsätzen der Ch. M. S., noch der Kirche von England getrieben wurde. Oft war es Duncan anheimgegeben, den Indianern die Bedeutung des Sakraments klar zu machen und sie auf den Empfang desselben vorzubereiten. Aber immer ohne Erfolg. Leider erhielt Duncans Entfremdung von der heimischen Kirche neue Nahrung durch die ritualistischen Streitigkeiten, die in Viktoria zwischen Bischof Hills und dem

<sup>1)</sup> Er schreibt seinen mit den Weißen so viel (?) verkehrenden Indianern ein Verlangen zu, deren Sprache sich anzueignen und lehnt aus diesem Grunde die Einführung der Silbenschrift (vgl. diese Ztschr. 1887, 454) als unpraktisch für die Indianer dieser Küste ab. (Record 1866, 322.)



mehrfach erwähnten Dekan Eridge und deren beiderseitigem Anhang um die Mitte der siebziger Jahre entstanden und eine Sezession unter Eridges Führung und den Anschluß desselben an die „Reformierte Kirche in Amerika“ zur Folge hatten. Eridge wurde Bischof dieser Kirche in Viktoria, und da er Duncans persönlicher Freund und von dessen Indianern wegen seines ihnen oft bewiesenen thatkräftigen Interesses hochgeschätzt war, so sympathisirte begreiflicherweise Metlakahla mit ihm, und Duncan vermied es jetzt erst recht, die Kirche von England, deren Verhältnis zu ihm er bisher den Indianern stets verschwiegen hatte, ihnen gegenüber zu erwähnen, aus Furcht, sie möchten ihn mit der in Viktoria herrschenden hochkirchlichen Partei zusammenwerfen (Int. 1885, 341. 347). Unter diesen Umständen wagte Bischof Hills nicht, Metlakahla zu visitieren, und bat daher Bischof Bompas von Athabaska (vgl. oben S. 122) zu diesem Zwecke herüberzukommen. Aber dieser fand die Lage dort so gespannt, daß er auf festes Eingreifen verzichtete (refrained from pressing the point).

Noch hoffte die Ch. M. S., als 1879 Bischof Hills' Diözese Britisch-Kolumbia in 3 Teile zerlegt wurde, und der nördlichste derselben, die Diözese Kaledonia, welche die Stationen der Ch. M. S. umfaßte, in Bischof Ridley einen unverdächtig „evangelischen“ Oberhirten erhielt, auf gütlichem Wege den bösen Geist bannen zu können. Indessen auch Ridleys vorsichtigem Auftreten gelang die Einführung des heil. Abendmahls nicht, und um den drohenden Riß noch aufzuhalten, oder in der Hoffnung, daß Duncan freiwillig sein Verhältnis zu der Ch. M. S. lösen und Metlakahla verlassen werde, brachte er den größten Teil der beiden folgenden Jahre auf den andern Stationen zu. Während dessen unterhandelte das Komitee schriftlich mit Duncan; da aber alles vergeblich war, erfolgte im Herbst 1881 ein Ultimatum mit der Aufforderung an Duncan, entweder die ordinierten Missionare ihres Amtes walten zu lassen, oder sofort nach London zu mündlicher Verhandlung zu kommen, oder aber, falls er beides ablehne, die Mission dem Bischof zu übergeben und sich als entlassen zu betrachten. Duncan, noch dreimal vom Bischof ermahnt, blieb unbeugsam, und so war seine Entlassung entschieden. Er rief die Indianer zusammen, teilte ihnen das Geschehene mit und fragte sie, zu welcher Partei sie sich halten wollten. Die große Mehrheit entschied sich für Duncan, in welchem sie ihren Wohlthäter sahen, und der thatächlich ihr Arbeitgeber, Brotherr und Geschäftsführer war. Das Komitee richtete ein väterliches Schreiben an die Indianer, setzte die Gründe der Entlassung Duncans auseinander und legte ihnen namentlich

die Sakramentsfrage ans Herz; aber nur etwa 80 Seelen<sup>1)</sup> erklärten, bei der Ch. M. S., bezw. bei Bischof Ridley und Missionar Collison ausharren zu wollen, während andererseits Duncan sich weigerte, die Station zu verlassen, ja den Anspruch erhob, daß vielmehr die Gesellschaft sich aus Metlakahla zurückziehen sollte. Und hierin unterstützte ihn die öffentliche Meinung in Britisch-Kolumbia, wo der Fall peinliches Aufsehen erregte, und die Sympathien sich auf Duncans Seite schlugen, dessen Verdienste, wie man glaubte, in England nicht ihre gebührende Wertschätzung fänden.

In Wahrheit hatte man dieselben überschätzt in England, und zu spät erkannte die Ch. M. S., daß sie „mit zu viel Zartheit Duncan behandelt hatte, indem sie ihm gestattete, so lange Zeit ihr Repräsentant und Agent zu bleiben.“ Andererseits wirft es ein sehr ungünstiges Licht auf Duncans Charakter, daß er es mit seinem Gewissen vereinigen konnte, im Dienst und Sold einer Gesellschaft zu verharren, deren kirchliche und missionarische Grundsätze er wesentlich und absichtlich ignorierte. Und noch ungünstiger wird das Urtheil über ihn, wenn wir aus der Geschichte der auf seine Entlassung folgenden Jahre ersehen, mit welcher Erbitterung, Hartnäckigkeit und Unversöhnlichkeit er gegen seine frühere Behörde und deren Anhänger und Agenten auftrat und seine Indianer gegen dieselben aufhetzte.

Als Duncan in jener oben erwähnten Gemeindeversammlung von seiner Entlassung Mitteilung machte, erklärte er nach der eidlichen Zeugenaussage eines Ältesten, der sich in der Folge der loyalen Partei angeschlossen: „Ich wünsche nicht, eine Kirche von England in diesem Dorfe anzufangen (to start a Ch. of E.), und zwar deshalb nicht, weil die Kirche von England nicht nach meinem Geschmack ist, mir widerwärtig ist. Sie steht ungefähr mit den alten Tänzen der Indianer auf gleicher Stufe, und wenn sie ihre Gottesdienste halten, so ist es wie ein Beten zum Monde oder zur aufgehenden Sonne. . . Nehmt den Schlüssel der Kirche, sie ist euer Eigentum, und nicht ein Cent von einem weißen Manne ist darin.“ (Int. 1885, 348.)

So war die Kirche dem Bischof Ridley und der Minorität verschlossen und ist es die ganze Zeit bis zu Duncans Abzuge gewesen. Als aber Ridley das der Ch. M. S. gehörende Schulhaus, mit ausdrücklicher Gut-

---

<sup>1)</sup> Die Seelenzahl von ganz Metlakahla betrug, wie sich in der Folge herausstellte, nur wenig über 600, und nicht 1000, wie die früheren Berichte angegeben hatten! (Int. 1886, 664.) Unter diesen 600 waren noch viele Ungetaufte, die später zum größten Teile von Bischof Gridge getauft wurden.

heißung des Gouverneurs von Britisch-Kolumbia, zum Gottesdienste benutzen wollte, erhob sich ein Sturm, der zum blutigen Kampfe ausgeartet wäre, wenn Ridley und Collison ihre Anhänger nicht von bewaffnetem Widerstande zurückgehalten hätten. Das Schulhaus stand nämlich auf dem Grund und Boden der Indianerreserve, während die Mehrzahl der aus Gemeindemitteln errichteten und von Duncans Partei beanspruchten Gebäude, wie das Magazin und das „Kaufhaus“, ihren Platz auf dem Mission Point hatten, jenem 2 acres umfassenden Grundstücke, das der Ch. M. S. von der Regierung zugesprochen war (vgl. oben S. 117), und das die bischöfliche Residenz und die Zufluchtsstätte der Verfolgten bildete. Nun forderten Duncans Indianer im Nov. 1882 die Vertreter der Ch. M. S. mittels öffentlichen Anschlags, der von Duncan selbst geschrieben war, auf, das Schulhaus von dem Reservelande wegzuschaffen nach dem Mission Point, widrigenfalls sie es selbst niederreißen würden, und erklärten ferner, ihrerseits alle auf dem Mission Point stehenden und ihnen gehörenden Gebäude von dort nach ihrem Gebiete hinüberschaffen zu wollen. Da der Bischof ihrem tollern Ansinnen nicht Folge leistete, so ergriffen sie mit Gewalt Besitz vom Schulhause, ohne freilich es niederzureißen, wie sie gedroht hatten; die Gebäude aber, die sie auf dem Mission Point reklamierten, zerstörten sie mit Brechstangen und Äxten, unter Duncans ausdrücklicher (von ihm selbst eingestandener) Billigung, und die Missionare konnten nur mit Mühe die darüber ergrimimte Minorität bewegen, von Racheakten abzustehen.<sup>1)</sup>

Unerträglich noch als diese öffentlichen Gewaltthätigkeiten waren die unaufhörlichen Placereien, denen die loyale Partei unterworfen war. Ein „boycotting“ raffinierterster Art wurde gegen sie in Scene gesetzt. Die Indianer mußten ihre Bedürfnisse im Gemeindemagazin kaufen, auch die der Mission treu Gebliebenen waren auf dasselbe angewiesen. Bei ihren Einkäufen, soweit sie ihnen überhaupt gestattet wurden, hatten sie nun Tag für Tag die Beleidigungen und Übervorteilungen ihrer Gegner auszustehen, so daß der Bischof sich entschließen mußte, für die Seinen ein anderes Magazin einzurichten; seinen Indianern aber verbot Duncan bei 2½ Doll. Strafe, in diesem Magazin irgend etwas zu kaufen. — Ferner erließ Duncan durch sein Ratskollegium strenge Vorschriften, daß niemand sich ein Haus bauen, noch ein angefangenes vollenden, noch ein vollendetes verändern oder erweitern dürfe, der sich nicht der Majorität in Bekenntnis und Gottesdienst anschließe. Einem Zuwiderhandelnden wurde ohne Gnade der Anbau, den er an seinem Hause gemacht hatte, niedergerissen, und nach diesem statuierten Exempel war jedermann eingeschüchtert. Ja sogar am Ausbessern ihrer Häuser, Einfriedigen ihrer Gärten und an der Beteiligung beim Fuchsfange wurden die Ch. M. S. Indianer mit Gewalt verhindert. Und um seinen Parteigängern eine Fahnenflucht ins Lager der Minorität zu verleiden, ward zum Gesetz erhoben, daß jeder zu der letzteren gehörende Indianer jene Summe zurückzahlen müsse, die Duncan ihm seinerzeit — wie er behauptete, aus seiner eignen Tasche — als Unterstützung beim Hausbau gegeben hatte.

<sup>1)</sup> Auf Antrieb der Indianer Duncans wurde auch in Kittahla, einer Außenstation, die Kirche der Ch. M. S. von den dortigen Heiden zerstört.



Um des Friedens willen hätte sich die Gesellschaft gern aus Metlakahla zurückgezogen. Aber durfte sie die treu gebliebenen Indianer im Stiche lassen, sie den Verfolgungen ihrer Feinde preisgeben und ihnen die Wohlthat, das ganze Evangelium zu hören und die Gnadenmittel unverkürzt zu genießen, entziehen? Denn eine Verpflanzung der Minorität an einen andern Platz war gesetzlich unmöglich, wie dem Komitee auf seine Anfrage vom Dominion-Government mitgeteilt war. Als das boycotting immer unerträglicher wurde, wandte sich Bischof Ridley an die Provinzial-Regierung in Viktoria um Hilfe, da es sich in Metlakahla längst nicht mehr allein um religiöse und kirchliche Fragen handelte — für welche selbstverständlich der „weltliche Arm“ weder zu haben war, noch beansprucht wurde —, sondern um die persönliche Freiheit von Unterthanen der Königin. Die an Ort und Stelle untersuchenden Regierungs-Kommissare entschieden zwar zu Gunsten der Minorität und geboten den Ruhestörern Frieden; aber diese lehnten es rundweg ab, ein Friedensinstrument zu unterzeichnen, verweigerten dem Beamten, der eine Zeitlang als Friedensrichter in Metlakahla fungieren sollte, den Aufenthalt daselbst, und da die Kommission sich scheute, Gewaltmaßregeln zu ergreifen, mußte sie unverrichteter Sache abziehen. So war dem Gesetze Hohn gesprochen, und die Lage der Bischöflichen gestaltete sich schlimmer, als zuvor.

Da entschloß sich der Bischof, um Weihnachten 1883, nach Ottawa zu reisen und den Fall der Kanadischen Regierung vorzulegen. Inzwischen war dort auch der Bericht jener erfolglosen Kommission eingelaufen, und nun erschien im Novbr. 1884 ein Kriegsschiff vor Metlakahla mit einer zweiten Regierungskommission.<sup>1)</sup> Diese war indessen kaum glücklicher als die erste, obwohl sie mit großer Weisheit und Milde verfuhr. Duncans Indianer, offenbar von diesem selbst inspiriert, erklärten, das ganze Land sei ihr Eigentum, nicht nur als eine von der Regierung ihnen eingeräumte Reserve, sondern nach natürlichem Rechte; und als es sich schließlich darum handelte, einen vorläufigen Vergleich zwischen beiden Parteien herbeizuführen, dahin lautend, daß alle Streitigkeiten ruhen sollten, bis der Schiedsspruch der Regierung erfolgt wäre, und daß beide Parteien sich dann diesem Spruche fügen wollten, da weigerten sich wiederum die Vertreter der Majorität, trotz wiederholter Vorstellungen, den Vergleich zu unterschreiben. Infolgedessen sandte die Regierung eine bewaffnete Macht nach Metlakahla, unter deren Schutze die zwei Acres des Mission Point vermessen wurden, eine Maßregel,

<sup>1)</sup> Int. 1885, 340—351.

welche den Indianern das Hoheitsrecht der Königin zur Anschauung bringen sollte. Die Indianer wagten keinen Widerstand, sondern reichten nur einen feierlichen Protest ein.

Imponiert aber hatte ihnen diese „Machtentfaltung“ keineswegs. Die Nachsicht der Regierung gegen ein Verhalten, das sich als Landfriedensbruch charakterisierte, legten sie ihr, wohl nicht ganz mit Unrecht, als Zeichen der Furcht vor einem Indianeraufstande aus. Die Landfrage blieb ungelöst, der Groll gegen die Bewohner des Mission Point fraß sich tiefer in die Herzen. Unter diesen Umständen beschloß das Komitee der Ch. M. S. noch einen letzten Versuch zu machen, ob nicht auf dem Wege gütlicher Vereinbarung der Riß zu heilen wäre. Eine Deputation, bestehend aus General Touch, einem einflußreichen Komiteemitgliede, und Rev. W. Blacett, einem erfahrenen Missionar a. D., ward 1886 nach Metlakahla entsandt.<sup>1)</sup> Diese Herren hielten sich dort 6 Wochen lang auf, bemühten sich in familiären Verkehr mit den einzelnen Indianern, besonders von Duncans Partei, zu treten, unterhandelten mit ihnen insgesamt in mehrfachen öffentlichen Versammlungen, hatten wiederholte Besprechungen mit Duncan selbst und mit dessen Mitarbeiter, dem Rev. R. Tomlinson, der sich gleich nach Duncans Entlassung auf dessen Seite geschlagen hatte. „Wir haben,“ schreiben sie, „jeden Stein umgewendet, um die Wahrheit zu ergründen.“ Diese Wahrheit aber war so trauriger Natur, daß sie jeden Schimmer von Hoffnung, mit Duncan und seiner Partei auf einen erträglichen Friedensfuß zu gelangen, aufgeben mußten.

Die Forderung, welche die Indianer erhoben, oder vielmehr zu erheben von Duncan und Tomlinson angeleitet wurden, war und blieb diese, daß die Ch. M. S. Metlakahla verlassen sollte, und als Gründe derselben machten sie geltend: 1. das von der Regierung der Mission überlassene Land sei ihr Eigentum, 2. bei ihrer Gemeindebildung seien sie von der Voraussetzung ausgegangen, daß völlige Einigkeit unter ihnen herrschen sollte, und 3. sie hätten solchen Grad an Selbständigkeit erlangt, daß die Gesellschaft, ihren eignen Grundsätzen gemäß, sie als unabhängige eingeborne Kirchengemeinde ihrem Schicksal überlassen müßte.

Was zunächst den letzten Punkt anlangt, so beweist gerade dieser besonders treffend Duncans Verlegenheit um stichhaltige Gründe für sein Verhalten. Mehr als naiv klingt es, für diese Gemeinde das selfgovernment in Anspruch zu nehmen, wenn man bedenkt, daß sie weder in ihrer Muttersprache einen Teil der Bibel, geschweige die ganze, besaß, noch die englische Bibel mit Nutzen brauchen konnte, da „nur ein kleiner Bruchteil der Indianer Englisch verstand, und nicht mehr als drei oder vier fähig waren, einen Vers in ihre Sprache zu übersetzen und zu erklären;“ wenn man ferner

<sup>1)</sup> Int. 1886, 663—678.

weiß, wie sie im Christentum so wenig gefestigt waren, daß Duncan selbst ihnen die Fähigkeit abspricht, das heil. Abendmahl ohne abergläubische Vorstellungen zu empfangen;<sup>1)</sup> wenn man dazu in Betracht zieht, daß auch nicht ein ordinierter eingeborner Pastor vorhanden, daß der Zustand des Schul- und Erziehungswesens sehr mangelhaft war, daß die Deputation kein Zeichen von Missionseifer, keinen Versuch, das Evangelium ihren heidnischen Landsleuten bekannt zu machen, entdecken konnte, daß vielmehr der einzige auf Nachbarkämme geübte Einfluß darin bestand, sie gegen die Regierung in der Landfrage, oder gegen die Missionsbestrebungen der Gesellschaft aufzuheben.

Der Grundsatz „völliger Einigkeit“, den Duncan und Genossen zum andern ins Feld führt, um ihre Unduldsamkeit gegen die Minorität zu rechtfertigen, kann ebensowenig ernsthaft genommen werden, so heftig er auch betont wird. Er erscheint in seiner rücksichtslosen und tyrannischen Ausführung nur als einer der Hauptkunstgriffe, welche Duncan die absolute Herrschaft über die Indianer gewährleisten sollten. Darum weigerte sich auch Duncan, als die Deputation ihm wegen seiner drakonischen Gesetze ernstliche Vorstellungen machte, auf das entschiedenste, dieselben aufzuheben oder auch nur seinen Einfluß auf die Indianer in dieser Richtung geltend zu machen. „Dies betrübte uns aufs tiefste,“ schreibt die Deputation, „und macht jegliche Hoffnung auf eine friedliche Lösung zu schanden. Unser einziger Trost ist, daß dieses Festhalten Duncans an seinem terroristischen System ins klarste Licht stellt, daß unsere Gesellschaft die Verteidigerin der Religionsfreiheit in Metlakahla ist.“

Der Kern der ganzen Streitfrage war unzweifelhaft die Landforderung. „Duncans Interesse ist Macht, das der Indianer Land.“ Und hier klingen die Töne des alten Klageliedes an, das durch die Länge und Breite Amerikas seit Jahrhunderten den Refrain aller Wigwam-Elegien um das verlorene Erbe der Väter bildete. „Der Gott des Himmels, der den Menschen auf der Erde schuf, gab dies Land unsern Vorfahren, von denen etliche einst auf eben diesen zwei Aekern lebten, und wir haben das Land durch direkte Erbfolge von ihnen überkommen. Kein menschliches Gesetz kann uns mit Recht die Gabe dessen nehmen, welcher die Quelle alles Rechts und aller Gerechtigkeit ist. Auf Grund dieses höchsten aller Rechtstitel beanspruchen wir unser Land, und thun euch kund, die beiden Aeker zu räumen.“ So schrieben sie der Deputation. Allein die Elegie verfehlt in diesem Falle ihres herkömmlichen Eindrucks, da wir in ihr nicht den Herzschlag des gekränkten Indianers fühlen, sondern das Diktat des grollenden selbstsüchtigen Demagogen.

In einem Berichte an den Premierminister von Kanada und Generaldirektor der indianischen Angelegenheiten resumierte die Deputation ihre Eindrücke dahin, daß wenn die Indianer sich selbst überlassen wären, sie diese feindselige Haltung gegen die Regierung und die Gesellschaft nicht einnehmen würden, und gab anheim, daß durch Inkraftsetzen der Indianer-Akte in Metlakahla und den andern Stationen der Gesellschaft und durch

<sup>1)</sup> Anstatt der Taufe hatte D. eine „Segnung“ einführen wollen, was ihm aber nur in einem Falle gelang, da die Indianer selbst ihm Opposition machten. Int. 1886, 670.



Anstellung eines Indianeragenten das Übel geheilt werden könnte, welches lediglich daraus entsprungen sei, daß in Abwesenheit solcher staatlichen Autorität die selbstgeschaffene Autorität Duncans die Gesetze des Landes beiseite schob und dem Volke tyrannische und den Principien der bürgerlichen und religiösen Freiheit widersprechende Bedingungen auflegte.

Aber ehe diese von der Regierung adoptierten Maßregeln zur Ausführung kamen, brach in Metlakatla die Katastrophe herein. Neue Gewaltthaten, zu denen die Indianer von Duncan aufgereizt wurden, zerrissen endlich auch den starken Geduldsfaden der Regierung. Im September 1886 sollte die Indianerreserve vermessen werden, aber „der Geometer stellt sein Instrument auf: die Indianer nehmen es fort; er schlägt einen Pfahl ein: sie reißen ihn heraus; er legt seine Kette nieder: sie nehmen sie weg.“ Kurz darauf, während der Bischof Ridley abwesend, sein Gehilfe, Rev. E. Nash, krank liegt, und Mrs. Ridley auf sich allein angewiesen ist, brechen gegen 100 Indianer das Staket des Missionslandes nieder, errichten unmittelbar vor den Fenstern des Missionshauses, in Abstand von nur einem Meter, ein Gebäude und besetzen es mit Bewaffneten. Auf Mr. Nashs Protest erklären sie, es geschähe in der ausdrücklichen Absicht, ihr Recht an das Land zu dokumentieren. Als der Bischof zurückkehrt, wollen sie seine Landung mit Waffengewalt verhindern, aber die loyale Partei stellt sich, gleichfalls bewaffnet, am Ufer auf und vereitelt das Attentat. Nun erscheint abermals ein Kriegsschiff vor Metlakatla, und da Duncan „zufällig“ auswärts weilt, gelingt es ohne Blutvergießen, acht der Rädelsführer gefangen zu nehmen und nach Viktoria überzuführen.

Diese „Machtentfaltung“ hatte den Indianern imponiert. Auch Duncan, der Haupträdelsführer und intellektuelle Urheber alles Elends in Metlakatla, erkannte ferneren Kampf als aussichtslos und begnügte sich damit, die Welt mit den größten Entstellungen des Sachverhalts zu erfüllen. Er reiste nach Washington und erwirkte bei der Unionsregierung die Erlaubnis, seine Indianer im Gebiete von Alaska ansiedeln zu dürfen. In den Augen uneingeweihter Amerikaner, deren Städte er heimuchte, spielte er die Rolle der verfolgten Unschuld, und der Nimbus des Märtyrers öffnete ihm die Herzen und Schatzkammern. Seine armen Indianer waren keineswegs über die geplante Auswanderung nach Alaska erbaut, aber im Sommer 1887 fand sie dennoch statt. Mit etlichen hundertern seiner Anhänger verließ er die vielumstrittene Bucht, aber nicht ohne ein letztes Heldenstück. Seine Indianer zerstörten nicht nur ihre eignen Häuser, sondern auch die Gemeinde-Sägemühle und zum Teil sogar

auch die Kirche, und hätten vielleicht das ganze Dorf zu einem Trümmerhaufen gemacht, wenn nicht der Regierungsagent mit bewaffneter Mannschaft ihrem Vandalismus entgegengetreten wäre.<sup>1)</sup> Metlakahla aber atmete auf nach siebenjährigen Stürmen.

William Duncans Fiasco als Agent der Ch. M. S. liegt einerseits in seinen eigentümlichen religiösen und kirchlichen Anschauungen und Sonderbestrebungen begründet, welche, anscheinend darbyistisch gefärbt, es verhinderten, daß die volle Kraft des Evangeliums sich an seinen Pflegebefohlenen auswirken konnte, andererseits aber in der Thatfache, daß er über seinen mannigfaltigen Bemühungen, die irdische Wohlfahrt der Indianer zu schaffen, die eigentliche Missionsarbeit vernachlässigte. Der Missionar ward durch den Händler und Unternehmer in den Hintergrund gedrängt, und die Geschäftspraxis, die er als solcher befolgte, verschaffte ihm eine Herrscherstellung, in welcher er sich je länger desto mehr gefiel, und die er mit allen Mitteln zu behaupten suchte, selbst mit solchen, welche ihm die sonst einem irrenden Gewissen nicht versagte Achtung notwendig entziehen mußten.

Bischof Ridleys Aufgabe, die Mission in Metlakahla auf eine gesunde Grundlage zu stellen, war bei der drohenden Haltung der von Duncan aufgehegten Majorität und den vielfachen Störungen schwierig genug, so treu ihm auch in der Lösung derselben seine verschiedenen Gehilfen und seine heldenmütige Gattin zur Seite standen. Es galt vornehmlich, die beiden Hauptversäumnisse Duncans wieder gut zu machen, den Indianern das Wort Gottes in ihrer Muttersprache zu geben und sie zu Kommunikanten zu erziehen. Schon 1884 waren die vier Evangelien nebst Prayerbook in der Tsimshinübersetzung druckfertig, und das treu gebliebene Häuflein, das noch niemals ein Evangelium oder auch nur ein Kapitel im Zusammenhang gehört hatte, erklärte voll Freude: „Wir hatten einige Glieder, jetzt haben wir die ganze Kette; wir sahen durch eine schmale Spalte, jetzt steht die Thür weit offen, und wir sehen das ganze Bild, die ganze Herrlichkeit des Heilandes.“ Am Weihnachtsfeste 1884 hielt der Bischof die erste Konfirmation und Kommunion in Metla-

---

<sup>1)</sup> Nach der Darstellung, welche Duncan seinen amerikanischen Freunden giebt, hätten seine Indianer die von ihnen beanspruchten Gebäude mitnehmen wollen (to bring away the buildings), woran sie durch den Regierungsbeamten verhindert worden wären. Der Regierung und der „kirchlichen Partei“ macht er den maßlosen Vorwurf, daß sie „alles gethan hätten, was die Bosheit erfinden konnte,“ seine neue Kolonie — Neu-Metlakahla — zu schädigen. Miss. Review of the World, 1888, 292.

kahla; auch die erste Missionskollekte für die Ch. M. S. ward gesammelt. Fähige Jünglinge werden im Missionshause zu Lehrern und Evangelisten herangebildet, „der erste ernstliche Versuch, stetig und systematisch unsere Indianer zu unterrichten.“ Nach den letzten Berichten über dieses Seminar befinden sich 12 Zöglinge in demselben, theils Tsimshier, theils andern Stämmen angehörend. Die Gemeinde, jetzt 135 Getaufte mit 47 Kommunikanten, ist aus dem Feuer der langjährigen Trübsal geläutert hervorgegangen. „Unsere Christen haben größere Reife des Charakters erlangt, ihr Schriftverständniß ist gewachsen und hat tiefere Sündenerkenntnis und aufrichtige Bußfertigkeit gewirkt. Ihre sittliche Haltung ist, vergleichungsweise, ausgezeichnet. Regierungsvertreter konstatierten letzten November, daß unsere Indianer sich in vorteilhafter Weise von allen andern unterscheiden und ihren geistlichen Vätern alle Ehre machten.“ (Ann. Rep. 1888, 245.) — Seinen alten Ruhm hat Metlakahla eingebüßt, aber der neue ist feiner.<sup>1)</sup>

Von den Tochterstationen Metlakahlas, bei deren Visitation der Missionsdampfer „Evangeline“<sup>2)</sup> dem Bischof gute Dienste leistet, haben die beiden ältesten, Ninkolith unter den Nischkachs an der Mündung des Naßflusses und Massett unter den hoffnungsvollen Haidachs auf der nördlichsten der Königin-Charlotte-Inseln, ihre Mutter an Seelenzahl getaufter Christen und Kommunikanten überflügelt. Einen sehr schwierigen Posten hat Missionar Hall bei den wilden und unter dem Einfluß weißer Händler noch mehr verkommenen Kwagutl-Indianern im Norden der Vancouverinsel, wo die Station von Fort Rupert nach Alert Bai verlegt ist. Jüngere Gründungen sind Ahansh am oberen Naß, und Hazelton, Kitkahla und Kitwanga im Skeenaflußgebiete. Im ganzen stehen jetzt 9 ordinierte und 3 Laienmissionare nebst 9 eingebornen Helfern unter Bischof Riddleys Leitung in der Arbeit an den Indianern Britisch-Kolumbias.

<sup>1)</sup> So überzeugt ich auch bin, daß der Bericht der Organe der Ch. M. S. im ganzen ein objektiver ist, so erforderte doch die Gerechtigkeit auch alteram partem zu hören bevor man ein abschließendes Urtheil fällt. Leider ist es aber nicht gelungen, irgendwelches Material aus Duncans Hand oder Lager zu erlangen. D. H.

<sup>2)</sup> Vgl. diese Ztschr. 1888, 27.



## Die Katastrophe in Hereroland.

Die traurigen Ereignisse in Deutsch-Ostafrika, die mit ihnen in Zusammenhang gebrachte Antisklavereibewegung und das Vorgehen der deutschen Reichsregierung zur Niederwerfung des ostafrikanischen Aufstandes haben das kolonialpolitische Interesse in den letzten Monaten so sehr in Anspruch genommen, daß die Vorgänge in Hereroland ziemlich in den Hintergrund gedrängt worden sind. Bekanntlich ist dort nämlich plötzlich ein Engländer Lewis aufgetreten, welcher behauptete, seitens des Oberhäuptlings Maharero vor jedem Vertragsabschluß mit den Deutschen nicht nur eine Generalkonzession auf den gesamten Minenbetrieb im Lande sondern auch die Mitherrschaft über dasselbe erhalten zu haben. In einer tumultuarischen Versammlung zu Otahandya wurde nun Ende Oktober vorigen Jahres dem deutschen Reichskommissar das betreffende Dokument vorgewiesen und auf die Frage desselben, warum man ihm bei der deutschen Vertragschließung von dieser Abmachung kein Wort gesagt habe, geantwortet: sie seien ja die Herren des Landes und wenn es ihnen Vergnügen mache, auch mal mit Deutschen zusammenzufügen und ihre schönen Sachen zu kosten, so könne ihnen das niemand verargen; was aber Gold und Kupfer anbetreffe, so hätten sie den Deutschen keine andre Erlaubnis gegeben, als nur danach zu suchen, denn Lewis habe schon vorher das Recht gehabt, Bergbau zu treiben. Die Folge dieser Versammlung war, daß die Deutschen das Land verließen und sich nach der Kapstadt einschifften; nur der Reichskommissar Dr. Göring blieb in der bekanntlich englischen Walfischbai.

Seine Erregtheit gegen die Deutschen übertrug nun Maharero, der übrigens noch ein Heide ist, auch auf die rheinischen Missionare, die mehr oder weniger in die kolonialpolitischen Verhandlungen verwickelt gewesen zu sein scheinen, indem er verlangte, daß auch sie das Land verlassen sollten und ihnen die öffentliche Abhaltung des Gottesdienstes verbot.

Darüber kann kein Zweifel sein, daß der charakterlose Maharero zweizüngig gehandelt hat. Fest steht, daß er dem Dr. Göring den Abschluß des Vertrages mit Lewis verschwiegen hat. Aber auf der andern Seite wird behauptet, daß man gerüchtweise von diesem Vertrage wohl Kenntnis gehabt und darin gefehlt habe, daß man deutscherseits diese Sache nicht sofort bei der ersten Vertragschließung 1885 zur Sprache gebracht. Zu diesem ersten Fehler sind dann andre gekommen. Von all den Schutzversprechungen, welche deutscherseits den Herero gemacht worden sind, ist eigentlich keine in Erfüllung gegangen; ja die Herero beschuldigen die Deutschen, sie

hätten absichtlich die ihnen feindlichen Nama gewähren lassen, um sie selbst dadurch in Schach zu halten.<sup>1)</sup> Dazu wird, gerade wie in Ostafrika, bitter Klage geführt über das brüste Verhalten der meisten deutschen Kolonial- bzw. Minengesellschafts-Beamten, die durchaus nicht darauf ausgegangen seien, sich das Vertrauen der Eingebornen zu erwerben, eine Klage, von der jedoch ausdrücklich der Reichskommissar selbst und etwa zwei andere Beamte ausgenommen werden.

Dem Maharero ist die Wettbewerbung um sein Land zu Kopf gestiegen. Er leidet seitdem an einer Art Größenwahn, welcher hervorgerufen und genährt ist einerseits dadurch, daß er sich seit Jahren von den vielen Minenspekulanten umlagert sieht, von denen jeder gegen jeden, auch so ziemlich jeder Deutsche gegen jeden Deutschen ist, da sie die Interessen verschiedener Minengesellschaften vertreten, und andererseits durch das Verhalten der deutschen Beamten, in welchem er nicht bloß keine Gerech-

---

<sup>1)</sup> In Nr. 7 der deutschen Kol.-Ztg. wird in der That soeben von Dr. B. Schwarz, „Afrikareisenden und Chef der ersten Expedition der deutsch-afrik. Minengesellschaft“, folgendes geschrieben: „Fürst Bismarck, der auch hier wieder seinen Scharfblick bewies, hat bereits im Reichstag angedeutet, wie leicht man gerade jene Lande zur Ruhe (!!) bringen könnte, indem man sich nämlich des einen gegen den andern, der Hottentotten gegen den widerspenstigen Maharero, bediente. Wie sollten meine Gedanken da nicht auf Hendrick Witthoy gelenkt werden? Wie, wenn man sich dieses Mannes bediente? Man würde damit leicht ein Doppeltes erreichen: unsre wohlverbrieften Rechte im Damaragebiete wieder festigen und — einer Rasse, die jetzt allerdings fast nur vom Raub lebt, keinen Ackerbau, kein Gewerbe treibt, in die Bahnen des Friedens und der Arbeit zurück lenken.“ Wunderliche Logik!

Ob Fürst Bismarck die behaupteten Andeutungen wirklich gemacht, weiß ich nicht, da mir augenblicklich der stenographische Reichstagsbericht nicht zu Gebote steht. Ich kann es unmöglich glauben, daß eine Kolonialpolitik, welche fortgehend ihrer Zivilisierungs- und Christianisierungspflicht eingedenk zu sein behauptet, statt den armen Afrikanern Frieden zu bringen, sie geradezu zum Krieg aufreizen sollte. Der „Scharfblick“ des Reichskanzlers wird hoffentlich keinen Triumph seiner Politik darin erblicken, daß er sich eines Räuberhauptmanns, denn das ist H. Witthoy, gegen ein Hirtenvolk bedient. Es ging vorzeiten die Rede durch die Zeitungen, Dr. Schwarz, der in diesem grausamen Räte hohe politische Weisheit erblickt, stehe in amtlichen Beziehungen zu dem Auswärtigen Amte. Gott gebe, daß dort sein Rat kein Gehör finde. Dr. Schwarz ist ganze 4 Tage bei dem hottentottischen Räuberhauptmann H. Witthoy gewesen und mit sehr optimistischen Anschauungen über ihn heimgekehrt. Die rheinischen Missionare kennen den H. Witthoy, seine Bande und die gesamten Verhältnisse seit Jahrzehnten und sie urteilen ganz anders als der „Afrikareisende.“ Gerade in dem vorliegenden Falle ist mir, der ich auch seit 2 Jahrzehnten ziemlich genau die dortige Situation kenne, wieder einmal recht handgreiflich der Beweis geliefert worden, wie irreführend die Berichte der Reisenden sind, die ein paar Tage an Ort und Stelle gewesen und nun daheim als Autoritäten zu gelten beanspruchen.

tigkeit und Klugheit, sondern auch keine Festigkeit und Tapferkeit erkennen konnte.

Zunächst sind nun die streitigen Minenansprüche Gegenstand diplomatischer Verhandlungen und hoffentlich kommt durch die objektive Prüfung derselben eine friedliche Lösung zustande. Eine kriegerische Aktion, die ja in diesem Teile Afrikas wohl ausführbar wäre, würde unter allen Umständen ein beklagenswertes, auch für die Mission verhängnisvolles Ereignis sein. Und vielleicht noch schlimmer wäre es, wollte man zu dem schon lange währenden Kriege zwischen Herero und Nama auch noch den Bürgerkrieg zwischen den Herero selbst entflammen, indem man den Maharero als Oberhäuptling für abgesetzt erklärte und diejenigen Unterhäuptlinge gegen ihn zum Aufstand reizte, welche von seinen Abmachungen mit Lewis nichts wissen wollen. Das wäre ein trauriges Ergebnis einer deutschen Schutzherrschaft und würde Zustände zur Folge haben wie in Samoa! In beiden Fällen würde die Existenz von mindestens 6 Missionsstationen und das Leben von 8 verheirateten deutschen Missionaren aufs äußerste bedroht, jedenfalls der Einfluß der Mission auf lange hinaus vernichtet werden.

Bis jetzt haben die Missionare trotz Maharero's Drohen das Land nicht verlassen, auch nicht, als der Kaiserliche Reichskommissar von Walsfischbai aus sie ausdrücklich dazu aufgefördert. Wie es sich geziemt, harren sie auf ihrem Posten aus. Seit der Ankunft des Seniors der Mission, Brincker, auf Okahandya hat Maharero auch nichts mehr von einer Austreibung der Missionare aus dem Lande verlauten lassen. Vor einem festen Auftreten beugt sich der Mann.

Möchte es der Weisheit unsrer Reichsregierung gelingen, durch ein solches festes Auftreten, aber ohne Blutvergießen, die dunkeln Wolken zu zerstreuen, welche über dem armen Lande hängen, in das jetzt der Golddurst die Europäer zieht. Wir haben nun gerade genug herbes Lehrgeld bezahlt in unsrer kurzen kolonialen Ara. Jede Besserung muß beginnen mit der Erkenntnis der Fehler und mit dem festen Willen, dieselben Fehler nicht noch einmal zu machen. Man kann es nicht nachdrücklich genug betonen und muß es immer wiederholen, daß gerade das Gelingen kolonialer Unternehmungen heute ganz wesentlich von dem taktvollen und freundlichen Verhalten der Kolonialbeamten gegen die Eingebornen abhängt. Und in diesem Stück haben unsre jungen deutschen Kolonialbeamten viel besser zu machen.

Wd.



## Was hat die gegenwärtige Mission für die Geographie geleistet?

Von P. C. Wallroth. (Fortsetzung.)

3. Westasien wurde nebst einem Teile Mittelasien durch den bekannten Dr. Joseph Wolff erforscht, jenen weitgereisten Judenmissionar, welcher die Ergebnisse seiner Wanderungen durch Kleinasien, Persien, Turkestan, Buchara, Afghanistan, Kaschmir, das nördliche und südliche Indien 1831—1834, in den „Researches and Missionary labours among the Jews, Mohammeds and other sects“. (London 1835) und Journey to Bochara, sowie Travels and adventures niederlegte. — Kasiristan, eins der damals unbekannten Länder der Erde konnte 1873 vom früheren Artillerieoffizier, dann Missionsarzt E. Doves von Kaschmir aus zwar nicht erreicht, aber nach zuverlässigen Erkundigungen beschrieben werden. Andere englische Missionare haben ähnliches verfolgt und Hughes in Peshawar (Peschaur) stellte die Ergebnisse und Mittheilungen des in dies hohe Bergland hineingebrungenen Afghanen und Missionars Munshi Syud Schah zusammen.<sup>1)</sup> — Über die Stadt Buchara gaben 1881 die beiden Katholiken A. Capus und G. Bonvalot der Pariser Geographischen Gesellschaft nähere Kunde. In Persien und den Nachbarländern, wo im Mittelalter die vom Papst Innocenz IV. 1252 gestiftete Congregatio fratrum peregrinantium propter Christum eine auch wissenschaftlich nicht unbedeutende Förderin der Geographie des Morgenlandes war,<sup>2)</sup> haben Missionare des American Board in diesem Jahrhundert viel zur Kunde jener Landschaften und Völker zusammengetragen. Vor allen Justin. Perkins: A Residence of eight years in Persia among the Nestorians. 1843; Bischof Horac Southgate, welcher 1837 durch Armenien, Kurdistan, Persien und Mesopotamien reiste; A. Grant, Verfasser von: The Nestorians or the Lost Tribes (New-York 1841), gab die genaue Lage der Flüsse Zab, Rhabor und andere Berichtigungen dieser Tigris-Gegenden an. S. H. Calhoun beschrieb den Libanon, E. H. Wheelers veröffentlichte Ten Years on the Euphrates u. f. w.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Ev. Miss.-Mag. 1837, 571—738. B. g. M. 64, 32, 75, 114, 83, 404—409.

<sup>2)</sup> Ausland 1882, 159. Rastar 1867 S. 123; Jordan Catalani und andere Missionare um 1300.

<sup>3)</sup> Ev. Miss.-Mag. 1847, I, 1—73. II, 17 ff. I, 74—104, 160 f. Ely Vol. 66 f. 74 f. 79, 493, 489, 428, 103—112. Das Memoir of Dr. Lobdell über Mesopotamien, Boston 1859; Bericht übers Erdbeben in Beirut am 1. Januar 1837, meteorologische Beobachtungen seitens der Missionare in Armenien, Syrien u. f. w.

Kleinasiens sieben Gemeinden der Offenbarung wurden von Pliny Fisi 1820, archäologische Funde in Meraſch durch H. Marden geſchildert. E. Smith neſt H. G. D. Dwight gaben in den: *Missionary Researches in Armenia etc.* 1830—1831 (Boston 1833) über Georgien und der Miſſionsſuperintendent in Beirut, Dr. Eli Smith als Begleiter des Dr. Robinson auf der Forschungsreiſe durch Paläſtina mancherlei Nachricht.<sup>1)</sup>

Auch die Baſeler Miſſionare ſind nicht zu vergeſſen, ſo Lang, der Schilderer der Kaukaſusbölker, 1834, H. Hörnle und Ed. Schneider auf ihrer Reiſe von Tebris nach Iſpahan und Hörnles Beſchreibung der Kurden. A. Dittrich war Darſteller des armenischen Volkes.<sup>2)</sup> J. L. Porters *Five Years in Damascus etc.* (London 1855) iſt nach Petermanns Urtheil „eins der bedeutendſten und gediegenſten Werke über Paläſtina und Syrien in neuerer Zeit“. Dr. W. M. Thomſon ſchrieb: *The Land and the Book* (New-York und Edinburgh 1851. 2 Bde.), der amerikaniſche Miſſionsarzt J. L. Barclay: *The city of the Great King or Jerusalem*, worin er trotz des weiſſagenden Schluſſes viel Neues, zuverlässig Wertvolles brachte, da er ſeit der fränkischen Herrſchaft der erſte Chriſt war, welcher zu vielen bis dahin verſchloſſenen Orten freien Zutritt erhielt. — H. H. Jeſſup ſchilderte „*The Women of the Arabs*“. New-York 1873 und *Syrian Home Life* 1874; auch F. W. Hollands „*Notes on the map of the Peninsula of Sinai*“, mit Karte, iſt eine Frucht wiederholter rühmenswerter Forſchung und „bringt des Neuern außerordentlich viel und iſt unſtreitig ein großer Fortſchritt in der Kartographie der Halbinſel.“<sup>3)</sup> Der oben ſchon genannte K. Graul<sup>4)</sup> führt uns nach Paläſtina, Sinai, Aegypten, damit nach

## II. Afrika.

„In Afrika, wo das Miſſionswerk mit der geographiſchen Entdeckung Hand in Hand geht.“ P. g. M. 1878, 196.

1. Oſtafrika und zwar von Kairo<sup>5)</sup> bis zum Sambesi, mit Einſchluß der Seengebiete. —

<sup>1)</sup> Eb. Miſſ.:Mag. 1830, 518—524. 535 f. Zenaer g. M. I, 52 f. Eb. Miſſ.:Mag. 1835, 515—686. Ralfar (1867) S. 122. P. g. M. 58, 33.

<sup>2)</sup> Eb. Miſſ.:Mag. 1834, 406—421. 1837, 459—499. 499—514. 32, 513—520. (Ralfar II, 74.)

<sup>3)</sup> P. g. M. 1856, 162. 58, 520 f. 59, 166. Barclay benutzte aber Bartlett's Jerusalem Revisited. Ely Vol. 492. P. g. M. 70, 310.

<sup>4)</sup> Reiſe nach Oſtindien Bd. 1 u. 2. Leipzig 1854. Eb. luth. Miſſ.:Bl. 1850, 17 ff.

<sup>5)</sup> über Nordafrika: die alten katholiſchen Miſſionare Roland Frejus 1666, Miſſ.:Zſchr. 1839.

Katholische Missionare waren die ersten, welche des blauen Niles Länder erforschten, dessen Quellen entdeckten<sup>1)</sup> und auch in der Gegenwart sind hier Männer zu nennen: der Franziskaner Léon des Avanchers sammelte 1858 an der Ostküste bis Sansibar viele Nachrichten über die Somali- und Galla-Länder, reiste durch Abessinien und die Galla-Länder südwärts, erforschte das Königreich Kaffa, den Sobat (Sabat)fluß<sup>2)</sup> und andere benachbarte Gewässer sowie das Zwergvolk der Areya und Tschin-Ashalle (Berikimo). Mit Avanchers ist eng der Bischof, jetzige Kardinal F. G. Massaya verbunden, welcher fesselnde Berichte über die Galla veröffentlichte, zur weiteren Erforschung des Sobat beitrug und dringend aufforderte, und die Ergebnisse seines 35jährigen Aufenthalts in Abessinien in: *I miei trenta cinque anni di missione nell' Alta Etiopia* (Roma, Milano 1885 f. vier Bände) zusammenfaßte. Dies bedeutende Werk enthält viel Stoff für Völkerkunde, Topographie, Geographie, Geschichte und Naturkunde mit trefflicher Karte.<sup>3)</sup> — Ignaz Knoblecher, apostolischer Generalvikar für die von Gregor XVI. 1840 gestiftete Inner-Afrikamission, zog 1849 auf dem weißen Nil bis über den 4<sup>o</sup> n. B., führte genaue Tagebücher und nimmt nach Petermanns Urteil „einen nicht unbedeutenden Platz unter den Erforschern Central-Afrikas ein“. Auch Namen wie Giovanni Beltrame, Dobiaf,

Carlo Maria v. Genua, Sebarino v. Silesia 1710, L. Richard und Kermabon, von Rhadames aus zu den Tuarg-Abdcher; P. g. M. 81, 230 f. sowie die Werke zweier englischer Geistlichen Jos. Will. Blakesley: „Four Month in Algeria“ und Tristram: *The Great Sahara* (Lond.) P. g. M. 59, 167. 61, 243.

1) J. B. 1556 der Portugiese Alvarez „Begründer der abessinischen Geographie“, 1603 der Jesuit Peter Paëz und Lobo stehend an den Quellen des blauen Nils, 1698 Fernandez Brevedent, 1701–1702 Krump von Agypten nach Nubien, anerkannt erst 1850 und du Roule 1704. P. g. M. 64, 151. Erg.-Band II, Taf. 14; 88, 163. Baumgarten 36. Embacher 321 f. Bernat über die Kopten (Kalkar 1867 S. 167).|

2) Welchen er allerdings falsch für den wahren weißen Nil des Ptolemäus hielt und wörtlich am 14. Oktober 1860 an Th. von Heuglin schrieb: „So hat ein armer Missionar entdeckt, was zahlreiche Gelehrte unserer Tage vergebens suchten. Ein weltlicher Mann würde dafür einige Dekorationen erhalten, mir wird es nichts einbringen, als den Widerspruch der jetzigen und künftigen Reisenden.“ P. g. M. 61, 171. 62, 356, anerkannt 63, 359. „Auf zahlreiche Berichte gestützt, glaube ich an die Existenz der Pygmäen in Afrika und denke, diese Zwerggrasse muß unter dem Äquator gesucht werden.“ 71, 148. 76, 5. 86, 310. 69, 359. Glob. 51, 330. 345. Allg. Wiss.-Ztschr. 88, 298.

3) Kalkar 1867 S. 172. P. g. M. 61, 171 f. 326. 62, 40. 65, 314. Avanchers Karte 66, 439. 78, 241. 86, 125. 190. 281. 351. 87, 158. 88, 190. Kathol. Miss. 1880, 41 (Bild) Globus 8, 139–141.

Hansal, Kaufmann, Kirchner, Morlang, Mosgan, Vinco, Mitglieder dieser österreichischen Marien-Verein-Mission, sind wegen ihrer geographischen Leistungen zu nennen.<sup>1)</sup> Beltrames „Aus dem Tagebuch eines Missionars auf einer Reise von Fiume nach Mittelafrika, von Chartum nach Benisangol“ (Verona 1861) gab neues betreffs des Djesirah, des Pipar und Djalfluß. A. Kaufmann schrieb: Das Gebiet des weißen Flusses und dessen Bewohner (Brigen 1861); Franz Morlangs Reisen östlich und westlich von Gondokoro sind in P. g. M. Ergzgs.-Band II, Heft 11, 1863 S. 116—124 veröffentlicht. Miani beschuldigte diesen Missionar, für die Wissenschaft nichts geleistet zu haben und doch waren Morlangs „sehr gute Arbeiten“ zu Mianis Karte stark benutzt worden. Solcherlei geschieht auch bei andern Missionaren.<sup>2)</sup> Des „übel berüchtigten“ Mönchs Giuseppe Sapeto: Viaggio e missione cattolica fra i Mensâ, i Bogos e gli Habab con un cenno geografico e storico dell' Abissinia (Roma 1857) ist auszugslich in P. g. M. 61, 299—308 (und Taf. 11. 1888, 32) wiedergegeben, soll auch hier trotz der Feindschaft dieses Italieners gegen Fsenberg, Krapf u. a. als wertvoll anerkannt werden; hat Sapeto doch 1851 die Bergländer Bogos und Habab uns eröffnet. — Harar, von Rochet d'Héricourt erreicht, ist nebst Umgegend durch Taurin Cahagne, den Leiter der katholischen Mission daselbst, geschildert worden; Kordofan durch D. Comboni, den Missionsvorsteher in Chartum und Unterstützer aller Forschungsreisenden im Sudan, sowie durch St. Carcereri.<sup>3)</sup>

Die schwedische Gallæxpedition seitens der Fosterland Stiftelse 1881 geführt von Arrhenius und Pohlmann ergab scheiternd nichts,<sup>4)</sup> anders aber ging es mit andern evangelischen Missionaren. J. M. Flad, seit 1855 durch mehrfache Reisen mit Abessinien wohl vertraut, hat durch: „Zwölf Jahre in Abessinien“ (Basel 1869) besonders die Angstzeit der Missionare und durch die „Kurze Schilderung der bisher fast unbekannten

<sup>1)</sup> J. C. Mitternugner: Geographische Notizen aus dem apostolischen Vikariat in Central-Afrika. Brigen 1861. — P. g. M. 69, 157. 57, 440. 59, 45. 393. 63, 317. 72, 80. 73, 39. 78, 196. 88, 175.

<sup>2)</sup> Gegen Miani: P. g. M. Erg.-Heft 11. S. 33; überhaupt S. 30 ff. 23 f. Taf. 8. 9. (1862—63.) P. g. M. 57, 155. 427. 58, 560. 562. 62, 40. 77, 170. 88, 173. Globus 31, 159. Missionsnachrichten der Ostind. Missionsanstalt. Halle XIV, 37.

<sup>3)</sup> Zenaer g. M. I, 79—86. II, 17—19. P. g. M. 82, 70. 100. 84, 157, Ausland 1883, S. 676.

<sup>4)</sup> Auch G. E. Beskow: Den Svenska Missionen in Ost-Afrika (Stockholm 1887) ist geographisch ziemlich unwichtig. P. g. M. 88, 155.



abessinischen Juden (Falascha)“ diese letzteren zuverlässig und anspruchslos nach ihren verschiedenen Lebensverhältnissen, Sitten und Gebräuchen trefflich uns bekannt gemacht.<sup>1)</sup> Samuel Gobat ist der genaue Kenner des Habeschlandes und Gondars und sein Tagebuch 1830—1832 noch heute lesenswert;<sup>2)</sup> sein Begleiter war Karl Wilh. Fsenberg, welcher in „Abessinien und die evangelische Mission“ (Bonn 1844. 2 Bde.) für Tigre und Schoa manches Bemerkenswerte gab,<sup>3)</sup> weniger der Judenmissionar H. A. Stern; mehr aber enthielten Th. Waldmeiers Erlebnisse in Abessinien. Basel 1869.<sup>4)</sup>

Den Schleier der Ostküste und der Seengebiete haben auch evangelische Missionare heben helfen, vor allen unsere berühmten Landsleute im englischen Missionsdienst: Ehrhardt, Krapf und Rebmann, Jakob Ehrhardts und Joh. Rebmanns mutmaßliche Karte 1856 mit Angabe der wahrscheinlichen Lage und Ausdehnung des Uniamesi-Sees nebst Bezeichnung der Grenzen und Wohnsitze der verschiedenen Völker und der Karawanenstraßen nach dem Innern war ein kühner, großartiger Griff ins Halbgewußte und Geahnte. Prächtig sind Ehrhardts Erläuterungen, aber auch köstlich A. Petermanns Wort: „Wir rechnen die von der ostafrikanischen Mission gesammelten geographischen Nachrichten unter die interessantesten und wichtigsten in dem letzten Jahrzehnt . . . Wir wissen und halten nicht damit zurück, daß von der ostafrikanischen Mission keiner auch nur einen einzigen festen Punkt bestimmt oder nur eine einzige geographische Messung irgend einer Art gemacht hat. Wenn man aber deshalb die Nase rümpfen und ihre Angaben, Berichte und Karten als ganz unbrauchbar ansehen und verwerfen wollte, so würde man nicht bloß eine große Ungerechtigkeit begehen, sondern auch eine nicht geringe Unkenntnis zur Schau tragen. Die Missionare haben selbst zu wiederholten Malen mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß sie nicht die Bildung und Kenntnisse besitzen, die man von einem Geographen von Beruf oder einem wissenschaftlichen Entdeckungs-

<sup>1)</sup> Jenaer g. M. I, 36 f. 134 f. P. g. M. 69, 155. 360. Ev. Miss.-Mag. 1869, 303. Globus 42, 191.

<sup>2)</sup> Ev. Miss.-Mag. 1834, 69—308. 84, 175. 85, 48. Sein Leben und Wirken Basel 1884. Ausland 1836, 170 f. Rakel a. a. O. I, 430. 436. 438.

<sup>3)</sup> Ev. Miss.-Mag. 1850, IV. 2. 66, 129 f. P. g. M. 61, Taf. 11. 66, 41. 88, 173. J. Mayers Reise nach Schoa und Hausmann über Galabat. P. g. M. 73, 160. 65, 237.

<sup>4)</sup> P. g. M. 73, 160. 63, 237 f. 69, 159. Sterns: Wanderings amongst the Falashas in Abessinia, together with a description of the country and its various inhabitants. London 1862. Bilder sind gut.

Reisenden erwarten darf; aber gerade deshalb ist es die Pflicht der Fachleute, ihre umfangreichen Nachrichten von einem wissenschaftlich-geographischen Standpunkt aus zu prüfen und zu sichten, und so das gute Korn von der Spreu zu gewinnen." (1856, 26.) — Der Hohn kam, Angriffe folgten, aber den deutschen Missionaren folgten auch Burton und Speke, welche genau da den See bei Udschidschi fanden, wo er von Ehrhardt-Petermann kartlich niedergelegt war. Der Fehler jener berühmten Karte war durch des Geographen Cooley Ansicht, nämlich daß nur ein großer See dort sei, wesentlich veranlaßt.<sup>1)</sup> — Des Schoa-Kenners Joh. Ludwig Krapf Laufbahn ist in der Allg. Miss.-Ztschr. 1882, 193 f. eingehend beschrieben; S. 29 auch seine geographischen Reisen und Entdeckungen, so daß wir uns hier wiederum ganz kurz fassen wollen. Als Rehmann, Krapfs Mitarbeiter, den schneebedeckten Kilimandscharo am 11. Mai 1848 entdeckt, dadurch das Staunen und Gelächter Europas erregt hatte,<sup>2)</sup> wurde der gleichfalls beschneite Kenia von Krapf aufgefunden und seine zwei Spitzen von ihm gesichtet. Letzterer durchforschte die nie von einem Weißen betretenen Gegenden: Usambara, Ukambeni, sammelte auf einer Küstenreise neue Kunde, das Dasein eines großen Sees (Nyassa). Ritter und Humboldt nahmen den zurückgekehrten Missionar in Berlin jubelnd auf und der preussische König verlieh ihm die goldene Medaille des höchsten Verdienstordens. Neben seinen vielen sprachlichen Arbeiten hat Krapf aber auch schriftlich für die Erdkunde gewirkt. Seine wertvollen „Reisen in Ostafrika zur Beförderung der ostafrikanischen Erd- und Missionskunde 1837—1853“ (Kornthal 1858, 2 Bde.) in mehrere Sprachen übersetzt, geben ein anschauliches Bild der 18 Jahre in Afrika.<sup>3)</sup> Mit Krapfs

<sup>1)</sup> P. g. M. 56, 19—32 (!) Taf. 1 (57, 222 f.) 58, 223. 59, 348. 431. 78, 106. 88, 177. Heinrich Berghaus: Abriß einer Geschichte der geographischen Entdeckungen. Berlin 1857 S. 202; vgl. hierzu und fürs folgende: Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 1873, 159. H. Kiepert's Kärtchen 1—6 und Erläuterungen.

<sup>2)</sup> Tapfer verteidigt wiederum von A. Petermann: „Weil die vielen hochgebildeten Reisenden, die an derselben Küste gewesen sind, solche Schneeberge nicht gesehen hatten und weil die hochgelehrten Geographen zu Hause von solchen Schneebergen nichts wußten, so hielten es manche wohl für ganz unmöglich, daß schlichte Missionare in ihrem schlichten Menschenverstande eine solche wichtige Entdeckung machen könnten“ u. s. w. P. g. M. 1862, 179. 59, 392 f. (!) 63, 99. 64, 449.

<sup>3)</sup> Auch den abessinischen Aufenthalt umfassend. Vgl. Globus 6, 18. Ev. Miss.-Mag. 1861, 14. 22. 50, I, 1—172. IV, 1 f. Auszug aus Krapfs abessinischem Reisetagebuch 1856, IV, 111—182. P. g. M. 55, 328. 57, 275 (Masai) 439. 441. 541 (Seereise) 58, 396 f. 401 f. (!) 59, 392. Taf. 15. 503. 61, 124. 148. 233. 64, 450. 451. Aufzählung aller Reisen des Krapf und Rehmann; Kilimandscharo

Arbeit und Leben ist eng das des edlen Dulbers Joh. Rebmann verbunden; neben der Entdeckung des Kilimandscharo, wofür ihm und Krapp die französische Geographische Gesellschaft die silberne Medaille verlieh und neben jener Karte, welche Burtons und Spekes Sendung veranlaßte, stellte dieser Glaubensheld seine neunjährige Erfahrung 1857 dem Kapitän Burton zur Verfügung, so daß er mit Recht nach Spekes Wort „the prime and first promotor of this discovery“ der Nilquellen war (vgl. *P. g. M.* 76, 267. 77, 171).<sup>1)</sup>

Englische Missionsgesellschaften, die kirchliche, Londoner und Universitätsmission, drangen von der Ostseite an die Seen Ukerewe, Tanganyika und Nyassa vor und bereicherten unsere Kenntnis dieser ausgedehnten Gebiete ganz ungemein. So schrieb F. P. Farler über einige Gebräuche in Usambara, die Londoner Griffith und Dr. Southon über Urambo und Ugoma;<sup>2)</sup> James Hannington 1882—1886, der erste Ostafrika-Bischof und bekannte Pfadsucher gelangte durchs Masai-Land nach dem nordöstlichen und nördlichen Uferland des Ukerewe bis zur Sichtweite des Niles.<sup>3)</sup> Die Missionslaien Edw. C. Hore und M. Hutley, der erstere das wissenschaftlich-geographische Mitglied des Missionsreisezuges nach Udschidschi, fanden im rasch nach Westen strömenden Rufudschu den Ausfluß des Tanganyika-Sees; Hutley schilderte die Sitten der Waguha, Hore verfertigte als früherer Seeoffizier nach dreijährigem Aufenthalt eine wichtige Karte dieses Binnengewässers.<sup>4)</sup> Der Laienmissionar der kirchlichen Gesellschaft F. T. Laß bewährte sich auf zahlreichen Reisen von Mpwapwa aus als guter Forscher und trat später ganz in den

---

454 f. Taf. 16. Zwergvögel Doko 71, 149. 83, 199. Sehr aner kennender Lebensabriß 82, 103. — Vgl. 67, Taf. 10<sup>a</sup>. 88, 173. 177. 223. Globus 41, 191. Aus allen Weltteilen 13, 215. Regel a. a. O. I, 122. 174. 422 f. 425. 429 f. 434 f. 438. Roskoschny: Europas Kolonien III, 106 f.

<sup>1)</sup> *P. g. M.* 55, 233. 56, 19 f. 26. Taf. 1. 59, 392. Taf. 15 mit Rebmanns Weg 379. 64, 449. Taf. 16. 67, Taf. 10<sup>a</sup>. 76, 267. Todesanzeige 77, 170 f. (78, 107.) Globus 31, 187. *Ev. Miss.-Mag.* 61, 22 f. 1850. IV, 98 f. Nebenbei sei des eigenartigen Chr. Heinr. Frd. Biallobloßky gedacht, welcher früher lutherischer Pastor zu Göttingen, dann im Missionsdienst Orient- und Afrika-Reisender als der erste auf Dr. Befehl Veranlassung die Nilquellen von der afrikanischen Ostküste aufsuchen wollte, aber nur bis Sansibar gelangte. *P. g. M.* 70, 30.

<sup>2)</sup> *Senaer g. M.* IV, 165. *P. g. M.* 80, 32. 74. 473. 82, 399. 83, 139—142. *Allg. Miss.-Ztschr.* 1881, 281 f.

<sup>3)</sup> *Ev. Miss.-Mag.* 1887, 386 f. *P. g. M.* 86, 216. 351. 87, 124. 160. 85, 408. *Ausland* 86, 792 f.

<sup>4)</sup> *Allg. Miss.-Ztschr.* 1881, 503. 283. *P. g. M.* 79, 32. 80, 74. 81, 114. 82, 72. 85, 199. 87, 160. *Senaer g. M.* I, 137—144. Globus 41, 143 f. *Ausland* 82, 79.

Dienst der Londoner geographischen Gesellschaft.<sup>1)</sup> Der unerschrockene MacKay löste die Zweifel betreffs des Flusses Jordan-Mullah, südlich vom Ukerewe und beschrieb in verschiedenen Aufsätzen des Church Miss. Intell. das Leben der Waganda, nachdem er 1876 in dem Missionsboot „Daisy“ den Wamifluß erforscht hatte.<sup>2)</sup> Thom. O'Neill (zu unterscheiden vom englischen geographisch bekannten Konsul H. E. O'Neill in Mozambique) war mit Wilson am Ukerewe und zeichnete 19 anschauliche sehr gelobte „Sketches of African Scenery, from Zansibar to the Victoria Nyanza“, bis sein und Shergold Smith' Blut den Boden der Ukerewe-Insel rötete, nachdem beide kurz zuvor den südöstlichen Teil des Ukerewe, des Speke-Golfs und seiner Zuflüsse Shimeyu und Ruwana kartographisch niedergelegt hatten, eine „recht dankenswerte Aufnahme“.<sup>3)</sup> Der neue englische Bischof Henry Parker hat von Mombas aus die Landschaft Usambara auf bisher unbetretenen Pfaden 1887 durchzogen, bei Ruchomi den Panganifluß überschritten und bei Mgera Lasts Weg erreicht und durch seinen Begleiter Josef Blackburne diese bis Usagara neue Route aufnehmen lassen. So wurde durchaus neues geboten und später Smith's Aufnahme des Speke-Golfs durch Parkers Untersuchung berichtigt. — Ritchfield und Pearson geben allerlei über Rubaga, z. B. dessen geographische Lage durch Beobachtung des ersten Jupitermondes, Aufnahmen der Umgebung der Hauptstadt und eines Theiles der Westküste des Ukerewe, allerlei meteorologische Bestimmungen, auch Berichtigungen der Bilder in Stanleys Buch „Durch den dunklen Erdteil“ u. s. w.<sup>4)</sup> — Moffats Schwiegersohn, Livingstones Schwager, Roger Price fuhr als der erste mit einem Ochsenwagen von Saadani an der Ostküste nach Mpwapwa und lieferte so der sansibarischen Handelswelt den Beweis, daß man auch hier nach südafrikanischer Sitte ins Seengebiet vordrängen könne, ein anerkannt berühmtes Unternehmen. Ein anderer J. E. Price und Dr. Baxter erforschten von Mpwapwa aus die noch wenig bekannte Landschaft Uhehe bis zum Dorf Mozombi und E. Stokes ist durch wiederholte Reisen nach dem Ukerewe bekannt ge-

<sup>1)</sup> P. g. M. 83, 436. 85, 354. 86, 187. 87, 153. 160. 252. Ausland 83, 917 f. 86, 793. 87, 416. Globus 2, 191.

<sup>2)</sup> P. g. M. 79, 103. 312 f. 434. 80, 144. 84, 152. 159. 88, Taf. 1. Globus 31, 96. (Wamifluß-Erforschung.)

<sup>3)</sup> P. g. M. 77, 117. 78, 197. 277. 397. 79, 103. 82, 399. Allg. Miss.-Ztschr. 1878, 436.

<sup>4)</sup> P. g. M. 80, 73. 81, 472. Globus 41, 76. (Parker:) P. g. M. 88, 30. 156. 83, 197. 88, Taf. 1. 349. Vor kurzem sind Parker und Blackburne im März 1888 am Ukerewe-See gestorben. Globus 53, 218.



worden.<sup>1)</sup> — Durch den Methodisten Thomas Wakefield wurde das östliche Quellgebiet des weißen Niles erkundet, „unerwartete Aufschlüsse von großer Wichtigkeit“ waren das Ergebnis seiner Reisen 1865—1867 von Mombas aus durch die Küstenlandschaften bis zum Tanafluß und zeigten Wakefield als geographischen Beobachter, welcher auch durch Einziehen von Erkundigungen weit über die Lande westlich und nördlich vom Kilimandscharo Afrikas Kenntniss sehr förderte und das Vorhandensein des „Mondgebirges“ als Fabel erwies.<sup>2)</sup> Sein Mitarbeiter Charles New bereiste von Mombas aus zweimal die Gallaländer und bestieg am 26. August 1871 den Kilimandscharo bis zum Rande des ewigen Schnees. Sein „Life wanderings and labours in Eastern Africa“ 1874 und andere Schriften sind noch redende Zeugen dieses geographischen Missionspioniers. Die englisch-kirchlichen Sendboten Bran und Handford erstatteten ethnographisch wertvolle Berichte über das bisher gänzlich unbekannte Gebirgsvolk der Taita, halbwegs zwischen der Ostküste und dem Kilimandscharo.<sup>3)</sup> Für unsere Kunde von Uganda sind E. F. Wilson und Missionsarzt Dr. Robert W. Felkin sehr bedeutend geworden; der erstere beschrieb die Reise nach dem Ukerewe, die Insel gleichen Namens, gab meteorologische Beobachtungen zu Rubaga und kehrte im September 1879 mit Felkin durch das Bahr-el-Ghasal-Gebiet, Darfur, Kordofan, Chartum nach Europa zurück. Das beiden gemeinsame Buch: „Uganda und der ägyptische Sudan,“ 1882 (Stuttgart 1883, deutsch, 2 Bde.) fand vollen Beifall der Wissenschaft und Missionsfreunde; es ist meist ethnographischen und geographischen Inhalts und bietet über Uganda viel. Der erste Band aus Wilsons Feder beschreibt Sansibar, die Landreise von Bagamoyo nach Ragei am Ukerewe, Land und Leute Ugandas; ein Anhang bringt Mitteilungen über dortigen Handelsverkehr, Pflanzenlisten u. s. w. Das Ende des ersten und der ganze zweite Band ist Felkins Werk und schildert die Reise Felkins, Wilsons und der Mtesa-Gesandten von Uganda über Kordofan nach Suakim und im Anhang anthropologische und mineralogische Sachen.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> P. g. M. 77, 40. Allg. Miss.-Ztschr. 81, 501 f. Globus 31, 96. P. g. M. 84, 273. 88, Taf. 1. 84, 354.

<sup>2)</sup> P. g. M. 71, 366—370. 64, 397. (Footprints in Eastern Africa, London 1866.) 72, 113. 76, 6. 82, 399. 83, 74. 199. 86 Taf. 19. Weg. 88, 177. Allg. Miss.-Ztschr. 1887, 185 f.

<sup>3)</sup> Allg. Miss.-Ztschr. 87, 185 f. P. g. M. 76, 69. 73, 193. 88, 182. New unterschied sieben Zonen am Kilim.; Ausland 86, 71—73.

<sup>4)</sup> P. g. M. 77, 361. 78, 42. 116. 277. 79, 65. 115. 80, 73. 143. 157. 273. 323. 81, 89—98 (von Lado bis Dara). Taf. 4. 239. 82, 192 (397). 83, 398. 85,

Auch katholische Missionare machten sich um diesen Teil Afrikas verdient, so die Algier-Sendboten am Tanganika; Etienne Baur's und Ale Roy's „A travers le Zanguebar“ (Tours 1886) enthält die Reiseberichte von 1882—1884 durch die Landschaften: Wadoe, Ufegua, Ufwere, Ufami, Ufagara sowie Schilderung deren Bewohner; gut ist Baur's Karte.<sup>1)</sup> Franz Xaver Geyer gab Reiseskizzen aus Agypten und dem Sudan, Livinhac wertvolle Beobachtungen in Rubaga;<sup>2)</sup> Pater Picarda schilderte 1886 eingehend die Landschaft Uguha mit Ufwere und Udoë; wichtig sind die „Reisen in Zanguebar 1867—1870“ (Regensburg 1873), welche der bekannte A. Horner, Begründer Bagamoyo's als Station und seit 1863 Leiter der Sansibarmission, durch Ufami, Ufwere (Ufuere) und Ufegura machte; von der Royal Geogr. Society zum korrespondierenden Ehrenmitglied ernannt, wird sein Name in der Geographie Ostafrikas immer genannt werden.<sup>3)</sup>

Auch die Festlandküste von Sansibar bis zum Sambesi und zum Nyassa-See ist von Missionaren berührt und erforscht worden. Außer Livingstone, dem Entdecker des Nyassa (16. Sept. 1859) sind es die Arbeiten der Universitäten-Mission und anderer gewesen. Des schottischen Missionars Pringle „A journey in East“ giebt ein geschickt gezeichnetes Bild der Blantyre-Umgebung, eine Schilderung der Makololo und Magandscha. Über letzteres auch Anjandscha genanntes Volk giebt die Einleitung in Alex. Riddels „A Grammar of the Chinyanga Language as spoken at Lake Nyassa“ (Edinburgh 1880) verschiedene ethno-

406. 86. Littb. Nr. 137, S. 37. 86, 373. 87, 138. 160. Littb. Nr. 285, S. 65; Nr. 414, S. 94. 87, Littb. Nr. 414 S. 94. Reiche Auszüge stehen im Ausland 1882, 11—13. 146—148. 168—172. 448. 449—452. 601 f. 85, 837 f. 83, 794 f. 815 f. 851. 930 f. 84, 136 f. 85, 126. (For-Stamm) 837. Regel I, 139. 144. 161. 163. 195. 455 f. 458. 462, aus Felfins Sammlung a. a. O. I, (33.) 124. 137 f. 140 f. 144. 147. 156. 443 f. 456. 483 f. 487 f. 490. 498. 503. 510 f. 516 f. 522. 526. 529. 536 f. III, 146. 274. 313. Ev. Miss.-Mag. 84, 48. Allg. Miss.-Ztschr. 1882, 516 f. 84, 48. Jenaer g. M. I, 65.

<sup>1)</sup> Carbonnier und Abbé Joanni Guyot u. Kath. Miss. 79, 127 f. 137 f. 167 f. 177. 80, 124 f. 143 f. 179 f. 83, 10 f. 28 f. 98 f. mit Le Roy's Skizzen 86, 96 f. 118 f. 146 f. P. g. M. 82, 433. 84, 159. 86, 345. 351. 87, 160. 88, Taf. 1. Weg 87, 159. 84, 101. 80, 196. 83, 199. M. A. Debaije 78, 241. 442. 79, 233. 313. 80, 74. 106. 119. Aus allen Weltteilen XI 211. Ausland 1880, 380.

<sup>2)</sup> Ausland 1884, 821 f. 854 f. 867 f. 890 f. 908 f. 923 f. 946 f. 970 f. P. g. M. 84, 354. 85, 408; 87, 160. 86, 217. 88, Taf. 1 (Weg). Al'assaut des pays nègres, journal des missionnaires d' Alger dans l'Afrique Équatoriale.

<sup>3)</sup> P. g. M. 72, 113. 73, 193. 77, 160. Globus 38, 125. Aus allen Weltteilen XII, 205. Ev. Miss.-Mag. 74, 46 f. 111 f. 209 f. 225. Über den Jesuiten M. Thoman (1788) vgl. Ralfar II, 189.

graphische Aufschlüsse. Verworren ist *Africana or the Heart of Hea-*  
*thern Africa* by the Rev. (schottischen Missionar) Duff Macdonald  
 (London 1882. 2 Bde.).<sup>1)</sup> Viel Neues lieferten die schottischen  
 Glaubensboten von Nyassa, so der Missionsingenieur James Stewart,  
 korrespondierendes Mitglied der Zenaer geographischen Gesellschaft, Ed-  
 ward D. Young, 1862 Befehlshaber des „Pionier“, erst Begleiter,  
 dann Pfadsucher Livingstones, zuletzt im Dienste der schottischen Missions-  
 gesellschaft am Nyassa; er umschiffte 1875 diesen See und entdeckte das  
 Livingstone-Gebirge.<sup>2)</sup> Auf neuen Wegen wurde dies Binnenwasser von  
 dem Missionsbischof und bedeutenden Sprachforscher Edw. Steere 1875  
 erreicht, was die dann rasch zunehmende Erforschung des Rovuma und  
 Lujende-Gebiets veranlaßte. Swinny machte von der Ostküste des  
 Nyassa Forschungsausflüge nach Unango, durchs Gebiet der Yao; ein  
 andermal nach Anafita im Mangwara-Land; auch erklärte er sich bereit,  
 regelmäßige meteorologische Beobachtungen auf seiner Station, der Insel  
 Dikomo, vorzunehmen, falls ihm ein Teleskop zu astronomischen Be-  
 obachtungen und Positionsbestimmungen überlassen würde, doch starb er  
 bald darauf.<sup>3)</sup> W. E. Porters Skizze der Reise nach Sonjela  
 (Songea), reich an neuen Einzelheiten, und Steeres Nachfolger im Bis-  
 tum: Smythies Reise von Newala den Fluß entlang bis ins Quell-  
 gebiet des Rovuma giebt eine Fülle von Mitteilungen über die räube-  
 rischen, schreckenverleitenden Magwangwara, den Sulu-Stamm zwischen  
 Nyassa und dem Meer. In diesem Gebiet forschte 1881 auch Ch.  
 Maples, und gelangte nach Mwalia, der Hauptstadt des Makuavolkes.<sup>4)</sup>  
 Das noch nie von einem Weißen besuchte Nordende des Schirwa-See-  
 morastes wurde 1881 August vom Missionar W. P. Johnson erreicht,  
 der See als Quelle des Lujende, Nebenflusses des Rovuma, erwiesen.  
 Von Johnson ist auch der Rovumalauf kartographisch festgelegt und die  
 ganze Ostküste des Nyassa durchwandert worden.<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> P. g. M. 65, 78. 84, 282. Ev. Miss.-Mag. 80, 304. 83, 512.

<sup>2)</sup> P. g. M. 80, 32. 197. 319. 324. Zenaer g. M. III, 15. Aug. Miss.-Ztschr. 88, 127 f. P. g. M. 76, 271. 374—376. 78, 117 f. Regel a. a. O. I, 402—404. Globus 31, 296 f. 42, 176. 44, 303. Dr. Lawes Reise am Westufer 1878. P. g. M. 79, 233. (Elton und H. B. Cotterill.) 78, 338. 362. Taf. 19. — Nyassa (London 1877). Edw. Skeere's Some Account of the Town of Zanzibar. London 1869.

<sup>3)</sup> P. g. M. 83, 113. 86, 282. Globus 43, 174. 86, 345. 87, 160. 252.

<sup>4)</sup> P. g. M. 86, 282. 87, 252 f. 160. 371. 86, 59. 82, 116. 351. 88, 182. Central-Afrika 1886, S. 75—80. (Nr. 42.) Mountain Towns of the Boundei Country. Ausland 1882, 159.

<sup>5)</sup> P. g. M. 82, 73. 116. 351. 84, 394. 85, 88. 86, 282. 87, 251. 88, 182.

Die ostafrikanischen Inseln. — Der oben erwähnte Léon des Abanchers verfaßte eine „Notice géographique et historique sur les îles Séchelles 1857;“<sup>1)</sup> die Londoner Missionsvisitatoren Dan. Tyermann und G. Bennet beschreiben 1827 die Insel Mauritius, ebenso der Bischof Ryan von Mauritius *Journals of an eight years residence* (London 1864).<sup>2)</sup> — Madagaskar ist durch englische und norwegische Glaubensboten mannigfach geschildert worden und des Missionssekretärs William Ellis zweibändige *History of Madagascar* (1838), seine verschiedenen Reisen nach dieser Insel 1853, 1854 und 1856, sein Aufenthalt daselbst 1862—1865 haben ihn zu einer der ersten Autoritäten über Madagaskar gemacht „als gründlicher Kenner Madagaskars allgemein anerkannt.“<sup>3)</sup>

Ein wertvoller genauer Beitrag zur Karte Madagaskars ist die vom Londoner W. Deans Cowan in Faravohitra 1881 gedruckte Schrift und Karte von der Landschaft Tanala, sowie seine große Karte der südlichen und mittleren Provinzen Tanala, Betseleo und Vara, und Beschreibung der Reisen im östlichen und südlichen Inner-Madagaskar. Über die Betseleo und das südliche Madagaskar schrieb kürzlich A. S. Huet; <sup>4)</sup> den bisher für uns dunkeln nördlichen Teil der Insel hat der Missionsbischof Restell-Cornish und Missionar R. T. Batchelor von Juni bis Oktober 1876 durchzogen und „viel geographisch Bemerkenswertes“ mitgeteilt. Der indische Missionar und Visitator Joseph Mullens veröffentlichte auf Grund verschiedener Reisen, eigener Aufnahme und der Angaben verschiedener Missionare eine wertvolle Karte des mittleren Inlandes der Insel und das Buch: *Twelve Months in Madagascar* 1875. Auch dieser hochverdiente Erforscher und Glaubensbote ruht in

Globus 41, 159. Neuerdings sind 85, 68 durch des Konsuls O'Neill Untersuchungen zwei von einander getrennte Seen, der Amaramba und der Schirwa (Kilwa) darge-  
gethan; Johnson hat das Nordufer des ersteren besucht.

<sup>1)</sup> P. g. M. 1857, 113. (R. P. Mauger: *Une mission dans les Comores*) 84, 400.

<sup>2)</sup> Ev. Miss.-Mag. 1833, 261—268. Militärkaplan Fr. B. Flemming „Mauritius“ P. g. M. 63, 237. 64, 195. Ostind. Miss.-Nachr. Halle XIV, 40.

<sup>3)</sup> W. Ellis: *Three visits to Madagascar . . . with notice of the natural history of the country etc.* (London 1858). *Madagascar revisited* describing the events of a new reign London 1867. P. g. M. 73, 55. 67, 280. 59, 83. 63, 198. 71, 147. Auszüge im Ev. Miss.-Mag. 1865, 53 f. 1868, 3 f. Rich. Andree. Livingstone II. Abtlg. 2. Erforschungsreisen auf Madagaskar. Leipzig 1889. *Rahel II*, 452. 495 ff. 499. 516. 519 f.

<sup>4)</sup> P. g. M. 82, 87. 432. 87, 160. 88, 63. (J. Reßler, Behm-Wagner, Bevölkerung der Erde I, 47.)



afrikanischer Erde, in Mpwapa.<sup>1)</sup> — Ebenso bedeutend für die geographische Kunde ist James Sibrees: Madagaskar: Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel; Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Leipzig 1881 (deutsch); der aus einem Baumeister zum Missionar sich entwickelnde Sibree ist ein feiner Kenner auch der geographischen Geschichte dieser Insel und „neben Ellis, Mullens, Grandidier einer ihrer Hauptautoritäten“, ein Gelehrter dieser Völker, Herausgeber des Antananarivo Annual and Madagascar Magazine, einer verdienstvollen, inhaltreichen Zeitschrift der Londoner Missionare in der Hauptstadt der Howas für Geographie, Ethnologie u. s. w. dieser Insel.<sup>2)</sup> Außerdem sind noch die englischen Missionare Cameron, Lord, Mosß, Pickersgill, Riordan, G. A. Shaw, Street, deren Reisen teilweise durch selten oder nie zuvor besuchte Landschaften der Ifongo, Ibava, Sakalavas, Sihanaka sich verdient gemacht haben.<sup>3)</sup> —

Unter den norwegischen Glaubensboten haben folgende die madagassische Erdkunde erweitert: Vorgen mit seiner Reise durch das Sakalavagebiet von Morondava nach Mibongy, Dr. Chr. Borchgrevinks Kortfattet Oversigt over Madagaskar, dets Folk og Mission, (Christiania 1885) besonders hinsichtlich der Sonnen-Provinzen Imerina und Betileo, ein klares fundiges Werk, dann Lars Dahle, jetziger Superintendent der norwegischen Mission auf Madagaskar, Ehrenmitglied der geographischen Gesellschaft zu Jena durch: Madagaskar og dets Beboere (Christiania 1876. 3 Bde.), die Frucht eines zehnjährigen Aufenthalts, scharf im Urtheil, alte Behauptungen sichtigend und klärend, um die madagassische Landeskunde sehr verdient.<sup>4)</sup> Jörgensen's Folk

<sup>1)</sup> Globus 32, 110 f. Jenaer g. M. IV, 41. Allg. Miss.-Ztschr. 1880, 41. 81, 507. P. g. M. 76, 397. 77, 161. 79, 233. 80, 108. Globus 30, 39 f. „sehr verdienstvoll“; hier ist auch näheres über Mullens Stellung zur Völkerkunde Madagaskars. Vgl. 36, 192. Sein Grab Chronicle 1879, 247.

<sup>2)</sup> Ev. Miss.-Mag. 1881, 304. Madagascar and its people. London 1870. P. g. M. 70, 348. History and present condition of our geogr. knowledge of Madagascar. P. g. M. 80, 202. 81, 232 (240). 85, 398. 86, 192. 88, 63. 350. Globus 32, 110. 37, 219 f. 299 f. Ursprung und Einteilung der Madagassen 303. 43, 48. Ausland 80, 682 f. 708 f. rühmt Sibrees Sachkenntnis, kritischen Blick, Sorgfalt u. s. w. (85, 1040). Rassel a. a. O. II, 492. 494. 496. 502. 508. 521. 459. 489 (502).

<sup>3)</sup> Globus 36, 272. 43, 48. Sagen und Fieber der Malgassen; J. A. Houlber: Wiß und Weisheit der Howas. 32, 110. P. g. M. 77, 161. 85, 187. 408. 87, 160. R. Barons sehr wichtige Reise nach der Nordwestküste 1886. P. g. M. 1888, 249.

<sup>4)</sup> Jenaer g. M. III, 252—258. IV, 120. I, 64. P. g. M. 85, 398. 408. 86, 128. Allg. Miss.-Ztschr. 85, 35.

og kirke paa Madagaskar giebt besonders über den Taifakastamm auf der Südostküste erwünschte Neuigkeiten, N. Landmark, der ehemalige Kapitän des Missionschiffes Elieser, berichtet über das Sakalavakönigreich Fiherenga; P. Nilsen=Lunds Untersuchungsreisen im südlichen Madagaskar, im Baraland, am Onimaintifluß, in Raihandris Reich und beim Onilafuß sind die neuesten Ergebnisse der nordischen Arbeit, welche auch dem französischen Residenten sehr wertvoll erschienen. Schätzenswert sind auch P. E. Nilsens und A. Walens Reisen im südöstlichen Inselteil; ebenso A. Walen und L. Röstvig: Das Volk der Süd-Sakalaven und das Werk des ersteren: Madagaskars Sydostkyst (Stavanger mit 1 Karte 1887), welches ein sehr wertvoller Beitrag zur Land- und Volkskunde der südlichen Sakalaven, der Landschaften Menabe und Fiherenga auf der Westküste ist. Ubrigens bieten die Missionszeitschriften, wie Chronicle of the London Miss. Soc. und die Norske Missions Tidende, in den verschiedenen Jahrgängen sehr viel Stoff zur Geographie Madagaskars, welcher hier unmöglich übersichtlich mitgeteilt werden kann.<sup>1)</sup> (Fortsetzung folgt.)

## Missionsrundschau.

Von G. Kurze.

(Schluß.)

Im Sommer 1887 wagte sich Bischof Selwyn auch auf die stockeisnische große Insel Guadalupe und besuchte daselbst die 3 Orte Tahiboko, Kua Batu und Aua. An dem zweiten Orte vertraute ihm der Häuptling Gena einen vielversprechenden Knaben für die Norfolk School an. Im allgemeinen benahmen sich die Insulaner gegenüber dem ungewohnten Besuche ruhig und freundlich.

Auf den 3 Stationen Wano, Waitaa und Hani der Insel San Christoval stehen 60 Zöglinge unter der Leitung von 10 Lehrern im christlichen Unterrichte. Die Schule auf der erstgenannten Station wird fast von jedem

<sup>1)</sup> Norske Miss. Tidende 88, 138 f. 124 f. 146 f. 174 f. 186 f. 204 f. Norske Missionsselskabs 45 og 46 Aarsberetning. Stavanger 1888, S. 87. Fra Madagaskars Vestkyst. Christiania 1884. Jenaer g. M. IV, 42. II, 1—12. 140—150. V, 115—128, zusammengestellt nach L. Röstvigs Werk: Sakalaverne og deres Land. Stavanger 1886, a. a. O. V, 131. P. g. M. 87, 160. 88, 287. Der Katholik Gamboné schrieb über Berg-Reis Globus 50, 255. Wichtig für die geographische Kenntniss Madagaskars ist Propst Bahl: Missionsatlas. Kopenhagen 1883—86; welcher auch für andere Länder in Karte und erklärendem Wort reichhaltiges bringt. Bgl. Allg. Miss.-Ztschr. 1883, 383. 1884, 344. 1886, 143. 1887, 383.

Bewohner des Ortes besucht; nur 2 oder 3 alte Leute, darunter der Häuptling, halten noch am Heidentum fest. Dem die Aufsicht über die Inselstationen führenden Missionar Comins haben die Leute von Wano neben der Schule ein sehr schönes Wohnhaus gebaut und um dies zu ermöglichen, ein auf der Baustelle befindliches, den Geistern geweihtes Häuschen niedgerissen, trotz des Einspruchs der Alten, welche die Rache der Geister fürchteten. Am 4. Juli 1887 konnte Comins zu seiner großen Freude auch das erste Mal auf San Christoval das heilige Taussakrament verwalten und zwar an 6 Heiden aus Wano, die eine lange Vorbereitungszeit durchgemacht hatten. In der Wano benachbarten kleinen Ortschaft Waitaa wird die auf Wunsch des Häuptlings errichtete Schule von 20 Zöglingen regelmäßig besucht. In Hani, wo die Eingebornen ein prächtiges Schulhaus für 250 Personen gebaut haben, macht sich leider der Lehrermangel zur Zeit fühlbar. Im Gegensatz zu ihren früheren Bedenken haben die Bewohner Hanis in letzter Zeit willig 3 Knaben zur Ausbildung nach der Norfolk-Insel gesandt. Neuerdings berichtet Comins über eine wunderbare Begebenheit, die sich zu Anfang v. J. in Wano zugetragen hat. Ein verächtigter Häuptling aus Heuru landete mit bewaffnetem Gefolge in Wano und stieß unter heftigem Geschrei die Drohung aus, er werde das Schulhaus niederbrennen. Kaum aber hatte er einen Feuerbrand ergriffen, um seine Drohung wahr zu machen, als er urplötzlich von einem Schlaganfall getroffen, zusammenbrach und von den Seinen mit Schimpf und Schande nach seiner Heimat zurücktransportiert werden mußte. Dies Ereignis hat weithin auf der Insel einen gewaltigen Eindruck gemacht.

Seit der Abreise des mit den Eingebornen wohlvertrauten Laienmissionars Rake, an dessen Stelle Forrest, ein Neuanfömmeling, getreten ist, trat auf der Insel Santa Cruz — sie gehört zu den Königin Charlotte-Inseln — in der Missionsarbeit zunächst eine Stockung ein. Im Jahre 1887 hielt sich Bischof Selwyn über einen Monat auf der Insel auf und konnte nicht genug rühmende Worte finden für den freundlichen und höflichen Empfang, den man ihm in Santa Cruz und dem benachbarten Eiland Te Motu bereitere; auf letzterem machten sich die Bewohner alsbald daran, ein Haus für Missionszwecke zu erbauen. Die Hauptschwierigkeit liegt zur Zeit in dem Mangel an eingebornen Lehrern; gegenwärtig besuchen 30 Zöglinge die in Malua, dem Hauptorte von Santa Cruz, von 2 Lehrern geleitete Schule; die wenigen Getauften erwiesen sich sehr hilfsbereit und treu. Der Bischof besuchte auch die Stelle, wo der fromme Commodore Goodenough seine Todeswunde empfing und konnte mit dem Häuptling die nötigen Verabredungen wegen Aufrihtung eines ähnlichen Gedenkkreuzes treffen, wie es zur Erinnerung an Bischof Pattersons Märtyrertod auf Rakapu aufgestellt worden ist.

Auf Bava (Ababa), der größeren von den Torres-Inseln, hält der mutige Missionar Pantutun getreulich aus; die älteren Leute hören gern der Predigt des Glaubensboten zu, aber die Jugend ist nur schwer zu erreichen.

Die 7 von der Mission besetzten Inseln der Banks-Gruppe, auf welchen unter der Oberleitung der beiden europäischen Missionare Palmer und Cullwick die eingebornen Missionare Sarawia, Tagalad, Woser und Tamata

arbeiteten, zählten in 36 Schulen 789 Zöglinge, die von 65 Lehrern unterrichtet wurden. In den beiden letzten Jahren wuchs die Zahl der Christen um 270 Erwachsene und 147 Kinder. Leider wirkte die Kränklichkeit des tüchtigen Missionars Sarawia auf Mota und das Ausbrechen einer Epidemie auf Gana hindernd auf den Fortgang der Missionsarbeit ein.

Die Berichte, welche Missionar Brittain über sein specielles Missionsfeld, die nördlichen Neuhebriden giebt, welches die 3 Hauptinseln Uraga, Opa und Maewo umfaßt, lauten im allgemeinen sehr ermutigend; nur klagt er sehr über die gewissenlose Geschäftspraxis französischer Händler, die Inseln mit Feuerwaffen und Munition zu überschwemmen; dadurch nehmen die Streitigkeiten unter den Eingebornen natürlich einen viel blutigeren Verlauf, als früher. Auf den 13 Schulen der Inseln wurden 390 Kinder von 21 Lehrern unterrichtet. Die Zahl der getauften Erwachsenen betrug für die letzten beiden Jahre 94.

Auf Anaga, wo die Missionsarbeit im Jahre 1886 an 2 Orten durch den Besuch eines Queensländer Arbeitsschiffes eine teilweise Störung erlitt, wurde die Predigt des Evangeliums auch auf dem bis dahin gänzlich unberührten Süden der Insel in Angriff genommen. Auf der Hauptstation Datvenua wurden durch die Schulthätigkeit sichtliche Fortschritte erzielt und auch im nördlichen Teile der Insel war die bisherige Gleichgiltigkeit der Eingebornen gegenüber dem Evangelium im Schwinden begriffen.

Auch auf Maewo wurde in den Schulen viel Eifer entfaltet; es war nichts Seltenes, daß Leute aus entfernten Teilen der Insel auf eine der Missionsstationen zogen nur, um den christlichen Unterricht nicht entbehren zu müssen. Auf der Hauptstation Tanrig wurden die Gottesdienste besonders zahlreich besucht.

Auf Opa hat sich der Einfluß der Hauptschule in Tavolavola in immer weiteren Kreisen fühlbar gemacht. Während an einzelnen Orten der Insel blutige Zusammenstöße, ja sogar Fälle von Menschenfresserei vorkamen, haben sich die Christen, die zur Beteiligung an jenen Greueln von den Heiden gezwungen werden sollten, um so fester um die Fahne des Evangeliums geschart. Ein junger, aber sehr energischer Lehrer, Namens Tarigat, der durch ein unglückliches Versehen von einem seiner Freunde tödlich verwundet wurde, benutzte seine letzten qualvollen Lebenstage dazu, unermüdlich die Eingebornen zum Festhalten an dem christlichen Glauben zu ermahnen. „Nehmt euch nicht so zu Herzen,“ waren unter andern seine Worte, „ich bin nur ein einzelner; haltet ihr nur alle zusammen fest am Glauben!“ Als er am Morgen seines Sterbetages ganz erschöpft auf seinem Lager ausgestreckt die Betglocke läuten hörte, raffte er sich noch zu den Worten auf: „Geht alle hin; ich will hier liegen und schlafen!“

Die Centralschule der melanesischen Mission auf der Norfolkinsel wurde im Jahre 1887 von 153 jungen Männern, 37 Frauen oder Mädchen und 10 Kindern aus den verschiedensten Teilen Melanesiens besucht; von der deutschen Insel Oshabel waren darunter 10 Männer, 4 Frauen und 1 Kind. Der Gesundheitszustand war gut und die sittliche Führung der Zöglinge mit einer einzigen traurigen Ausnahme lobenswert. Leider ist die Ernährung der



großen Anstaltsgemeinde eine große Sorge für die Mission, da infolge mehrjähriger Trockenheit die Ernten sehr spärlich ausfielen. Der sprachkundige Missionar Codrington, dem die Wissenschaft das grundlegende Werk „Melanesian Languages“ verdankt und in dessen Händen früher die Leitung der Norfolkter Anstalt ruhte, ist leider im Sommer 1887 nach England übersiedelt. Seine dankbaren Schüler machten ihm den Abschied sehr schwer (Auckland Ch. Gaz. 1886, S. 103. 1887, S. 3, 75, 123. 1888, S. 4 f., 76 f. Suppl. April 1887 und 1888. Net 1887, S. 119 f. 1888, S. 68 f., 135 f. Mission Life 1887, S. 89, 177, 280. 1888, S. 462, 548 f.).

Seit Jahr und Tag wüthet auf Samoa der Bürgerkrieg, in den auch die deutsche Marine verflochten ist. Unter der Mißgunst der amerikanischen und englischen Vertreter hat die deutsche Regierung im Herbst 1887 die Absetzung und Verbannung des Königs Malietoa verfügt, weil demselben allerlei Ausschreitungen gegenüber den auf dem Archipel ansässigen deutschen Pflanzern schuld gegeben wurden. An seiner Stelle wurde der von deutscher Seite mit Waffengewalt unterstützte Häuptling Tamasese zum König erhoben, freilich ohne daß sich derselbe gegen Malietoas Anhänger und neuerdings gegen den Thronprätendenten Mataafa hätte behaupten können. Es ist überaus traurig, daß die Interessen der christlichen Mächte ein junges heidenchristliches Land in solche kriegerische Verwicklungen ziehen. Man fragt sich unwillkürlich, was aus dem Wirrwarr werden soll, wenn man in den Zeitungen liest, daß im Herbst dieses Jahres der Exkönig Malietoa, aus seiner zum größten Teil in Kamerun verbrachten Gefangenschaft entlassen, von der deutschen Regierung wieder nach Samoa hinausgesandt worden ist.<sup>1)</sup> Bis jetzt sollen die politischen Wirren die evangelische Mission noch wenig gestört haben, aber es ist nicht denkbar, daß der jetzt in helle Flammen ausgebrochene Bürgerkrieg auf die Dauer ohne Schädigung des christlichen Lebens verlaufen kann. Einer der erfahrensten Samoa-Missionare von der Londoner Gesellschaft, Powell, ist leider im April d. J. kurz vor seiner Wiederabreise auf das ihm aus Herz gewachsene Missionsgebiet plötzlich verschieden; dafür ist ein junger Missionar Goward zur Verstärkung nach Apia gegangen. Sehr willkommen und aufregend war für die Samoamission der Besuch einer Deputation der Londoner Muttergesellschaft gegen Ende des Jahres 1887; die Mitglieder derselben, der Missionskassenführer Spicer und die beiden Missionsveteranen King und Murray hatten ihre Freude an dem sichtlichen Gedeihen der Arbeit. Auch die Wesleyaner machen Fortschritte in ihrer Missionsarbeit; in ihrem Missionsinstitute wurden 40 eingeborne Jünglinge unter der Leitung des Missionar Carne und des tonganischen Pfarrers Tatafui zu Predigern ausgebildet (Chronicle London M. S. 1887, S. 209, 224, 227, 318, 432. 1888, S. 41, 125, 136, 264, 339, 397. Australian Christian World 1887, S. 727. Sydney W. Adv. Jahrg. X, S. 400; XI, S. 464 f.; XII, S. 95).

Die französische Kolonialregierung hat auf den Loyalty-Inseln wiederum einmal deutlich gezeigt, daß sie nicht gewillt ist, evangelische Missionare fremder

<sup>1)</sup> Den neusten Zeitungsberichten nach soll Malietoa nach den Marshallinseln gebracht worden sein.

Zunge auf ihrem Territorium zu dulden. Kein Wunder. Wer in den katholischen Patres weiter nichts sieht, als brauchbare politische Agenten, dem ist unerfindlich, warum evangelische Missionare fremder Nationalität nicht auch in erster Linie weltliche, der französischen Kolonialpolitik natürlich feindliche Zwecke verfolgen sollten. Es war am 9. Dezember 1887, als das französische Kriegsschiff „Duchaffaut“ vor Mare erschien und unter Gewährung einer nur halbstündigen Frist den langjährigen verdienten Missionar Jones von seinem Stuhltisch hinweg, wo er gerade mit der Bibelübersetzung beschäftigt war, als Gefangenen nach Nouméa transportierte. Dort ward er freigelassen und erfuhr, daß er für immer von der Stätte seiner Wirksamkeit als staatsgefährliches Subjekt verbannt sei. Jones ist nach London gegangen, hat aber bei dem Ministerium in Downing Street bisher nur eine platonische Zusage genommen gefunden. Die französische Regierung hat sich noch nicht herbeigelassen, die Ausweisung des Missionars durch gravierende Thatfachen irgendwie zu begründen; es dürfte ihr auch nicht leicht fallen. Inzwischen verlautet aus verlässlicher Quelle, daß die Evangelischen in Mare sich aus den Dörfern auf die Plantagen zurückziehen und dort ihre Hausgottesdienste halten, um nur nicht zum Besuch der Gottesdienste des Herrn Cru, des staatskirchlichen evangelischen Geistlichen, gezwungen zu werden. Die jungen Leute, welche jetzt vielfach nach Nouméa in Dienst gehen, bringen von dort meist nur die Laster der Civilisation mit heim (Chronicle London M. S. 1888, S. 92, 110, 284, 423. Austral. Chr. W. 1888, S. 765).

Die Hervey-Inseln sind leider zu Anfang dieses Jahres von einem verheerenden Wirbelsturme heimgesucht worden, der auch am Missionseigentum viel Schaden angerichtet hat. Von Karotonga kommt aber zugleich die Freudenbotschaft, daß sich im dortigen Missionsinstitut wiederum 6 eingeborne Missionsgehilfen erbotten haben, die Lücken auf dem Missionsfelde in Neuguinea auszufüllen. Im September v. J. sollte sie der „John Williams“ direkt nach Neuguinea bringen (Ibid. 1888, S. 767. Chronicle London M. S. 1888, S. 164, 234, 338, 379, 413).

Die Franzosen haben seit Jahresfrist zu den ihnen bereits gehörenden Inseln Tahiti und Moorea auch noch den übrigen Teil der Gesellschaftsinseln, bestehend aus Rajatea, Huahine, Tahaa und Porapora annektiert. Leider ist es bei der Besitzergreifung infolge des unvorsichtigen Auftretens der Marinetruppen zu einem teilweisen Aufstande der Bevölkerung gekommen, obgleich der Londoner Missionar Richards das möglichste gethan hat, die erbitterten Eingebornen zu beruhigen (Ibid. 1888, S. 126, 378, 470).

Auf Tahiti, wo im Herbst 1887 eine neue Kirche für eine Landgemeinde eingeweiht und 2 eingeborne Geistliche — darunter einer nach Rapa bestimmt — ordiniert werden konnten, findet die vortreffliche Leitung der evangelischen Schulen von seiten der Pariser Missionsgeschwister immer neue, wohlverdiente Anerkennung bei der Kolonialbehörde. Leider lasen wir im „New York Herald“ (vom 11. Dezember 1887, S. 17) die betrübende Notiz, daß in neuerer Zeit tahitische Mädchen von 13—14 Jahren sich dem Opiumrauchen ergeben; chinesische Einwanderer haben das Laster eingebürgert (Journal Miss. Evang. 1887, S. 465 f. 1888, S. 27 f., 109 f., 143, 268 f., 355).

Das Königreich Hawaii hat im Sommer 1887 eine friedliche Revolution erlebt, mittelst deren die anständigen Elemente der Bevölkerung den König zur Entlassung seines korrupten Ministeriums und zur Annahme einer konstitutionellen Verfassung nötigten, die inzwischen von der Volksvertretung ratifiziert worden ist. Die Enthüllungen, welche die Umwandlung der Verhältnisse zu tage förderte, zeigten, daß die Korruption bis in den königlichen Palast reichte. Durch das neue Ministerium ist auch die vor einigen Jahren verfügte Freigabe des Spirituosen- und Opiumverkaufes theils ganz aufgehoben, theils eingeschränkt worden. Um die hawaiische Kirche bei den mancherlei Kämpfen, die sie wider die eindringende Verweltlichung zu bestehen hat, zu stärken und zu ermutigen, hat der American Board in Boston den weisen Entschluß gefaßt, ein paar geeignete Männer nach dem Inselkönigreich zu senden, die neben Dr. Hyde, dem verdienstvollen Direktor des Missionsinstitutes in Honolulu, als Berater der eingebornen evangelischen Kirche freiwillige Dienste leisten sollen. Daß trotz aller Lauheit noch viel gesundes Blut durch die Adern der hawaiischen evangelischen Christenheit pulsiert, zeigt die Energie, mit welcher man sich der chinesischen Einwanderer und der japanischen Plantagenarbeiter annimmt; neuerdings haben die amerikanischen Methodisten einen ordinierten Japaner aus San Francisco nach Honolulu zur Aushilfe gesandt. Auch die anglikanische Kirche beteiligt sich rege an der Mission unter den Orientalen (Honolulu Mission Friend, Jahrg. 1888. Mission Field 1888, S. 114. Mission Life 1888, S. 46).

Nach langer Pause sind im Herbst v. J. bei der hawaiischen Missionsgesellschaft wieder Nachrichten von den hawaiischen Missionaren eingetroffen, welche im Markesas-Archipel auf den Inseln Hivaoa und Uapou stationiert sind. Auf der ersteren steht neben dem jüngeren Papuku der in 33jähriger Thätigkeit unter den Markesasinsulanern ergraute Kefela in eifriger Arbeit, die je mehr und mehr von Erfolg gekrönt wird. Die Töchter beider Missionare geben den in einer Kostschule gesammelten 80 evangelischen eingeborenen Mädchen Unterricht im Französischen, während Sarran, ein Sendbote der französischen evangelischen Missionare in Tahiti, 90 Knaben den gleichen Unterricht erteilt. Die jüngste Tochter Kefelas bereitet sich in Tahiti unter Missionar Biénots Leitung darauf vor, ihre Eltern später in der Missionsarbeit unterstützen zu können. Wie Kefela mittheilt, begünstigt der jetzige französische Gouverneur der Markesasinseln leider die Neigung der Eingebornen zu unzüchtigen Tänzen und schädigt dadurch die Arbeit der Missionare, deren Verdienste um die Herbeiführung friedlicherer Zustände unter der Bevölkerung von der französischen Kolonialbehörde übrigens willig anerkannt werden (Honolulu Friend 1888, S. 83).

Auf den Gilbertinseln hat in den Jahren 1886 und 1887, über welche Berichte vorliegen, die Missionsthätigkeit leider eher Rückschritte als Fortschritte gemacht. Der einmalige kurze Besuch im Laufe jedes Jahres auf den neun von der hawaiischen Mission besetzten nördlichen Inseln der Gruppe, welchen Missionar Walkup von Kusaie aus unternimmt, genügt offenbar nicht, die notwendige Aufsicht über die selbst noch nicht festgegründeten sechs hawaiischen Missionare und die zehn Gilbert-Missionsgehilfen, welche im Archipel thätig sind, auszuüben. So darf es uns nicht Wunder nehmen, daß das Heidentum



wieder aufzuleben anfängt und ein Teil der jungen Christen sich den alten heidnischen Gebräuchen wieder zuwendet. Alle diese Übelstände kamen besonders auf der Konferenz zur Sprache, welche im Herbst 1887 von Missionar Walkup mit dem größten Teile der eingeborenen Missionsarbeiter auf der Gilbertinsel Tapiteua abgehalten wurde. Auf letztgenannter Insel hatten im Jahre vorher die streitlustigen Eingebornen auf den Rat Walkups hin, dessen Vermittlung sie anriefen, 45 Gewehre in das Meer geworfen; aber trotzdem ruhte der Streit nicht; die heidnische Partei hatte wieder die alten Palm-schnapsgelage eröffnet und einen Rachekrieg in Aussicht genommen. Obgleich Walkups Vermittlung von den älteren Insulanern bei Gelegenheit der Konferenz wieder in Anspruch genommen wurde, so fürchtete derselbe doch, daß nach seiner Abreise mit dem „Morgenstern“ der Krieg ausbrechen würde. Zwischen den benachbarten Inseln Upaiang und Tarawa war ebenfalls im J. 1887 ein Krieg ausgebrochen, der Upaiang mit einer Hungersnot bedrohte und die Missionsarbeit auf beiden Inseln hemmte. In Apamama hatte der dortige König gewisse heidnische Gebräuche unter seinen Unterthanen wieder in Aufnahme gebracht und eine große Anzahl Christen zur Teilnahme an einem Tanz-feste vermocht. Zu Beginn des Tanzes gaben zwei treue Christen auf einer Muschel das übliche Zeichen zum Besuche der Betstunde. Der darüber erbitterte König schloß dann auf einen aus der Schar der Christen, welche aus der Kapelle nach beendigtem Gottesdienste herauskamen. Auf der Insel Ronouti konnte Walkup in den beiden Jahren 1886 und 1887 188 Heiden taufen; die Inselbevölkerung zeichnete sich in rühmlicher Weise durch ihre Wertschätzung des Neuen Testaments aus, von dem viele Exemplare unter den Insulanern Absatz fanden; leider hat sich hier ganz neuerdings (Siehe „Missions Catholiques“ 1888, S. 524) die katholische Mission in Gestalt eines Paters von der Kongregation des „heiligen Herzens von Issoudun“ eingenistet. Auf der im J. 1885 zum ersten Male von der Mission in Angriff genommenen Insel Vanaba — auch Ocean-Insel genannt, westwärts vom eigentlichen Gilbert-Archipel gelegen — ist bereits die Hälfte der Eingebornen zum Christentum übergetreten; ein nettes Kirchlein ist durch die Bemühung des dort stationierten Gilbert-Katechisten entstanden und auch an einer Missionskollekte — bestehend in Kokosnußfaserstoff — hat es die arme Bevölkerung der sehr von Dürre heimgesuchten Insel nicht fehlen lassen. Die eingeborenen Missionslehrer für den Gilbertarchipel werden seit 1882 in dem Missionsinstitut in Kusaie ausgebildet, wo im J. 1887 unter Walkups Leitung 28 Zöglinge Unterricht empfangen (Miss. Herald 1887, S. 281 f.; 1888, S. 349 f. Annual Report Amer. Board Com. 1887, S. 132 f. 1888, S. 96 f. Ann. Rep. Hawaiian Evang. Assoc. 1888, S. 19).

Erfreulicher als Walkups Rundreise durch die Gilbertinseln, waren die beiden Inspektionsstouren, welche Missionar Dr. Pease 1886 und 1887 nach den 7 Missionsstationen des Marshall-Archipels unternahm; die Missionsposten befinden sich auf den südlichen Inseln der Gruppe, auf Ebon, Namerik, Jaluit, Ailinglablab, Mille, Arno und Malwoulab, während die Bewohner der übrigen Inseln mit ihren Bitten um Sendung von Lehrern sich noch einige Jahre gedulden müssen, bis die genügende Anzahl von Missionsgehilfen auf dem in Kusaie befindlichen Missionsinstitut für den Marshall-Archipel von



Dr. Pease ausgebildet sein wird; gegenwärtig studieren dort 19 Böglinge. Einen großen Segen hat die deutsche Schutzherrschaft, wie von den Missionaren dankbar anerkannt wird, den Marshall-Inseln gebracht, indem sie den früher so häufigen Kriegen und Fehden unter den Eingebornen gesteuert und dafür geordnete und ruhige Verhältnisse angebahnt hat.<sup>1)</sup> Was daneben noch zu wünschen übrig bleibt, mag aus den folgenden Zeilen erhellen, die wir einem im „Honolulu Friend“ (Juni 1888, S. 51) veröffentlichten Briefe des Dr. med. Pease entnehmen. Derselbe schreibt: „Die Ursache, daß dies Jahr die Missionsbeiträge geringer als gewöhnlich ausgefallen sind, liegt darin, daß mehreren Christengemeinden bedeutet wurde, die deutschen Behörden würden solche Kollekten nicht gestatten; und so unterblieben dieselben. Ich habe versucht, die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Der kaiserlich deutsche Kommissar will gestatten, daß Missionsbeiträge gegeben werden, aber „sie dürfen nicht übermäßig sein“, nur einmal im Jahre eingesammelt werden und der eingekommene Betrag muß alsbald zur Kenntnis des Kommissars gebracht werden. Wir kommen offenbar unter ein „väterliches Regiment“ im Marshall-Archipel. Die Händler denken, daß das für unser Missionswerk geopfert Geld von dem genommen wird, was ihnen eigentlich zustehe; daher die Gegnerschaft . . . . Wir finden, daß die Fremden, besonders das deutsche Element darunter, ihren Einfluß gegen uns geltend machen, und zwar geschieht dies in höherem Grade infolge des Überganges der Inseln in deutschen Besitz. Der Kommissar ist höflich und freundlich, aber wendet seine Sympathien natürlich mehr seinen Landsleuten, den Händlern, als uns zu.“<sup>2)</sup> Der inzwischen auf einen andern Posten versetzte Kommissar Dr. Knappe, auf welchen sich jene Äußerungen Peases beziehen, hat als Frucht seines Aufenthaltes in jenem abgelegenen Schutzgebiete in den „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten“ (Heft II, S. 63 f.) eine interessante Studie über die „Religiösen Anschauungen der Marshallinsulaner“ veröffentlicht, welche in der Einleitung durch folgenden nicht eben missionsfreundlichen Passus leider entstellt wird: „Die Missionäre haben es hier, wie wohl überall in der Welt gemacht. Sie bringen den religiösen Anschauungen nicht nur Gleichgiltigkeit, sondern souveräne Verachtung entgegen. Sie suchen dieselben von Grund aus auszurotten und jede Spur davon zu vertilgen. Sie vermeiden es geflissentlich, die früheren Gebräuche auch nur zur Sprache zu brin-

<sup>1)</sup> In dem im Reichsboten vor einigen Wochen veröffentlichten Privatbriefe eines deutschen Matrosen wurde u. a. mitgeteilt, daß eins unrer Kriegsschiffe den Insulanern 1000 Gewehre abgenommen habe und daß von dem Erlös derselben auch für die Matrosen einige Fröhlichkeit abgefallen sei. Man hätte auch gern erfahren: 1. ob die Insulaner von dem Verbot der Waffeneinfuhr seitens der deutschen Reg. wirklich Kunde gehabt? 2. ob sie die qu. Gewehre vor oder nach Erlaß dieses Verbotes gekauft? 3. ob ihnen eine Entschädigung für die Wegnahme zuteil geworden?

D. H.

<sup>2)</sup> Es ist schlimm, wenn die kaufmännische Gegnerschaft gegen die Mission sich auch noch unter den Schutz der nationalen Eifersucht stellt. Das ist keine Position, die wir wesentlich der modernsten kolonialen Ara verdanken. Gott verhüte, daß sie eine bleibende wird.

D. H.

gen, anstatt an dieselben anzuknüpfen und durch Belehrung die Eingebornen zum Christentum zu bekehren."

Bei dem erhöhten Interesse, das die Marshallinseln als deutsches Schutzgebiet für uns haben, teilen wir im folgenden Näheres über den gegenwärtigen Zustand der Mission auf den einzelnen Inseln mit. Auf Ebon wurde die eifrige Christengemeinde, aus deren Mitte sich mehr als genug Zöglinge zur Aufnahme in das Missionsinstitut und die Mädchenerziehungsanstalt auf Kusaie meldeten, von dem Diakon Komjinor geleitet, während der eigentliche Missionar Hiram, ein Marshallinsulaner, zur Kräftigung seiner schwachen Gesundheit in Kusaie weilte, wo er sich gleich mit am Unterrichte im Missionsinstitut beteiligte. In Jaluit, dem Centralsitz des deutschen Kommissars, geriet der bisher so tüchtige und treue Missionar Paning leider auf Abwege und ließ sein Amt im Stich; an seiner Stelle trat sein Gehilfe Kaijarki ein und hielt, so gut er es vermochte, die Missionsarbeit in Kirche und Schule im Gange; die Gemeinde selbst ließ sich glücklicherweise durch das schlechte Vorbild ihres Hirten nicht beeinflussen; jetzt wirkt dort der Diakon Jeremaia von Mille, welcher infolge seiner Verheiratung mit einer Saluiterin der Gemeinde nicht mehr fremd ist. In Mille, wo Jeremaia und Thomas bisher in Treue gearbeitet haben, ist nächst Ebon die stärkste Christengemeinde im Archipel entstanden, welche sich auch durch ein kräftiges inneres Leben auszeichnet; an Jeremaias Stelle ist der Diakon Joseph getreten, welcher in der Schulthätigkeit von einem Zögling des Kusaianischen Missionsinstitutes unterstützt wird. In Namerik war der Stand der Missionsgemeinde ebenfalls ein befriedigender, während auf Ailinglablab, wo seit drei Jahren eine Christengemeinde von 70 Erwachsenen sich gebildet hat, ein Stillstand eingetreten ist, woran wohl zum Teil die Intriguen eines wegen einer Verfehlung entlassenen eingebornen Missionslehrers mit Schuld tragen mögen. Auf Arno, einer der größten Inseln des Archipels, waren auch die letzten Spuren der vor einer Reihe von Jahren von dem Hawaier Kaiaa dort begonnenen Missionsarbeit verschwunden und die Insulaner unterschieden sich in nichts von rohen Heiden, bis im J. 1886 Pease dort den Missionsgehilfen Kaijok stationierte, der im Verlauf eines Jahres eine Katechumenenklasse und eine blühende Sonntagschule ins Leben rief. Da bei der starken Bevölkerung die Arbeit von einem Einzelnen nicht mehr zu bewältigen war, so erhielt Kaijok im J. 1887 in Nabue einen Gehilfen. Die kleine, nur sechs Glieder umfassende Christengemeinde von Malwoulab, welche von Kaijok gegründet worden war und dann fast fünf Jahre verwaist gestanden hatte, erhielt im J. 1887 in Lebil, einem Diakon von Jaluit, wieder ein Haupt. Wir erhalten aus den Missionsberichten der letzten Jahre bezüglich des Marshallarchipels den Eindruck, daß es im Interesse einer gesunden Weiterentwicklung des Missionswerkes sehr wünschenswert sein würde, in Jaluit einen amerikanischen Missionar zu stationieren, dessen Aufgabe es wäre, die eingebornen Missionsgehilfen auf den einzelnen Inseln zu überwachen und ihnen mit Rat und That beizustehen; natürlich müßte ihm zu diesem Behufe ein besonderer Schoner zur Verfügung stehen. Auf der neuerdings dem Marshall-Schutzgebiete ebenfalls einverleibten Insel Nawodo oder Pleasant, welche eine isolierte Lage westlich von der Gilbertgruppe einnimmt und in sprachlicher Beziehung mehr zu der letzteren gehört, erschallte im

J. 1887 das erste mal die Predigt des Evangeliums aus dem Munde eines eingeborenen Missionsgehilfen Timoteo, den auf Peases Bitten ein Häuptling in seinem Namen aufnahm; hoffentlich gelingt es ihm, den Stammesfehden auf der Insel ein Ende zu machen, welche die ca. 1000 Seelen starke Bevölkerung schnell zu lichten drohen. Wir finden es übrigens sehr verständlich, daß die Brüdergemeinde und die Rheinische Missionsgesellschaft die von seiten eines früheren Regierungskommissars<sup>1)</sup> in officiöser Weise an sie gelangte Aufforderung, die amerikanisch-hawaiische Marschall-Mission durch eine deutsche zu ersetzen, oder neben jener wenigstens eine deutsche zu etablieren, zurückgewiesen haben, weniger aus Mangel an Arbeitern und Mitteln, als weil der Bostoner Board es ablehnt, seine dortige Missionsarbeit andern Händen zu übertragen und deutsche Missionen sich nicht in ein Arbeitsgebiet evangelischer Glaubensgenossen einer andern Nationalität eindringen. Aber auch abgesehen von dem allen wäre die Marschall-Mission für eine deutsche Gesellschaft teuer zu stehen gekommen, nicht nur der weiten Entfernung halber, sondern auch wegen der Notwendigkeit, ein mit Dampfkraft versehenes Missionschiff, ähnlich wie den „Morgenstern“ in Dienst zu stellen, um den Verkehr zwischen den einzelnen Inseln des Archipels und mit Honolulu zu unterhalten; da hätte dann, wenn es einmal eine deutsche Mission sein müßte, noch eher eine der deutschen lutherischen Kirchen der Vereinigten Staaten eintreten können, von denen z. B. die Missouri-synode gerade nach einem Heidenmissionsfelde sich umsieht (Miss. Herald 1887, S. 224 f., 1888, S. 348 f. Honolulu Friend 1888, S. 51. Ann. Rep. Amer. Board Comm., 1887, S. 133 f., 1888, S. 97 f. Ann. Rep. Haw. Ev. Ass. 1888, S. 18).

Über die traurigen Vorgänge auf Ponape, wo das brutale Auftreten der Spanier die Eingebornen zu blutiger Gegenwehr reizte, hat diese Zeitschrift (Jahrgang 1888, S. 153 f.) in einem ausführlichen Artikel das Nähere berichtet. Glücklicherweise lauten die neuen Nachrichten von Ponape wieder günstig. Als Missionar Doane in voller Freiheit am 1. September 1887 aus Manila an Bord eines spanischen Kriegsschiffes zurückgekehrt war, übernahm ein spanischer Offizier, Juan de la Concha, an Stelle des getöteten Posadillo den Posten als Gouverneur, und erließ eine Proklamation an die Ponapesen, in welcher er die Unterwerfung der zwei „aufständischen“ Könige, die Auslieferung der spanischen Überläufer — Tagalensoldaten von Luzon — und die Zurückgabe der von den Eingebornen erbeuteten Waffen und Kanonen forderte. Trotzdem die beiden Missionare Doane und Rand unermüdlich bei Tag und Nacht in Sonnenbrand und Regen die Eingebornen in ihren Schlupfwinkeln aufsuchten und zur Nachgiebigkeit ermahnten, so wurde den Forderungen Conchas doch bloß teilweise genügt, worauf derselbe, mehr um der äußern Form willen als im Ernst, eine Zeitlang den Strand bombardierte; denn weder Menschenleben noch Hab und Gut wurden dadurch geschädigt. Als dann am 31. Oktober 1887 drei spanische Schiffe mit 600 Soldaten von Manila eintrafen, erließ der neue Gouverneur Cadarso ein ähnliches Ultimatum

<sup>1)</sup> Also immer wieder die nationale Eifersucht störend eingreifend in das internationale Missionswerk. Gott gebe, daß die Spannung auf Samoa ihre Schatten nicht etwa auch auf die Mission in Mikronesien werfe.



wie sein Vorgänger; diesmal gelang es den Bemühungen der Missionare und dem gerechten und doch zugleich freundlichen Vorgehen des Gouverneurs, der offenbar jedes neue Blutvergießen vermeiden wollte, die Eingebornen zur völligen Unterwerfung zu bewegen; der Friede wurde auf dem als neutrales Terrain betrachteten Missionsgrundstück in Renan geschlossen. Strafen verhängte Cadarso nicht, nur die drei Eingebornen, welche Posadillo getötet hatten, wurden gefangen gesetzt. Den Missionaren und den eingebornen Missionsgehilfen legt Gouverneur Cadarso nicht das geringste in den Weg, so daß sich die 13 Christengemeinden Ponapes von dem Sturm, der über sie dahin brauste, wieder zusehends erholen und aufrichten; ein Beweis für das neu erwachte Leben ist der Bau von drei neuen Kirchen und der Beschluß, bei erster Gelegenheit die Ausdehnung der Mission auf Yap und die übrigen westlichen Carolinen ins Werk zu setzen; eine Anzahl Yapiusulaner, darunter auch ein Häuptling, welche sich vorübergehend in Ponape aufhielten, haben den Missionar Rand veranlaßt, sich mit ihrer Sprache näher zu beschäftigen und Beziehungen für später anzuknüpfen; auch der spanische Gouverneur hat seine Förderung zugesagt. Von den mittelst Spirituosen und Tabak missionierenden Kapuzinerpatres<sup>1)</sup> hört man vorläufig nicht das geringste mehr; der von ihnen gewaltsam konvertierte frühere evangelische Missionsgehilfe Narcissus ist von seinen Peinigern durch den Tod erlöst worden. Das unter Rands Leitung stehende Missionsinstitut für Ponape, welches zuletzt 27 Zöglinge zählte, ist mit geringen Unterbrechungen auch während der Unruhen im Gange erhalten worden und einige Zöglinge haben in kritischer Zeit der Mission bereits vortreffliche Dienste geleistet. Auch die von 36 Mädchen besuchte Kostschule hat bisher gute Resultate erzielt. Gegenwärtig wirkt auch ein weiblicher Missionsarzt, Fräulein Dr. Ingersoll auf der Insel Honolulu Friend 1888, S. 15, 63, 85; Miss. Herald 1888, S. 110 f., 268 f., 347, 442. Ann. Rep. Am. Board Comm. 1888, S. 98 f.)

Von den beiden Christengemeinden auf Pingelap und Mokil — östlich von Ponape — macht nur die erstere unter der Leitung eines treuen eingebornen Gehilfen erfreuliche Fortschritte, während in der letzteren mit dem Aufblühen des Handels ein weltförmiger Geist eingezogen ist (Miss. Herald 1888, S. 347).

Für die Mission auf der Insel Ruck und in der Mortlock-Gruppe ist der im Dezember 1887 erfolgte Tod des eifrigen Missionars Logan ein großer Verlust. Dank seiner treuen Arbeit sind dort in den letzten Jahren 15 Christengemeinden entstanden, die nun von Logans Nachfolgern, den Missionaren Treiber und Snelling, dem Laienmissionar Worth und sieben eingebornen Missionsgehilfen geleitet werden. Neben dem vor drei Jahren auf der Centralstation Anapauo gegründeten Missionsinstitute ist im J. 1887 dort auch eine Mädchenkostschule ins Leben gerufen worden. Übrigens erweist sich die Bevölkerung der Ruck-Lagune und der unmittelbar angrenzenden Inseln wesentlich stärker, als man früher annahm; die Mission hat es dort mit etwa

<sup>1)</sup> Den neuesten Nachrichten zufolge haben einige Patres im September v. J. in Wana, der Residenz des Ritikönigs, — auf der Südküste Ponapes — das Terrain für eine spätere Niederlassung sondiert. G. R.



15 000 Insulanern zu thun, welche trotz ihrer kriegerischen Neigungen der Mission nicht feindselig entgegengetreten; im Gegentheil breitet sich das Christentum in der Ruck-Lagune so stetig aus, daß das Missionsinstitut kaum den Bedarf an Lehrern und Missionsgehilfen decken können wird. Über die Lage der Mission auf den Mortlock-Inseln machten die beiden Missionare Rand und Treiber auf ihrer letzten Inspektionsreise im Februar 1888 im allgemeinen günstige Wahrnehmungen. Auf Rapa waren von einer auf 250 Seelen geschätzten Bevölkerung 200 im Gottesdienst anwesend, während die eigentliche Christengemeinde 69 Erwachsene zählt und in jenem Monat einen Zuwachs von 13 Neugetauften erfuhr. Auf Lukanoor begrüßten 4—500 Eingeborene die Missionare bei der Landung, und in der Kirche drängten sich 6—700 Insulaner, um der Taufe von 102 Erwachsenen beizuwohnen; die Gesamtzahl der Gemeindeglieder betrug hier 226. Von Ta aus, dem Wohnorte des bekannten Ehepaares Obadja und Opatinia, breitete sich das Evangelium über die benachbarten Inselchen aus; so konnten z. B. in Satoan, dessen Bevölkerung ihre frühere schmutzige Lebensweise aufgegeben hatte, zu der 104 Seelen zählenden Christengemeinde 56 Neugetaufte hinzugethan werden und in Kutu wuchs die Gemeinde von 73 auf 89 Seelen. Kommt die von Ponape aus geplante Ausdehnung der Mission auf den westlichen Teil der Karolinen, wie wir hoffen, zustande, so wird wahrscheinlich an Stelle des „Morgensterns“ ein größeres Dampfsboot und daneben noch ein kleineres Schiff für den Zwischenverkehr unter den einzelnen Inselgruppen in Dienst gestellt werden müssen; schon jetzt genügt bei den gewaltigen Entfernungen der einzelnen Missionsposten von Honolulu und bei der immer rascheren Ausbreitung der Missionsarbeit der „Morgenstern“ kaum mehr (Honolulu Friend 1887, S. 41, 53, 61, 69, 77; 1888, S. 33 f. Miss. Herald 1887, S. 248 f., 280 f.; 1888, S. 195 f., 300 f., 323 f., 347 f. Ann. Rep. Am. B. C. 1888, S. 99).

---

## Noch einmal: Der afrikanische Branntweinhandel.<sup>1)</sup>

Von F. M. Zahn, Missions-Inspektor in Bremen.

Es ist weder ein erfreulicher, noch auch nur ein interessanter Gegenstand, über den ich heute zu Ihnen reden soll. Die Mission, welche Sie zusammenführt, und die Missionsreden, welche Sie hier halten und hören wollen, sind sonst oder können wenigstens sehr erfreulich und interessant sein. Handelt es sich doch in der Mission darum, das Allererfreulichste, was wir haben, unsern Christlichen Glauben, unser christliches Leben, und alles, was aus diesen Wurzeln an Segen und Wohlthat erwachsen ist, denen zu bringen, die es noch nicht haben. Da sehen wir es dann nicht in der Reife, zu welcher es bei uns in langen Jahrhunderten ausgewachsen ist, auch nicht mit den Zeichen des Alters und Verfalles, die bei uns hier und da bemerkbar sind, noch mit der Gleichgültigkeit, welche lange Gewöhnung an das Gute erzeugt hat, nein, es ist so köstlich wie im Frühling, wo alles keimt und zu grünen beginnt. Jeder lang entbehrte Sonnenstrahl, jedes erste Grün, alle die wunderbaren Wandlungen, die über eine erstarrte Welt kommen, entzücken den bewundernden Beschauer. So erfreulich und interessant ist das Missionsfeld.

Aber davon dürfen wir heute nicht reden. Und die Mission hat auch noch eine andere Seite. Wenn wir unser Bestes zu den Heiden tragen, so finden wir dort Menschen, die sich in vielhundertjähriger Geschichte entwickelt haben ohne den Einfluß des Evangeliums; wir haben Gelegenheit viel, viel mehr und viel offener die Nachtseite der menschlichen Natur zu sehen. Das Neue, das wir Christen bringen, tritt in Kampf mit dem Alten, und nicht von der vorteilhaftesten, erfreulichsten Seite lernen wir die Menschen kennen.

Wenn das nur alles wäre! Man hat unsre Zeit die Periode der Weltmission genannt. Sie ist es vornehmlich deshalb, weil die Christliche Kirche, wie noch nie seit ihrem Beginne, nicht nur in tausenden von berufenen Dienern, welche verordnet sind für dieselbe neue Eroberungen zu machen, sondern auch in hunderttausenden, ja millionen einfacher Glieder über den Erdbreis zerstreut ist. Kein Heidenvolk kann sich länger verschließen, die am meisten verriegelten Thore springen auf und lassen die überall vordringenden Christen eintreten. O, was würde es für eine Missionszeit sein, wenn diese millionen Christen nichts

<sup>1)</sup> Vgl. die beiden früheren Broschüren des Verf.: „Der überseeische Branntweinhandel“ und „Der westafrik. Branntweinhandel“ (1886, Gütersloh) auch in der *Mis.-Ztschr.* 1886, 9 ff. 268 ff.

brächten als das hohe Gut, mit dem wir begünstigt sind! Wenn sie alle in dem Kampf mit dem Bösen und Finstern im Heidentum ganz auf der Seite der Wahrheit und der Gerechtigkeit ständen! Aber, ich brauche es nicht zu sagen, so ist es nicht. Kein einziger unter allen diesen Christen bringt nur Gutes, ja man muß klagen, viele bringen viel mehr Böses, als Gutes. Zu den alten heidnischen Verfehrtheiten, Sünden und Lastern kommen neue, welche die Heiden von den Christen lernen. Und von einem dieser Übel, von einem großen Ärgernis, das die Christen den Heiden bereiten, von der Trunksucht, die durch den Handel der Christen unter den Heiden gemehrt und erzeugt wird, soll ich heute reden. Das ist weder erfreulich noch interessant.

Wenn der Vorstand dieser Konferenz es dennoch gewagt hat, ein solches Thema auf die Tagesordnung zu setzen, so wird er es ohne Zweifel gethan haben, weil er der Meinung ist, daß man Mission doch nicht treibt und Missionskonferenzen nicht hält, um sich zu amüsieren und zu interessieren. Die Quelle, aus welcher die Missionsarbeit fließt, ist ja die Liebe, welche gerne andern helfen möchte, nachdem ihr selbst so reichlich geholfen ist. Hat diese Liebe Sie herbeigeführt, so wird auch dieses große Übel, welches schwer auf vielen Heidenvölkern lastet, Ihre Teilnahme für einige Stunden in Anspruch nehmen können. Und ich glaube, der Schaden, welchen wir bekämpfen möchten, ist so groß, und für jeden billig denkenden Menschen so einleuchtend, daß nicht nur Christliche Liebe, sondern auch allgemeine Humanität treiben müßte, an dem Kampfe teil zu nehmen. Livingstone hat gegen ein andres großes Übel jeden als Bundesgenossen willkommen geheißen, welcher Nation, welcher Religion er auch angehöre. Auch wir wollen in dem Kampfe gegen die Trunksucht, welche der Handel Christlicher Völker unter Heidenvölkern groß zieht, jeden als Bundesgenossen willkommen heißen, der ehrlich mitkämpfen will, welchem Volk, welchem Glauben, welcher Partei er auch sich zuzähle.

Das Übel, von dessen Dasein und Bekämpfung wir handeln, habe ich unter die gestellt, welche von den Christen zu den Heiden gebracht seien. Damit habe ich durchaus nicht sagen wollen, daß den Heiden die Trunksucht bis dahin unbekannt gewesen sei. Was der Archidiaconus von Westminster, Dr. Farrar, von Indien gesagt: wir fanden es nüchtern und verließen es betrunken, ist leider im ersten Teile weder für Indien, noch für die ganze übrige Welt wahr. Es mag noch mehr als einen Ort in der Welt geben, wo man wie auf den Carolinen, ehe die Christen kamen, kein berauschendes Getränk kannte, wo man den Saft der Palme wohl ungegoren trank, gegoren dagegen wegschüttete. Aber diese Ausnahmen bestätigen nur die Regel, daß über die ganze Welt hin die Menschen

berauschende Getränke fabrizieren, trinken, und je und dann, in verschiedenem Maße, zu viel trinken. Herr Hauptmann Wischmann hat neuerlich im Reichstag ohne ersichtlichen Zusammenhang mit dem Gegenstand der Verhandlung und glücklicherweise auch ohne eine Lehre daraus zu ziehen, erzählt, daß er am Kasai, wohin kein Europäer und kein europäisches Getränk gekommen, jeden Nachmittag die Leute vom Palmwein betrunken fand, und daß, wo der Palmwein nicht zu haben, andere berauschende Getränke bereitet würden. Das ist richtig und war auch längst bekannt. Es ist in der That so, daß die heidnischen Völker auch ohne unsere Hilfe sich Getränke zu verschaffen wissen, die sie anregen und unter Umständen berauschen. Ich schließe daraus, daß das Bedürfnis nach solchen Getränken ein allgemein menschliches ist, und daß hier, wie so oft, das Heilmittel nicht in einem bloßen Nein besteht. Das Übel kann nicht durch die bloße Negation überwunden werden.

Das Übel ist da, und heidnische Religion und Sitte sind nicht imstande gewesen es zu überwinden. Man darf sich auch nicht dem Trost hingeben, daß wenigstens ein großer Teil der außerehrlichen Welt vor dem Schaden durch religiöses Gesetz gesichert sei. 170 Millionen Menschen sind Mohammedaner, denen ihr heiliges Buch verbietet berauschende Getränke zu trinken. Man hat darum den Islam in unsern Tagen gepriesen, daß er ausrichten könne, was dem Christentum unmöglich sei, und hat ihm insbesondere das von der Trunksucht arg geplagte Afrika als Missionserbe zugesprochen. Allein dieses Lob ist leider nicht ganz verdient. Zwar ist es meines Erachtens zu viel, wenn Dr. Eust sagt, daß es kein mohammedanisches Land gebe ohne bedeutenden Verbrauch von Spirituosen. Denn der Islam hat in der That manchem Volk einen gewissen Halt gegen das Trinken gegeben, und thut es noch. Aber es ist durchaus nicht allgemein, und man muß sagen, wo er die Flut aufhält, da thut er es noch! Auf wie lange noch? Dr. Eust giebt den Bericht eines Augenzeugen von einem Trinkgelage, das der erste mohammedanische Eroberer Indiens, Mohammed von Gasna, mit seinen hohen Beamten abhält. Einer nach dem andern wird betrunken davon getragen. Beim zwölften Becher empfiehlt sich der Khwaja, weil er fürchtet beim dreizehnten seinen Verstand und den Respekt vor Sr. Majestät zu verlieren. Der Emir, als einsamer Zecher, bleibt, bis er den sieben- undzwanzigsten Becher getrunken. Dann läßt er sich ein Wasserbecken kommen und seinen Gebetsteppich, wäscht sein Gesicht und spricht die Gebete, welche für den Mittag fällig waren, zugleich mit den Abendgebeten, die jetzt an der Reihe sind. Diese Virtuosität im Trinken scheint aber sich unter den Mohammedanern bewahrt zu haben. Denn man hört aus



Indien von einem mohammedanischen Schreiber, der, nachdem er an einem Abend drei Flaschen Bier getrunken noch eine Flasche Branntwein beseitigt. Auch die mohammedanische Welt ist nicht gesichert. Horace Waller, der Freund Livingstones, meint, daß man den Sudan und den Norden Afrikas für frei halten könne, weil der Islam dort noch Einfluß über das Volk habe. Aber wer Dr. Schweinfurths „Im Herzen Afrikas“ gelesen, kann sich dieser Täuschung nicht hingeben. Selbst die Fakire, die Missionare des Islam in jenen Gegenden, wissen es fertig zu bringen, den Koran zu lesen, welcher den Branntwein verbietet, und doch den Branntwein nicht nur selbst zu trinken, sondern auch zu bereiten und zu verkaufen. Missionar und Destillateur in einer Person, eine wunderbare Verbindung! Auch in Sansibar wiegt man sich in eine falsche Sicherheit. Noch kürzlich hat Herr v. Kardorff im Reichstage gesagt, unter dem Einfluß des Islam seien in Ostafrika auch die Heiden, die „noch nicht völlig Mohammedaner“ „völlig enthaltsam in alkoholischen Getränken.“ Elf Tage später hat er etwas vorsichtiger gesagt: sie seien „im ganzen sehr abgeneigt“, alkoholische Getränke zu nehmen. Dagegen lesen wir in den Berichten der Universitätsmission, die in jenen Gegenden seit Jahrzehnten arbeitet: „Der Islam, sagt Kanonikus Taylor, hat die Trunksucht vertrieben. So, hat er das? Jeden Abend, kann ich sagen, haben wir dutzende von Trunkenbolden in den Straßen Sansibars aufgelesen. Viele vornehme Eingeborene aber trinken im geheimen.“ Auch in West-Afrika ist es so. Die Hausa, eine vornehmlich aus Mohammedanern bestehende Truppe, in den Küstenstädten trinken den Branntwein und betrinken sich wie die Heiden. Und warum hat denn der mohammedanische Emir von Nupe jenen Brief geschrieben, der durch die Zeitungen gelaufen, worin er den „großen evangelischen Lehrer“, Bischof Crowther beschwört, doch zu helfen gegen Barasá (d. i. Branntwein)? „Bei Gott, schreibt Maliki, er hat unser Land ruiniert, er hat unser Volk sehr, sehr ruiniert; er hat gemacht, daß unser Volk toll geworden ist.“ Auch der Islam ist keine Schranke. Sehr mit Recht hat Herr Anderson auf der Kongokonferenz bemerkt, daß die mohammedanischen Völker noch nicht so viel Geschmack am Branntwein haben, wie die anderen Völker. Aber schon jetzt haben wir genug Zeugnis von ihrer Empfänglichkeit, um mit großer Besorgnis zu fragen: Wie lange werden sie noch widerstehen?

Wenn es so ist, daß die heidnischen Völker schon ohne uns zu viel trinken, wenn die Festung, welche der mohammedanische Glaube um einige Völker aufgerichtet, manchen Ortes stark unterminiert ist, was sollen wir thun? Wunderbarerweise scheinen einige den Schluß zu machen: Weil sie schon zu viel trinken, schadet es nichts, wenn wir noch mehr Getränk

bringen. Meines Wissens hält man bei uns in der Christenheit an manchem Orte gesetzlich, an allen Orten es moralisch für eine Erschwerung, für ein größeres Unrecht, wenn man einem Betrunkenen noch mehr giebt. Und für die Heidenwelt sollte es eine Entschuldigung sein, wenn wir über sie, die schon genug zu kämpfen hat, noch neue Ströme des Verderbens ergießen?

Und das thun wir. Die Christen bringen den Heiden den Branntwein; sie bringen ihn auf mancherlei Weise. Herr Hauptmann Wißmann hat gleichfalls in seiner Rede erzählt, daß in Westafrika, in den portugiesischen Besitzungen, schon Branntweindestillieren existieren. Einer der Branntweimbrenner ist ein Deutscher, Namens Schulz. Die zahlreichen Namensvettern können sich billig beschweren, daß ihr bei uns wohl bekannter Name in Afrika in solcher Weise eingeführt wird. Auch diese Thatsache war bekannt, und muß leider dahin vervollständigt werden, daß auch in den ostafrikanischen, portugiesischen Besitzungen Destillieren existieren. Die Fabrikation ist so einfach, daß man allerdings befürchten muß, wir könnten einmal in Afrika außer dem großen Import noch zahlreiche einheimische Branntweimbrennereien bekommen. Hoffentlich werden die Regierungen ihr Auge offen haben, um ein solches Übel gleich im Entstehen zu unterdrücken.

Ein anderer Weg, auf dem die Christen die heidnischen und mohammedanischen Völker trinken lehren, ist das eigene Beispiel, und das Beispiel derer, die von den Weißen abhängen. Wer einmal Ausfuhrlisten gesehen hat, der weiß auch etwas von den Quantitäten Getränk, Bier und Spirituosen, die nicht für den Eingeborenen, sondern für den Weißen versandt werden. Das heiße Klima erschlaft und veranlaßt Stimulanten zu suchen, und unverständigerweise widerstehen sehr wenige diesem Reiz. Die teutonischen Völker, welchen Gott die Weltherrschaft in erster Linie zugeteilt, sind auch in ihrem gemäßigten Heimatslande mit einer großen Kapazität fürs Trinken begabt. Und ich darf wohl sagen, daß wir Deutschen darin insbesondere sehr Erkleckliches leisten. Das hat schon hier seine Gefahren, wie vielmehr in der Heidenwelt, wo der Weiße, der Christ, das Muster für den Heiden ist! Wie seine Kleider, so machen sie seine Sitten nach. Wenn er selbst sich nicht scheut sich zu betrinken, wenn er es bei seinen Angestellten zuläßt, dann beeinflusst er aufs schädlichste das sittliche Urtheil derer, die auf ihn als ihr Vorbild sehen. Nüchterne Christen im Handel, im Amte, nüchterne Angestellte, das wäre eine große Hülfe im Kampfe; das Gegentheil ist ein schwerer Anstoß.

Aber so groß dieser Anstoß ist, schlimmer ist, daß die Christenheit Massen von Spirituosen der Heidenwelt zuführt, an denen sie das Trinken lernen muß. Der Handel der Christen bringt den Branntwein

überall hin, wo man ihn einläßt, und in so großen Quantitäten, als man nur anbringen kann. Wir haben heutzutage vornehmlich vier große Missionsfelder, China, die Südsee, Ostindien und Afrika. Von diesen scheint China ziemlich frei zu sein von Spirituoseinfuhr. Ich kann mir dies nicht anders erklären, als daß, wie ich schon früher einmal gesagt, dort der eine Teufel, das Opium, den andern, den Branntwein, nicht aufkommen läßt.

In der Südsee haben sich höchst erfreulicherweise Deutschland und Großbritannien verbunden, in ihren Gebieten den Handel in Spirituosen zu hindern. Die Neu-Guinea Kompanie hat mit Haft oder Strafe von 100 Mark belegt, wer Spirituosen an die Eingeborenen verkauft. Wenn ich richtig verstehe, so ist die britische Regierung noch weiter gegangen, indem sie in der Pacific Islands Act ganz allgemein allen ihren Unterthanen verbietet, Branntwein an Eingeborene zu verkaufen. Leider haben die Vereinigten Staaten sich nicht dazu verstanden, auch mitzugehen. Infolge dessen ist für die Eingeborenen in den freien Gebieten wenig gewonnen, da wie der Rearadmiral Tryan berichtete, entweder Engländer ihre Nationalität aufgeben, um den Handel fortführen zu können, oder andere Nationen eintreten, wo die Engländer es aufgeben. Es ist ein Anfang geschehen, aber es bleibt noch viel übrig zu thun, ehe dem Verderben gründlich gewehrt ist.

Einen Schutz trauriger Art genießt Ostindien. Es wird verhältnismäßig wenig eingeführt, weil im Lande selbst so viel fabriziert wird. Und der Verbrauch einheimischer Getränke hat sehr zugenommen. Unter den Freunden Indiens ist ein Streit darüber entbrannt, ob das System der Besteuerung, welches jetzt befolgt wird, nicht den Konsum vermehrt. Wir können diesen Streit wohl den näher Beteiligten überlassen, um so mehr, als, wie Dr. Eust nachgewiesen hat, jedenfalls die ostindische Regierung nicht auf Kosten der Nüchternheit ihre Einnahmen zu vermehren wünscht. Aber Ostindien zeigt, daß auch eine starke einheimische Fabrikation doch keinen absoluten Schutz gewährt. Denn auch in Ostindien nimmt die Spirituoseinfuhr zu. Insbesondere die Zuckerpflanzer von Mauritius, welche schmählicherweise Madagaskar gezwungen haben, seine Häfen dem Branntwein zu öffnen, senden auch nach Indien ihren Rum. In dem einen Hafen von Bombai allein sind in einem Jahre schon 953 900 l Branntwein eingeführt.

Doch das Land, in welches vor allem sich diese Ware ergießt, ist Afrika. Leider ist es mir, und ich glaube, ist es überhaupt nicht möglich zu sagen, wie viel an Spirituosen nach Afrika jährlich aus christlichen Häfen ausgeführt wird. Seit ein paar Jahren ist eine lebhaftere Bewegung gegen diesen Handel entstanden, und ich muß gestehen, es hätte ganz gut manches

Wort ungesagt bleiben können, wenn man dafür sichere Zahlen hätte geben und statt allgemeiner Versicherungen genaue Angaben machen wollen. Es muß ja doch zu ermitteln sein, wie viel in den Häfen, die unter europäischer Kontrolle stehen, an Spirituosen aus-, resp. eingeführt wird. Leider habe ich nicht erfahren können, wie viel Branntwein aus den Häfen Frankreichs nach heidnischen Ländern, insbesondere nach Afrika geht. Ich muß aber annehmen, daß nächst unserm deutschen Vaterland Frankreich der Hauptlieferant ist. Auch in Belgien hat sich ein Freund für mich umsonst bemüht, sichere Zahlen zu bekommen. Und wahrscheinlich wird auch Belgien kein geringes Quantum senden. Desgleichen nimmt Holland an diesem Handel teil. Ob und in welchem Maße auch von Dänemark und Schweden dieser Artikel über See geführt wird, ist mir nicht bekannt. Ein nicht ganz unbedeutender Teil wird auf Portugal fallen, das im Jahre 1882: 415 518 l nach Afrika führte. Wichtiger wäre es zu wissen, wie viel Branntwein von den Vereinigten Staaten nach Afrika geht. Ein Amerikaner, Herr Blackstone, hat auf der Allgemeinen Missions-Konferenz in London gesagt, daß der Handel Amerikas mit Afrika fast allein in dem großen Getränkehandel bestehe. Und wenn man nach den Berichten der Missionare schließen darf, so ist Branntwein der Hauptartikel in den Ladungen, die zwischen Amerika und Afrika gehen. In dem Jahre 1884 auf 1885 betrug die Ausfuhr dahin 4 183 000 l. Es ist also keine kleine Masse von Spirituosen, die von jenseits des Oceans nach Afrika gebracht wird.

Auch von England sind die Zahlen nicht sicher. Durch die verschiedenen Blätter, welche die Sache besprochen haben, geht immer dieselbe Zahl, wonach im Jahre 1884 etwas mehr als 600 000 Gallon nach Afrika gebracht wurden. Nach einer mir gütigst besorgten Aufgabe sind 1883—1887 durchschnittlich jährlich 370 763 Gallon nach Afrika von England ausgeführt, im Wert von durchschnittlich 88 210 Pfsl.

Ich bedauere, nicht sichere Zahlen nennen zu können, und ich erwähne sie überhaupt nur um anzudeuten, daß wenn wir Zahlen nennen, dieselben immer nur zwar einen großen Teil, aber doch nur einen Teil der Ausfuhr

Ann. Durch die Güte von Herrn W. Rodas in Liverpool habe ich folgende Zahlen bekommen: Spirituosen ausgeführt von Großbritannien nach Afrika:

1883:	405 096 Gallon	=	81 600 Pfsl.	bei	10 988 322 Pfsl.	d. Gesamtausf. n. Afrika.
1884:	369 549	"	=	86 353	"	10 178 560 " " "
1885:	339 252	"	=	88 197	"	9 764 961 " " "
1886:	321 216	"	=	83 652	"	8 744 992 " " "
1887:	418 402	"	=	101 219	"	10 484 024 " " "

Von diesen Spirituosen wird aus im Texte angegebenen Gründen das Meiste nach West-Afrika gehen. — Ein Gallon = 4,543 Liter.



angeben. Nicht einmal in Deutschland haben wir alles umfassende Zahlen. Wahrscheinlich werden wir sie bekommen, nachdem Hamburg und Bremen angeschlossen sind, und nun ihre Statistik der Reichsstatistik konform geführt werden wird. Allerdings wird schon jetzt die sehr eingehende und genaue Statistik von Hamburg die Hauptsummen geben, obgleich immerhin auch aus anderen Häfen, deutschen und außerdeutschen exportiert sein wird. Die Ausfuhr von Hamburg bedeutet natürlich nicht, daß Hamburger Firmen allein diese Massen aussenden. Seit von Hamburg zwei Dampfer-Linien, eine deutsche und englische nach West-Afrika gehen, ist die direkte Ausfuhr anderer deutscher Häfen z. B. Bremens ganz gering. Auch englische Handelshäuser führen von Hamburg aus, und es ist darum unbillig, wenn die englischen Vorkämpfer für diese gute Sache immer von Hamburg als dem deutschen Quell des Übels reden. Zu einem großen Teile sind es englische Kaufherren, die von dort her die Spirituosen verladen. Andererseits ist es auch irreführend, wenn Herr Wörmann im Reichstage sagt, von den englischen Sendungen aus Hamburg sei es wahr, daß nach Abzug von Spirituosen und Pulver nicht viel übrig bleibe. Die englischen Häuser führen nämlich ihre anderen für Afrika bestimmten Waren natürlich nicht von Hamburg aus. Für Spirituosen ist dort der große Markt.

Von diesen aus dem größten Hafen Deutschlands ausgeführten Spirituosen gehen bei weitem die meisten nach Westafrika. Es ist eine ungerechte Beschuldigung, daß ein „ungeheurer Handel“ in Spirituosen von Bremen und Hamburg nach Ostafrika betrieben werde. Von Bremen sind seit 1883 gar keine Spirituosen dorthin verschifft, von Hamburg allerdings im Jahre 1886: 5794 Doppel-Zentner, aber dafür 1887 nur 426 und 1885: 1805 Doppel-Zentner. Auch das Parlamentsmitglied Herr Caine muß schlecht berichtet worden sein, daß er sagen konnte, Hamburg versee auch Agypten mit großen Quantitäten von Branntwein. Dem ist nicht so.

Die große Masse der Branntweinausfuhr geht nach Westafrika, und da ist es leider so geblieben, wie ich vor ein paar Jahren dargelegt habe. Die Geschäfte sind in den letzten Jahren nicht gut gewesen, und so die Zahlen herunter gegangen, aber das Verhältnis von Branntwein ist so ziemlich dasselbe geblieben. Die Ausfuhr von Hamburg nach West-Afrika war

1884	535 501	Doppel-Z.	davon	351 290	Doppel-Z.	Spirituosen	=	65,6%
1885	561 041	"	"	330 868	"	"	=	58,9%
1886	476 686	"	"	250 144	"	"	=	52,4%
1887	421 912	"	"	238 558	"	"	=	56,5%

Sie sehen, daß mehr als die Hälfte der Güter, die von Hamburg nach Westafrika gesandt werden, Spirituosen sind. Ich glaube nicht zu weit von der richtigen Summe abzuirren, wenn ich annehme, daß die im Jahre 1887 nach Westafrika ausgeführten 238 561 Doppel-Zentner eine Quantität von 17 412 300 l Spirituosen im Werte von etwa 8<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen Mark repräsentieren.

Mehr als die Hälfte der Waren sind demnach Spirituosen. Es ist darum nicht ganz verständlich, wie Herr Börmann am 15. Januar im Reichstage sagen konnte: „Wenn Sie die gesamten Importe in Westafrika ansehen, so spielen diese Waren eine außerordentlich geringe Rolle gegenüber dem Gesamtimport in Afrika.“ Das wird noch unbegreiflicher, wenn man sich die Listen der Güter ansieht. Westafrika ist ein ungemein kostspieliges Land für den Europäer, den Kaufmann, den Beamten, den Missionar. Er muß einen großen Teil seiner Nahrung und vieles andere, weil er es im Lande nicht findet, von Europa kommen lassen. J. B. im J. 1887 wurden an Verzehrungsgegenständen 14 225, an Wein und Bier 23 091, an Baumaterial (Holz, Cement) 27 481, Steinkohlen 15 615 Doppel-Zentner dorthin ausgeführt. Das alles ist vornehmlich für die Europäer. Auch was übrig bleibt, ist durchaus nicht alles für die Eingeborenen, aber immerhin wird man sagen können, daß nur 355 805 Doppel-Zentner Waren für den Afrikaner bestimmt sind und von diesen sind 238 561 Doppel-Zentner d. i. 67,4% Spirituosen. In den letzten vier Jahren sind durchschnittlich 69,8% der Waren, die man von Hamburg den Negern Westafrikas gesandt hat, Branntwein gewesen.

Es ist das ja an und für sich nicht eine so große Masse: 17<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen l. Als ich vor drei Jahren diese Summe nannte, hat man mir geantwortet: Das ist gar nicht so schlimm; die verteilen sich auf 100 Millionen Afrikaner. Ich habe schon damals nachgewiesen, daß diese Annahme ganz ohne Grund und in Widerspruch mit offenbaren Thatfachen ist. Jetzt hat man im Reichstage geltend gemacht: „Das ganze Quantum von Branntwein, welches auf die Westküste von Afrika fällt, ist sicher pro Kopf noch nicht der vierte Teil des in Deutschland pro Kopf der Bevölkerung verbrauchten Branntweins.“ Diese Verteidigungsrede schwebt ganz in der Luft. Man kann nur dann berechnen, wie viel auf einen Kopf kommt, wenn man weiß, wie groß das Quantum und wie viel Köpfe sind. Der diese Versicherung gab, wußte weder das eine noch das andere. Zu dem Hamburger Import kommt, wie ich vorhin schon bemerkte, der vieler anderer Nationen, und auf wie viel Neger sich der Konsum verteilt, ist unmöglich zu sagen.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> In der auf den Vortrag folgenden Debatte teilte man mit, daß in Südafrika

Aber das läßt sich ohne Bedenken sagen, wenn wir den Neger veranlassen, so oft er für eine Mark von unsern Gütern kauft, für 69 Pfg. Branntwein zu kaufen,<sup>1)</sup> so ist das ein sehr trauriges und verderbliches Verhältniß. Und auch das läßt sich sagen, daß alle die auf den Schiffen fahren oder die von irgend einer einzelnen Stelle aus beobachten, den Eindruck bekommen, es sei unendlich viel, was an Branntwein hingeführt wird. In Sierra Leone versichert ein Beamter, daß dort 1887: 817 000 l (180 000 Gallon) eingeführt wurden, während nördlich von der Kolonie reichlich geschmuggelt würde. Vom Manah, einem Fluß südlich von Liberia, erzählt Herr Barnett, ein englischer Händler, daß er wöchentlich 6—7000 l verkaufe. Aus Lagos meldet der Neger, Pastor Johnson, daß es dort in einer Stadt von 35—40 000 Einwohner 25 kleine, 25 große Handlungen in Branntwein giebt, und daß gegen 5½ Millionen l Branntwein dort eingeführt werden. Und so könnte man weiter die Küste hinab ziehen und überall von denen, die es mit ihren Augen sehen, oft in den bittersten Worten hören, daß eine Flut von Branntwein ins Land hineingeleitet wird von christlichen Händlern.

Man kann nicht sagen, wie er sich verteilt, aber massenhaft kommt er ins Land. Jawohl sie trinken schon ohne uns zu viel, und wir bringen diese Quantitäten noch hinzu. Da mag es wohl so kommen, wie Archidiaconus Hamilton es in Bonny fand. Er machte am Sonnabend Nachmittag einen Gang durch die Stadt und fand, daß überall Tumbo d. i. Palmwein und oft zu viel getrunken wurde. Als er am Montag Morgen nochmals die Stadt besuchte, sah er, daß man Gin trank. Es stellte sich heraus, daß Bonny den Kulturfortschritt gemacht hatte, am Morgen seinen Frühschoppen in fremdländischem Gin und am Abend seinen Nachtrunk in einheimischem Tumbo zu nehmen. Anderswo verdrängt der fremde Trank den viel unschuldigeren einheimischen; so hört man im Ewevolke nichts mehr von ihrem selbstgebrauten Bier. Und es geschieht dann, was Herr Waller wohl etwas zu stark ausgedrückt hat: „Wenn Pombe (das Kaffernbier) tausende geschlagen hat, so verdirbt Alkohol millionen.“

Das mag übertrieben sein, aber es unterliegt keinem Zweifel, es beruht auf dem Zeugnis der kompetentesten Beurteiler, der Staatsmänner, der Branntwein für die Eingeborenen nicht eingeführt, sondern von den Kolonisten fabriziert wird. Süd-Afrika und zum großen Teil die mohammedanischen Länder fallen also weg; der Absatzmarkt ist das heidnische West-Afrika und dieses vornehmlich in den Küstenrändern, die zu Wasser erreicht werden können.

<sup>1)</sup> Um die Sache zu veranschaulichen, nehme ich an, daß sich der Wert der nach Afrika gebrachten Güter ähnlich verhält wie das Gewicht. Es sind natürlich Güter da, die mehrwertig sind, als der Branntwein, aber andere, z. B. Reis und Salz (1887: 62 447 Doppel-Zentner) sind auch minderwertig.

der Reisenden, der Missionare, auch mancher Kaufleute, auf dem Zeugnis der Weißen, wie vieler Farbigen, daß Christen mit diesem Handel ein großes Unrecht und einen schweren Schaden den Völkern zufügen. Es ist in den letzten Monaten bei uns mehr als sonst von einem andern großen Elende die Rede gewesen, das ehemals christliche, jetzt mohammedanische Völker über Afrika gebracht haben. Was ist schlimmer, der Sklavenhandel oder der Branntweinhandel? die Sklaverei oder die Trunksucht? Ein englischer Bischof hat gewissen Mäßigkeitsaposteln gegenüber das Paradox ausgesprochen: Ich will England lieber trunken als geknechtet sehen. Ich verstehe das Wort sehr gut. Beobachter dessen, was der Branntweinhandel den Afrikanern bringt, urteilen dagegen anders. Hören Sie den Negerpastoren Johnson von Lagos. Sein Vater ist ein Sklave gewesen, den man verkauft hat; er muß von ihm gehört haben, was Sklaverei bedeutet. Aber in einer Konferenz in London hat dieser Mann gesagt, „der Sklavenhandel sei ein großes Übel für Afrika gewesen, aber diese Übel des Branntweinhandels seien viel schlimmer, er wolle lieber, daß seine Landsleute Sklaven seien und schwer arbeiten müßten, dabei aber vom Trinken befreit blieben, als daß man ihnen das Trinken bringe.“ Oder vernehmen Sie einen andern Neger als Zeugen, der nicht wie Johnson mit den Augen eines Pastoren sieht. Es ist Herr Betts, einer der ersten Branntweinhändler in Sierra Leone, der selbst, wie er sagt, tausende Gallon Rum und viele tausende Demijohn Gin vertreibt. Er bezeugt aber: „Der Branntweinhandel zerstört Leib, Seele und Geist. Die Völker sind Sklaven des weißen Mannes und seines Branntweins geworden.“ Oder hören Sie das Zeugnis von Sir Richard Burton, dem berühmten Reisenden; er war Konsul in Kamerun. Der Vorliebe für christliche Bestrebungen hat ihn noch niemand verdächtig gehalten. Er sagt: „Es ist meine feste Überzeugung, daß wenn der Sklavenhandel mit allen seinen Schrecken auflebte, und Afrika sich von dem weißen Manne mit dem Schießpulver und dem Schnapfe frei machen könnte, es würde durch den Tausch an Glück gewinnen.“ Oder lassen Sie endlich noch einen weißen Zeugen reden, der neulich mit förmlicher Wut dem Christentum die Last aufgelegt, daß es Afrika mit Branntwein töte, und der dem Islam als dem Retter des Erdteils ein Loblied gesungen. Ich meine den Reisenden Joseph Thompson. „Meiner Meinung nach, sagte er, ist es schwer zu entscheiden, welches von beiden (Sklaven- oder Branntweinhandel nämlich) das größere Übel ist. Im Sklavenhandel gingen mehr Menschenleben zu Grunde, im Schnapshandel mehr Seelen.“

Warum sollen wir noch mehr Zeugen abhören, um zu beweisen, was



wir wissen, was jeder, der nur ein wenig Welterfahrung hat, erlebt, was in unseren Irrenhäusern, unseren Gefängnissen, unseren Vagabondenasylen mit deutlicher Schrift uns vor Augen steht, daß der Branntwein die Quelle großen Elendes ist? Ist das hier so, wo es tausend Mittel und Wege giebt, die Gefahr zu bekämpfen, wie wird es sein, wo ein armes Volk wehrlos dem Reize dieser Versuchung ausgesetzt ist? Und bedenken Sie, in welchem Augenblick die Versuchung diese Völker antrifft. Es naht einem Volke von geringerem Kulturstand eine Schar von Menschen, die höher stehen, und alle, der Missionar, der Kaufmann, der Staatsmann, der Reisende reißen dies Volk von seinem bisherigen Standpunkt weg. Ein großer Übergang findet statt, das Alte wankt in seinen Fugen, das Neue ist noch nicht stark genug, um Halt über die Volksseele zu gewinnen, und in diesem Augenblick kommt als eines der neuen Güter der Branntwein. Was Wunder, wenn Rhame, ein südafrikanischer Fürst sagt: „Meinen Feind will ich wohl bekämpfen; er hat mir nie eine schlaflose Nacht gemacht; aber gegen das Trinken kämpfen d. h. gegen Teufel kämpfen und nicht gegen Menschen. Ich fürchte des weißen Mannes Getränk mehr als alle Affagais Matabeles, welche des Menschen Leib töten und dann ist es vorüber, aber der Trunk bringt dem Menschen Teufel in den Leib und zerstört ihm Leib und Seele.“ Kluge Leute haben in der Studierstube die Idee ausgeheckt, man solle doch nur ja nicht am Alten rütteln, ehe man das Neue aufgebaut, damit die Heiden nicht etwa eine Zeit lang ganz ohne Halt seien. Aber auch in der Studierstube hätten sie aus der Geschichte lernen können, daß nie eine neue Religion oder eine neue Kultur Eingang findet, wenn die alte noch Widerstandskraft hat. Das neue Leben blüht auch hier aus den Ruinen. Und während der Wechsel geschieht, und die Völker besonders widerstandlos sind, kommen diese geistigen Getränke und finden schnellen und verderblichen Eingang in die unbefestigten Gemüther.

Uns, die wir gerne die Völker zu Gott bringen möchten, die wir hoffen, daß sie christliche Frömmigkeit annehmen, ist es das schmerzlichste, daß dieser Branntwein sie hierzu untüchtig macht. Mag vielleicht des Afrikaners Leib widerstandsfähiger sein, sein Geist und Gemüt gehen zu Grunde. „Der Neger, sagte Graf van der Straaten auf der Kongokonferenz, unterliegt physisch der Trunkenheit nicht, aber er unterliegt ihr moralisch.“ Das erstere ist mehr als zweifelhaft; viele Einzelne unterliegen schon jetzt auch physisch, und von der ganzen Rasse kann man nur sagen: bis jetzt ist sie noch nicht ruiniert. Aber das andere ist wahr, und man kann „im Geiste ergrimmen“, wenn man sieht, wie hunderte von weißen Männern und Frauen nach Afrika ziehen und

arbeiten, leiden und sterben, um aus diesem sinnlichen Geschlecht ein Volk Gottes zu sammeln, das heilig und rein und mäßig in dieser Welt lebe, und nun kommen andre Weise und mit ihrer Branntweinflut reißen sie die aufgerichteten Dämme wieder nieder.

Doch davon will ich nicht weiter reden; ich möchte darauf hinweisen, daß nicht nur der Neger an Leib und Seele Schaden leidet, sondern daß der Kaufmann selbst höchst unweise handelt, wenn er seine Zukunft durch diesen Handel verdirbt. Der englische Geistliche Lang hat sich in dieser Sache an die Hamburger Handelskammer gewandt und hat von dem Syndikus derselben zur Antwort bekommen; daß „Hamburger Kaufleute der Meinung seien, eine Beschränkung dieses Handels sei für das Geschäft schädlich und die Einführung von Spirituosen thue bis jetzt den Eingeborenen keinen Schaden.“ Der Syndikus muß den bedeutendsten Kaufmann Hamburgs im afrikanischen Geschäft nicht um seine Meinung gefragt haben. Herr Wörmann hat im Reichstag es ausgesprochen: „An sich bin ich der Meinung, daß es ein Vorteil für den Handel wäre, wenn der Schnapshandel aufhören könnte. Ich bin an sich der Meinung, daß der Verkauf von Spirituosen nicht günstig auf den Neger wirkt.“

Aber lassen Sie mich einen Augenblick annehmen, der Spirituosenhandel sei für das afrikanische Geschäft nötig. Wie, wenn er nun ein Unrecht ist, muß dann nicht das Geschäft fallen, es koste was es wolle? In England hat man in Bezug auf den Opiumhandel gesagt: England kann es nicht vertragen, zu thun, was recht ist, und ein chinesischer Missionar, Herr Taylor, hat geantwortet: England kann es nicht vertragen unrecht zu thun. Ist der afrikanische Handel nur möglich mit einem Unrecht gegen die Afrikaner, dann sage ich auch: Weg mit ihm! Deutschland kann es nicht vertragen, ein so großes Unrecht zu thun.

Aber es ist nicht an dem; es ist nicht so, daß der Neger nicht arbeitet ohne Branntwein. Alle die vielen Bauten, welche von der Mission hergestellt sind, wurden ohne einen Tropfen Branntwein erbaut. Es ist nicht an dem, daß der Neger nicht kauft und verkauft, wenn man ihm nicht Branntwein bietet. Die African Lakes Company, und auch andere englische Firmen, die Bremer Faktorei von Fr. M. Vietor Söhne, die deutsche Faktorei von Karl Vietor in Little Popo, das Geschäft von Fr. Chevalier am Volta, die Baseler Missionshandlung treiben, einige schon dreißig Jahre, ohne Branntwein zu führen, ihr Geschäft. Es ist vielmehr so, daß der Branntwein für eine kurze Zeit ein Geschäft möglich macht, auf die Dauer den Handel ruiniert. Lassen Sie mich nur zwei Zeugnisse bringen, das eine von einem Negerkaufmann, das andere von

einer europäischen Handelsgesellschaft. Der Negerkaufmann ist der uns schon bekannte Herr Betts. „Der Branntweinhandel, sagt er, ruiniert den Handel. Er hat das Volk verarmt und erniedrigt. Es wird für den eigentlichen Handel ein Gewinn und für Afrika ein großer Segen sein, wenn dieser Branntweinhandel ganz und gar ausgerottet wird.“ Die weißen Kaufleute sind die Royal Niger Company, von der wir nachher noch hören werden. Sie haben alles gethan, um diesen Branntweinhandel zu beschränken, aber sie sagen es ganz offen, daß nicht nur Humanität sie getrieben. „Sie sind, so sagen sie, geleitet von dem erleuchteten Selbstinteresse, welches es als ein Axiom annimmt, daß der dauernde Erfolg der Gesellschaft einen allgemeinen und fortschreitenden Handel nötig macht, und daß dieser nicht auf Branntweinhandel gegründet sein kann.“ „Kein Geschäft, das vornehmlich auf dem Spiritushandel basiert, kann gesund oder dauernd sein.“

Ist denn das Übel so groß, schadet es dem Afrikaner, wie dem Weißen, was können wir thun es zu bekämpfen? Dr. Eust gesteht, daß er einmal sein Bedauern ausgesprochen habe, daß unser himmlischer Vater den Poppy geschaffen, aus dem Opium gemacht wird zum Ruin von Millionen. Er war dann genötigt, mit gleichem Bedauern an Zucker, Reis, Korn, den Palmbaum zu denken. Bei uns in Deutschland würde er mit Kopfschütteln unsre liebe Kartoffel angesehen haben. Aber das geht nicht, denn konsequent müssen wir dann weiter gehen, bis wir zu dem Baum kommen mitten im Garten, von welchem Gott sprach: „Du sollst nicht davon essen.“ Es ist doch geschehen, und welches Elend ist gefolgt! Es ist nicht Gottes Wohlgefallen gewesen, die Sündengelegenheit aus der Welt zu schaffen; er läßt sie da zur Erziehung der Menschenkinder. Also Ausrottung ist nicht der Weg, aber Bekämpfung und Überwindung.

Da meine ich, das erste wäre: Wir protestieren. Wir alle, die wir dies für ein großes Übel halten, wir protestieren, daß die Christenheit dieses Unrecht thut, wir protestieren, bis die öffentliche Meinung dies Unrecht erkennt und verurteilt. Auf der Londoner Gen.-Konf. hat einer erzählt, daß die Spiritusinteressenten in Amerika einen Mann eigens angestellt haben, der alle seine Kraft und Zeit darauf verwende, den Spiritushandel zu verteidigen. Ich möchte es niemandem zumuten, seine Zeit und Kraft der Bekämpfung desselben zu widmen. Aber wir alle sollten, so oft wir Gelegenheit haben, dagegen zeugen und so lange sagen: Das darf nicht sein, bis es in der That aufgehört hat.

Der schönste Erfolg wäre, wenn infolge dieses Protestes immer mehr Kaufleute zu der Erkenntnis kämen, daß es Unrecht und Thorheit ist, sich

nicht los zu machen von diesem Handel. Es sind ihrer einige, warum sollten ihrer nicht mehr sein? Warum sollte unser deutscher Kaufmann, dessen Tüchtigkeit in der ganzen Welt anerkannt, nicht dazu kommen, sein Geschäft auf gesunder Unterlage aufzubauen?

Ich gestehe, es ist nicht leicht, insbesondere nicht für den kleineren Händler, der rasch etwas verdienen will. Man sollte ihm darin zur Hülfe kommen, indem man durch einen schweren Eingangszoll und eine hohe Lizenzabgabe für Verkauf en gros & en detail den Handel einschränkt. So hat man begonnen zu thun in den deutschen Gebieten, am Kongo und vor allem am Niger. Und das letzte Beispiel ist sehr geeignet, die Ausrede zu widerlegen, als ob das gar nicht helfe. Das ist ja freilich schon in Deutschland von Sachkundigen bewiesen, daß billige Preise großen Konsum, hohe Preise geringen Konsum bedingen. Aber es ist immer gut zu sehen, daß auch in Afrika das gleiche Naturgesetz gilt. Die Royal Niger Company hat durch ihr Vorgehen es dahin gebracht, daß 1885 25% weniger als 1884, 1886 50% weniger als 1885 eingeführt wurde. In diesem Jahre, 1886, war die Einfuhr 145 940 Gallon, 1887 nur noch 73 910 und 1888 erstes Quartal 20 125 Gallon. Also die Regierungen, welche das religiöse, sittliche und physische Wohl der Eingeborenen bedenken, welche eine gedeihliche Entwicklung des überseeischen Handels wünschen, mögen nur die Steuerschraube ansetzen; hier thut sie vielen wohl, wenn sie einigen wehe thun sollte.

Aber wir leben nicht allein in der Welt. Das große Übel ist nur mit vereinten Kräften zu bekämpfen. Ich habe schon ein Beispiel aus der Südsee erwähnt, daß wir wohl unsre Gebiete zu schützen vermögen, aber das Übel im allgemeinen nur bekämpfen können, wenn alle zusammen halten. Ähnliches erzählt H. Waller aus Sansibar. Da hatten sich Deutschland und Großbritannien verbunden und mit dem Sultan von Sansibar einen Vertrag geschlossen, wonach von Spirituosen ein Zoll von 25% des Wertes erhoben werden sollte. Aber Frankreich bestand für sich auf dem alten Satz eines Zolles von nur 5% des Wertes. So können nicht nur die Franzosen nach wie vor Branntwein einführen, es ist auch vorgekommen, daß ein Engländer und auch ein Deutscher die Ladung einem Franzosen übergeben haben, der sie unter dem billigen Steuersatz landet. In einer andern Weise wird es in West-Afrika klar, daß ein internationales Vorgehen nötig ist. Erlauben Sie, daß ich dies, weil es von einiger Wichtigkeit, etwas ausführlicher beleuchte.

Sie wissen, daß Afrika ein sehr schwer zugänglicher Erdteil ist. Verschiedenes hat mitgewirkt ihn zu verschließen, unter anderm, daß der Erdteil — entschuldigen Sie den Ausdruck — so klogig ist, und daß



seine großen Ströme zumeist nur wenig schiffbar sind. An einer Stelle findet eine kleine Ausnahme statt. Wenn Sie sich die Gestalt Afrikas vergegenwärtigen, so wird Ihnen vor Augen sein, daß die Küste West-Afrikas im Busen von Benin einbiegt und hier der Erdteil zugänglicher wird. Er wird nämlich schmaler, und zugleich ergießt sich an der Stelle der Nigerfluß, der von der Mündung an weit ins Land schiffbar ist und seit bald 40 Jahren von Dampfschiffen befahren wird. Ich glaube aus verschiedenen Gründen, daß hier eines der wichtigsten Thore Afrikas ist. Doch davon ist heute nicht die Rede; dagegen gehört hieher, daß in dies Thor auch der Branntwein seinen Eingang findet. Hier in dieser Bucht liegt das Lagos, von dessen massenhaftem Spirituosenhandel schon die Rede war; hier fließt der Niger, auf dessen Wasser so viele Liter Branntwein verschifft wurden. Diese große Küste aber ist in den Händen von England, Deutschland und Frankreich, und zwischen hinein hat sich neuerdings die königliche Niger-Gesellschaft gesetzt. Die deutschen Missionsgesellschaften haben vor drei Jahren die deutsche Regierung gebeten, mit den anderen Regierungen einen Tarif zu vereinbaren. Leider hat die deutsche Regierung nur mit Frankreich verhandelt, dessen Kaufleute wie die deutschen ein Interesse an niedrigen Zöllen haben. Die Engländer haben infolge dessen in ihrem Gebiete den Zoll auch hinabgesetzt, was erst in allerletzter Zeit wieder geändert wurde. Sie sehen, es ist eine internationale Regelung nötig.

Gewiß werden Sie gehört haben, daß neuerdings die Royal Niger Company von Deutschen angeklagt ist. Ich weiß nicht, ob mit Recht; der deutsche Konsul, den wir jetzt in Lagos haben, wird es wohl herausbringen. Aber ich hoffe sehr, daß es nicht der hohe Zoll auf Spirituosen ist, in welchem diese Feindschaft wurzelt. Die Gesellschaft hat den Nigerstrom in Händen; sie hat dort, wie wir sahen, den Branntweinhandel bedeutend hinabgedrückt. Stammt daher die Feindschaft? Die Gesellschaft hat aber noch mehr gethan. Sie hat auf dem Benue, dem großen Nebenfluß, der von Osten her dem Niger zufließt, den Handel ganz verboten. Sie kann das dort, weil sie keinen bösen Nachbar hat. Wenn die Deutschen in Kamerun schon ins Innere gedrungen wären, so würde es nicht mehr möglich sein. Diese würden dann den Branntwein auf dem Landwege bringen. — Nun hat der Gouverneur dieser Gesellschaft Sir G. Taubmann Goldie dem Marquis von Salisbury vorgestellt, sie würden das gleiche Verbot auch gern auf den Niger, wo er von Westen herströmt, erstrecken; aber sie könnten nicht. Denn was sie verbieten, würde von Lagos, wo sehr niedrige Zölle sind, gebracht werden. Nun wäre England wohl bereit den Zoll zu erhöhen, aber was England

verbietet, würden dann Frankreich und Deutschland von ihrem Gebiete aus liefern. Der Gouverneur schlägt darum vor, daß man mit Frankreich und Deutschland verhandle, um vom Senegal bis Kamerun einen Zoll auf den Branntwein zu legen, viermal so hoch, als der auf der Goldküste, zwanzigmal so hoch, als der in Lagos. Das wäre vor diesem großen Thore Afrikas ein Kiegel, und nur wenig Branntwein würde dann Eingang finden.

Sie sehen auch hier, daß gemeinsam vorgegangen werden muß. Ich freue mich, daß Herr Wörmann in der Reichstagsitzung vom 15. Januar dies auch anerkannt hat. Er sagte, daß es nicht helfen würde, wenn die Deutschen allein vorgingen, die Engländer müßten das Gleiche thun. Dieselben sind bereit dazu, und wenn die beiden Mächte, wie sie gemeinsam gegen den Sklavenhandel vorgehen, so auch gemeinsam gegen den Branntweinhandel ankämpfen, der Afrika in neue Knechtschaft zu bringen droht, so ist viel gewonnen.

Ich habe genug, mehr als genug über einen Gegenstand gesprochen, der weder erfreulich noch interessant ist. Ich glaube aber, daß ich Sie habe überzeugen können, folgende Resolution anzunehmen, die ich mir erlaube vorzuschlagen:

### Resolution.

„Die in Frankfurt an der Oder versammelte Missionskonferenz der Provinz Brandenburg<sup>1)</sup> erkennt, daß sowohl die Ehre der christlichen Völker, als die verständige Rücksicht auf die Zukunft eine Beschränkung des Branntweinhandels mit nichtchristlichen Völkern erfordern. Die Konferenz muß mit Schmerz zugeben, daß unser deutsches Volk einen hervorragenden Anteil an diesem verderblichen Handel hat und erachtet es darum für eine Pflicht des Vaterlandes in erster Linie für die Beseitigung zu kämpfen.

Die Konferenz bittet alle, die mitzuentscheiden berufen sind, in den deutschen überseeischen Gebieten alle möglichen Erschwerungen dieses Handels einzuführen, und da eine gründliche Beseitigung des Schadens nur bei allseitigem Vorgehen möglich ist, auf eine internationale Vereinigung hinzuwirken, welche diesen Feind jeder guten gesegneten Arbeit unter den nichtchristlichen Völkern gemeinsam bekämpfe und überwinde.“

Stimmen Sie dieser Resolution zu, so möchte ich Ihnen empfehlen, ihren Vorstand zu beauftragen, diese Resolution mit einer Adresse unserm Kaiser und dem Reichstage zu übersenden.

Se. Majestät hat versprochen, die Schwachen zu schützen. Hier sind Schwache. Wenn er ihnen hilft, so wird Gott ihn segnen.

Wie ich vernehme, besteht die Absicht, auch im Reichstage die Sache zur Sprache zu bringen. Es wäre gewiß angebracht, auch da mit dieser Resolution die Männer zu stärken, welche dies in die Hand nehmen.

<sup>1)</sup> Auch die in Halle versammelt gewesene durch ca. 1400 Mitglieder repräsentierte Missionskonferenz in der Prov. Sachsen hat diese Resolution einstimmig angenommen.

Und wenn Sie die angehen, welche hier auf Erden zu entscheiden haben, so lassen Sie uns nicht vergessen, den anzurufen, der ein Herr aller Herren ist, der über allen thront und Recht schaffet denen, die unrecht leiden. Lassen Sie uns unsre Agitation, wie von Bundesgenossen vorgeschlagen ist, mit dem Gebete begleiten, daß Gott den nichtchristlichen Völkern, die sich gegen diesen Feind wehren, beistehen wolle, daß er die christlichen Männer und Frauen, welche in heidnischen Ländern leben, stark mache, mit einem nüchternen Leben den Heiden voranzugehen, daß er den Kaufleuten, welche sich Christen nennen, es zur Gewissenssache mache, von diesem Handel abzustehen, daß er endlich die irdischen Machthaber antreibe, ein großes Übel und Unrecht mit vereinten Kräften zu unterdrücken.

Gott der Herr lasse es gelingen!

## Die Katastrophe in Uganda.

Von C. Busse.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel schlug am 11. Januar d. J. das Telegramm aus Sansibar ein: „Missionare geplündert, aus Uganda vertrieben, in Usambiro angekommen.“ Denn heiter wie nie zuvor seit Muangas Thronbesteigung schien der Himmel von Uganda, den letzten Nachrichten zufolge, zu sein, nachdem noch zu Anfang v. J. dunkle Wolken gedroht hatten. War Missionar Mackay, der seit Mitte 1886 die Church Miss. Soc. in Uganda allein vertrat,<sup>1)</sup> durch einen von den Arabern falsch übersetzten Brief des englischen Konsuls Kirk, durch falsche Gerüchte über Stanleys Expedition und durch die hinterlistige Haltung des französischen Paters Bourdel in so bedrängte Lage geraten, daß er im Juli 1887 abreisen mußte;<sup>2)</sup> so hatte Rev. E. C. Gordon, der im folgenden Monat auf des Königs Wunsch zu kommen wagte, gleichfalls heiße Tage durchzumachen (Jan. 1888), und zwar infolge eines vom Bischof Parker an den König geschriebenen, wie es scheint nicht gerade diplomatisch klugen und von Gordon ungeschickt verwerteten Briefes,<sup>3)</sup> in welchem die Zusicherung den Mord Hanningtons nicht rächen zu wollen und die Erklärung, daß die Missionare durchaus friedliche Zwecke verfolgten, abgegeben wurde. Dazu kamen wieder, von den Arabern colportiert, Alarman Nachrichten von der Küste über das deutsch-englische Ab-

<sup>1)</sup> Vgl. diese Zeitschrift 1887, 29.

<sup>2)</sup> Desgleichen 1888, 388 f.

<sup>3)</sup> Der Intell. bringt nur allgemeine Andeutungen über den Inhalt desselben, während Pater Bourdel, der ihn am Hofe dolmetschen mußte, in den „Kathol. Missionen“ (1888, 255) wörtliche (!) Auszüge mitteilt und dieselben mit offener Schadenfreude glossiert.

kommen, wonach Uganda von den Engländern „geessen“ werden sollte. Muanga schäumte vor Wut, und die Häuptlinge schwenkten ihre Speere. Aber die Gemüther beruhigten sich bald: hatte man doch einen Engländer als Geißel in Händen! Und mit den größten Ehren ward ein zweiter in Uganda aufgenommen, den der König selbst eingeladen hatte: Rev. R. H. Walker. Bald nachdem die Brüder am Südufer des Sees, unter ihnen auch die früheren Ugandamissionare Mackay und Ashe, den Bischof Parker in sein frühes Grab gebettet hatten, schiffte sich Walker nach Uganda ein, und am 24. April 1888 ward ihm in der Hauptstadt Mengo vom Könige ein großartiger Empfang bereitet, wie er wohl selten einem Gaste zu teil geworden war.<sup>1)</sup> Gegen tausend Krieger bildeten auf der Straße und in den Vorhöfen Spalier, unter Trommelwirbel, Freudengeschrei, Speerschütteln und Fahنشwenken. schritten die beiden Missionare Gordon und Walker auf die Palasthütte zu, wo der König große Barasa hielt; bei ihrem Eintreten in dieselbe begann die Hofkapelle zu spielen, und der ganze Hof erhob sich, die Araber, die Häuptlinge und auch der König selbst, der sie feierlich begrüßte und zum Sitzen einlud. Ob der König mit dieser überraschenden Ehrenbezeugung, wie Gordon meint, sein früheres Verhalten wieder gut machen wollte? Die Araber wenigstens beglückwünschten die Missionare zu der großen Gunst, in der sie augenscheinlich beim Könige stünden. Obwohl die früheren Verbote nicht zurückgenommen waren, und viele Christen glaubten sich noch verborgen halten zu müssen, so hatte die Missionsarbeit doch ihren ungestörten Fortgang, unter thätiger Beihilfe der Kirchenältesten. Walker schrieb im Juni v. J.: „Weil der König freundlich und ehrerbietig gegen uns ist, so sind es alle andern auch; nichts könnte befriedigender sein als die Art, wie die Häuptlinge, die Araber und überhaupt jedweder uns behandelt.“<sup>2)</sup> So kam die Nachricht von dem beklagenswerten Zusammenbruch der Mission in Uganda völlig unerwartet.

Der Ch. M. Intelligencer vom März d. J. bringt uns aus der Feder Gordons und Walkers eine eingehende, in Usambiro am Südufer des Viktoria Njansa zu Anfang November v. J. geschriebene Schilderung<sup>3)</sup> der Ereignisse, welche sich im September und Oktober in Uganda abspielten und sowohl der seit 11 Jahren mit so viel Gebet und Opfern daselbst betriebenen evangelischen, als auch der französisch-katholischen Mission ein jähes Ende bereiteten.

Muanga war trotz seiner zeitweiligen Freundlichkeit gegen die Mis-

<sup>1)</sup> Int. 1888, 700 ff.

<sup>2)</sup> Int. 1888, 774.

<sup>3)</sup> Manches in derselben, was noch unklar bleibt, dürfte durch spätere Nachrichten von dort aufgeklärt werden.



sionare weit davon entfernt, dem Christentum Hausrecht in seinem Lande einzuräumen, obwohl schon einfache politische Klugheit erfordert hätte, Religionsfreiheit zu proklamieren oder wenigstens stillschweigend zu gewähren. Denn wir sehen jetzt mit Erstaunen, daß die eingebornen Christen beider Konfessionen, die wir als ein einflußloses verfolgtes Häuflein anzusehn gelehrt waren, vielmehr eine hervorragende politische Reformpartei bildeten, auf deren Programm Rücksicht zu nehmen war. Und ebenso erstaunt sind wir darüber, daß eine gleich wichtige, ja nach dem Schlußerfolge zu urteilen, noch wichtigere Rolle die eingebornen Bekenner des Islam spielten, da aus den bisherigen Berichten auf eine so erfolgreiche Missionsthätigkeit der Araber in Uganda, wie sie vorzuliegen scheint, nicht zu schließen war. In der That hatten die meisten der jungen Häuptlinge mit ihrem Anhang dem heidnischen Lubariismus den Rücken gekehrt und waren teils unter dem Einflusse der Araber Mohammedaner, teils unter dem der englischen und französischen Missionare Christen geworden. Um so mehr hätte der König mit diesen Reformparteien rechnen müssen. Er verschloß sich aber den Ansprüchen beider, und obwohl er in religiösen Dingen durchaus indifferent war, so wuchs mit der Zahl der Anhänger der fremden Religionen auch sein Ingrimm gegen dieselben, weil er von ihnen Aufruhr und Empörung gegen seine Herrschaft fürchtete; zeigten sie sich doch unehrerbietig und ungehorsam gegen ihren König, indem die Mohammedaner sich weigerten, von dem Fleisch zu essen, das von unbeschneideten Dienern des Königs berührt war, und die Christen, am Sonntage des Königs Arbeit zu thun. Es gingen Gerüchte, daß der König darüber brühte, wie er sich am besten aller „Leser“, des Korans sowohl wie der Bibel, auf einmal entledigen könne.

Diese „Leser“ ihrerseits fühlten die Beschränkung ihrer „Lese“-Freiheit mit steigendem Verdrusse; seit Muangas Thronbesteigung hatten sie fast nie anders als im verborgenen ihrem Gotte dienen können. Zu diesen Klagen gesellten sich andere, die ganz Uganda teilte. Hatte Mtesa sein Volk mit „Peitschen“ gezüchtigt, so züchtigte es Muanga mit „Skorpionen“.

Unter seinen zahlreichen tollen Streichen erregte am meisten den Unwillen der Waganda die grausame Art, wie er seine Steuern eintrieb. Es war seine Gewohnheit, fast allmonatlich sein Land zu bereisen, um seine Unterthanen zu berauben. Um bei solchen Gelegenheiten seine Leibgarde mit Proviant zu versorgen, wurde die Gegend, durch welche der König kam, ihrer Ziegen, Küder, Hühner und Feldfrüchte beraubt, und wenn der König eine weibliche Schönheit entdeckte, so wurde sie zur Bereicherung seines Harems mitgeschleppt. Diese Raubzüge wurden den Waganda, so wenig sie auch mit väterlichem Regiment verwöhnt sind, unerträglich.

Ein wahnwitziges Unternehmen kostete den König schließlich seinen Thron.

Außer seiner persönlichen Leibwache, die aus blind ergebenen Pagen und Günstlingen, lauter „Nicht-Lefern“, bestand und seine ständige Begleitung bildete, hatte der König noch zwei andere große Leibgarden, denen es oblag ihn zu begleiten, so oft er seine Hauptstadt verließ. Diese bestanden zum größten Teil, ja, wie es scheint, sämtlich aus christlichen „Lefern“, oder wurden wenigstens denselben zugerechnet und als Parteigänger der Christen angesehen, da ihre Anführer Christen waren, der eine ein römischer, der andere ein evangelischer. Eines Tages im September befahl der König einen Marsch nach dem See. Sein Plan, den er heimlich mit dem Pokino, einem der großen Häuptlinge, geschmiedet hatte, scheint folgender gewesen zu sein. Die beiden „christlichen“ Leibgarden sollten nach einer Insel fahren, um dieselbe in des Königs Namen zu plündern; die heidnische Leibgarde sollte ihnen dann, wenn sie sich auf der Insel zerstreut hätten, ihre Kanoes wegnehmen und sie dem Hungertode preisgeben, da es in Wahrheit auf der Insel nichts zu plündern gab. Auch der Anführer der mohammedanischen „Lefer“, Mudschassi, war vom König zu dieser Expedition entboten worden, hatte aber Krankheit vorgeschützt. Als nun der König mit seinen Schlachtopfern am See angelangt war, weigerten sich die christlichen Häuptlinge, Verrat ahnend, die Kanoes zu besteigen, da sie nicht gewohnt seien, ohne den König in See zu stechen, und da dieser seinen Plan vereitelt sah, eilte er mit seinen Getreuen nach seiner Hauptstadt zurück, damit die Unlauterkeit seiner Absichten beweisend. Nun vereinigten sich die Häupter der beiden Reformparteien zu gemeinsamen Schritten, zogen auf verschiedenen Wegen der Hauptstadt zu, um Muanga zu entthronen, und nachdem dieser mit seinen Weibern und Leibwächtern, ohne ernstlichen Widerstand zu leisten, entflohen war, setzten sie einen Bruder desselben, Kiriwa, einen Heiden, auf den erledigten Thron. Man sagt, daß diese Revolution ohne den Verlust irgend eines Menschenlebens, ohne jegliches Blutvergießen, sich vollzogen habe!

Noch an demselben Tage verteilte der neue König die großen Staatsämter, deren Inhaber (Bakangu) die Provinzen des Reiches zu „essen“ bekommen. Katikiro oder Reichskanzler wurde der Anführer der römischen Christen, Mkuenda, der zweite (?) Beamte des Reiches, derjenige der protestantischen, zwei andere Oberhäuptlingsstellen erhielten Mudschassi und ein anderer Koranleser. Am folgenden Tage wurden die Missionare zu Hofe befohlen.

„König Kiriwa war sehr freigebig mit seinen Worten und viel zu großmütig in seinen Versprechungen.“ An die Araber sich wendend proklamierte er Frieden mit Kabrega von Unjoro, Handelsfreiheit und Herabsetzung der Import- und Exportzölle, versprach Lehrfreiheit für den Islam und den Bau einer Moschee. Dann wandte er sich an die Missionare und sicherte auch ihnen die uneingeschränkste Freiheit zu, das Evangelium zu verkündigen und die Waganda zu unterrichten. Von einem Kirchenbau war freilich keine Rede.

Die Kunde von der endlich erlangten Religionsfreiheit ging wie ein Lauffeuer durchs Land und erquickte besonders die Herzen derer, die seit Jahren im verborgenen gelebt hatten. Sie verließen ihre Schlupf-

winkel und kamen sowohl an den königlichen Hof, um ihre Pagen- und Botendienste wieder aufzunehmen, als auch in großer Zahl, Sonntags und Wochentags auf die Missionsstation.

„Eine Zeitlang kamen die Waganda zu uns gleich Bienen Schwärmen; von früh morgens bis spät abends drängten sie sich zu beiden Seiten des Hauses und in dessen Zimmern. Viele Häuptlinge besuchten uns und begehrten Alphabettaseln, um ihre Anhänger und Sklaven unterrichten zu können.“ Mit zahlreichen Bitten um Prayerbooks, Neue Testamente (in Kisuaheli) und einzelne Evangelien (in Luganda) wurden die Missionare bestürmt. Am letzten Sonntage vor dem schrecklichen Ende versammelten sich 300 Waganda zum Morgengottesdienst, unter ihnen die meisten der vornehmsten christlichen Häuptlinge, der neue Mkuenda an der Spitze.

„Wenn der Erfolg einer Sache die Gerechtigkeit derselben beweist“, schreibt Miss. Gordon bedächtig, „so war die Absetzung und Vertreibung Muangas eine gute und gerechte That.“ Der nächste Erfolg schien ja freilich ein überaus glücklicher zu sein; die neue Staatsmaschine arbeitete geschickt und geräuschlos; das Programm der Reformer, an dessen Spitze die Forderung der Religionsfreiheit stand, war verwirklicht; Friede und Sicherheit, soweit ein Uganda es billigerweise verlangen kann, herrschten im Lande. Aber damit hatten sich die Folgen des Staatsstreiches noch nicht ausgewirkt, und wenn überhaupt der Erfolg als Wertmesser gelten könnte, so würde der Schlußerfolg der Entthronung Muangas die Ungerechtigkeit derselben beweisen.

Es tritt nämlich nunmehr eine Gesellschaft in den Vordergrund, die sich während des Umschwungs der Dinge auf vorsichtige Beobachtung beschränkt hatte, um für den Fall des Mißlingens nicht bloßgestellt zu sein: die Araber. Sie waren ergrimmt darüber, daß die beiden wichtigsten Posten, des Katikiro und Mkuenda in die Hände der Unbeschnittenen gefallen waren; das konnte ihrem Geschäft sehr nachteilig werden; dazu fühlten sie sich vom König selbst zurückgesetzt, der seine Versprechungen schlecht zu halten schien und eine auf sein Konto genommene Elfenbeinschuld seines Vorgängers ihnen nicht zahlen konnte. Das neue Regime gefiel ihnen nicht, und in diesem Unbehagen begegneten sich ihre edlen Seelen mit denen ihrer Glaubensgenossen unter den Waganda, die gleichfalls grollten, daß der Islam nicht den Löwenanteil vom Erbe Muangas davongetragen hatte. Diesen die Notwendigkeit einer Gegenrevolution klar zu machen, war den Arabern ebenso leicht, wie den König Kiwima, der ohnehin nur ein Rohr im Winde war, gegen den (christlichen) Katikiro und dessen ganzen Anhang aufzuheizen. Sie wußten es ihm glaubhaft zu machen, daß sein Leben in Gefahr wäre, und die Christen sich verschworen hätten, eine Prinzessin auf den Thron zu setzen, da es auch in Ibulaja

(England) Sitte sei, sich von einer Frau regieren zu lassen! Geschickt vorbereitet, brach am Morgen des 12. Oktober im Hofe des Königs der Sturm gegen die Christen los; der Kampf, an dem Araber thätigen Anteil nahmen, wogte etliche Zeit heftig hin und her; aber die Christen mußten schließlich den Mohammedanern das Feld räumen. Mehrere Häuptlinge küßten ihr Leben ein; dem Katikiro und Mkuenda, denen man besonders den Tod geschworen, gelang es mit gegen 300 Christen zu entkommen.

Nun war der Islam Herr im Hause und bewährte seinen alten Fanatismus. Während am Hofe die Unterverteilung nach dem Herzen der Araber vor sich ging, wurden Boten nach der Missionsstation<sup>1)</sup> gesandt, wo Gordon und Walker Verwundete verbanden und Flüchtlinge beherbergten. Obwohl von den letzteren gewarnt, folgten sie den Schergen des Tyrannen, und in der Hauptstadt angekommen, wurden sie in den Hof eines Häuptlings geführt, wo sie auch die französischen Priester trafen, den zum Besuch anwesenden Bischof Vivinhac und die Patres Lourdel und Denoit. Eine schmutzige Hütte, „voll von Soldaten, Läusen und Ratten“, ward ihnen allen als ein Gefängnis angewiesen, und ihr Kerkermeister eröffnete ihnen, daß sie hier bis zu ihrem Abzuge aus dem Lande seine Gefangenen sein würden; denn der König wolle sie nicht töten, sondern ein Inventar ihrer sämtlichen Habseligkeiten aufnehmen, für sich und seine Minister ein anständiges Geschenk verlangen und sie dann in Frieden ziehen lassen. Die Vollzieher dieser königlichen Anordnungen unterwarfen aber die Missionare einer Reihe von Schändlichkeiten, wie sie empörender nicht gedacht werden können.

Die Engländer hatten weder Decken, noch Matten, noch Mundvorräte mitgenommen, da sie auf solches Quartier nicht gefaßt waren, während die Franzosen, zuvor von dem ihnen drohenden Schicksal unterrichtet, sich dergleichen von ihren Knaben hatten nachtragen lassen. Sie teilten ihre Habe brüderlich mit ihren Nebenbuhlern; gemeinsame Leiden überbrückten die Kluft der Konfessionen. Nachdem an den nächsten Tagen ihr Kerkermeister, einer der Oberhäuptlinge, und seine Sklaven im französischen wie englischen Missionshause unter Assistenz der Missionare sich ihren Anteil an der Beute gesichert hatten, wurden am fünften Tage ihrer Gefangenschaft Gordon und Walker von dem (neuen mohammedanischen) Katikiro selbst nach ihrer Station geführt, von einem lärmenden und stetig wachsenden Pöbel begleitet, der gleichfalls hungrig nach Raub war. Und nun wurde das Missionshaus und -Gehöft völlig ausgeplündert. Der Katikiro stieg mit den Missionaren und seinem Gefolge die Treppe hinauf und ergriff Besitz von den besten Sachen, die noch vorhanden waren (Gordon berechnet seinen Raub auf 50 Pfd. Sterl.); die andern Häuptlinge folgten dem Beispiele des obersten Staatsbeamten.

<sup>1)</sup> Katete,  $\frac{1}{2}$  Stunde von der Hauptstadt Mengo entfernt.



Alle Zeugballen, alle Kaurimuscheln wurden geraubt. Unterdessen war der Pöbel unten ins Haus eingebrochen, der wüste Lärm veranlaßte den Ratikiro mit Gordon hinunterzugehen: nicht ein einziges Hausgerät war mehr vorhanden; Betten, Tische, Stühle, Bücherschränke, Kisten — alles war fort; jedes Buch war zerrissen, alle Arzneiflaschen entweder zer schlagen oder ausgegossen und mitgenommen; Scherben und allerlei andere Trümmer bedeckten den Fußboden. Der Ratikiro nahm noch aus der Vorratskammer Muschelgeld und Blechbüchsen an sich, rief dann seine Leute und verließ das Schlachtfeld. Oben hatten inzwischen die zurückgebliebenen Schurken unter Walkers Augen dasselbe Heldentstück, wie ihre Kameraden unten, vollbracht: geraubt, was sie gebrauchen, und zerstört, was sie nicht gebrauchen konnten. „Wir hielten es jetzt fürs beste zu gehen, aber wohin? Die französischen Priester durften diese Nacht in ihrem Heim schlafen; aber wir hatten kein Heim, denn nachdem die Häuptlinge gegangen waren, plünderte der Pöbel unsere Besetzung vollends. Wir steckten einige Bücher in die Tasche, wickelten eine Decke und Eßwaren in unsere Matten und verließen das Haus in strömendem Regen. In einer nahen Hütte fanden wir keine Gastfreundschaft, Decken und Proviant wurde uns gestohlen und mein Hut dazu. So wurden wir in unser Gefängnis zurückgeleitet, wo wir unsere letzte, die sechste Nacht zubrachten.“ Die Besetzungen der geflohenen Christen waren in ähnlicher Weise wie das Missionshaus geplündert und zerstört.

Am folgenden Tage wurden sie nach der französischen Station geführt, von wo der Marsch nach dem See angetreten werden sollte (2 deutsche Meilen weit). Aber der Tag ging hin mit Verpacken der Güter, die Pater Lourdel mitzunehmen erlaubt wurden<sup>1)</sup>, von welchen aber der Habgier der Waganda noch vieles zum Opfer fiel. Nach einer unruhigen Nacht brach endlich die Karawane auf unter Führung eines dazu kommandierten „Offiziers“. Sie bestand aus vier Franzosen, den oben genannten und einem Laienbruder, welche 20 ihrer Leute, Männer, Weiber und Kinder als Träger und Diener mit sich führten, den beiden englischen Missionaren mit nur vier Knaben, von denen ihnen noch zwei weggenommen wurden; dazu kam die (schwarze) Schiffsmannschaft, 10 Mann und der Kapitän, im Dienste der Ch. M. S., denen man alle ihre Kleider und Habseligkeiten geraubt hatte. Gegen Mittag wurde der Hafen erreicht, wo die „Eleonore“, das Missionschiff der Ch. M. S., vor Anker lag.

Aber das Rauben hatte noch kein Ende: Lourdel mußte noch 4 Gora (à 30 Yards) Zeug hergeben; Walkers Bündel wurde geöffnet, und die „nichtswürdigen Mohammedaner“ stahlen ihm Hemd und Strümpfe, rissen von seinem Neuen Testament und Prayerbook die Deckel ab und warfen die Bücher ins Wasser; ja der „Offizier“ verlangte Walkers Rock und schließlich seine Beinkleider, und er mußte sie ausziehen!

Sie begaben sich an Bord, hinter ihnen her rief die Stimme des Offiziers. Er bot ihnen den Abschiedsgruß Ugandas: „Laßt keinen weißen

<sup>1)</sup> Wir erfahren nicht, aus welchem Grunde.

Mann nach Uganda kommen in zwei Jahren! Wir wollen Macays Boot für lange Zeit nicht wieder in Ugandas Gewässern sehen! Wir wollen keinen weißen Lehrer wieder in Uganda sehen, bis wir das ganze Uganda zum mohammedanischen Glauben bekehrt haben!" Und als ob der Zubari des Njansa sich mit den Mohammedanern verbündet gehabt hätte, die Christen zu verderben: es fehlte nicht viel, so wären sie alle in den Fluten des Sees umgekommen.

Nach einer Fahrt von etlichen Stunden landeten sie an einer kleinen Insel der Sesse-Gruppe, um ein Mahl zu kochen, und als sie gegen Abend wieder unter Segel gingen, zeigten ein paar Flußpferde ihre breiten Häupter. Der Kapitän suchte zwischen ihnen hindurchzusteuern, aber plötzlich gab es einen Stoß: eines der Untiere hatte das nur noch wenig fertüchtigte Fahrzeug so unsanft berührt, daß zwei Löcher an der Backbordseite entstanden waren, durch die das Wasser schnellen Eingang fand. Zum Glück war man nur an 150 Yards von der Insel entfernt, und wer schwimmen konnte, sprang ins Wasser; nur Pater Denoit und der Laienbruder blieben mit den Kindern auf dem Wrack zurück, und fünf der letzteren ertranken. Die andern wurden mit Hilfe des einzigen Bewohners der Insel, der ein kleines Kanoe besaß, gerettet. Am andern Morgen schlug dieser seine Trommel, durch deren Ruf gelockt eine Anzahl Waganda vom Festlande herüberkamen; und den vereinten Anstrengungen gelang es, die „Eleonore“ ans Land zu ziehen und für die Weiterreise notdürftig zu flicken. Am 3. November landeten sie bei Usambi am Südufer des Sees, wo sich die Franzosen verabschiedeten, und am 4. begrüßten Gordon und Walter ihre Freunde Macay und Deekes in Usambiro.

Der Exkönig Muanga war mittlerweile mit sechs Weibern und einer kleinen Schar Pagen in Magu, an einem andern Teile der Südküste, aufgetaucht, wo ihm Macay durch eine Botschaft seine Hilfe anbieten ließ. Er bat Macay, selbst zu kommen und ihn aus den Klauen der dortigen Araber zu befreien; er wolle mit ihm nach Europa gehen, da er gehört, daß der Kaiser der Franzosen nach seiner Besiegung durch die Deutschen ein Asyl in England gefunden habe.

Die letzten telegraphischen Nachrichten melden den Ausbruch einer neuen Revolution in Uganda. König Kiviwa habe sich den Befehrungsversuchen der Araber widersetzt und mit eigener Hand die beiden Häuptlinge, welche bei der Zerstörung der Missionen die Rädeßführer gewesen waren, getötet. Darauf sei er vom Throne gestoßen und ein anderer Bruder, Kilima, von den Arabern an seine Stelle gesetzt. In Uganda wüßte seitdem der Bürgerkrieg.

So gilt es zu beten für die Christen in Uganda, daß der Halbmond nicht triumphiere!

Nachschrift. Möglich, daß die obigen unter so tumultuarischen Verhältnissen gesammelten Nachrichten in einzelnen Punkten nicht ganz korrekt sind,

wie die Missionare selbst andeuten. Bei dem großen Interesse, welches die in Rede stehenden Vorgänge augenblicklich auch in Deutschland haben, wollten wir aber einen zusammenhängenden Bericht möglichst bald unsern Lesern bringen. — Daß die Blokade von Einfluß auf die Revolte in Uganda gewesen, ist schon durch die Zeitfolge ausgeschlossen. Wohl aber hat die gesamte ostafrikanische Kolonialpolitik den Einfluß des mohammedanischen Elements in Uganda eminent gestärkt. Wd.

## Urteile von Reisenden

über die christliche Missionsthätigkeit unter eingeborenen Afrikanern.

Von A. Merensky.

Während sich im allgemeinen das Urteil über den Wert und die Erfolge der christlichen Missionsthätigkeit geklärt hat, und von berufenen Stellen, zu denen in erster Linie die Behörden und Beamten solcher Kolonien zählen, in welchen die Eingeborenen einen starken Bruchteil der Bevölkerung bilden, der Mission sogar oft hohes Lob gespendet wird, sind die Berichte der Reisenden über Missionsarbeit meist noch so subjektiv gefärbt, daß sie sich häufig gar nicht vereinen lassen, sondern sich oft schnurstracks widersprechen. Selten haben Reisende, welche ein fremdes Land betreten, sich vorher über die unter den dort wohnenden Völkern betriebene Missionsarbeit unterrichtet. Von den allgemein auf diesem Gebiete gemachten, also feststehenden Erfahrungen haben sie keine Ahnung, ebensowenig eine Übersicht über die bereits erzielten Erfolge. Flüchtig werden die Länder durchzogen, so daß die Zeit fehlt, Missionsstationen zu besuchen und sich durch eigne Beobachtungen ein Urteil zu bilden; man ist auf vereinzelte Wahrnehmungen, besonders aber auf das Urteil der gelegentlich befragten Händler oder Kolonisten, angewiesen, welche leider nur zu häufig in Sachen der Eingeborenen selbst wenig unterrichtet und zuverläßig sind. Gewöhnlich findet man, daß der Standpunkt, welchen der Reisende den Eingeborenen gegenüber einnimmt, auch den Standpunkt bestimmt, von dem aus er das Missionswerk beurteilt, und dies ist verständlich genug, denn wenn man in den Eingeborenen Geschöpfe so untergeordneter Natur sieht, daß man glaubt, hier sei wie bei den höher veranlagten Haustieren höchstens Dressur am Platze, so muß die Mission als ein überflüssiges, ja selbst unsinniges Werk erscheinen.

Der verschiedene Standpunkt, den Reisende den Eingeborenen und damit der Mission gegenüber einnehmen, kommt unter andern in zwei Büchern zum Ausdruck, welche in letzter Zeit in England über Südafrika erschienen sind, das eine ist betitelt: *South Africa* by James Stanley Little, das andere: *The complete story of the Transvaal* by J. Nixon.

Der Verfasser des erstgenannten Buches steht den Eingeborenen gegen-

über auf vornehm aristokratischem Standpunkt; seine Stellung dem Christentum gegenüber ist die freimaurerische. Während er trotz seines kurzen Aufenthalts in Südafrika über das Land und seine europäische Kolonistenbevölkerung, sowie über die politischen Verhältnisse der dortigen Kolonien ein gesundes, ruhiges Urtheil bekundet, da er hier auf einem Boden sich bewegt, der ihm bereits längst bekannt war, ist sein Urtheil unrichtig, schwankend und oft ungerecht, sobald er auf die Eingeborenen und die Mission zu sprechen kommt; man fühlt ihm ab, daß er auf diesem Gebiete fremd und abhängig von dem ist, was er gelegentlich in den Gasthöfen und in Gesellschaften gehört hat. Ein Kapitel über die Missionare leitet er mit den Worten ein:<sup>1)</sup> „Vor den Missionaren als einer Körperschaft habe ich den größten Respekt und für ihre selbstverleugnenden Arbeiten und ihren ernstesten Eifer in einer Sache, welche mit all ihren Mängeln stets eine gute bleiben muß, die wärmste Anerkennung“ (S. 426), doch diesen anerkennenden Worten folgt sofort die Anklage, daß einige Missionare das Evangelium nur als Deckmantel benutzten, um ein System von Betrügerei und Raub zu betreiben, oder ein Leben der schlimmsten Unsitlichkeit und erniedrigenden Sinnlichkeit zu führen. Wir erwarten, daß solche Behauptung, welche auf die Missionsleitung und selbstverständlich auf die Körperschaft, die solches in ihrer Mitte duldet, ein sehr schlechtes Licht werfen würde, auf gewissenhafter Untersuchung beruht, werden aber mit der Bemerkung abgefunden: „Die skandalösen Vorgänge auf der Brüdergemeindestation am Caledon allein genügen, um dies zu beweisen,“ und beruhigen uns in dem Bewußtsein, daß am Caledon weder eine Brüdergemeindestation noch überhaupt eine deutsche Missionsstation zu finden ist; letztere werden nämlich öfter in Südafrika sämtlich für „Brüdergemeindestationen“ gehalten. Ueberaus ungünstig ist aber des Schreibers Urtheil über die eingeborenen Christen. „Der christliche Kaffer raubt, lügt, trinkt und schwört“ (S. 427), freilich fügt er hinzu, daß man für diesen Umstand mit Unrecht die Missionare verantwortlich mache; es ist, nach seiner Ansicht, die Berührung mit der Civilisation, welche den Kaffer unehrlich macht. Wie wenig er aber über Sachen der Eingebornen wirklich unterrichtet ist, tritt in gelegentlichen Bemerkungen hervor, so in dem Vorwurf, den er den Missionaren macht, daß sie im Sulu ein völlig willkürliches System der Rechtschreibung eingeführt hätten, während gerade das Umgekehrte der Fall ist, man hat für das Sulu auch vor der Aufstellung des Lepsius'schen Alphabets ein sehr einfaches und passendes orthographisches System eingeführt.<sup>2)</sup> Im übrigen finden sich in dem

<sup>1)</sup> South Africa by J. St. Little London. W. Swan Sonnenschein and Co.

<sup>2)</sup> Als Beweis für die Mangelhaftigkeit des getadelten Systems führt er (S. 453)



befprochenen Buche Stellen, welche beweisen, daß der Verfasser von den Resultaten missionarischer Arbeit auch andere Eindrücke erhalten haben muß, so sagt er z. B.: „Die viel geschmähten Missionare sind ebenso wie die Buren die Pioniere der Civilisation in Südafrika gewesen, und es gebührt ihnen schon aus diesem Grunde alle Ehre!“ (S. 426.)

Ganz anders ist der Ton, in welchem der zweite Schreiber (Nixon)<sup>1)</sup> sich über die Eingeborenen Transvaals und die Erfolge, welche die Arbeit der Missionare an ihnen erzielt hat, äußert. Er steht den Eingeborenen und somit auch der Missionsarbeit sympathisch gegenüber. Über einen in der Nähe von Pretoria wohnenden Häuptling, der unter der Pflege Herrmannsburgers Missionare steht, fällt er folgendes Urteil: „Ich habe das Vergnügen, Magata zu kennen und kann getrost versichern, daß ich selbst in England einen vortrefflicheren Gentleman, im besten Sinne des Wortes, nicht angetroffen habe“ (S. 234). Er reproduziert einen Brief des christlichen Bamangwato-Fürsten Khama an den englischen Gouverneur des Kaplandes, in welchem er sich gegen drei Übel äußert, nämlich gegen Krieg, Verkauf von Menschen und Brauntwein, und fügt dann folgende Worte hinzu:

„Khama ist ein Häuptling, dessen Aussagen man glauben kann. Er ist ein herrliches Beispiel von erfolgreicher Missionsarbeit. Sein Christentum ist nicht Namentchristentum, wie das so vieler andrer Schwarzen und Weißen, sondern ist Leben, welches einen ausgesprochen guten Einfluß auf ihn und sein Volk ausübt. Er hat das Trinken in seinem Lande abgeschafft und ist stets auf Reformen bedacht. Seinem Worte wird ohne weiteres Glauben geschenkt, nicht allein von den Missionaren, sondern auch von Händlern und Jägern, welche allem, was durch die Mission gewirkt wird, kritisch gegenüberstehen. Er ist aufrichtig, mutig und männlich, und wenn alle Kafferhäuptlinge ihm gleich wären, würde Kafferland anders aussehen als es der Fall ist“ (S. 74).

An einer andern Stelle (S. 161) spricht er von den ärmeren Bauern im Westen Transvaals, an den Grenzen des Betschuanenlandes und sagt:

„Viele von ihnen konnten nicht schreiben. In dieser Hinsicht wurden sie von den Eingeborenen übertroffen, von denen verschiedene, dank ihren missionarischen Lehrern, gut lesen und schreiben konnten. Auf meinem Wege von Seerüst

an, es sei gänzlich falsch Cetewayo zu schreiben, Ketchwio sei die allein vernünftigste Schreibweise. Nun schreibt aber kein Missionar Cetewayo, sondern jeder richtig Cetywayo (c ist das Zeichen für den dentalen Schnalzlaut). Völlig unverständlich und absurd ist die Behauptung, das Wort „tyetga“ „Geist“ werde taggerti ausgesprochen. Da es kein ähnliches Wort wie tyetga für Geist giebt, muß man annehmen, daß der in den obigen Worten enthaltene Unsinn auf falsche oder falsch verstandene Aufzeichnungen zurückzuführen ist. Ein weiteres Beispiel der Unzuverlässigkeit Mr. Bittles in Sachen der Eingeborenen ist sein Bericht über den bekannten König Moschesh (S. 455), den er auch Häuptling der Kofa sein läßt und ihm als solchem die Vernichtung des Viehes, zu der sich dieser Stamm durch seinen Propheten Umchlatasa hinreißen ließ, zur Last legt.

Der Verf.

<sup>1)</sup> The complete story of the Transvaal by J. Nixon. London. Sampson Low.

nach dem Betschuanenlande kam ich bei dem Dorfe der Baharutse vorbei und zog in einem Briefe, den ich damals nach Hause schrieb, starke Vergleiche zwischen den fruchtbaren Gefilden dieses Stammes und den dürren Plätzen der Bauern, ohne Gärten oder irgend welche Zeichen von Anbau. Ihre bessere Lage verdankten die Baharutse den eifrigen Mühen eines deutschen Missionars, Herrn Jensen, welcher sie gelehrt hatte, wie sie säen und ernten und ihre Produkte mit Vorteil verkaufen konnten. Die Baharutse waren für Eingeborene wohlhabend und besaßen Pflüge und Wagen in Menge" (S. 162).

Nachdem der Reisende sich einige Monate im eigentlichen Betschuanenlande aufgehalten hat, schreibt er wie folgt:

"Da es nicht in meinem Plane liegt, eine Geschichte meines Aufenthalts unter den Betschuanen zu geben, will ich darüber mit einer einzigen Bemerkung hinweggehen, mit dieser nämlich, daß viele der sogenannten Wilden so gut unterrichtet (educated) sind als ihre Nachbarn, die Bauern, und das ganz gleiche Recht wie diese haben geachtet zu werden. Die Bemühungen Moffats, Macenzies, Livingstones, Prices und anderer Missionare haben trotz manchen Fehlschlagens auf die Masse christianisierende und civilisierende Einflüsse ausgeübt. Sie sind keineswegs bloße Wilde, und lebt man unter ihnen, so lernt man den besseren Teil von ihnen achten und findet ihre Bestrebungen sich zu civilisieren, mehr als erträglich" (S. 163).

Solche Urtheile berühren jeden wohlthuend, der es mit den afrikanischen Eingeborenen wirklich gut meint, um so mehr als von deutschen Reisenden noch immer oft genug nur die schlechten Seiten des afrikanischen Volkscharakters hervorgehoben werden, und zwar häufig in einer Weise, daß man spürt, wie im Grunde Haß und Verachtung der Afrikaner jede unparteiische, gerechte Betrachtung ihrer Eigentümlichkeiten unmöglich macht. Wie einseitig sind z. B. nach dieser Seite hin die Berichte Paul Richards, welche sonst in bezug auf andere afrikanische Fragen manche wertvolle Beiträge enthalten. Hat doch nach dem in den Zeitungen erschienenen Bericht dieser Herr vor kurzem einen Vortrag in Berlin über Msiri, den König von Katanga, ein Ungeheuer an Grausamkeit und Despotismus, mit der Versicherung geschlossen: „Wie Msiri sind alle Neger!“ Mit einem Manne, der die Feindschaft, in welcher er bei seinen Reisen in Afrika fast beständig mit den Eingeborenen gelebt hat, noch jetzt durch so ungerechte Urtheile bekundet, werden wir uns über Ziele und Bedeutung des christlichen Missionswerkes nie verständigen können. Indessen steht er mit seiner absolut abfälligen Beurteilung des Charakters der Afrikaner unter den neueren deutschen Reisenden doch ziemlich isoliert da. Das Reisewerk z. B., welches die Erforschung des Kassai durch Wisemann, Wolf, Francois und Müller schildert, zeichnet sich durch ein sachliches, nicht durch Voreingenommenheit beeinflusstes Urtheil über die Eingeborenen aus.<sup>1)</sup> Auch in dem Wisemannschen Buche:

<sup>1)</sup> Im Innern Afrikas. Leipzig. Brockhaus. 1888.

„Unter deutscher Flagge quer durch Afrika“<sup>1)</sup> tritt uns das Bestreben entgegen, den Eingeborenen gerecht zu werden. „Man staunt“ heißt es hier (S. 297) „über Indifferentismus, Trunksucht, Feigheit und Faulheit der Eingeborenen an den Küsten, und man verurteilt ungerechterweise eine Rasse, die wie keine andere Jahrhunderte hindurch geknechtet, ausgebeutet und verdorben wurde.“ Bei dieser freundlicheren Stellung zu den Eingeborenen dürfen wir erwarten, daß der Reisende auch zu dem Werke der Mission eine freundlichere Stellung einnimmt, und das ist in der That der Fall. Freilich findet sich S. 298 die unmotivierte Bemerkung: „Was hat die Mission bisher geschaffen? verschwindend wenig trotz aller Opfer,“ welche sich aber daraus verstehen läßt, daß Wißmann bisher nur solche Gebiete Afrikas bereist hat, in denen die evangelische Mission noch die erste schwere Anfangsarbeit thut, und augenscheinlich über die Resultate unserer Arbeit in West- und Südafrika, wie in Madagaskar, gar nicht unterrichtet ist; aber wo er Gelegenheit hatte Missionsstationen selbst zu besuchen, zeigt er in seinem Bestreben, wahrheitsgetreu zu berichten, eine gewisse Sympathie für die dort getriebene Arbeit und ihre Vertreter. Er erzählt gern davon, wie der bekannte Mirambo mit großer Hochachtung und Liebe von dem verstorbenen Missionar Southon spricht. Aber daß sein Urtheil nicht ein einsichtig gereiftes Urtheil ist, sondern sich nur mit der Oberfläche beschäftigt, zeigt sich in dem, was er über den Unterschied zwischen römischer und evangelischer Mission zu sagen hat. Wir wollen es den römischen Priestern in Tabora gönnen, daß er ihre Gartenkultur, ihren Feldbau und ihre Viehzucht lobt, denn wir sind gewiß, daß evang. Missionare, wenn sie Gelegenheit gehabt hätten, sich in dieser arabischen Kolonie niederzulassen, es an Benutzung der künstlichen Bewässerung zum Ackerbau, die hier schon längst vor Ankunft der römischen Missionare von den Arabern eingeführt war, auch nicht hätten fehlen lassen. Aber gegen die Wißmannsche Beurteilung römischer und evangelischer Missionspraxis haben wir einiges zu erinnern. Wißmann sieht den Hauptunterschied der beiderseitigen Praxis darin, daß die Patres „sich der aufopfernden Thätigkeit im äquatorialen Afrika für Lebenszeit weihen, die evang. Missionare nur für einige Jahre“, obwohl die Sache sich anders verhält. Allerdings hat bei dem schnellen Vorstoß der englischen Gesellschaften in das Innere ein häufiger, durch Erkrankungen und Todesfälle bedingter Wechsel der Arbeiter stattgefunden, während die römische Mission vielleicht über mehr Leute verfügen konnte, die dem Klima standhielten, allein das Princip, daß Missionare aushalten müssen bei ihrer Arbeit solange Arbeitskraft vorhanden ist, wird auch von uns überall festgehalten und bethätigt.

<sup>1)</sup> Berlin. Walther und Apolant. 3. Aufl. 1889.



Sonst redet Wißmann unbegreiflicherweise auch der Praxis der römischen Mission das Wort, Kinder und Sklaven aufzukaufen, um sie zu unterrichten, während er doch weiß, daß alle Erfolge der evang. Mission an Leuten erreicht worden sind, die freiwillig zum Unterricht kommen. Wir sagen „unbegreiflicherweise“, denn er bekennt (S. 269), daß er am Nyassasee Erfolge der evang. Mission kennen gelernt habe, die den hervorragendsten katholischen nichts nachgeben. Wenn die sichtbaren Erfolge beider Missionen von ihm gleichgeschätzt werden, hätte er doch sich nicht verhehlen dürfen, daß Erfolge, welche die Mission an Freien erringt, ungleich bedeutsamer und wertvoller für Gegenwart und Zukunft sind als solche, die an Sklaven erreicht wurden. Seine Meinung, daß die evang. Missionen bei weitem größerer Mittel bedürfen als die katholischen, halten wir für unrichtig, obwohl wir für unsere Ansicht keine Beweise beibringen können, denn die römische Missionsleitung sorgt bekanntlich dafür, daß die Welt über die Mittel, die sie auf einzelne Gebiete verwendet, nicht zur Klarheit kommen kann.

Auch das Urteil müssen wir zurückweisen, daß das kath. Christentum infolge größeren „Gewichtlegens auf äußere Eindrücke“ dem Neger „leichter zugänglich“ sei, als das evangelische, denn die Zahl der zu evang. Gemeinden gesammelten Afrikaner verhält sich in den Ländern vom Sudan südwärts zu der Zahl der eingeborenen römischen Christen wie sieben zu eins. Es befremdet übrigens, daß Wißmann bei seiner Beurteilung römischer Missionserfolge nicht das mit in betracht zieht, was er davon an der Westküste gesehen hat. Man vergleiche z. B. („Im Innern Afrikas“ S. 13) den Bericht über die eingeborenen Katholiken in Malange (sprich: Malansche), von denen es a. a. O. heißt: „Zwar ist die Mehrzahl der Neger von Malange getauft, damit sind diese aber keineswegs Christen.“ Dem Urteil aber pflichten wir bei (S. 398), daß die Mission dort den besten Boden finden dürfte, wo „die Gegenden noch nicht verwüstet und entvölkert und die Eingeborenen noch nicht decimiert und verderbt sind“, nur muß man nicht aus dem Auge lassen, daß solche intakte Gegenden meist schwer zu erreichen sind, und daß die evang. Mission in Ost- und Südafrika und neuerdings am Kongo bestrebt gewesen ist, nach Möglichkeit diesem Gedanken nachzukommen.

Bessere Gelegenheit, die Erfolge evangelischer Missionsthätigkeit zu beobachten, als sie Wißmann gegeben war, hatte der Reisende Dr. Holub bei seiner zweiten Reise in das Innere Südafrikas, über welche soeben ein ausführliches Werk erscheint.<sup>1)</sup> Es ist durchweg in einem Geist geschrieben, welcher zeigt, daß der (doch wohl katholische) Verfasser der

<sup>1)</sup> Von der Kapstadt in das Land der Baschukulumbe. Wien. A. Hölder. 1889.



evang. Mission freundlich gegenübersteht. Äußerst interessant ist, was Holub über den bereits oben erwähnten christlichen Bamangwato-Häuptling Rhamas sagt. Beim Eintritt in dessen Land verliert der Reisende seinen besten Sattel vom Wagen. Obwohl nun ein Sattel in den Augen der Eingeborenen, die dort bereits Pferde besitzen, ein sehr begehrter, wertvoller Gegenstand ist, so glaubt der Reisende „mit Rücksicht auf das Redlichkeitsgefühl der Unterthanen Rhamas“ dessen sicher zu sein, daß Bamangwato den Sattel finden und dann auch unzweifelhaft an den König abliefern werden, und sendet demgemäß niemanden zurück, den Sattel zu suchen, und wirklich händigt ihm der König einige Tage später, ohne daß eine Anfrage deshalb an ihn ergangen wäre, den gefundenen Sattel aus. In bezug auf den Charakter dieses schwarzen Fürsten findet Holub kaum genug Worte der Anerkennung. Er redet von der „segensreichen Regierung“ dieses „weisen“ „allgemein gepriesenen“ Königs und schreibt dann wie folgt (S. 243):

„Was ich schon in meinem früheren Werke erwähnte, muß ich heute, einige Jahre später nur bestätigen, nämlich, daß König Rhamas sein Möglichstes thut, um seine Bamangwato zu civilisieren. Er hat glücklicherweise nur das Gute der Civilisation von dem weißen Manne angenommen und das sucht er auch den Seinen einzupfropfen. Der Erfolg wird von jedem Fremden anerkannt, noch mehr ersichtlich erscheint er dem, der zuvor Schofshong (die Hauptstadt) zu verschiedenen Zeiten besuchte, sei es, als noch das heidnische Regime des Aberglaubens unter Sekhomo oder Matscheng herrschte, sei es später, während der ersten Regierungsjahre Rhamas. Der Unterschied zwischen einst und jetzt erweist sich als ein gewaltiger, wobei das Gute einzig und allein auf Rhamas Seite fällt. Rhamas verdient es mit vollem Rechte, daß seine Regierung ihres guten Erfolges und der eisernen Thatkraft des Herrschers in der Folge in einem Werke der Geschichte besprochen werden möge: Was er in Schofshong geleistet, ist wohl ein Unikum in der südostafrikanischen Geschichte und darf nie verschwiegen werden, wenn von der Bildungsfähigkeit der Schwarzen im allgemeinen gesprochen wird. Die Zunahme von Wohlstand und Fortschritt unter den Seinen ist Rhamas sehnlichster Wunsch und dieses Ziel verfolgt er seit Jahren mit immer größerem Eifer und Erfolge. Seine Unterthanen entsagen mehr und mehr den heidnischen Gebräuchen, es sind nur noch einige der ältesten Leute, welche sich den Neuerungen nur murrend fügen, aber sich doch fügen. Auch die aus Löwen-, Leopard- und Thali-KralLEN, aus Elfenbein, Horn, Tierzähnen, Holzstäben, Rüsselläfern, verschiedenen Knöcheln und anderen Dingen gefertigten Amulette, die am Halse getragen wurden, sind nicht mehr zu sehen. Die Orgien haben aufgehört, so die Bogoera oder Beschneidung bei Knaben und Mädchen, als nationaler Ritus früher ein wichtiges Ereignis, nach dem man sein Alter und seine Waffenfähigkeit zu rechnen und das Regiment, in dem man diente, zu benennen und zu bestimmen pflegte. Die Macht der Regendoktoren ist für immer bei diesem Stamme gebrochen, die mit Orgien verbundenen Biergelage haben ihr Ende gefunden.

Die geistigen Getränke des Europäers sind im ganzen Lande verboten

und selbst den Europäern ist der Genuß nur innerhalb ihrer vier Mauern gestattet. Ein betrunkenen Weißer auf offener Straße hat Landesverweisung zu erwarten. Vor zehn Jahren prophezeiten Besucher, daß Khama dies Trunkenheitsverbot nicht lange in Kraft halten werde, daß er diesem Übel der Civilisation absolut keinen erfolgreichen Widerstand werde leisten können. Nun, diese Propheten sind — Gott sei Lob und Dank — falsche Propheten geworden. Khamas Gesetze stehen fest, und wir wollen hoffen, daß sie sich schon so fest eingebürgert haben, daß sich ihnen auch Khamas zukünftige Nachfolger werden fügen müssen.“

Nachdem der Reisende noch die äußeren Wohlthaten, die dem Volke durch die weisen Maßregeln seines Königs zu teil geworden sind, geschildert hat, schließt er seinen Bericht über diesen christlichen Häuptling mit den Worten, daß er diesem „edlen Menschen“ habe damit ein geschriebenes Denkmal setzen wollen.

Wir freuen uns solches Zeugnisses von Herzen, denn es liegt vor den Augen aller, die sehen wollen, daß es die Kraft des Evangeliums allein gewesen ist, welche bewirkt hat, daß ein bedeutender, eingeborner afrikanischer Stamm, seinen König an der Spitze, aufräumt mit dem alten heidnischen Wust von Aberglauben, Raublust und Sünde und ein Neues schafft, wie es sonst keine Macht der Welt in Afrika bisher hat zustande bringen können. Daß Khama nicht vereinzelt steht unter den Häuptlingen der Bassuto und Betschuanen, wenn er auch unter seinen christlichen Genossen der mächtigste ist und am entschiedensten für die Wahrheit eintritt, beweist jener oben erwähnte Ausspruch Mr. Nixons über Magata. Jedenfalls bekräftigen solche Wahrnehmungen unbetheiligter Reisender die Anschauungen vieler Missionare über die Bildungsfähigkeit der Eingebornen Afrikas und stärken unsere Hoffnung, daß es dem lebendigen Christenglauben gelingen wird, diese Völker noch einmal in ihrer Gesamtheit von ihrem durch den heidnischen Wahnglauben verursachten Elend zu erlösen.

## Die Doshisha Universität in Kyoto, Japan.<sup>1)</sup>

Von Rev. J. H. Nisima.

Vor ungefähr 25 Jahren, als unser Land in großer Aufregung über die Frage des Verkehrs mit fremden Völkern war, hatte ich den Wunsch in den Ländern des Westens zu studieren; deshalb ging ich zunächst nach Fokodate und von dort gelang es mir, freilich mit Übertretung des Gesetzes, welches den Ja-

<sup>1)</sup> Miss. Herald 1889, 100. Dieser Artikel erschien gleichzeitig in den 20 bedeutendsten Tagesblättern Japans. Sein Verf., der japanische Direktor der Doshisha-Schule, die jetzt zur Universität erweitert werden soll, ist den Lesern dieser Zeitschrift wohl bekannt. Vergl. A. M. Z. 1888, 549. Aus Amerika sind bereits 280 000 Mk. — 80 000 mehr als zugesagt waren — zu dem in Rede stehenden Unternehmen eingegangen.

panern verbot, ihr Land zu verlassen, Überfahrt auf einem Handelsschiffe zu finden und Boston nach einem Jahr anstrengender Arbeit als Matrose zu erreichen. Für meine Absichten war es überaus günstig, daß ich in Boston von einem wohlbekannten amerikanischen Herrn freundlich aufgenommen und unterstützt wurde; seiner Güte verdanke ich es, daß ich in Amherst College und im Andover Seminar studieren konnte. Während meines mehr als zehnjährigen Studienlebens in Amerika konnte ich den Zustand der Civilisation des Westens beobachten, auch hatte ich Gelegenheit viele der bedeutendsten Männer zu sehen und zu sprechen; dadurch kam ich zu der Überzeugung, daß die Civilisation der Vereinigten Staaten aus einer großen Quelle, nämlich dem Unterricht, in allmählichem, beständigem Wachstum sich entwickelt hatte: so wurde ich dahin geführt über den innigen Zusammenhang des Unterrichts mit der nationalen Entwicklung nachzudenken. Dadurch reifte in mir der Entschluß den Unterricht zu meiner Lebensaufgabe zu machen und mich ganz diesem Werke zu widmen.

Im vierten Jahre des Meiji (1871), während ich in Andover studierte, kam Herr Tanaka, der Unterrichtsminister, mit Herrn Iwakura, dem Gesandten, um den Stand des Unterrichts in den westlichen Ländern kennen zu lernen, und ich erhielt eine offizielle Aufforderung sie zu diesem Zwecke zu begleiten. Nachdem wir die berühmten Akademien und Universitäten der Vereinigten Staaten und Canadas besucht hatten, bereisten wir Deutschland, Frankreich, England, Schottland, die Schweiz, Holland, Dänemark und Rußland, und ich hatte Gelegenheit den Stand des Unterrichts und den Zustand der Schulen in diesen Ländern sorgfältig zu prüfen. Das Resultat war, daß ich je länger je mehr überzeugt wurde, daß der Unterricht der Grund der Civilisation des Westens ist, und daß wir, um unser Japan zu einer Nation zu machen, welche würdig ist, den aufgeklärten Ländern der Welt zugezählt zu werden, ihm nicht nur die Äußerlichkeiten der modernen Civilisation bringen müssen, sondern ihren wesentlichen Geist und Inhalt. So wurde ich in meinem Entschluß gestärkt, nach meiner Rückkehr in die Heimat eine Universität zu gründen und so meine Pflicht gegen mein Vaterland zu erfüllen.

Im siebenten Jahre des Meiji (1874) wollte ich eben nach Japan zurückkehren; vorher wohnte ich der Jahresversammlung des American Board bei und hielt auf Ersuchen vieler Freunde eine kurze Ansprache. Ich sagte, daß mein Vaterland in einem zerrütteten Zustande sei, daß das Volk nach einem Richte sucht, welches ihm den rechten Weg zeige, und daß tüchtiger Unterricht das einzige Mittel sei, um das Volk im Wissen und in der Sittlichkeit vorwärts zu bringen. Als ich hierüber sprach, war ich so bewegt, daß ich mich nicht enthalten konnte, Thränen zu vergießen. Im Fortgang meiner Rede sagte ich, daß ich nach der Heimkehr in mein Vaterland mein Leben dem Werke des Unterrichts und der Erziehung widmen würde und bat meine Zuhörer mir dabei zu helfen, wenn sie meine Absicht billigten. Kaum hatte ich diese Bitte ausgesprochen, als mir eine Anzahl Damen und Herren aus den Zuhörern ihren Beifall dadurch bezeugten, daß sie sogleich mehrere tausend Dollar für diesen Zweck opferten.

Am Ende des Jahres 1874 kehrte ich, nach einer Abwesenheit von 10 Jahren, in meine Heimat zurück, nur diesen einen großen Zweck in meinem Herzen hegend. Im Januar darauf traf ich mit Herrn Rabinettssrat Kido zusammen und teilte ihm meine Absicht mit; er billigte dieselbe und leistete mir



bei der Ausführung viel Hilfe. Ebenso half mir Herr Tanaka, der Unterrichtsminister, und Herr Makiruma, damals Gouverneur von Kioto Fu. Das Resultat war, daß ich in Gemeinschaft mit Herrn Yamamoto am 8. Nov. 1875 in Kioto eine Schule eröffnete, welche der Anfang des jetzigen Doshisha College war.

So war die Doshisha gegründet; ihr Zweck war nicht nur die englische Sprache und andere Zweige des Wissens zu lehren, sondern höhere sittliche und geistliche Grundsätze einzupflanzen, nicht nur Männer der Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu erziehen, sondern Männer von Gewissenhaftigkeit und Lauterkeit. Dieses Ziel aber kann weder durch einseitige Ausbildung des Geistes, noch durch die Lehre des Confucius, welche längst die Macht verloren hat, den Menscheng Geist zu beherrschen und zu leiten, erreicht werden; nur eine tüchtige Ausbildung, welche sich auf die Principien des Christentums, den Glauben an Gott, die Liebe zur Wahrheit und die Nächstenliebe gründet, kann dahin führen. Daß unser Werk auf diese Principien gegründet ist, ist der Punkt, in welchem wir von der in Japan herrschenden Ansicht über den Unterricht abweichen und der Grund, weshalb wir für eine Reihe von Jahren die Teilnahme des Publikums nicht erlangen konnten. Während dieser Zeit war unsere Lage recht bedenklich; wir hatten fast keinen Freund im ganzen Lande; wegen unserer Erziehungsprincipien wurden wir nicht nur von den Ungelehrten verachtet, sondern auch die Gelehrten sahen auf uns herab. Da wir aber von dem endlichen Siege der Wahrheit überzeugt waren, gingen wir, einander helfend und stärkend, unser Ziel fest im Auge, mit Kraft und Entschiedenheit, durch die größten Schwierigkeiten unbeirrt weiter auf dem eingeschlagenen Wege.

Zum Glück hat sich in bezug auf Religion die öffentliche Meinung jetzt ganz geändert; sogar die, welche nicht selbst an die christliche Lehre glauben, sind bereit anzuerkennen, daß dem Christentum eine lebendige Kraft innewohnt zur Erneuerung des Menschengeschlechts. So war man bereit uns willkommen zu heißen. Seitdem wird unsere Doshisha geschätzt und geachtet; die Leute haben zu erkennen angefangen, daß wir unsern Studenten eine gesunde Erziehung geben, daß intellektuelle und sittliche Ausbildung sich die Wage halten, und daß unsere Schule eine solche ist, welcher Eltern ihre Kinder ohne Bedenken anvertrauen können. Da wir eine so günstige Aufnahme fanden, so ist unsere Schule ständig fortgeschritten, sowohl in betreff der Zahl der Schüler, als der Lehrgegenstände, und unsere Freunde treiben uns an, immer höhere Disciplinen einzuführen. Besonders in den Jahren 1881 und 1882 ergingen solche Aufforderungen an uns, und wir fühlten, daß wir einen Schritt weiter thun und den Grund zu einer künftigen Universität legen mußten. Jedoch ist die Gründung einer Universität eins der größten Werke, welches man in diesem Lande beginnen kann, eins, zu welchem wir viele Helfer und viel Geld bedürfen; und wie waren damals unsere Verhältnisse? Da wir einige Freunde und Helfer hatten, waren wir nicht ganz so verlassen wie in der ersten Zeit, aber dennoch standen wir sehr allein. Was sollten wir also thun? Keinen Augenblick wurden wir müde für unsern Zweck zu wirken. Wir suchten nach solchen, die unsere Pläne begünstigen und uns helfen konnten; als wir einige gefunden hatten, die uns Unterstützung versprachen, hielten wir einige Versammlungen, zu welchen wir die Mitglieder der Kyoto Fu Assembly einluden und sie zur Mitwirkung aufforderten. Nachdem wir die Billigung der leitenden



Glieder der Assembly gefunden hatten, veröffentlichten wir eine Flugschrift „Über die Gründung einer Privat-Universität“, in welcher wir uns über Zweck und Ziel der beabsichtigten Stiftung aussprachen. Dies dürfen wir wohl als den ersten Schritt zur Ausführung dieses Werkes bezeichnen. Aber, obgleich viele Herren Hilfe versprochen hatten, so war es in dieser Zeit geschäftlichen Druckes unmöglich Geld aufzubringen, und unsere Pläne schienen für eine Weile zum Stillstand gekommen zu sein. Außerdem war ich genötigt, für einige Zeit nach Amerika zu gehen und das Werk während meiner Abwesenheit in den Händen von Freunden zu lassen, so daß bis April des laufenden Jahres (1888) nur 10 000 Yen<sup>1)</sup> gesammelt wurden.

Während des laufenden Jahres haben wir uns besonders der Arbeit des Sammelns gewidmet und gute Resultate erzielt. Im April beriefen wir über 600 der vornehmsten Leute von Kyoto zu einer Versammlung und legten ihnen unsere Pläne dar, bei welcher Gelegenheit Herr Kitagaki, der Gouverneur des Kyoto Bezirks, unsere Absichten nicht nur billigte, sondern auch eine Ansprache hielt, um die Bevölkerung zur Beihilfe aufzufordern. Seit der Zeit sind mehrere Versammlungen gehalten worden, ein Komitee sammelt Geld, und wir haben Grund zu hoffen, daß unser Vertrauen zu der Gabelust und zu dem Gemeinsinn der Bevölkerung von Kyoto nicht getäuscht werden wird. Ich selbst habe sowohl in Tokyo als in Kyoto gearbeitet. Die Grafen Okuma und Inouye und Baron Aoki und andere, denen ich meine Absichten und Pläne dargelegt habe, haben ihre Billigung ausgesprochen, und besonders haben die Grafen Okuma und Inouye, nachdem sie unsere Schule und ihre Leistungen persönlich geprüft haben, dieselbe aufs wärmste empfohlen und uns ermutigt, unseren Plan, höhere Disciplinen einzuführen, zu verwirklichen. Außer diesen haben 11 andere Herren, unter ihnen auch Kaufleute von Tokyo und Yokohama, nachdem sie von meinen Plänen hörten, uns seit April des laufenden Jahres (1888) in Summa 30 500 Yen gezahlt.

Die Grafen Ito und Katsu und der Baron Enomoto haben auch dem Werk ihren Beifall bezeugt und Beihilfe versprochen. Außerdem haben einige meiner Freunde in Amerika 50 000 Dollar zur Dotation der jetzigen Schule versprochen, und ein anderer Freund hat kürzlich zum Bau einer Aula 15 000 Dollar gezeichnet.

Wenn ich in betracht ziehe, daß unser Werk nun seit länger als zwanzig Jahren sich so günstig entwickelt und an vielen Orten so viel Beifall gefunden hat, daß wir je länger je mehr Erfolg haben, so denke ich, müssen wir jetzt um so mehr Fleiß anwenden, uns Helfer zu suchen; denn die Gründung einer Universität ist ein großes Unternehmen und bedarf viel Geld und Hilfe aller Art. Eine so günstige Aussicht, wie wir jetzt haben, ist, einmal verloren, vielleicht nie wieder zu finden, und darum dürfen wir keinen Augenblick verlieren. Und wenn wir den jetzigen Zustand der Doshisha ins Auge fassen, so drängt sich uns die Zuversicht auf, daß unser Voratz nicht nutzlos ist. Wir haben die Zahl der Kuratoren der Doshisha Gesellschaft vermehrt, ihre Verfassung vervollkommen und so die Verwaltung dieses Unterrichtsinstituts auf eine feste Basis gestellt. Gegenwärtig haben wir einen vorbereitenden Kursus, einen englischen Gymnasial-Kursus, einen theologischen Kursus, eine Töcherschule, ein

<sup>1)</sup> Ein Yen = 0,85 Dollar, also etwas über 3 Mark.

Hospital und eine Diakonissenschule. Die folgende Tabelle giebt einige statistische Nachrichten über die einzelnen Zweige.

	Regelmäßige Lehrer	Hilfslehrer	Schüler jezt.	Graduierte.
Vorbereitungs-Kursus	1	13	203	108
Gymnasial-Kursus	17	6	426	80
Theologischer Kursus			81	57
Töchter Schule	13	2	176	21
Pflegerinnenschule	3	2	13	43
	34	23	899	309

Die Schule ist jetzt so weit vorgeschritten, daß wir hoffen, noch in diesem Jahre den Lehrplan der Gymnasial-Abteilung auf gleiche Stufe mit den Lehrplänen der Regierungs-Koto Chu Gakko (Gymnasien) zu bringen. Wir halten es für notwendig, der jetzigen Schule den Universitäts-Kursus hinzuzufügen; wir glauben, daß die Zeit zur Grundlage der Universität gekommen ist. Da die Universität die Anstalt ist, in welcher eine gründliche Ausbildung in den einzelnen Zweigen des Wissens gewährt wird, so ist es überaus wünschenswert, daß die Schüler unseres Gymnasiums, wenn sie das Zeugnis der Reife erlangt haben, nun auf der Universität ihre Studien fortsetzen und sich in den speciellen Wissenschaften nach Wunsch ausbilden können. Wollte man das Gymnasium ohne die höheren Kurse der Universität lassen, so wäre es, als ob man ein Gewölbe baute und den Schlußstein wegließe. Wir sind daher fest überzeugt, daß wir die Gründung der Universität nicht länger hinausschieben können. Welches ist das rechte Ziel alles Lehrens? Wir denken, es ist die völlige und gleichmäßige Entwicklung aller unserer Fähigkeiten, nicht aber eine einseitige Bildung. Viele Studenten mögen in Künsten und Wissenschaften tüchtige Fortschritte machen, aber wenn ihr Charakter nicht fest und zuverlässig ist, können wir ihnen dann die Zukunft unseres Landes anvertrauen? Wenn infolge von Erziehungsgrundsätzen, welche weit vom Ziel schießen, unsere jungen Männer auf eine einseitige und verkehrte Art gebildet und abgerichtet werden, so kann doch niemand leugnen, daß solche Grundsätze für unser Land nur äußerst schädlich sein können. Solche Studenten wählen, in ihrem Trachten nach der Civilisation des Abendlandes, nur die äußerlichen und materiellen Elemente der Bildung — Litteratur, Gesetzgebung, politische Einrichtungen, Nahrungsmittel, Kleidung u. s. w. — und scheinen keine Ahnung von der Quelle der Civilisation zu haben. So blindlings nach Licht tappend und im Finstern wandelnd, werden sie auch in der Anwendung ihres erworbenen Wissens durch selbstfüchtige und falsche Principien irre geführt. Obgleich nun einige auftreten, welche diese schlimme Richtung des Unterrichtswesens zu reformieren trachten, so machen sie das Böse nur schlimmer, indem sie Maßregeln des Zwanges und der Einschränkung ergreifen, statt sich edle und hochgesinnte Studenten zu erziehen, deren Geist sowohl frei und frisch als geschult ist, welche sich selbst beherrschen und dem rechten Wege in freier, selbstbestimmender Überzeugung folgen. Wir würden uns still verhalten, wenn nicht diese Gedanken uns für unser Land und Volk fürchten machten.

Wir glauben, daß die abendländische Bildung, so vielseitig und mannigfaltig auch ihre Erscheinung ist, im wesentlichen eine christliche Bildung ist. Der Geist des Christentums durchdringt alles bis auf den tiefsten Grund, so

daß, wenn wir nur die materiellen Elemente der Civilisation anerkennen und die Religion beiseite lassen wollten, es wäre, als wollte man einen menschlichen Körper nur aus Fleisch, ohne alles Blut, aufbauen. Unsere Jünglinge, welche die Litteratur und Wissenschaft des Abendlandes studieren, werden nicht tüchtig werden, Männer des neuen Tages zu sein, sondern, es thut uns leid, es sagen zu müssen, sie gehen irre infolge der falschen Principien der Erziehung und des Unterrichts. Ach, was für eine trübe Aussicht zeigt sich uns für die Zukunft unseres Landes! Wir bekennen aufrichtig, daß wir in uns selbst untüchtig sind, ein so großes Werk zu unternehmen, aber mit Gottes Segen und der Hilfe unserer patriotischen Mitbürger wollen wir unsere eigne Schwachheit vergessen und uns an die große Aufgabe wagen.

Unsere Wünsche und Hoffnungen kurz ausgedrückt: wir suchen nicht nur Männer in die Welt zu senden; welche in Litteratur und Wissenschaft wohl bewandert sind, sondern junge Männer von starkem und edlem Charakter, damit sie ihr Wissen zum Wohl ihrer Mitmenschen anwenden. Wir sind aber überzeugt, daß dies nicht erreicht werden kann, weder durch abstrakten, spekulativen Unterricht, noch durch strenge, komplizierte Regeln, sondern allein durch christliche Grundsätze — durch die lebendigen und mächtigen Principien des Christentums — und darum nehmen wir diese Grundsätze zum unveränderlichen Grundstein unseres Erziehungswerkes und widmen alle unsere Kraft ihrer Verwirklichung.

Dies ist mein Vorsatz; wenn ich aber meine eigne Kraft ansehe, so sehe ich, wie viel mir fehlt, um ein so großes Werk hinauszuführen; aber ich kann nicht stille sein; die Not unseres Landes und das Drängen meiner Freunde verbieten mir mich dieser Aufgabe zu entziehen. Durch die Zeitlage angetrieben und gedrängt, vergesse ich mich selbst und weihe mich diesem Werk und bete und flehe, daß durch Gottes Gnade und die Hilfe meiner Mitbürger diese Universität gegründet werde und gedeihe.

## Missionsrundschau.

Von G. Kurze.

### VI. Amerika.

Nordamerika. Die Zahl der Missionsgesellschaften, welche das ferne Alaska mit in ihre Arbeitsgebiete einbeziehen, mehrt sich von Jahr zu Jahr; so haben in der letzten Zeit die Amerikanischen Baptisten und Quäker, sowie der „Schwedische Missionsverein“ Missionsniederlassungen dort gegründet. Von seiten der erstgenannten hat sich Missionar Koscoe anfang 1887 in St. Paul auf der Insel Kodiak niedergelassen und bereits 60 Schüler gesammelt, während sein Kollege Wirth auf der benachbarten Insel Afognak sich ein Arbeitsfeld suchte. Douglas City auf der gleichnamigen Insel haben sich seit Mitte 1887 zwei Quäkermissionare als Missionsposten auserkoren und dort eine von 60 Schülern besuchte Wochentagschule und eine etwas stärker frequentierte Sonntagschule ins Leben gerufen; ein Teil der Indianer, welche den Gottesdienst der Quäker besuchen, stammt von Metlakatla. Der „Schwedische Missionsverein“ entsandte im Sommer 1887 zwei Missionare nach Unalaklit und



Nakutat (Gospel in all Lands 1887, S. 495 f., Friend of Missions 1888, S. 120, 135, 164, 167).

Von den übrigen in Alaska thätigen Missionsgesellschaften haben die Amerikanischen Episkopalen als Centrum ihrer Missionsarbeit den Ort Unvik am unteren Inkon gewählt. Da nämlich der erste Sendbote dieser Gesellschaft, Missionar Parker, in seinem ersten Wohnorte St. Michaels keinen geeigneten Platz für Kirche und Schule finden konnte und außerdem die Indianer in der Nähe jenes Ortes gegen ihn aufgehetzt zu sein schienen, so folgte er im Sommer 1887 einer Einladung der Indianer von Unvik und ließ sich hier mit seinem ihm nachgesandten Kollegen Chapman nieder. Seit August 1887 haben die Missionare eine Schule eröffnet und erfreuen sich bei ihren Gottesdiensten eines nicht geringen Besuches; Parker macht außerdem häufigen Gebrauch von seinen ärztlichen Kenntnissen (Spirit of Missions 1887, S. 343, 492; 1888, S. 18 f., 346 f., 387 f.).

Im Mittel- und Oberlaufe des gewaltigen Inkon haben die Sendboten der Church Missionary Society von ihren in Britisch-Nordamerika gelegenen Stationen aus ihre gesegnete Thätigkeit unter den an jenem Strome und seinen Nebenflüssen wohnenden Indianerstämmen fortgesetzt. Auf einer im Frühsommer 1887 unternommenen Inkonfahrt traf der auf sein altes Arbeitsfeld zurückgekehrte Archidiacon Macdonald mit 3 Indianerstämmen zusammen, welche nicht genug aus Gottes Wort hören konnten und außerdem einen lobenswerten Eifer im Lesenlernen entwickelten; um dieses vielversprechende Arbeitsfeld besser pflegen zu können, soll außer der mit dem Missionar Ellington besetzten neuen Station Buxton — am Porcupinefluß, 250 M. oberhalb Fort Inkon — auch noch in Nuklutahyet, einem verkehrsreichen Orte am Mittellauf des Inkon, durch Missionar Canham eine Station gegründet werden (Ch. M. Intell. 1888, S. 8 f. Miss. Leaves 1888, S. 64 f., 107 f., 256 f., 276 f.).

Die Herrnhutermissionare haben im Jahr 1886 am Nushagakflusse in der Nähe von Fort Alexander eine 2. Station Komuluk oder Carmel gegründet; Missionar Wolff, welcher im Sommer jenes Jahres das Stationsgebäude mit Unterstützung der amerikanischen Handelsgesellschaft und der dortigen Eskimobevölkerung errichtete, reiste zwar im selben Herbst wieder in seine Heimat, gedachte aber im nächsten Jahre zurückzukehren und die eigentliche Missionsarbeit zu beginnen. In Bethel, der älteren Station am Kuskokwimflusse, waren die Missionare mit dem Erfolge ihrer Schulthätigkeit zufrieden; wenigstens hatten die Eskimoknaben überraschende Fortschritte gemacht, obwohl Schüler und Lehrer nicht derselben Sprache mächtig waren. Auch eine Sonntagschule wurde im Winter 1886 auf 1887 eröffnet, die von Erwachsenen zahlreich besucht wurde. Trotz der mangelhaften Sprachkenntnis der Missionare haben die Eskimo doch schon eine Ahnung von der Bedeutung des Evangeliums und sie warten mit Sehnsucht darauf, daß die Zunge der Glaubensboten „leicht“ werde (Missionsbl. a. d. Brüderg. 1887, S. 200 f., 215 f.; Jahresbericht 1888, S. 7).

Die meisten Missionsarbeiter in Alaska und zwar unter der Indianerbevölkerung unterhalten noch immer die amerikanischen Presbyterianer, denen es bei ihrer Missionsthätigkeit sehr förderlich ist, daß der Gründer der Presbyterianischen Alaskamission, Dr. Sheldon Jackson, noch immer den Posten



eines Regierungsschulinspektors für das ganze Territorium bekleidet. In der politischen Hauptstadt des Landes, in Sitka, befindet sich auch das Hauptquartier dieser Mission; hier besteht eine von 160 Kindern besuchte Industrieschule und die Kostschule der Mission. An einigen Orten, wie in Juneau und Soonyah, wird die Missionsarbeit durch die Wanderlust der Indianer sehr erschwert. Besonders fruchtbar erwies sich die Wirksamkeit der Mission in Fort Wrangell, wo 53 erwachsene Christen und 200 Sonntagsschüler gezählt wurden.

Der aus Britisch-Amerika mit seinen ihm ergebenen Indianern — c. 600 — ausgewanderte Laienmissionar Duncan hat sich als amerikanischer Bürger naturalisieren lassen und auf der Annette-Insel, innerhalb Alaskas, die Niederlassung Neu-Metlakatla gegründet und dort neben industrieller Anlage auch eine von 170 Kindern besuchte Schule ins Leben gerufen. Von den weiter vorgeschrittenen Indianerknaben Duncans sind 34 in die Presbyterianische Missionsschule in Sitka aufgenommen worden. Duncan hat übrigens auf einer Rundreise durch die Vereinigten Staaten sein durch seine eigene Hartnäckigkeit verschuldetes Zermwürfnis mit der Church Missionary Society in einem Lichte dargestellt, das zeigt, daß seine Wahrheitsliebe nicht allzugroß sein kann; zu verwundern ist es, daß Duncan selbst in episkopalen Kreisen Voredner fand, die doch aus dem „Church Missionary Intelligencer“ den wirklichen Sachverhalt hätten entnehmen können (Gospel in all Lands 1887, S. 496; 1888, S. 515; Church at Home and Abroad 1887, S. 38; 1888, S. 51).

In Britisch-Nordamerika steht, was die Arbeit unter den Indianern und Eskimos des gewaltigen Gebietes anlangt, die „Church Missionary Society“ noch immer oben an; danach kommen die Kanadischen Presbyterianer, Methodisten und die Sendboten der „Propagation Society“ besonders in Betracht. Im allgemeinen hat in den letzten Jahren auch in der Dominion of Canada der Gedanke unter der weißen Bevölkerung des Landes immer mehr Verbreitung gefunden, daß die Mission unter den Ureinwohnern energische Förderung verdient.

In der entlegenen Diöcese Mackenzie-River ist dem Bischof Bompas auf seinen jährlichen, tausende von Meilen umfassenden beschwerlichen Inspektionsreisen die Einführung der Dampfschiffahrt auf dem Mackenzie und seinen Nebenflüssen von überaus großem Vorteil; im vorigen Sommer unternahm er eine Rundreise von Fort Simpson über Fort Peel und Pierre House und Rampart House, um dann später den Zukonstrom hinab über Alaska nach den Vereinigten Staaten zu fahren. Da die Diöcese zu groß ist, um die einzelnen Stationen öfters besuchen zu können, so befürwortet der Bischof, daß der Lewis Bezirk — am oberen Zukon — als besondere Diöcese abgetrennt werde (Miss. Leaves 1888, S. 64 f., 107 f., 256 f., 276 f. Intell. 1888, S. 789).

In der Diöcese Athabasca hatten im J. 1887 Sommerfröste die Getreideernte fast ganz vernichtet; auch die Waldbeeren, welche im Haushalte der Indianer eine wichtige Rolle spielen, mißrieten, daher dann unter letzteren besonders große Not herrschte. Dazu kam noch, daß im Winter zuvor Keuchhusten und Masern unter den Eingeborenen übel gehaust hatten. Bischof Youngs aufopfernde Bemühungen um die kranken Indianer fanden auch bei den Kolonisten Anerkennung; so schenkte ihm z. B. die Bewohner von Fort

Vermilion unter Überreichung einer Dankadresse eine Weihnachtsgabe von 800 Mark, die beim Bau des dortigen Missionshauses willkommene Verwendung fand. Im Mai vorigen Jahres wäre die Missionsniederlassung in Fort Vermilion durch eine Eistopfung im Peace River bald ganz vernichtet worden. Auf dem Missionsposten Kleiner Sklavensee, wo ebenfalls viel Krankheitsnot unter der Indianerbevolkerung herrschte, konnte Missionar Holmes Ostern v. J. einen alten Medicinmann mit seinen 11 Familienangehörigen taufen und einige katholische Indianer in die evangelische Kirche aufnehmen (Mission Life 1888, S. 59. Miss. Leaves 1887, S. 184 f., 202 f.; 1888, S. 42 f., 58 f., 160 f., 183 f., 234 f., 253 f.).

Von der Diöcese Saskatchewan ist wegen ihres zu großen Umfanges der westliche Teil als besondere Diöcese unter dem Namen Calgary abgetrennt worden; der Bischof der ersteren, Pintham, verwaltet bis auf weiteres auch die zweite. Unter seiner eifrigen Fürsorge fängt die Missionsarbeit auf den 3 Indianerreserven der Sarcees, Schwarzfüße und Piegans an Fortschritte zu machen. Von den Schwarzfüßen konnte Missionar Tims voller Freude die Taufe der beiden Erstlinge berichten (Mission Life 1887, S. 181. Miss. Leaves 1888, S. 40 f., 206 f., 209 f., 211 f., 231 f.; Miss. Field 1887, S. 291 f., 374 f.; 1888, S. 86 f., 387 f.; Intell. 1888, S. 543).

Die Indianermision in der Diöcese New Westminster, welche in die beiden Distrikte des Frazer und Thompson Flusses zerfällt, hat ihre Centren in Yale und Lytton; von ersterem Orte aus, an welchem sich eine von Diakonen vortrefflich geleitete Mädchenkostschule befindet, werden die am unteren Frazerfluß gelegenen Reserven Musquiam, Chilliwack, Popcum, Squatetch, Dhamit und Yale besucht, auf denen c. 50 Christen gesammelt sind. Die Zahl der getauften Indianer am Thompsonsflusse beträgt dagegen 1200. Im November v. J. hat auch ein Missionsarzt, Dr. Pearse, sein Hauptquartier in Yale aufgeschlagen, von dessen Wirksamkeit man viel Gutes für die Indianerbevolkerung erhofft (Mission Life 1888, S. 522 f.; New Westm. Dioc. Chronicle 1888, S. 561).

Bischof Ridley von Caledonia ist froh, daß mit dem Abzuge Duncans und seiner Anhänger die 7jährigen Wirren endlich ein Ende genommen haben und daß nun Friede und Ruhe bei dem in Metlakatla verbliebenen Teile der Indianerbevolkerung eingekehrt ist. Vor ihrem Weggange hatten Duncans Indianer noch die Sägemühle zerstört und die Kirche beschädigt; letztere konnte erst Ostern v. J. wieder in Gebrauch genommen werden. Die freugebliebenen Indianer haben in der Verfolgungszeit, wie der Bischof schreibt, an innerer Reife gewonnen; auch die Regierungskommissare, welche im November 1887 den Bezirk bereisten, haben ihrem Wohlverhalten das beste Zeugnis ausgestellt. Als Ende 1887 mehrere hundert christliche Indianer auf einer benachbarten methodistischen Missionsstation einen bösen heidnischen Brauch wieder ausleben ließen, hielten die Metlakatla-Indianer, sobald sie davon hörten, eine Versammlung und setzten in derselben ein freundliches Warnungsschreiben auf, das ihre irregegangenen Brüder zur Umkehr auf den rechten Weg mahnen sollte. Ein erfreuliches Bild empfing der Bischof von seiner letzten Inspektionsreise nach den Königin Charlotte-Inseln, deren vordem so wilde Bevolkerung sich jetzt um das Kreuz Christi sammelt; in Massett, dem Hauptorte, konnte Ridley das heilige Abendmahl mit 90 Haidahs feiern.

Auch die an den Flüssen Naas und Skeena gelegenen Missionsposten weisen erfreuliche Fortschritte auf. Leider ist im Februar v. J. der in Essington stationierte Missionar Sheldon<sup>1)</sup> auf einer Fahrt nach Fort Simpson ertrunken; noch im Todeskampfe betete er um Rettung der ihn begleitenden Indianerknaben (Mission Field 1888, S. 195; Intell. 1888, S. 321 f., 412; Miss. Leaves 1887, S. 186 f., 236 f.; 1888, S. 19 f., 109 f., 258 f.).

Ein wichtiges Ereignis für die Diocese Rupertsland war die im August 1887 in Winnipeg stattfindende Synode, an welcher sich neben den meisten Bischöfen der Dominion of Canada auch der auf einer Fahrt um die Erde begriffene Missionssekretär Wigram von der Church Miss. Soc. — beteiligte; einen Monat danach starb der betagte Archidiacon Cowley, der seit 1841 die Mühen der Indianermision im fernen Nordwesten getragen hatte. Als er damals hinauszog, unterhielt die Church M. S. auf jenem Arbeitsfelde 3 Missionare und verwandte auf die dortige Mission die jährliche Summe von 20 000 Mark; bei seinem Tode standen 39 Glaubensboten in der Arbeit, zu deren Ausrichtung die heimische Gesellschaft  $\frac{1}{4}$  Million Mark beisteuerte (Intell. 1887, S. 633 f. Miss. Leaves 1887, S. 230 f.; 1888, S. 86 f., 182, 229 f.).

Der Untergang eines der jährlichen Proviantschiffe — ein nicht seltenes Ereignis in der Hudsonsbai — hat die Missionare in der Diocese Moosee in schwere Verlegenheit gebracht; daneben war es ein Trost, daß auf allen Stationen die Missionsarbeit einen gesegneten Fortgang nahm. Archidiacon Vincent erfuhr eine wunderbare Lebensrettung, als sein Boot beim Durchfahren einer Stromschnelle an einer Klippe scheiterte (Mission Life 1887, S. 283; 1888, S. 467. Intell. 1887, S. 703. Miss. Leaves 1888, S. 14 f., 132 f., 136 f., 161 f., 236 f.).

Die kanadischen Presbyterianer unterhalten 12 Missionsstationen unter 19 verschiedenen Indianerstämmen im Nordwesten. Ungefähr 3500 Indianer scharen sich um die 17 Missionsarbeiter, welche in 11 Schulen 250 Zöglinge unterrichten; leider fehlt es an der genügenden Anzahl von Missionaren, um das Feld gehörig bearbeiten zu können (Canada Presb. Record 1888, S. 233 f.).

In Labrador bereitet den Herrnhutermissionaren das Handinhandgehen von Mission und Handel viele Schwierigkeiten, zu deren Abschwächung der Londoner Missionssekretär der Brüdergemeine, Latrobe, im Sommer v. J. auf der „Harmony“ sich nach Labrador begeben hat. Das notwendige Vorgehen der Missionare gegen das leichtsinnige Schuldenmachen der Eskimo läßt die ersteren in den Augen der Eingeborenen leicht als hartherzig erscheinen. In Zoar hat das Warenhaus geschlossen werden müssen, weil ein Eskimo sich so weit hinreißen ließ, auf dasselbe, trotzdem 2 Missionare darin waren, mehrere Schüsse abzugeben (Missionsbl. a. d. Brüdergem. 1889, S. 6 f. Jahresbericht 1888, S. 5 f.).

In den Vereinigten Staaten ist vom Indianer-Departement jene bornierte Verfügung, wonach in den Missionschulen der Gebrauch der eingeborenen Sprachen — selbst die Bibel war verpönt — streng verboten war

<sup>1)</sup> Dieser Todesfall hat zu der in einige Missionsblätter übergegangenen irrigen Nachricht Veranlassung gegeben, daß Dr. Sheldon Jackson, der Regierungsschulinspektor in Alaska, sein Leben auf einer Bootfahrt eingebüßt habe.



(siehe darüber „Allg. Miss.-Ztschr. 1888, S. 290), endlich aufgehoben worden; aber es scheint trotzdem, daß der zukünftige Präsident Harrison bei seinem Amtsantritt auch im Indianerbureau einen Auliasstall auszuräumen haben wird; denn dem glaubwürdigen New Yorker „Independent“ zufolge sind in den letzten Jahren auf eine große Anzahl Indianerreserven eine Schar Indianeragenten entsandt worden, die für ihr verantwortungsvolles Amt keine andere Ausrüstung mitbrachten, als daß sie der am Ruder befindlichen demokratischen Partei politische Dienste geleistet hatten. Was die evangelische Missionsarbeit unter den Indianern anlangt, so haben in den letzten Jahren besonders die Quäker -- im Indianerterritorium --, die Episkopalen -- unter den Sioux -- und die Presbyterianer in der Dakotamission erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Letztere treiben auch eine gesegnete Missionsthätigkeit unter der chinesischen Bevölkerung in Kalifornien und Oregon; die Empfänglichkeit und gleichzeitige Opferwilligkeit der dortigen Chinesen für die Mission ist eigentlich ein Wunder, wenn man die harten und unbarmherzigen Gesetze bedenkt, durch welche der Kongreß neuerdings den Chinesen das Land verschlossen hat. Die Mission unter den Japanern in S. Francisco hat bereits zur Bildung einer Presbyterianischen Gemeinde von 62 Seelen geführt; an diesem Zweig der Missionsarbeit beteiligen sich auch die Methodisten in energischer Weise (Friend of Missions 1887 und 1888. Church at Home and Abroad 1888, S. 18 f.).

Mittelamerika. Für eine energischere Betreibung der Missionsarbeit unter der halbheidnischen Indianerbevölkerung der Republik Mexiko ist es von verheißungsvoller Bedeutung, daß anfang Februar 1888 gegen 100 Sendboten der 11 verschiedenen innerhalb der Republik thätigen evangelischen Missionsgesellschaften eine gemeinsame Konferenz in der Hauptstadt gehalten haben, auf der man sich besonders über die nötigen Garantien für ein schließlich friedliches Vorgehen einigte und mit gemeinsamen Kräften die Vorbereitung einer verbesserten spanischen Bibelübersetzung in die Hand nahm. In dem noch neuerdings mit Märtyrerblut getränkten halb katholischen, halb heidnischen Lande bestanden zu Anfang 1888 350 Missionsgemeinden mit 35 000 Evangelischen (Independent 1888 S. 171. Gospel in all Lands 1888, S. 186).

Da die Wesleyaner ihre Missionsarbeit unter den Maya-Indianern in Britisch-Honduras aufgegeben zu haben scheinen und auch auf ihrer in der Republik Honduras neugegründeten Missionsstation San Pedro Sula (Wesleyan Miss. Not. 1888, S. 182 f.) im wesentlichen nur Evangelisationsarbeit unter katholischer Bevölkerung treiben, so bleibt als eigentliches Heidenmissionsgebiet in Mittelamerika zur Zeit nur die Moskitoküste übrig. Unter den 8 Missionsstationen, welche die Brüdergemeine in diesem Gebiete unterhält, trägt die meist aus Kreolen, Mischlingen und Negern zusammengesetzte Gemeinde in dem Hauptorte Bluefields ihr besonderes Gepräge, das Aufblühen von Handel und Wandel, die Sucht nach schnellem Erwerb bringt zumal für die Jugend in der Gemeinde große Gefahren mit sich; diesen Versuchungen gegenüber ist es erfreulich von einer Ausdehnung der Missionsarbeit und der Erbauung eines zweiten städtischen Versammlungshauses zu hören. Von einer besondern Gefahr wurde Bluefields im Sommer 1887 durch eine aus Nicaraguanern zusammengesetzte Räuberhorde bedroht, die von der Regierung der Moskitoreserve gefangen gesetzt worden war und nun von Nicaragua



aus gewaltsam befreit werden sollte. Ehe es indes so weit kam, entflohen die Gefangenen nach Ermordung des Gefängnisaufsehers (Missionsblatt a. d. Brüdergem. 1887, S. 175 f., 208 f.). Auf den übrigen 7 von Indianern bewohnten Stationen, welche in Folge ihrer Lage an einer langgestreckten lagunenreichen Küste zur Aufrechterhaltung einer geregelten Verbindung die Beschaffung eines neuen Missionschuners nötig gemacht haben, nimmt die Arbeit der Herrnhuter Missionare einen gesegneten Fortgang. Die Gründung des neuen nördlichsten Missionsposten Twappi — nahe an der Grenze von Nicaragua — entspricht offenbar einem wirklichen Bedürfnisse der Bevölkerung; denn an jedem Sonntage kommen zu kürzerem oder längerem Besuche aus der ganzen Umgegend Taufbewerber. Leider hält die Nicaragua-Regierung die jenseits der Grenze wohnenden Indianer mit eifersüchtiger Strenge von dem Besuche der Missionsstation zurück. Sehr vorsichtig müssen die Brüdermissionare mit der Spendung des Tauffakramentes bei den Moskitoindianern sein, weil dieselben die Taufe in abergläubischer Weise als eine sichere Anwartschaft auf den Himmel auffassen und nach Empfang der Taufe einen weiteren Besuch des Gottesdienstes und einen gottesfürchtigen Wandel für etwas Unwichtiges halten. Indes fehlt es dabei auch nicht an wirklichem Heilsverlangen und an aufrichtigen und treuen Christen. Jedenfalls zeigt sich unter den getauften Indianern viel Liebe und uneigennütziges Aufopferung für ihre Gemeinde und ihr Gotteshaus; so rühmt besonders der Missionar der Station Rama von seinen Gemeindegliedern, wie eifrig sie sich die Reparatur ihrer Kirche angelegen sein ließen; er schätzte den Wert ihrer Arbeitsleistung auf 800 Mark (Ibidem 1887, S. 154 f., 166 f., 175 f., 208 f., 230 f., 238 f.).

Westindien. Dieses weitausgedehnte Gebiet, auf dem Presbyterianer und Anglikaner aus England und Amerika, sowie Baptisten, Wesleyaner und Herrnhuter sich in die Arbeit geteilt haben, kann bloß in übertragener Bedeutung noch unter die Missionsgebiete gerechnet werden; denn es sind nur 3 Inseln — St. Lucia, Grenada und Trinidad —, auf welchen unter den dort eingeführten indischen Kulis Heidenmissionsarbeit, und zwar von den Sendboten der kanadischen Presbyterianer getrieben wird. Von den vier Hauptstationen Tunapuna, San Fernando, Couva und Princetown aus wirkt die Presbyterianermission mit sichtlichem Erfolge unter den auf den Zucker- und Kakaoplantagen der Insel Trinidad beschäftigten 60 000 Kulis, von denen seit der Gründung der Mission vor 20 Jahren im ganzen 1410 getauft werden konnten; im Jahre 1887 betrug der Zuwachs der Getauften 203 und die Zahl der zum Abendmahlsgenuß berechtigten Gemeindeglieder belief sich auf 371. In den 33 von der Mission unterhaltenen Schulen wurden 1310 Knaben und 533 Mädchen unterrichtet. Eine höchst segensreiche Wirksamkeit übte der eingeborene Missionar Lal Behari unter seinen Landsleuten aus, welche auch eifrige Abnehmer der von den Missionaren verbreiteten christlichen Hindulitteratur waren. Ein Hindernis für einen noch schnelleren Fortgang der Missionsarbeit bildet die unter den Kulis zunehmende Trunksucht und der Umstand, daß ein Zehntel der Arbeiter Mohammedaner sind (Canada Presb. Record 1887, S. 239 f., 271, 326; 1888, S. 45, 73, 101 f., 127 f., 230, 273).

Dank den mehrmaligen Besuchen der beiden Missionare Morton und Lal Behari ist auch unter den Kulis der Insel St. Lucia die Missionsarbeit

kräftig in Angriff genommen worden; zwei Hindulehrer haben in ihren Schulen 113 Kinder gesammelt, und Morton konnte im Februar 1888 19 Erwachsene und 24 Kinder durch die Taufe in die 69 Seelen umfassende Christengemeinde der Insel aufnehmen. Auf der benachbarten Insel Grenada hat Val Behari den Boden für den Beginn der Missionsarbeit durch einen längeren Besuch unter seinen dort beschäftigten Landsleuten vorbereitet (Ibid. 1887, S. 240; 1888, S. 128 f., 231).

Südamerika. Durch die Indianerbevölkerung im Inneren von Britisch-Guiana geht ein wunderbares Sehnen nach den Segnungen des Christentums, welches die wenigen Glaubensboten der anglikanischen Kirche, denen außerdem nur karge Mittel zur Verfügung stehen, kaum zu stillen vermögen; den Schauplatz jener Bewegung bilden besonders die Savannen in der Nähe der brasilianischen Grenze am Oberlaufe des Potaro und seiner Nebenflüsse. Auf einer Reise, die der Missionar Quirk im Herbst 1887 in jene entlegene Gegend machte, konnte er in Schenabouie, einem Dorfe des Patamuna-Stammes, 28 Indianer und in Congamuh, wo sich 500 Angehörige von den Stämmen der Macusi, Mapisiana und Arecuna versammelt hatten, 389 Eingeborene taufen und 33 Ehen einsegnen. Der Missionar fand zu seinem Erstaunen, daß die Indianer aus völlig eigener Initiative an den Mittelpunkten der einzelnen Stammesbezirke große Kirchenhallen erbaut hatten, in welchen sie von Zeit zu Zeit zusammen kamen, um des verstorbenen Missionar Bretts Accawoio-Übersetzung der zehn Gebote, der drei Artikel und des Vaterunsers auswendig zu lernen. Da von der Missionsstation Schoureh am Unterlaufe des Potaro jenes viel versprechende Missionsgebiet nicht genügend bearbeitet werden kann, so sollen in Schenabouie und Congamuh besondere Missionsposten gegründet werden (Guiana Dioc. Ch. Soc. Report 1887, S. 4 f. Guiana Diocesan Magazine 1888). Auf den übrigen Indianermissionsstationen der anglikanischen Kirche an den Flüssen Pomerun, Wainii, Essequibo, Demerara und Corentyn ging die Arbeit ebenfalls ihren gesegneten Gang weiter, wenngleich nicht von so reichem Erfolge, wie im Innern begleitet. Nicht ohne Frucht ist auch die Arbeit der Anglikaner an den chinesischen und indischen Kulis der Kolonie; wenigstens konnte der greise Bischof Austin der Mehrzahl der Kulichristen das Lob spenden, daß sie sich eines gottesfürchtigen Wandels befleißigen und die Missionsarbeiten unter ihren Landsleuten durch ihre Gaben willig fördern. Dem letzten Jahresbericht zufolge gaben die chinesischen Christen 1105 Mark, die Indianer 907 Mark und die indischen Kulis 165 Mark zur Missionskollekte. Zwei eifrige Missionare Beneß und Dance sind nach längerer gesegneter Arbeit im vorigen Jahre dem gefährlichen Klima Guianas erlegen (Mission Life 1887, 116 f., 296 f., 178 f.; 1888, S. 414 f., 547 f.).

An der Arbeit unter der sich gegenwärtig auf fast 100 000 Seelen belaufenden Kulibevölkerung von Britisch-Guiana ist auch die Presbyterianerkirche und die Brüdergemeinde beteiligt; die erstere, welche den kanadischen Missionar Gibson und drei eingeborne Lehrer unterhält, arbeitet unter der Plantagenbevölkerung der Westküste und hat in den letzten zwei Jahren 53 Hindu durch die Taufe in ihre Gemeinschaft aufgenommen und c. 250 Kinder in drei Schulen gesammelt; auch hier, wie auf Trinidad, findet unter den Kulis die christliche Hindustani-Litteratur willige Käufer. Da ein großer Teil der An-

gehörigen der Presbyterianerkirche von Britisch-Guiana sich sehr gleichgiltig in der Unterhaltung der Mission zeigte, so besuchte Missionar Grant, der Leiter der Presbyterianermision auf Trinidad, anfang 1888 die Kolonie, um die Gewissen zu schärfen und der Mission neue Freunde zu erwecken; es haben sich infolge dessen besonders die Frauen die Fürsorge für die Kulimission an-gelegen sein lassen (Canada Presb. Rec. 1887, S. 240; 1888, S. 19 f., 73, 129 f., 231, 299 f.). Die Missionsgemeinde der Herrnhuter, welche auf den beiden Stationen Grahamshall und Beterverwachting aus 379 Er-wachsenen — Negern, Chinesen und Indern — gesammelt ist und von einem Negerkatechisten geleitet wird, hat schon seit mehreren Jahren mit äußerem Mangel zu kämpfen, der durch eine anfang 1887 stattfindende Überschwemmung der Plantagen noch gesteigert wurde. Es fehlt in der Gemeinde nicht an treuen opferwilligen Christen, die in Wort und Wandel sich als wahre Jünger Christi beweisen; trotz ihrer Armut haben die Gemeindeglieder aus eigenen Mitteln und durch eigener Hände Arbeit die eine Stationskirche restauriert und in einer besonderen Kollekte 232 Mk. zur Erwerbung des neuen Moskitomissionschiffes beigesteuert (Missionsbl. a. d. Brüdergem. 1887, S. 36 f., 113 f., 166; 1888, S. 110 f.).

Auf dem Missionsgebiete der Brüdergemeine in Niederländisch-Guiana geht die Arbeit der inneren Mission mit derjenigen der Heiden-bekehrung Hand in Hand; die erstere kommt vornehmlich in der Hauptstadt Paramaribo zur Geltung, deren Bewohner zur größeren Hälfte — c. 12 000 — sich zur Brüdergemeine halten. Trotzdem durch die Bildung von drei städtischen Filialparochien, welche sich um drei neuerbaute Kirchen gruppieren, ein Anfang zur besseren Seelenpflege gemacht worden ist, so ist der Rest, die große Stadtgemeinde, noch viel zu umfangreich für eine durchdringende Wirk-samkeit der Missionare und man geht jetzt damit um, eine neue Stadtparochie abzuzweigen, deren Glieder aus den holländisch redenden hellfarbigen Misch-lingen bestehen. Um die Missionschulen in der Hauptstadt, zu deren Unter-haltung die Kolonialregierung bedeutende jährliche Unterstützungen zahlt, leistungs-fähiger zu machen, sandte die Brüdergemeine im Herbst 1888 einen Ober-lehrer aus den Niederlanden hinaus, welcher auch auf eine bessere Ausbildung der aus der Centralschule in Paramaribo hervorgehenden eingeborenen Missions-lehrer bedacht sein soll. Als ein Zeichen des Fortschrittes auf kirchlichem Ge-biete erwähnen wir den Bau neuer Kirchen; eine Anzahl kleinerer Gotteshäuser in den Plantagengebieten an der Küste haben die Neger während der letzten zwei Jahre aus eigenen Mitteln und mit eigener Hand gebaut; in Domburg, dem Hauptplatz im Surinamer Reisedistrikt, soll eine größere Kirche gebaut werden, während in der Coronie der Platz und das Baumaterial für eine zweite Kirche beschafft worden sind. Auch für die Mission in Niederländisch-Guiana macht sich die asiatische Arbeiteremigration fühlbar und zu den Neger-christen in der Hauptstadt und den benachbarten Plantagengemeinen gesellen sich in wachsender Zahl ostindische Kulis und Chinesen; von letzteren, die nach der Aussage der Brüdermissionare ein sehr zuverlässiges Element unter den dor-tigen Christen bilden, gehören bereits 50 zur Paramariboer Stadtgemeinde. Ein Beweis für den segensreichen Einfluß der Brüdermissionare, der auch auf Außenstehende seine Wirkung nicht verfehlte, war die sehr würdige Art und Weise, in welcher die Negerchristen Paramaribos zusammen mit den Mis-



fionaren und eingeborenen Missionsgehilfen am 1. Juli 1888 die 25jährige Jubelfeier der Sklavenbefreiung begingen (Ibid. 1887, S. 52 f., 80 f., 144 f., 156 f.; 1888, S. 66 f., 85 f., 160 f., 181 f.). Heidenmission treibt die Brüdergemeinde im Innern, dem sogenannten Buschlande, welches von drei heidnischen Buschnegerstämmen bewohnt wird. Dieselben gruppieren sich um die drei größeren Flüsse, welche aus den Urwäldern nach dem atlantischen Ocean fließen. Am östlichen derselben, der Marowynne oder Maroni, wohnen die Aukaner oder Dschuka, deren Gebiet sich von der Marowynne noch weiter westwärts bis an die oberen Quellflüsse der Cottica und Comewyne ausdehnt. Die Brüder, welche im Frühjahr und Herbst die Niederlassungen der Dschukaneger besuchten, machten die willkommene Entdeckung, daß das Vertrauen der Bevölkerung zu den zahlreichen Götzenbildern, welche in den Dörfern umherstehen, stark im Schwinden begriffen sei (Ibid. 1887, S. 179 f.). An dem Oberlaufe der Suriname, des mittelften von jenen drei Flüssen, wohnen die Saramaccaneger, unter welchen die Herrnhutermision die Posten Raffskyamp, Gansee und Gujaba gegründet hat; auch die beiden ersteren Gemeinden sind in den letzten Jahren öfters von Paramaribo und Bergendal aus wiederholt besucht und im Glauben gestärkt worden; in Gansee starb im April 1886 der wohl hundertjährige Granmann (Oberhäuptling) der Saramaccaneger, Franz Boner, welcher im Jahre 1798 als schon ziemlich großer Bursche die heilige Taufe erhalten hatte; an seine Stelle ist als Nachfolger ein heidnischer Neger getreten (Ibid. 1887, S. 12 f., 197 f.). Die Matuarineger, der 3. Buschnegerstamm in Niederländisch-Guiana, wohnen am Oberlaufe des Saramaccastromes, an dessen Ufern die zwei Missionsstationen Maripastoon und Kwattahede liegen; die erstere Gemeinde, welche 203 Mitglieder zählt, darunter auch den christlichen Granmann Noah der Matuarineger, wird jährlich zweimal von Paramaribo aus besucht. Samuel, der Sohn des Granmanns, sprach dem Missionar Schmitt gegenüber den Wunsch aus, seinen Verwandten unter den Dschukanegern das Wort Gottes verkündigen zu können. Kwattahede ist eine Neugründung inmitten des felsigen Hochlandes, drei Tagereisen oberhalb Maripastoon gelegen; hier hat Missionar Schmitt zu Ostern 1888 einen sehr tüchtigen eingeborenen Missionsgehilfen als Evangelisten eingesetzt, welcher von den Heiden mit Jubel begrüßt wurde; sie haben ihm ihre Götzen ausgeliefert und gleich bei der ersten Einführung meldeten sich 24 Heiden zum Taufunterricht. Schmitts Beschreibung seiner Fahrt zu den Matuarinern ist sehr lehrreich (Ibid. 1888, S. 73 f., 97 f., 173 f., 193 f.).

Der wirtschaftliche Rückgang dieser niederländischen Kolonie hält immer noch an und die Zuschüsse, die Guiana im Kolonialbudget erfordert, sind beträchtlich. Die Rückwirkung auf die Mission macht sich leider recht bemerklich. Während früher die Brüdergemeinde von ihrem kaufmännischen Geschäfte und Gewerbebetriebe in Paramaribo, sowie von der Bewirtschaftung einiger Plantagen so viel Gewinn hatte, daß die sämtlichen Ausgaben dieses Missionsgebietes dadurch gedeckt wurden, ist dies seit einigen Jahren nicht mehr der Fall. Hoffentlich tritt bald eine Wendung zum Besseren ein; denn die hoffnungsvolle Arbeit im Buschnegerlande verlangt außer den durch das ungesunde Klima rasch abgenutzten Menschenkräften auch einen nicht unbedeutenden Aufwand von Geldmitteln (Jahresbericht 1888, S. 16).



In Paraguay sind im Auftrage der Südamerikanischen Missionsgesellschaft die vorbereitenden Schritte geschehen, um eine Mission unter der Indianerbevölkerung des nördlichen Theiles des Chacogebietes zu beginnen. Nachdem der zur Leitung dieser Mission ausersehene Däne Henriksen — der bis dahin die Agentur der Britischen Bibelgesellschaft in Argentinien verwaltete — bereits im Sommer 1887 eine Rundschafterreise nach Paraguay gemacht hatte, kehrte er im August 1888 in Begleitung des Marineingenieurs Robins und eines Missionsgehilfen Bartlett dahin zurück und wählte als ersten Stationsplatz eine Insel im Paraguayflusse an der Mündung des rechtsseitigen Nebenflusses Neacho Fernandez aus (South American Miss. Mag. 1888, S. 9 f., 92, 113, 145 f., 194 f., 221 f., 242 f.).

Auch auf ihrem Hauptmissionsgebiete, in Feuerlande, ist die eben genannte Gesellschaft dabei, ihren Wirkungskreis zu erweitern. Der Missionsarzt Aspinall, welcher seit Frühjahr 1887 an Stelle von Missionar Bridges die Oberleitung der dortigen Mission übernommen hat, beabsichtigt nämlich von der Hauptstation Ushuwaja aus Zweigniederlassungen auf der westlichsten Wollaston-Insel und der benachbarten Hermite-Insel — in der Nähe von Kap Hoorn — anzulegen. Da diese Inseln Chile gehören, so hat Aspinall im Namen der Südamerikanischen Missionsgesellschaft einen Vertrag mit der chilenischen Regierung geschlossen, wonach dieselbe auf die Dauer von 10 Jahren jene Inseln Aspinall zur beliebigen Verwertung überläßt; als Gegenleistung hat derselbe auf der Hermite-Insel den Leuchtturm zu unterhalten und die Bemannung für ein dort zu stationierendes Rettungsboot zu stellen (Ibid. 1888, S. 241). Ein vorläufiger Besuch, den Aspinall in Begleitung von Lewis und Burleigh im Frühjahr 1888 bei den heidnischen Bewohnern der Wollaston-Inseln machte, läßt auf deren Geneigtheit schließen, einen Missionar bei sich aufzunehmen; wenigstens vertrauten sie bereits 7 Knaben ihren Gästen an, um dieselben nach der Keppel-Insel in das Missionsinstitut zur Erziehung zu bringen (Ibid. 1888, S. 191 f.). Der zum Farmer gewordene Missionar Bridges, welcher in Downeast — 30 Meilen östlich von Ushuwaja — größeren Grundbesitz von der argentinischen Regierung erworben hat, beschäftigt auf demselben Eingeborene vom Duastamme und unterstützt die Mission in vielfacher Weise; im Dezember 1887 konnte er in Ushuwaja 9 Yahgan, darunter 6 Mädchen aus der dortigen Waisenanstalt, taufen; mehrere der letzteren traten mit Soldaten von der argentinischen Besatzung in die Ehe. Als dann im Februar 1888 Bischof Stirling der Mission einen kurzen Besuch abstattete, hatte er ebenfalls die Freude, 27 Feuerländern das Sakrament der Taufe spenden zu können (Ibid. 1888, S. 75, 100). Das Verhältnis zwischen den Missionarsfamilien und der argentinischen Behörde ist ein gutes, besonders seit Gouverneur Paz wieder in Ushuwaja wohnt; letzterer stellt z. B. den Missionaren den Regierungsdampfer für den Transport ihrer Güter und für Erholungsreisen zur Verfügung, weshalb denn auch der „Allen Gardiner“ aus einem Dampfer wieder in ein Segelschiff umgewandelt worden ist, um der Missionskasse weniger Kosten zu verursachen.

# Kirchenregiment und Missionsthätigkeit.

Von Kirchenrat Lic. Dr. Germann.

Die Fragen über die Verkirklichung der Missionsthätigkeit sind in diesen Blättern eingehend und allseitig abwägend besprochen,<sup>1)</sup> und die Anschauungen des Einsenders decken sich so vollständig mit der Rundgebung auf der vorjährigen Missionskonferenz in Halle, daß ein neues Aufwerfen der Frage hier nicht beabsichtigt ist. In der Voraussetzung aber, daß infolge jener Verhandlung das Interesse für in das Thema einschlagende geschichtliche Vorgänge geweckt ist, seien einige altentworfene Mittheilungen gemacht über die nun mehr als fünfzig Jahre zurückliegende Einschränkung der Missionsthätigkeit an Heiden und Juden durch das preussische Kirchenregiment. Die Sache selbst darf als bekannt vorausgesetzt werden; es handelt sich im ersten Fall um die im August 1830 erfolgte Auflösung des akademischen Missionsvereins in Berlin und im andern um die Maßnahmen gegen die Judenmission 1833.

Minister von Altenstein hatte sich veranlaßt geglaubt, den Berliner akademischen Missionsverein auflösen zu müssen, weil die Studierenden während ihres Universitätsaufenthaltes sich wissenschaftlich und nicht praktisch beschäftigen sollten, und sodann, weil immer nur einige an einem solchen Verein teilnahmen, die übrigen aber sich dadurch als ausgeschlossen und zurückgesetzt ansehen würden. Gegen die Auflösung hatte der Vorstand der Berliner Missionsgesellschaft beim Könige Vorstellung erhoben, das Ministerium war zum Bericht aufgefordert, und der nachfolgende Brief des Ministers von Altenstein an den Geheimen Regierungsrat von Lamprecht läßt erkennen, daß diesem die Aufgabe zugefallen war, den Reichsberichtsbericht für des Königs Majestät zu entwerfen und daß er sich hierzu die leitenden Gedanken seines Chefs erbeten hatte.

Altenstein an Lamprecht:

Em. Hochwohlgebornen haben mir den Wunsch geäußert, meine Bemerkungen in Verfolg der Allerh. R.-O. den Missionsverein der Studierenden hier betreffend zu erhalten. Ich habe solche nicht mehr auffinden können und sie daher in der Anlage nochmals kürzlich zusammengestellt. Inzwischen schicke ich Ihnen solche nur unter der Bedingung, daß Sie sich durch solche nicht verleiten lassen, meinem Gang zu folgen. Ich wünsche, daß Sie die Sache ganz nach Ihrer Ansicht und, was sehr wichtig ist, nach Lage der Akten auffassen. Es kann

<sup>1)</sup> A. M.-Z. 1888, 97.

leicht sein, daß ich in einzelnen Äußerungen mich irre und annehme, was sich nicht behaupten läßt. Mit dem Ausdruck meiner herzlichsten Hochachtung  
Altenstein.

Das Concept der erwähnten Anlage ist vom Minister ausnahmsweise etwas leserlicher mit Tinte geschrieben und lautet:

Die Allerhöchste Kab.-Ordre mache es mir zur Pflicht, ehe ich zu der speciellen Frage über die Zulässigkeit eines Vereins von Studierenden für die Missionszwecke übergehe, meine Ansicht über das Missionswesen überhaupt und namentlich über den einen der Hauptmissionsvereine hier im allgemeinen zu äußern.

Das Missionswesen habe einen sehr achtbaren Grund, die Sorge für die Ausbreitung des Christentums unter den Heiden. Ein christlicher Staat könne wohl nicht gemeint sein, diese Richtung des christlichen Sinnes zu unterdrücken, allein in der Beförderung desselben könne der Staat wohl Veranlassung finden, vorsichtig zu sein. Es sei wohl keinem Zweifel unterworfen, daß für gleich wichtige und noch ungleich näher liegende christliche Zwecke die Kräfte in Anspruch genommen werden könnten. Es sei wohl nicht zu mißkennen, daß die Förderung des Zweckes schon an sich viele Schwierigkeiten habe und zwar ganz vorzüglich für einen Staat wie den preussischen, der sich hierunter lediglich der Ausführung des Auslandes und der Mitwirkung anderer Staaten unterwerfen müsse. Die Geschichte des Missionswesens gebe hierzu vielfache Belege. Eine bedenkliche Erscheinung sei die Verdächtigung der verschiedenen Missionsvereine, von solchen zum Teil selbst ausgehend, teils in Beziehung auf das christliche Princip, teils auf die Geschicklichkeit und Zweckmäßigkeit der Verwendung. Die Entstehung neuer Missionsvereine oder deren Ausdehnung durch Töchtervereine stütze sich hierauf. Man beschuldige die älteren der rationalistischen Richtung und die neueren des frömmelnden und separatistischen Bestrebens. Wenn der Staat auch in Anerkennung des christlichen Principes die Wirksamkeit für das Missionswesen im allgemeinen achte und solchen an sich kein Hindernis in den Weg lege, so habe er doch die Verpflichtung, bei Schritten zur Begünstigung und Beförderung desselben genauere Kenntnis von den Anstalten zu nehmen, auf Bürgschaft für die Erfüllung des Zweckes zu halten und dafür einzustehen, daß nicht das richtige Maß der Wirksamkeit des unbefangenen und reinen Sinnes für den christlichen Zweck überschritten werde.

Von großer Wichtigkeit sei daher eine genaue Aufmerksamkeit auf die Mittel, deren sich bedient werde. Der Staat übernehme durch seine Autorisation, welche dem Ganzen leicht ein so großes Gewicht gebe, eine besondere Verpflichtung dafür.

Ich habe mich, solange die älteren Missionsvereine, der Francische zu Halle und der Jänische hier vorhanden gewesen, zu keiner besonderen Aufmerksamkeit verpflichtet gehalten, da die Männer, welche an der Spitze gestanden, rücksichtlich ihrer Emsigkeit in jeder Beziehung zu keinem Zweifel Veranlassung gegeben hatten, das Ganze sich in bestimmten Grenzen gehalten habe und keine Reibungen vorgekommen seien.

Diese Lage der Dinge hat sich aber verändert. Ich habe rücksichtlich des ehemaligen Jänischen Missionsvereins Zweifel gehegt und sie Sr. Majestät



vorgetragen und sei noch keineswegs beruhigt. Auch der neue Missionsverein habe mir zu Bedenken Veranlassung gegeben. Nach meinem Grundsatz, in solchen Dingen mit größter Vorsicht zu verfahren und genau zu prüfen, ehe ich deshalb etwas veranlasse, habe ich mich auf eine bloße genaue Beobachtung beschränkt und würde auch jetzt vielleicht noch des Gegenstandes nicht bei des Königs Majestät erwähnen, wenn nicht die Missionsgesellschaft hier durch ihre Beschwerde über meine Aufhebung des Missionsvereins der Studierenden mich nötigte, die Sache im allgemeinen aufzufassen. Der Missionsverein hier habe sich für autorisirt gehalten, vielfache Töchter- oder Nebenvereine im ganzen Staat zu errichten. Dadurch erhalte die Sache eine bedeutend größere Ausdehnung. Die Einrichtung des Missionsvereins und der Nebenvereine veranlasse eine große Teilnahme und die Verwendung größerer Kräfte für diesen Zweck. Bei Gelegenheit der durch die Kirchenzeitung angeregten Hallischen Streitigkeiten habe sich ergeben, daß das Ganze mit dem dortigen Missions-Nebenvereine im genauesten Zusammenhang gestanden und daß durch den Direktor desselben, den Stadtgerichtsdirektor von Gerlach, mit solchem das Konventikelswesen neues Leben erhalten habe. Mehr oder minder halte man diese Verbreitung der Missions-Tochtervereine für ein Mittel, das Konventikelswesen in Gang zu setzen und solchem eine feste Form zu geben. Wenn es nicht der Zweck des Vereins sei, so habe doch die Ausführung, wie sich in Halle gezeigt, dazu Veranlassung gegeben. Wenn auch der Staat den Missionsverein hier anerkannt habe, so schienen doch diese Erscheinungen dem Staate eine genaue Aufsicht auf die zweckmäßige Erfüllung des Zweckes und Sicherheit, daß sich nicht mit oder ohne Wissen des Hauptvereins Nebenvereine geltend machten, zur Pflicht zu machen. Ich halte es um so mehr für Pflicht, darauf anzutragen, daß dem Hauptverein die Errichtung von Tochtervereinen nur nach vorheriger Angabe des Vorhabens, der Einrichtung, der Personen, welche an der Spitze ständen, und der Mitglieder gestattet werde, als die Reibungen in Halle fort dauerten und der vorliegende Fall zeige, mit welcher Beharrlichkeit der Missionsverein nicht seine Wirksamkeit durch Beiziehung von Teilnehmern überhaupt, sondern durch Errichtung von solchen Partikularvereinen verfolge. Diese Beharrlichkeit sei hier um so auffallender, da sich solche bisher in Halle mit der Wirksamkeit des Tochtervereins auch auf die Studierenden begnügt hätten, ohne die Errichtung eines eigenen Vereins für die Studierenden für notwendig zu halten.

Die Gründe, welche mich veranlaßten, eigene Missionsvereine für die Studierenden zu mißbilligen, seien

1. meine Ansicht über das Missionswesen überhaupt. Ich halte eine solche weitere Ausdehnung der Beförderung durch die specielle Autorisation des Staats für nicht gerechtfertigt. Am wenigsten, glaube ich, sei eine Ausdehnung zweckmäßig, wodurch junge, in der Ausbildung begriffene, nicht von sich abhängige junge Leute ohne eignes Vermögen und Berechtigung über ihre Richtung zu entscheiden, einen Verein für diesen Zweck bildeten und statt sich mit ihrem nächsten ernstesten und wichtigen Beruf zu beschäftigen, von dem allerdings das Gemüt und die Phantasie ergriffen würden, einer zerstreuenen Richtung hingeben. Das Missionswesen ist eine Beschäftigung für Männer und nicht für



junge Leute in der Ausbildung. Hat der junge Mann einen besondern Beruf für das Missionswesen, hat er zur Verwendung von Zeit und Geld für solches die Zustimmung derer, die seine Erziehung leiten, so kann er sich einem der hier befindlichen Missionsvereine anschließen.

2. Ich halte aber eine besondere Aufforderung und Veranlassung für die Studierenden, sich einem Tochtervereine des Hauptvereins, der solche gestiftet hat, anzuschließen, um so bedenklicher, je größeres Bedenken die Erscheinung zu Halle, die Äußerungen der Kirchenzeitung und die öffentliche Meinung über den Nebenzweck der Missionsvereine erregen müssen. Nach meiner Meinung ist es nicht zu verantworten, junge Leute, ihnen unbewußt, in das Parteiwesen zu verflechten, welches nach Vorstehendem angeregt worden ist und jeden Augenblick wieder ausbrechen kann. Daß der Missionsverein nicht selbst als Partei dabei hervortritt, ist nicht entscheidend, da er weder die Handlungs- und Darstellungsweise des Prof. Hengstenberg, noch auch des Landgerichtsdirektors von Gerlach mißbilligt und sich von solchen nicht lössagt. Er mag allerdings dazu gute und achtbare Gründe haben, allein in Beziehung auf Studierende, die mit aller Unbefangenheit sich erst zu einem Urtheil ausbilden und an die Lehrer halten sollen, an die sie zunächst von denen, welche ihre Studien leiten, gewiesen sind, kann es nicht gleichgiltig sein.

3. Die Vereine unter Studierenden, zu welchem Zweck sie auch seien, sind nachtheilig und gefährlich. Es giebt eine Absonderung, die nie zuträglich ist. Nie läßt sich dafür eintreten, was der eine oder der andere dieser jungen Leute in der besten Absicht an einen solchen Verein anzuknüpfen sich veranlaßt sieht, und was daraus wird. Die Erfahrung zeigt, wie die löblichsten Zwecke zu dem schlimmsten Vereine ausgeartet und mißbraucht worden sind. Daß der Zweck religiös sei, verändert gar nichts. In jugendlichen Gemüthern ist das Absondern in Vereinen schon immer gefährlich und ein religiöser Zweck, entartet er und wird er mißbraucht, ist zu der äußersten Steigerung der Gefahr geeignet. Wird dieser Verein hier gestattet, so ist kein Grund vorhanden, solche auf andern Universitäten nicht zu gestatten, und wohl ebenso wenig Grund vorhanden, solche den Katholiken zu verweigern. Ich kann und darf keine Verantwortlichkeit über einen Missionsverein katholischer Studenten übernehmen. Die Zeit erfordert hierunter mehr Strenge als je. Wird den Studierenden ein solcher Verein gestattet, so ist es hart, die Vereine für andere löbliche wissenschaftliche Zwecke abzuschlagen, und wie sehr hier der Mißbrauch unendlich nahe liegt, haben die Beispiele in Göttingen und andern Orten gezeigt. Vereine der Studierenden können nur zu gemeinsamem Unterricht stattfinden. Dieses ist der Zweck der Studierenden. Die Vereine für allgemeine Zwecke können keine Vereine ausschließlich für Studierende sein. Es kann sich bloß fragen, ob den Studierenden die Teilnahme an solchen allgemeinen Vereinen gestattet sei, die schon oft bei solchen allgemeinen Vereinen, wie die Erfahrung gezeigt hat, bedenklich genug in ihren Folgen ist, Spaltungen und Parteiungen und das Verfolgen einseitiger Richtungen und Abziehen von dem Hauptzweck des Studirens veranlassen. Der Erfolg der Teilnahme an patriotischen Vereinen aller Art war früher oder später immer nachtheilig. Es bleibt hier nichts übrig als die größte Strenge in Aufrechterhaltung des Grundsatzes, keinen Studentenverein für allgemeine Zwecke zu gestatten.

Hiernach halte ich mich daher verpflichtet, darauf anzutragen, daß ich

1. das Missionswesen im allgemeinen in genaue Aufsicht nehme und zu dem Ende das Obige veranlasse und
2. darauf halte, daß die Studierenden in keinen Verein zusammentreten und daß daher auch der Missionsverein für Studenten hier aufgehoben bleibe und
3. daß Se. Majestät den Missionsverein auf sein Gesuch abzuweisen geruhen möchten.

Altenstein.

Es blieb infolge des nach diesem Concept ausgeführten Immediatberichts bei dem Verbot und erst, nachdem eine Anzahl Jahre verstrichen, durfte sich wieder ein akademischer Missionsverein aufthun.

Missionsdirektor D. Wangemann<sup>1)</sup> sucht, wie für nahezu alle Mißgriffe des Ministeriums Altenstein, so auch für jenes Verbot des akademischen Missionsvereins im letzten Grunde die „Neulutheraner“, gewöhnlich die Breslauer Altlutheraner genannt, verantwortlich zu machen, und ebenso sollen sie das Vorgehen gegen die Judenmissionare 1833 wesentlich verschuldet haben.

Wenn irgendwo dieser Grund Eindruck gemacht hätte, so war es bei der höchsten Stelle. Wenn der Minister dem Könige gegenüber sich nicht hinter die Furcht vor neu- oder altlutherischen Agitationen verschanzen will, so hat er bei Auflösung jenes studentischen Missionsvereins sicherlich nicht an die separierten Lutheraner gedacht. Bezüglich der Judenmission meint Wangemann a. a. O. sei Altensteins Mißtrauen wie das manches andern ernstern Mannes dadurch genährt worden, daß Judenmissionare geradezu ihre Vorträge zur Proselytenmacherei für den neulutherischen Separatismus benutzten, wie denn auch einer derselben, Wermelskirch, bald den Separatisten als Prediger diene. Letzteres kann von der Wahrheit nicht fallen. Diese Einsendung kommt aus Thüringen, und in den kirchlichen Kreisen Thüringens, namentlich soweit sie frühzeitig für Missionsarbeit erschlossenen Sinn hatten, kannte man den langjährigen treuen Seelsorger der von der Landeskirche sich getrennt haltenden Lutheraner Erfurts, der mit den Landeskirchlichen stets Fühlung suchte und fand, zu gut, um argwöhnen zu können, daß ein so weitherziger und weitblickender Mann jemals die Missionsarbeit als Deckmantel der Verfolgung freikirchlicher Pläne benutzt hätte. Richtig ist, daß in jenen konfessionellen Kreisen alsbald Sinn für die Missionsarbeit hervortrat, und dieses, wie der Anblick der opfermutigen Überzeugungstreue hat einen Wermelskirch,

<sup>1)</sup> Die Kirchliche Cabinets-Politik des Königs Friedrich Wilhelm III. u. s. w. Grundlage für das abschließende Heft der Una Sancta. Berlin 1884. S. 448. 449.

der ja von Haus aus als englischer Judenmissionar ganz anders stand, hinübergezogen, und nicht ist es umgekehrt.

Keinem Geringeren als dem edlen frommen Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV.) und dem großen Anstoß, den derselbe daran nahm, daß das Sonntagsblatt der Staatszeitung die betreffenden Konsistorial- und Ministerialverfügungen brachte, verdanken wir einen genaueren Einblick in jenen merkwürdigen Vorgang, zumal der Kronprinzliche „Klagebrief“, der datiert „Sans-Souci 26. Juny 1833“ den Minister zu einer charakteristischen Rechtfertigung veranlaßte.

Der Kronprinz, welcher den Minister lange nicht gesehen und noch länger nicht gesprochen, setzt als zweifellos voraus, daß jener Abdruck in der Staatszeitung ohne Vorwissen Altensteins erfolgt sei, von dessen Takt und edlem Herzen sich erwarten lasse, daß er des Prinzen Entrüstung teilen werde.

„Ja, klagen muß und will ich über die, ich glaube gewiß in der Geschichte unserer Verwaltung unerhörte Art, wie die in Schlessien beschäftigten Juden-Missionare einmal durch das Breslauer Consistorium, zweitens aber durch den Befehl Ihres Ministeriums, mein lieber Altenstein, prostituirt worden sind. Dies in jedem Betracht unschuldliche Beginnen, welches nur auf Spitzbuben und solches Gelichter angewendet, eine Entschuldigung finden würde, ist gekrönt worden durch das Einrücken in das Sonntagsblatt der Staatszeitung, aus welchem es ohne Zweifel bald in allen Blättern des In- und Auslandes erscheinen wird.“ . . . . . „Daß das Breslauer Consistorium einen unchristlichen Erlaß an die Superintendenten der Provinz schreibt, ist leider in der Ordnung und ärgert mich weiter nicht einmal, denn ich begehre nicht Weintrauben von den Dornen zu lesen; schon viel bedenklicher ist es zwar, daß ein Allerhöchster Cabinetsbefehl, der bekanntermaßen in einem ganz andern Sinn erlassen war, durch Einleitung und Zusätze von seiten des Consistorii, dem Sinn nach entstellt, in die Hände seiner Unterbehörden gelangt — doch darüber läßt eine sattsame Erfahrung keine Verwunderung weiter zu; daß aber das hohe geistliche Ministerium selbst bezieht, dieses malitiöse Machwerk in den Amtsblättern abdrucken zu lassen, und so ein Schreiben, welches seinem Wesen und der Geschäftsordnung zufolge lediglich zu Händen der Superintendenten und höchstens der Regierungen kommen sollte, der Öffentlichkeit übergeben wird, das ist es, worüber ich hier gegen Sie, den Chef dieses Ministerii, bittere Klage führe.“ Es gebe für die Öffentlichkeit bestimmte Rundschreiben, welche auf das Verhalten des Publikums einwirken sollten. Dieses Vor-



wandes entbehre die beklagenswerte Bekanntmachung gänzlich, welche sich als Muster von Taktlosigkeit als ein Machwerk darstelle, „eigens erfunden, um die zugleich christliche und gnädige Absicht Sr. Majestät auf gefahrlosem Wege zu hintertreiben. Das Böseste darin aber ist, daß dadurch die Männer, die sich, wie bekannt, mit mehr als bloßer **Bewilligung** des Königs dem schwierigen und undankbaren Geschäft unterziehen, dem Hohn **öffentlich** preisgegeben worden und an den Pranger gestellt worden sind. Das ist abscheulich!!! Man mag über das Beginnen dieser Missionare denken, wie man will, das Uneigennütziges und Aufopfernde derselben, das, von dem Zeitgeist sogar, hochgepriesene Hingeben an eine Idee kann niemand verborgen, kann nur der aufgeregtesten Leidenschaftlichkeit oder der hodenlosen Gemeinheit verschlossen bleiben. Steht der sie leitenden Idee Überzeugung von Seiten der Behörden entgegen, so bekämpfe man sie offen, sonst lasse man sie aber **wirklich** ungestört das treiben, was der König<sup>1)</sup> und ihr Amt wollen; man prostituire sie aber nicht, denn das ist nicht allein an sich unpassend und ungehorsam gegen den König, sondern das ist schlecht. — Verzeihen Sie, verehrter Altenstein, dasjenige in diesen Zeilen, was mit gleicher Aufrichtigkeit, aber zierlicher, attischer hätte ausgedrückt werden können. Dies Schreiben wäre ebenso unverantwortlich als die Consistorialbekanntmachung, wenn es zur Mittheilung an Ihre Rätthe bestimmt wäre. Es ist aber für Sie allein und im Vertrauen geschrieben, für Sie, mein lieber Altenstein, gegen den ich schon oft schriftlich und mündlich im Vertrauen mein Herz habe ausschütten dürfen, der mich stets verstanden und mir manch freies Wort schon gütig nachgesehen hat. Ubrigens glaube ich mich des Herzklopfens, welches diese Geschichte mir gemacht, nicht schämen zu dürfen. Suchen Sie, ich beschwöre Sie, verehrter Freund, suchen Sie dies Urgerniß, soweit es irgend geht, zu mildern, hinwegzuräumen. Sollte nicht, binnen kurzem vielleicht, ein ähnliches Begehr aus dem Cabinet an Sie gelangen? Wie schön und tröstlich wäre es dann, wenn Sie die Wege schon vorbereitet hätten.“ Schließlich bittet der Kronprinz, es möchte über der Bewegtheit und Flüchtigkeit seines Schreibens nicht verkannt werden, daß er sich ohne Falsch Altensteins Freund nenne. In einer Nachschrift bemerkt er dann noch, daß ihm „die Veranlassung zu der Verfolgung gegen die schlesischen Judenmissionare sattem und angemessen be-

1) „An der Spitze des Juden-Missionsvereins stand der edle freigesinnte, mit Wilhelm von Humboldt nah befreundete General von Witzleben, General-Adjutant des Königs, neben ihm Nicolovius und Thieremin.“ Joh. Bachmann, G. W. Hengstenberg I, 265.



kannt“ sei und daß daraus erhelle, „daß die Absicht einiger Gemeindeglieder einer Pfarre in Oberschlesien, sich von dem matten Gewäsch des Predigers entfernt zu halten, von dem Missionar, wohl aber ohne Erfolg, bekämpft worden ist. Wissen Sie Schlimmeres, so bitte ich um Mittheilung. — Welchen Einfluß übrigens die Bekanntmachung in den Amtsblättern auf das Geschäft der Missionare im allgemeinen haben muß durch die Erbaulichkeit und Christlichkeit des Eindrucks auf die Juden, werden Sie wohl noch besser als ich zu ermessen vermögen!!! Gott besser's.“

Altenstein, der an starke Ausdrücke des hohen Herrn bereits gewöhnt war, meint in seiner Antwort, eine kurze Darstellung des Zusammenhangs der Sache werde darthun, daß er „an dem unglücklichen Gang, welchen diese Angelegenheit genommen, keinen Anteil habe“ und daß ihn

„daher die Erscheinung des Zeitungsartikels auf eine höchst unangenehme Art aufregen mußte. Erw. Königl. Hoheit haben Höchstdero Mißbilligung über das Benehmen des Breslauer Konsistoriums bereits so stark auszusprechen geruht, daß ich hierüber nichts weiter ehrerbietigst beifügen darf. Es ist sehr schlimm, daß sich von Männern, die in vielen Verwaltungsangelegenheiten höchst tüchtig sind, nicht auch ohne weiteres eine gleiche Tüchtigkeit für die Zwecke der mir vertrauten Verwaltungszweige und vorzüglich für religiöse Gegenstände erwarten läßt. Das wenige Gewicht, welches viele auf die Gegenstände meines Ressorts, wenigstens in Vergleich mit andern Gegenständen setzen, erhöht das Übel, indem bei der Wahl der Männer nicht nur hierau, wenig Rücksicht genommen, sondern auch den Gewählten nicht mit vollem Ernst angeschlossen wird, sich diese Tüchtigkeit zu verschaffen, sei es durch eigene Ausbildung oder tüchtige Umgebung. Es ist unglaublich, wie wenig Anerkennung es findet, daß bei dieser Geschäftsführung die Form noch weit weniger als bei mancher andern etwas Willkürliches oder bloß Angelerntes sei, sondern daß solche die richtige Äußerung des innersten geistigen Lebensprinzips der Sache sein müßte. Ich mache hierüber täglich die schmerzlichsten Erfahrungen. Bei der jetzigen Verfassung ist keine gründliche Abhilfe zu erwarten.“

Altenstein will dem Konsistorium eine ernste Mißbilligung schicken. Er schließt mit einer Klage über seine wankende Gesundheit, wodurch ihm der Geschäftsbetrieb in Versammlungen oft unmöglich gemacht werde, wohl aber sei er imstande, persönlich beim Kronprinzen zu erscheinen. Er bittet um gnädigste Aufforderung, persönlich Auskunft zu geben und die Befehle entgegenzunehmen, er wünscht sich Ermutigung und Stärkung oder auch Berichtigung seiner Ansichten.

Die Wirkung des Kronprinzlichen Klagebriefs trat sofort hervor. Hofrat Credé forderte am 28. Juni 1833 von Hofrat Cottel in Altensteins Namen „schleunigste Auskunft, ob die in Nr. 172 der Staatszeitung unter der Rubrik „Inland“ abgedruckte Bekanntmachung des

Konsistoriums von Schlesien das Missionswesen betreffend von seiten der Redaktion auf den Grund des Amtsblattes oder insolge offiziellen oder sonstigen Ersuchens aufgenommen worden sei und von wem im letztern Fall diese Veranlassung ausgegangen." Antwort: „daß der Artikel von der Redaktion der Staatszeitung selbst ausgegangen und (wie solches auch in der Nr. 172 der Zeitung ausdrücklich bemerkt worden) aus dem Breslauer Amtsblatt extrahiert worden ist.“

Ferner liegt von Altenstein eigenhändig ein Bleistift-Brouillon vor:

„Bekanntmachung in sämtliche Amtsblätter zu inserieren.

Die von Sr. Majestät dem Könige unterm 31. März erlassene Allerhöchste Kab.-Ordre, die Missionarien zur Beförderung des Christentums unter den Juden betreffend, war nur zur Anweisung der betreffenden Behörden erlassen. Durch deren in mehreren Amtsblättern erfolgte öffentliche Bekanntmachung und durch eine Äußerung des Königlich-Konsistoriums zu Breslau über diesen Gegenstand in der Bekanntmachung vom . . . unter Bezugnahme auf jene Allerhöchste Ordre hat sich die Ansicht verbreitet, als sei der Zweck derselben nicht die unge störte Wirksamkeit der Missionarien innerhalb der Grenzen ihres Berufes zu sichern, sondern als sei dadurch eine öffentliche Rüge von solchen begangener Ungebühr und deren Abstellung für die Zukunft beabsichtigt. Da diese Art der öffentlichen Bekanntmachung das Allerhöchste Mißfallen Sr. Majestät des Königs auf sich gezogen hat, und da Allerhöchstdieselben alles entfernt wissen wollen, was der Wirksamkeit der gedachten Missionarien nachteilig sein könnte, und nur beabsichtigen, daß sich solche dabei in ihren Grenzen halten, so wird solches zur Beseitigung jedes Mißverständnisses hierdurch auf Allerhöchsten Befehl zur öffentlichen Kenntnis gebracht. Berlin, den . . .“

Daneben lag noch folgende Note:

„Nach in der Geheimen Kanzlei eingezogener Erkundigung ist der Bericht an Seine Majestät den König bereits abgegangen und demselben, außer dem auf den Grund der Allerhöchsten Kabinetts-Ordre an das Konsistorium in Breslau jetzt nebst Bekanntmachung erlassenen Reskripte, eine Abschrift des frühern Erlasses an diese Behörde — nicht des Cirkular-Reskriptes — beigefügt worden.“ Krieße, 17./7.

Die Veröffentlichung der diesbezüglichen Korrespondenz zwischen Kronprinz und Minister möge als eine, wenn auch späte Sühne jenes bedauerlichen Vorgehens wirken. Für den Geschichtschreiber aber enthält es die Lehre: nicht weißbrennen und entschuldigen zu wollen, was seinerzeit den Bestunterrichteten als unentschuldig galt.

„Fördere die Ausbreitung deines Reiches auch unter den Heiden und Juden“ heißt es im preussischen sonntäglichen allgemeinen Kirchengebet. Man wird es inbrünstiger beten, wenn man aus der Geschichte weiß, daß öfter von solchen Seiten, die in erster Linie zur Förderung der Missionsarbeit berufen waren, Hemmnisse und Hinderungen ausgegangen sind,

und wenn man sich gegenwärtig hält, daß, was geschehen ist, in einer oder der andern Weise wieder geschehen kann. Waren dergleichen Hemmnisse möglich unter einem Könige, der als bibelgläubiger Theologe gelten darf, der an dem Wirken eines Rhenius thatkräftigen Anteil nahm, und unter einem Kronprinzen, der tiefes Verständnis und lebendigste Teilnahme für alles Kirchliche hatte und mit seiner Überzeugung nicht zurückhielt, so ist es für die evangelischen Missionskreise eine Mahnung: Verlasset euch nicht auf Fürsten, auch nicht auf die edelsten, besten, frömmsten. Die fürstlichen Schirmherren der Kirche könnten und dürften, auch wenn sie die vortrefflichsten Kirchenbehörden sich schufen, nicht das freigeborne Missionswerk übernehmen. Was der Heidenmission recht ist, müßte es auch für die Judenmission, für die Evangelisation unter den Katholiken und Dissidenten des eigenen Landes sein. Eine Verkirklichung der Mission wäre bei unsern gegenwärtigen landeskirchlichen Verhältnissen eine Unmöglichkeit, ein Unglück; hat es sich doch selbst in dem kirchlich noch am meisten einheitlichen Schweden mehr als Hindernis, denn als Förderung des Missionswerkes erwiesen. Kirchlich aber werde die Mission immer mehr in dem Sinne, daß die kirchlichen Behörden aller Instanzen, daß jeder Geistliche, daß jedes Kirchenglied von dem obersten Schirmherrn bis zu dem Ärmsten es als selbstverständliche Christenpflicht betrachtet, für die Ausbreitung des Reiches jeder an seinem Teile zu wirken, und daß jeder diese Arbeit auf betendem Herzen trage. Die allgemeine Teilnahme für alle Vorfälle auf dem Missionsgebiet ist dann zugleich die beste und wirksamste Beschränkung und Kontrolle der freien Missionsleitungen.

Als Einsender erstmalig die herrlichen Briefe lesen durfte, die Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz an den Minister v. Altenstein über kirchliche Fragen und Männer geschrieben, wie er sich hier verwendet für die Besetzung einer theologischen Professur in Halle, dort mit Altenstein vereint für v. Mittelstädt eintritt oder für Steffens, Gohner, v. Tippielskirch, Arndt bittet, wie er hier trauert über den ungeheuren Mangel an Seelsorge und entrüstet ist, daß trotzdem die Einführung der Union den Vorwand zur Legung von Pfarreien hergeben muß, wie er dort den Gewissensbedenken v. Gerlachs gegen die Trauung Geschiedener Rechnung getragen wünscht, wie er der Breslauer Bewegung in allen Stadien folgt, das Verfahren gegen Feldner und Hirschfeld scharf kritisiert,<sup>1)</sup> da dachte

<sup>1)</sup> Es will beachtet sein, daß die Beschäftigung des Kronprinzen mit kirchlichen Fragen durchaus dem Willen seines königlichen Vaters entsprach, der ihn selbst auf diese Bahn gestellt, als er schon im Frühjahr 1822 den Kronprinzen an die Spitze der Kommission berief, welche sich mit den Konventikeln in Hinterpommern unter den Belows zu befassen hatte.



ich des Auftrags, der einst den Herzog von Orleans nach Berlin geführt, die Hände zu küssen, welche Europa so lange den Frieden bewahrt und übertrug unwillkürlich den Vorgang auf den königlichen Sohn.

Die gesegneten Hände, welche in kirchlicher Wärme und Liebe so manch herrliches Zeugnis geschrieben, welche vergebens einst der Stunde geharrt, die Last des Kirchenregiments den rechten Händen geben zu dürfen, sie waren erkaltet. Der königliche Dulder, vielverkannt und gleich einem Märtyrer geschmäht noch im tiefsten Leiden, hatte die Friedensstätte gefunden in der Friedenskirche zu Sanssouci. An dem stillen Königsgrabe aber konnte ich dem Könige aller Könige danken für das Gute, das er durch diesen geistreichen, frommen König und Väter der evangelischen Kirche gegeben, danken für die Gnade, daß ihm der königliche Bruder gefolgt, der fest im Glauben an die Gottheit des Erlösers von keinem andern Mittler wissen wollte und der als erster deutscher Kaiser die Religion als köstlichstes, sorgsam zu wahrendes Volksgut erkannte und bekannte. Kaiser Wilhelm I. hat danach die deutsche Fahne aufpflanzen lassen in den Heidenländern und hat durch eine kaiserliche Missionsgabe zu erkennen gegeben, wie sehr ihm am Herzen liege, daß der evangelische Glaube auch den neuen deutschen Schutzgebieten als köstlichste Gabe gebracht werde. Dann kam die Kunde, daß wieder ein Königsgrab in der Friedenskirche bereitet werde, wiederum für einen königlichen Dulder. Wie verschieden die Geistesrichtung der beiden Könige, die dort im Frieden ruhen, und doch wie gleich die fromme Grundrichtung der Herzen, beiden gemeinsam die Freude und das Verständnis für Kirchenbauten, die Sorge für den Dombau der Hauptstadt, für die würdige Vertretung der evangelischen Kirche im heiligen Lande. Der Königssohn, der einst zum heiligen Lande gepilgert und angesichts der heiligen Stätten sich überwältigt bekannte für die Kraft der einfachen evangelischen Zeugnisse, ist einberufen in das himmlische Jerusalem, bevor er hienieden die Kirchenbaupläne seines Herzens ausführen konnte.<sup>1)</sup>

Im Dunkel der Trauerkirche erglänzte im Sonnenlichte das trauernde, willensstarke Haupt des jugendlichen Kaisers, der in Treue um Treue wirbt, der schon als Kronprinz es als seine Aufgabe erkannte, der Gottentfremdung der Massen entgegenzuwirken, und als Kaiser und König Frömmigkeit in sein Panier schrieb. Wer wie Kaiser Wilhelm II. solch Verständnis für die Reichgottesarbeit in der Heimat hegt und solche Liebe für die Fahne, welche Deutschlands Ehre in der Ferne vertritt, wirkt ganz von selbst auch als Förderer und Schirmherr der Mission. Dazu giebt es keine deutsche Kirchenbehörde mehr, welche durch Verfolgung der

<sup>1)</sup> Niedergeschrieben unter unmittelbarem Eindruck der Trauernachricht. D. G.



Missionsarbeit fürstliche Zornesworte auf sich herabläßt, so durfte denn die Stunde als gekommen gelten, da ohne Mißdeutung das Missionszeugnis aus Sanssouci als Gedenkblatt auf das eine Königsgrab der Parochialkirche von Sanssouci niedergelegt werden konnte.

## Die skandinavische Heidenmissionssthätigkeit, besonders im gegenwärtigen Jahrhundert.

Von Propst J. Bahl in R. Alslev.

### I.

#### Dänemark.

Dänemark war das Land, in welchem auf dem europäischen Kontinent der Eifer für die Bekehrung der Heiden sich im vorigen Jahrhundert zuerst regte. Von hier aus nahm die evangelische Mission in Indien, die Vorläuferin aller andern Missions-Unternehmungen, wenngleich der Zeit nach nicht die erste, im Jahre 1705 ihren Anfang, und wenn dieselbe auch hauptsächlich deutsches Gepräge trug, was die Arbeitskräfte anlangt, und später, was den Geldpunkt betrifft, teilweise von England abhing, so hatte sie doch ihren Hauptsitz in Dänemark, von wo aus sie durch das Kirchenregiment freigebig unterstützt wurde. Infolgedessen wurde auch ein gewisses Missionsinteresse in Dänemark geweckt, obgleich dasselbe nicht solchen Umfang annahm, wie man hätte erwarten sollen. Der Grund dafür lag einestheils darin, daß man die Mission für einen Ausfluß des Pietismus ansah, andernteils in dem Umstande, daß, abgesehen von einem kleinen Auszuge, die Missionsberichte nur in deutscher Sprache veröffentlicht wurden. Auch hegte man in Halle gar nicht den Wunsch, dänische Missionare abzuordnen, und von den wenigen Dänen, die hinausgeschickt wurden (Dal 1719—1741, Maderup 1741—1776, Dame 1754—1766, Rulfsen 1780, † 1780, Hagelund 1786—1788), hatten zwei ihre Ausbildung in Halle erhalten.

Ostindien war nicht das einzige Gebiet, wohin die Regierung Missionare entsandte; denn 1716 wurde Th. von Westen nach Finnmarken, 1721 Hans Egede nach Grönland — beide auf ihr Begehren — geschickt, und auf beiden Gebieten wird die Missionsarbeit noch heutigestags fortgeführt; aber da dieselbe in den Organismus der kirchenregimentlichen Verwaltung eingegliedert ist, so übergehen wir sie hier.

Indes kam nicht auf diesen Gebieten allein Dänemark in Berührung mit der Mission; 1732 sandte die Brüdergemeinde Missionare nach Dänisch-West-

indien, 1733 nach Grönland, 1760 und 1777 nach Dänisch-Ostindien, 1768 nach den Nikobaren und 1769 nach Dänisch-Guinea. Diese Verbindung mit Dänemark und später die Gründung der Herrnhuterkolonie in Christiansfeld 1773, welche früher und noch in der Gegenwart bis weit nach Zütland hinauf Beziehungen unterhält, ist die Ursache gewesen, daß viele Dänen, besonders aus dem dänischen Zweige der Brüdergemeinde, im Dienste der Herrnhutermission hinausgegangen sind. Als solche<sup>1)</sup> seien hier genannt in Grönland C. L. Drachart (1745—1751; seit 1735 war er bereits als Pfarrer in Grönland gewesen), J. Sörensen<sup>2)</sup> (1746—1802; † 1802), Jens Haven (1758—1762), Peder Haven (1758—1762), J. Brodersen (1783—1794), C. G. Herbrich (1830—1870), J. Poulsen Lund<sup>3)</sup> (1831—1849; † 1877), F. B. Richter (1832—1856), M. A. Asbo (1834—1866), C. Hansen Lund (1837—1844; † 1854). Nach Surinam wurden ausgesandt: R. Klarup (1747—1753; † 1757), H. Heller (1774—1781), L. Langballe (1788—1821; † 1825), H. Wied (1790 bis 1811; † 1844), J. E. Borch (1792—?), Jaf. Nissen (1797 bis 1821), C. F. Berg (1801—1808), R. Schmidt (1830—1845; † 1845), H. J. Bleichen (1836—1866), M. Poulsen Lund (1838—1842), P. Tritzensen (1844—1861), H. J. Schwensen (1846—1859), M. J. Barfö (1849) und H. P. Jensen (1861—1880). Nach Trankebar zogen aus: M. Brodersen (1759—1781) und J. Staal (1781. 1783).<sup>4)</sup> Nach Labrador gingen außer den beiden obengenannten Missionaren J. Haven (1770—1777; 1782—1784; † 1796) und C. L. Drachart (1771 bis 1778; † 1778) noch C. Brasen (Arzt 1771—1774), S. Jensen (1771 bis 1800), G. Schmidzmann (1781—1824), F. Jensen Müller (1794 bis 1829), J. Nissen (1797—1821), Th. Christensen (1798—1816; † 1821), C. L. Barfö (1836—1866), P. Mortensen<sup>5)</sup> (1855—1867) und P. Peterfen Dam (1866). Nach Dänisch-Westindien wurden außer obengenannten H. Heller (1781—1795; † 1799) gesandt J. Mathiesen (1776—1783; † 1810), M. Wied (1782—1824; † 1827), G. Jessen (1785—1816; † 1820), H. H. Wolter (1838—1845), L. F. Ventien (1845—1867) und C. L. Dehm (1855—1865). Nach dem englischen Teile Westindiens gingen außer den bereits angeführten Ventien, Dehm und C. F. Berg (1809 bis 1825), C. Adolph (1797 bis 1806; † 1807), J. Duffen (1816 bis 1829; † 1829), H. J. Rjargaard (1839—1860), L. Rjeldsen (1840 bis 1868; † 1877), G. von Deurs (1852—1853) und P. Larsen (1859). Nach Nordamerika wurden gesandt: R. Peterfen (1807—1814), nach Süd-

<sup>1)</sup> In diesen Listen sind diejenigen nicht mit aufgeführt, welche in dem deutschen Teile Schlesiens geboren oder erst seit 1864 von Schleswig hinausgezogen sind; ebensowenig als die Kinder skandinavischer Missionare, welche den Beruf ihrer Väter ergriffen haben.

<sup>2)</sup> Seine Lebensbeschreibung in „Missionsblatt aus der Brüdergemeinde“ 1874, 1 f.

<sup>3)</sup> Lebensbeschreibung in „Evangelisk Missionstidende“ 1877, 113 f.

<sup>4)</sup> C. C. Barlach, der später in Dänisch-Westindien thätig war, stammte aus Deutsch-Schleswig.

<sup>5)</sup> Lebensbeschreibung in „Evang. Missionstidende“ 1868, 73 f.

afrika: C. Thomsen (1815—1831), S. Christensen (1838—1863), J. T. Heinrich (1841—1865), nach der Moskitoküste: J. P. Jørgensen (1853 bis 1878) und nach Australien: P. Hansen (1853—1856).<sup>1)</sup>

Zur Unterstützung der Herrnhutermmission in Dänisch-Westindien wurde 1843 die nordschleswigische Missionsgesellschaft gegründet, welche in Jütland Zweigvereine hatte, von uns aber hier übergangen wird, weil sie nicht mehr auf dänischem Gebiete domiciliert ist. Dieselbe empfing 1888 aus Dänemark für die Herrnhutermmission 2067 M.<sup>2)</sup> Bei dem weitverbreiteten Unglauben, der in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Deutschland aus in Dänemark und auch in das dortige Missionskollegium eindrang, unter dessen vom König berufenen Mitgliedern sich ausgesprochene Rationalisten befanden und dessen Sekretär ohne Umschweife erklärte, daß er jeden Heiden verachte, welcher den Glauben seiner Väter aufgäbe, war dennoch ein freilich immer mehr zusammenschmelzendes Häuflein gläubiger Pfarrer übrig geblieben; auch hielt sich unter dem gewöhnlichen Volke der Glaube länger. So schlossen sich denn im nordwestlichen Teile Jütlands eine Anzahl gläubiger Geistlicher im Jahre 1800 zusammen, um kleinere Schriften erbaulichen Inhalts herauszugeben, und mit ihm vereinigten sich zu gleichem Zwecke gläubige Geistliche und Laien in Jütland und Schleswig. Einer von diesen Geistlichen hatte bereits 1788 Spangenberg's Buch über die Herrnhutermmission ins Dänische übersetzt; auch teilte sich die Bewegung, welche die Gründung der Londoner Missionsgesellschaft hervorrief, diesem Kreise mit. Im Jahre 1801 begann man mit der Herausgabe eines „Evangelischen Magazines“ und stiftete gleichzeitig eine „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums und wahren Christentumes“, welche ihre Mitglieder sowohl in Dänemark als in Norwegen hatte. Dieselbe war gleichzeitig Bibel-, Traktat- und Missionsgesellschaft, entfaltete aber in letzterer Beziehung keine selbständige Wirksamkeit mit der einzigen Ausnahme, daß sie ein Werkchen in grönländischer Sprache herausgab. Nach dem Ableben der meisten auf Jütland wohnenden Mitglieder wurde der Sitz der Gesellschaft nach Schleswig verlegt; aber da an Stelle der verstorbenen sich keine neuen Mitglieder aufnehmen ließen und der Geldmangel immer fühlbarer wurde, suchte die Vereinigung hin und löste sich endlich auf; doch bestand sie noch im Jahre 1821. Ihre Arbeiten waren, was die Verbreitung von Erbauungsliteratur anlangt, nicht ohne Bedeutung gewesen; dieselbe hatte in Verbindung mit mehreren fremden Gesellschaften

<sup>1)</sup> Hauptsächlich nach Mitteilungen von Archivar Glitsch in Herrnhut und Diakon Martin in Christiansfeld.

<sup>2)</sup> Vgl. „Evang. Missionstidende“, Haderslev 1849 f.

gestanden, z. B. mit der Britischen Bibelgesellschaft (durch Dr. Henderson) und mit der Niederländischen Missionsgesellschaft.

Man unterschied damals nicht so scharf, wie es jetzt namentlich auf dem Continent geschieht, zwischen den einzelnen evangelischen Arbeitszweigen, und da das Bedürfnis in der nächsten Umgebung so groß war, so nahmen derartige Vereinigungen bisweilen die ganze Arbeit auf sich. Das Interesse an der Verbreitung der Bibel und an dem Missionswerke hatte in Dänemark zu Beginn dieses Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Förderung durch die beiden englischen Missionare Henderson und Patterson empfangen. Als der berühmte Missionar Carey nach seiner Vertreibung aus Britisch-Ostindien in dem dänischen Serampore gastfreundliche Aufnahme und Schutz gefunden hatte und den beiden obengenannten Missionaren, welche die Londoner Missionsgesellschaft 1805 nach Indien aussenden wollte, die Erlaubnis zur Missionswirksamkeit daselbst verweigert wurde, beschloßen die beiden den Versuch zu machen, ob sie nicht ebenfalls in Dänisch-Ostindien sich niederlassen könnten, und reisten deshalb nach Kopenhagen. Aber sie fanden in Skandinavien sowohl als in Rußland ein so ausgedehntes Arbeitsfeld, daß sie, besonders Henderson, geraume Zeit hier blieben und Verbindungen mit gläubigen Männern über ganz Dänemark hin anknüpften.

Infolge dieser Umstände und auf Grund der, wenn auch spärlichen Mittheilungen über den Fortgang der Mission an anderen Orten, welche zur Kenntniss der christlichen Volkskreise kamen, wurden letztere reif zur Bildung einer dänischen Missionsgesellschaft, welche von dem für alle Angelegenheiten des Reiches Gottes eifrig wirkenden Pfarrer B. F. Rönne in Lyngby — dicht bei Kopenhagen — im Jahre 1821 gegründet wurde. Obwohl deren Einnahmen eine rasche Steigerung (1. Jahr 1890 M.; 4. Jahr 7337 M.) aufwiesen, entfaltete sie doch viele Jahre hindurch keine sonderlich hervortretende Wirksamkeit. Die Ursache davon lag in verschiedenen Umständen. Man wandte sofort mit großer Liebe sein Interesse Grönland zu, in dessen nördlichen Theilen noch Heiden wohnten — was auch noch in Ostgrönland der Fall ist —, welche innerhalb des Bereiches der dänischen Niederlassungen weilten. Aber die Mission daselbst war eine Angelegenheit der Staatskirche oder wenigstens nur der Brüdergemeinde gestattet, und eine Missionsthätigkeit im Interesse Grönlands war nur insofern möglich, als man die bestehenden Arbeitsfactoren unterstützte, was denn auch die dänische Missionsgesellschaft von Anfang an that. Meldete sich jemand für den Missionsdienst, so mußte man ihn entweder der Brüdergemeinde zuweisen, wie es mit dem vorerwähnten



J. Poulsen Lund geschah, der 1831 von derselben nach Grönland gesandt wurde, oder ihn Theologie studieren und das Kandidatenexamen machen lassen, denn nur solche wurden von dem Kirchenregimente im Missionsdienste angestellt. In dieser Weise wurde Østergaard ausgebildet, der von 1833—1840 als Missionar in Grönland wirkte; aber weder er, noch Th. Sörensen, der ebendahin erst als Lehrer (1855) und nach seiner schließlichen Ausbildung als Pfarrer (1866—1871) gesandt wurde, blieb daselbst lange. Trotz alledem hat die dänische Missionsgesellschaft große Verdienste um die grönländische Mission; sie weckte und nährte das Interesse für dieselbe, ermutigte und stärkte die Pfarrer und die eingebornen Katecheten in ihrer beschwerlichen und von der Regierung nur wenig gewürdigten Arbeit theils durch Briefwechsel, theils durch Büchersendungen, durch den Bau von Kirchen und Geldunterstützungen; hierbei ging ihr eine kleine „Hilfsgesellschaft für grönländische Katecheten“ zur Hand. Immer und immer wieder — 1838 und folgende Jahre — brachte sie die Angelegenheit eines grönländischen Seminars vor die Öffentlichkeit, so daß die Regierung am Schluß des Jahres 1844 die Gründung zweier Seminare auf Grönland — welche 1875 zu einem verschmolzen wurden — anordnete. Auch hat die dänische Missionsgesellschaft daran wesentlich Anteil, daß man begann, eingeborne Grönländer zu ordinieren. Während der Kriegsjahre 1807—1814, als die Verbindung mit dem Mutterlande so unregelmäßig war und viele Missionspfarreien nicht besetzt werden konnten, hatte einer der dänischen Geistlichen einen Grönländer L. Bertelsen ordinirt; später tauchte diese Frage noch einmal auf, und 1874 wurde wieder ein Grönländer — in Kopenhagen — ordinirt, wozu später noch vier andere gekommen sind.

Übrigens sah die Regierung mit nichts weniger als günstigen Augen auf diese Beziehungen der dänischen Missionsgesellschaft zu Grönland. Im Jahre 1830 erhielt einer der Geistlichen auf sein Befragen vom Kirchenregiment die Weisung, keinen Verkehr mit der dänischen Missionsgesellschaft zu unterhalten, und immer wieder wurde es den Missionspfarrern in Grönland eingeschärft, daß sie in Berufsangelegenheiten mit niemand sonst als mit ihren Vorgesetzten einen Briefwechsel zu führen hätten; ja Østergaard erhielt diese Weisung noch im Jahre 1836. Erst 1848 wurde dies Verbot aufgehoben.

Auch den andern dänischen Kolonien hatte die dänische Missionsgesellschaft ihre Aufmerksamkeit zugewandt. In Westindien suchte man die Mission durch Herausgabe von Erbauungsschriften im Kreolendialekt (1822 und später) zu unterstützen. Für Ostindien suchte man 1834 die Er-

laubnis nach, gemeinsam mit der Berliner Missionsgesellschaft in Serampore eine Mission begründen zu dürfen, aber ohne Erfolg; denn „es wäre nicht rätlich, neben der blühenden Baptistenmission noch eine andere einzurichten.“ Auch die Verbindungen, welche die Gesellschaft mit dem dänischen Geistlichen in Trankebar anknüpfte, führten zu keinem Resultat.

Dagegen sollte die Bemühung der dänischen Missionsgesellschaft im Interesse von Guinea dauernde Frucht zeitigen. Die Gesellschaft hatte diejenigen jungen Männer, welche sich behufs Ausbildung zum Missionsdienste an sie gewandt hatten, nach Basel gesandt, wo es aber nur zwei, P. Jäger und A. Riis, zur völligen Ausbildung brachten; von den übrigen starb einer und die andern mußten aus Gesundheitsrücksichten den Versuch aufgeben. Im Jahre 1826 erhielt die dänische Missionsgesellschaft die Erlaubnis, einen Missionar nach Dänisch-Guinea zu entsenden, und da ihre Verhandlungen mit der Baseler Missionsgesellschaft, daß letztere dort eine Mission beginnen möchte, von Erfolg gekrönt waren, wurde von seiten der Regierung die Übertragung der Erlaubnis zur Guineamission an die Baseler Gesellschaft genehmigt und 1827 zogen die ersten Baseler Sendboten nach Dänisch-Guinea über Kopenhagen hinaus, wo sie von dem Bischof ordiniert wurden. Im Jahre 1831 folgten Jäger († 1832) und A. Riis (1831—1845; † 1853) und 1843 H. Riis (bis 1846). Veranlaßt durch den lebhaften Briefwechsel mit Riis machte die dänische Missionsgesellschaft der Schwestergesellschaft in Basel 1835 den Vorschlag, die Mission in Guinea, wo Riis mehrere Jahre hindurch der einzige Arbeiter war (1832—1836), selbst zu übernehmen, aber es wurde nichts daraus; offenbar wünschte weder die Baseler Gesellschaft, noch Riis einen derartigen Wechsel, letzterer um so weniger, seitdem die dänische Missionsgesellschaft ihm gegenüber ihre Anschauungen über die Mission in einem ausführlichen Schreiben entwickelt hatte. Denn es fingen eigentümliche Anschauungen an, in den Vorstandskreisen der dänischen Missionsgesellschaft sich geltend zu machen; man verlor sich ins Theoretisiren darüber, inwieweit es richtig sei, Männer in „Apostelfabriken“ auszubilden; ob man nicht lieber warten solle, bis sich Männer zum Missionsdienste meldeten, die dazu bereits völlig ausgerüstet wären. Und als sich endlich ein solcher in der Person des Pfarrer Haß meldete, unterstützte man ihn und seinen Gefährten Rold mit großer Bereitwilligkeit; aber das Missionsunternehmen der Genannten in Smyrna (1841—1847) mißglückte. Der schwedische Pfarrer Glasell, welcher 1848 durch Vermittlung der dänischen Missionsgesellschaft von Leipzig aus nach Indien ausgesandt wurde, trat gegen Ende des Jahres 1850 aus dem Dienste der letzteren Gesellschaft und

kehrte bald danach nach Schweden zurück, nachdem er im letzten Jahre von der dänischen Missionsgesellschaft unterstützt worden war. Als man sich endlich durch die Missionsfreunde, welche über die Unthätigkeit der Gesellschaft sich beklagten, dazu überreden ließ, einen Missionszögling theils in der Heimat, theils in Basel auszubilden, mißglückte dieser Versuch vollständig; nachdem der Betreffende die dänische Missionsgesellschaft zum Narren gehalten hatte, gründete er 1855 in Kopenhagen eine Freigemeinde. Da war es kein Wunder, daß der Missionseifer schwand und die Gaben sich verringerten (1854 4035 M.); viele (Grundtvigianer) erklärten, daß noch gar nicht die Missionszeit gekommen wäre. Das Kirchenregiment sah noch immer mit Geringschätzung auf die dänische Missionsgesellschaft herab, und als Trankebar 1845 verkauft wurde, übertrug die dänische Regierung 1847 das dortige gesamte unbewegliche Missionseigenthum u. s. w. an die Leipziger Missionsgesellschaft, ohne die dänische einer Beachtung zu würdigen.

Dieser Zustand zog sich bis 1860 hin, in welchem Jahre man den Anfang mit großen jährlich wiederkehrenden Missionsversammlungen machte. Die ersten Jahre, wo dergleichen Zusammenkünfte etwas Selteneres als heutigestags waren, fanden sie große Teilnahme. Nun endlich errichtete man im Jahre 1862 eine Missionschule und 1863 nahm die dänische Missionsgesellschaft den aus der Leipziger ausgetretenen deutschen Missionar Ohs († 1873) in Pattambankam (Südbindien) in ihre Dienste; 1865 wurde zu seiner Unterstützung Andersen (bis 1879) und Thomsen (1869 entlassen), später Hjorth (1861—1867; 1876—1879) und Pedersen (1873—1874) hinausgesandt. Inzwischen war wieder eine Spaltung eingetreten. Die Zöglinge erklärten sich unzufrieden mit der Missionschule, worauf sie entlassen und die Schule 1870 aufgelöst wurde. Die späteren Missionszöglinge haben privatim ihre Ausbildung erhalten, seit 1887 in einem Pfarrhause. Im Jahre 1874 ging der spätergenannte H. Jensen in den Dienst der dänischen Missionsgesellschaft über; 1877 wurde Ihle, 1879 Schlesch, 1881 Roefod, 1887 M. Andersen und Berg, 1888 Pfarrer Hansen und die Diaconisse Sara Johansen ausgesandt. Ein Hindu, S. Lazarus, welcher im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft gestanden hatte, trat 1881 in den der dänischen Gesellschaft und empfing die Ordination. Außer in Pattambankam (Bethania) sind Stationen angelegt in Trikalur (Siloam) — 1869 —, Madras (wohin die 1877 in Ranipet und Balasapet begonnene Arbeit 1878 verlegt wurde) und Affanpur auf den Shervaroy-Bergen (1882). In den letzten Jahren hat die dänische Missionsgesellschaft nicht geringe Fortschritte gemacht. Ausgangs 1888



waren 8 Missionare — darunter ein eingeborner —, 2 eingeborne Geistliche und eine Diakonissin thätig. Ende 1887 betrug die Anzahl der Christen 546 — darunter 130 zum Abendmahl berechnigte —, die der Schulen 10, der Schulkinder 110, und die Einnahme der Missionsgesellschaft belief sich im Jahre 1888 auf 72570 M.<sup>1)</sup>

Die dänische Missionsgesellschaft steht auf dem Grunde der evangelisch-lutherischen Staatskirche und ihre Arbeit hat die Bekehrung der Heiden und die Vereinigung der Bekehrten zu selbstständigen Gemeinden zum Zweck. Der Vorstand wird auf unbestimmte Zeit von der Generalversammlung gewählt. Letztere setzt sich aus Vertretern der Zweigvereine, deren Organisation völlig freigelassen ist, zusammen; ihr legt der Vorstand diejenigen Missions-Angelegenheiten vor, über die er von denselben eine Entscheidung herbeigeführt zu sehen wünscht, und macht ihr entsprechende Mittheilungen über die Wirksamkeit der Gesellschaft.

Im Jahre 1850 besuchte Missionar Gützlaff Kopenhagen und es bildete sich der „Dänisch-evangelische Missionsverein für China“. Derselbe entfaltete keine sonderliche Wirksamkeit und schloß sich 1861 an die dänische Missionsgesellschaft an. Seine Einnahme übersandte er dem „Hauptverein für China“ in Berlin.<sup>2)</sup>

1859 wurde von Pfarrer Knudsen, der 1836—1843 das Pfarramt in Trankebar bekleidet hatte, der „Missionsverein für das nordwestliche Seeland“ begründet, welcher einige Jahre hindurch seine Einnahmen der Leipziger Missionsgesellschaft übersandte, aber seitdem mit der dänischen Missionsgesellschaft verschmolz.

Zwei von den 1870 aus der dänischen Missionschule ausgetretenen Zöglingen, Löventhal und H. Jensen, zogen 1871 nach Indien hinaus, wo sie 1872 eine Station in Bellur anlegten. Jensen trat 1874 in die Dienste der dänischen Missionsgesellschaft über. Es waren Grundtvigianische Ideen, daß ein Volk erst seinem Volkstume nach geläutert und danach christlich erneuert werden müsse, welche hier verwirklicht werden sollten. Aber hinterdrein ist der Missionar dahin gelangt, das Unhaltbare in dieser Theorie einzusehen; wenigstens arbeitet er ungefähr in derselben Weise, wie die andern Missionare. Diese Mission zählt 20 Christen und 3 eingeborne Gehilfen. Um diese Arbeit zu unterstützen bildete

<sup>1)</sup> Literatur: „Dansk M. S. Aarsberetninger“ (erscheinen nur unregelmäßig). „Dansk Religionsblad,“ Kopenhagen 1825—1831. „Nyt dansk Religionsblad,“ Kopenhagen 1832—1833. „Dansk Missionsblad,“ Kopenhagen 1834 f.

<sup>2)</sup> Vergleiche: „Medd. ang. Evang. Udbr. i China.“ Kopenhagen 1851—1857.



sich 1870 ein Ausschuß, welcher 1888 eine Einnahme von 8981 M. hatte.<sup>1)</sup>

Bereits etwas früher war eine andere Missionsgesellschaft, die „griechisch-dänische Missionsgesellschaft“ (1863) entstanden. Deren Gründer, Propst Bloche, hatte die Absicht, ein freundschaftliches Einvernehmen mit der griechisch-katholischen Kirche herbeizuführen und gemeinsam mit derselben unter den Mohammedanern zu arbeiten. Da die dänische Missionsgesellschaft sich nicht darauf einließ, ihn auszusenden, gründete er obengenannte Gesellschaft und begab sich 1867 nach Athen, um D. Laage in die Arbeit einzuführen; 1868 kehrte derselbe zurück und damit hörte das Ganze auf. Es waren dänische und norwegische Grundtvigianer, die ihn unterstützten.<sup>2)</sup>

Im November 1865 hatten der Däne Børresen und der Norweger Skrefsrud, welche nach ihrer im Jahre 1864 resp. 1863 durch die Gossnersche Missionsgesellschaft erfolgten Aussendung von deren Ausschuß in Indien im Januar 1866 entlassen werden sollten — weil beide infolge eines von der Berliner Direktion gegebenen Versprechens zusammen bleiben wollten —, sich an die dänische Missionsgesellschaft mit dem Ansuchen gewandt, in deren Dienste aufgenommen zu werden; aber man ging nicht darauf ein. Wiederum schrieben sie im Mai 1866 nicht „weil sie Geld benötigten, sondern weil sie gern einen Anschluß wünschten,“ aber auch diesmal machte die Angelegenheit keine Fortschritte. Als sie die Antwort auf ihre erneute Anfrage erhielten, waren sie inzwischen mit dem englischen Baptistenmissionar Johnson in Sewry in Berührung gekommen, welcher 1865 von dort aus eine kleine Mission unter den Santal angefangen hatte und begannen 1867 ebenfalls unter diesem Volke zu missionieren.

Sie gründeten alsbald eine „indische innere Missionsgesellschaft für die Santal“ („Indian Home Mission Society to the Santhals“) 1867<sup>3)</sup> und dies ist die eigentliche Muttergesellschaft. Sie erhielten Unterstützungen von der Baptistischen Missionsgesellschaft, hatten aber gegenüber derselben eine völlig freie Stellung; und diese Beihilfe, welche sich immer auf der gleichen Höhe hielt, deckte späterhin nur einen geringen Teil der jährlichen Ausgaben. 1869 verließ Johnson die Santalmision (1870 kehrte er wieder zurück); aber er sowohl, als der Schwede Cornelius, welcher dort 1869—1872 thätig war, blieb beständig in herzlichem Einvernehmen mit beiden. Der Deutsche Hägert, welcher sich 1873 ihnen anschloß, wurde 1875 verabschiedet. Andere

1) Literatur: „Budstikke,“ 1870 f. „Hoeiskoleblad,“ 1884 f. „Breve fra Miss. Loeventhal og Jensen,“ Kopenhagen 1872. „Tvangfri Hefter om Loeventhals Mission,“ Kopenhagen 1887 f.

2) Literatur: „Kirkebud,“ Odense 1867—1868.

3) Daß der erste Jahresbericht (auf 1868—1869. Benares 1869) der 3. heißt, beruht auf einem Versehen des Baptistenmissionars Evans, welcher den Druck übernahm.

Mitarbeiter waren die Engländer Simmonds (1870—1872) und Muston (1878), die Norweger Sundberg — aus Amerika — (1877—1878), Bunkholdt (1874), Berg (1884), Pahle (1884—1885), der Schwede E. Heumann (1886) nebst den Dänen M. Jensen (1877—1881), Arendrup (1881 bis 1882; † 1882) und Graf E. Moltke (1881—1885); die beiden Letzten waren Laiengehilfen (Compounders). Inzwischen waren Stationen angelegt in Ebenezer (1867), Dudhiani (1870—1871), Affanboni (1878—1884), Mudoja (1878—1883), Nya-Dumka (1879), Moholpahari (1880), Bahala (1880—1883), Bafetkundi oder Chaoritola (1881), Chondorpura (1882), Tarni (1882), Paharpur (1882—1883), Simoldohi (1883), Kanga (1883), Haripur (1883), Sapadoja (1883), Karikador (1884), Tilabani (1884) und Kalokada oder Chanpur (1885). Da dem Santalgebiete Übervölkerung drohte, erhielt die Mission 1880 von der Regierung eine Landstrecke in Assam abgetreten, wohin ein Teil der christlichen Bevölkerung auswanderte. Ein eingeborner Geistlicher pastoriert die Gemeinde (Thakurpura 1881), während die weltlichen Angelegenheiten von einem eingebornen „Compounder“ besorgt wurden, welcher Posten von Anfang 1889 ab von dem Norweger Bahr übernommen werden sollte. Von hier aus hat das Christentum angefangen, sich zu dem benachbarten Mechvolke auszubreiten, zu welchem 2 Santal als Missionare entsandt worden sind; dieselben werden durch eine kleine, von Santal begründete Missionsgesellschaft unterstützt. Ein Mech ist bereits getauft und auch unter die Stämme der Rajbongsi und Garo dringt von dort aus das Evangelium.

Erst 1876—1877 trat Dänemark in nähere Verbindung mit dieser Mission. Sowohl Børresen als Skrefsrud hatten kurze Besuche in der Heimat gemacht; aber 1876 kam Børresen zurück, um hier Unterstützung zu finden, so daß er seine Kollektentreisen in Indien aufgeben konnte; er rief große Begeisterung für seine Mission wach. Die dänische Missionsgesellschaft entschloß sich 1877, diese Mission zu unterstützen (mit Geld bis 1884) und zugleich wurde 1876 ein eigener Ausschuß begründet (1877 teilweise Umbildung), um Geldmittel zur Unterstützung dieser Mission zu sammeln, wozu später noch einige kleinere Komitees gekommen sind. Im Jahre 1887—1888 betrug die Gesamteinnahme der Santalmision 59802 Rupien, worunter 24980 M. aus Dänemark waren. Dieselbe zählte 4 Missionare, 4 eingeborne Pfarrer, 2 europäische Lehrer, 1 unverheiratete Europäerin (Børresens Tochter, nun mit Heumann verheiratet), 17 eingeborne Diakonissen, 67 umherreisende Älteste, 10 Katechisten, 15 umherreisende Lehrer, 1 eingeborner Arzt, 226 Schulkinder, 4840 Christen (März 1888).<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Literatur: „Reports,“ 1869 f. „Hertel, Den nordiske Santalmision,“ Kopenhagen 1884. „Dahkvala,“ Kopenhagen 1880 f. „Almindelig Kirketidende,“ Kopenhagen 1787 f.

Noch eine Missionsgesellschaft findet sich in Dänemark. Begeistert durch die Lektüre über die Karenenmission zog H. Poulsen im Jahre 1884 mit H. J. Jensen hinaus, um eine Mission unter diesem Volke zu begründen; doch sollte das Volk der Rotkarenen ihr Arbeitsgebiet werden, und nachdem sie sich 1885 kürzere Zeit in Naddu an der Grenze des Rotkarenenlandes aufgehalten hatten, legten sie 1886 eine Station in Bobia an. Hier starb Poulsen 1886; Jensens Schwester, die 1886 hinausreiste, starb 1887 und Jensen 1888. Knudsen, welcher 1886 hinausgegangen war, hatte kurz zuvor infolge von Krankheit sich nach Loungo begeben, wo sich auch die 1888 dort angelangte unverheiratete Andrea Gehlert noch aufhielt. Ende 1888 reiste R. Madsen als Missionsgehilfe hinaus. Hier arbeiten also 1 männlicher und 1 weiblicher Missionar, sowie 1 Gehilfe. Sie werden von dem „Auschuß für die Karenenmission“ unterstützt, der übrigens nur eine beratende Stellung einnimmt. Die Einnahme des Jahres 1888 betrug ungefähr 5000 M.<sup>1)</sup>

Außer jenen Missionaren sind noch eine Anzahl andere im Dienste fremder Missionsgesellschaften hinausgezogen. Wir nannten Jäger, A. Riis und H. Riis außer denen, welche im Dienste der Brüdergemeinde arbeiten. Bereits früher waren — 1818 — Haubro († 1827) und Rosen (1838 zurückgekehrt) und 1827 Wissing (bis 1831) nach Indien von der „Gesellschaft zur Förderung christlicher Erkenntnis“ („Society for Promoting Christian Knowledge“) ausgesandt worden. 1831 ging Nicolaisen nach Berlin, worauf er sich nach seiner Ausbildung im Dienste der Londoner Juden-Missionsgesellschaft nach Palästina begab († 1856). 1840 zog N. C. Haastrup im Dienste der anglikanischen kirchlichen Missionsgesellschaft nach Sierra Leone († 1849); 1840 ging N. Petersen als Kolonist im Dienste der rheinischen Missionsgesellschaft nach Südafrika (bis 1851; † 1854); 1845 ließ sich Grønning von der norddeutschen Missionsgesellschaft nach Indien aussenden; 1851 trat er in den Dienst der amerikanischen lutherischen Generalsynode über; 1865 verließ er Indien.<sup>2)</sup> Im Jahre 1848 wurde A. Honoré von der norddeutschen Missionsgesellschaft nach Neuseeland ausgesandt, wo er noch als presbyterianischer Geistlicher thätig ist. 1861 gingen J. Hansen und E. Jensen im Auftrage der Hermannsburger Mission nach Südafrika. 1870 wurden im Dienst des amerikanischen lutherischen Generalkonzils Becker († 1870), H. C. Schmidt<sup>3)</sup> und J. C. Poulsen (bis 1888) nach Indien entsandt. Im Dienste der „Livingstone Inland Mission Society“ gingen 1878 Johnsen (bis 1881), E. Petersen (1878—1880; † 1880) und 1881 Frederiksen nach dem Kongo; der letztgenannte trat 1884 in den Dienst des amerikanischen

<sup>1)</sup> Literatur: „Nutzhorn, Hvorledes H. Poulsen blev Roedkarenernes Missionær,“ Kolding 1887. „Hoeiskoleblad,“ Kolding 1884 f.

<sup>2)</sup> Siehe „Grønning, Om Missionen i Ostindien,“ Kopenhagen 1860 (darin Lebensbeschreibung des Verf.)

<sup>3)</sup> Dessen Briefe in der „Almindelig Kirketidende.“

baptistischen Missionsbundes ein, als dieser die Kongomission übernahm.<sup>1)</sup> 1881 begann Jeremiasen eine unabhängige Mission auf Hainan; er ist seitdem (1887) in den Dienst der amerikanischen presbyterianischen Kirche eingetreten<sup>2)</sup>. 1888 wurde A. Henriksen, der nach seiner Auswanderung nach Argentinien eine Reihe von Jahren dort und in den benachbarten Staaten im Dienste der britischen Bibelgesellschaft gearbeitet hatte, von der südamerikanischen Missionsgesellschaft mit der Gründung einer Mission unter den Indianern im Gran Chaco betraut.<sup>3)</sup> Die dänischen Methodisten haben 1887 in die Missionskasse der amerikanischen bischöflichen Methodisten 2907 M. beigetragen, und im selben Jahre flossen dem „Frauenverein in Stockholm für China“ aus Dänemark 1023 M. zu.

So sind denn zur Zeit auf dem Missionsgebiete 14 Dänen — darunter 3 in fremden Diensten — und 3 unverheiratete Däninnen (Börresens Tochter jedoch in Indien geboren) thätig. Die Gesamteinnahme für die Heidenmission bezifferte sich 1888 in Dänemark auf 117534 M. (ungefähr 18 Pf. pro persona).

## Was hat die gegenwärtige Mission für die Geographie geleistet?

Von P. E. Wallroth.

(Fortsetzung.)

### 2. Südafrika vom Sambesi bis zum Kunene.

Missionare und passionierte Jäger sind in Südafrika die hauptsächlichsten Pioniere der geographischen Erforschung gewesen.

P. g. M. 67, 106. Vgl. 76, 6.

Des Katholiken<sup>4)</sup> Spillmanns Buch: Vom Kap zum Sambesi (Freiburg 1882), eine Zusammenfassung der Tagebücher des Jesuitenmissionars Terörde und anderer katholischer Sendboten, ist voll geographischer und ethnologischer Schilderungen.<sup>5)</sup> Andere Jesuiten wie

<sup>1)</sup> Siehe „Regions beyond“, London 1878, 1879, 1880, 1884. Möglicherweise sind es doch keine Dänen, sondern Norweger oder Schweden.

<sup>2)</sup> Dessen Briefe in Almindelig Kirketidende.

<sup>3)</sup> Dessen Briefe in Almindelig Kirketidende und South American Miss. Mag.

<sup>4)</sup> 1609 gab des Dominikaners Juan dos Santos „Östliches Äthiopien“ durch die 1587—1598 ausgeführten Reisen ein Bild vom portugiesischen Mozambique und Sofala. P. g. M. 72, 124.

<sup>5)</sup> Leider auch voll böshafter Seitenhiebe auf evangelische Missionare; anschaulich schildert Terörde die Viktoriasälle des Sambesi; P. g. M. 82, 177. 399. N. M. z. 1883, 188—191. 86, 553. Kathol. Miss. 80, 16 f. 36 f. 104 f. 81, 201 f. (Viktoriasälle) 83, 69 f. mit Karte. Warneds Beleuchtung 1884, S. 147.



Engels, Terördes Wegen folgend, R. P. Courtois, J. B. Dejour geben Nachrichten über den Sambesi und der Jesuitenkonvertit Aug. Henry Law nebst Pater Wehl führen uns ins Matebele- und Umzilas Gasa-Reich.<sup>1)</sup>

Viel großartiger sind die geographischen Leistungen der evangelischen Missionare Südafrikas. Der amerikanische Glaubensbote E. H. Richards machte im Oktober 1884 von Inhambane an der Ostküste nach dem Kuifi, linken Nebenfluß des Limpopo, eine Reise und durchquerte dabei eine Gegend, „die auf unsern Karten gegenwärtig noch eine weiße Stelle ist,“ durchs Land der Amakwakwa, Amatonga und Amagwaza.<sup>2)</sup> In Transvaal, Drangefreistaat, Natal und Kafferland haben die Berliner vielerlei zur Geographiefunde gesammelt: Baumbach und Behr führten im März 1872 die Untersuchungsreise zum Häuptling Sebese (Tschewaffe) im Bawenda-Land aus; über Religion und einige Sitten dieses Volkes berichtete Missionar Beuster, über allerlei Anschauungen der Basutho (Sotho) Baumbach, Rühl und Winter;<sup>3)</sup> über diese „Sotho-Neger“ eingehend und ethnographisch sehr gründlich Endemann, über die Ahnenfeier der Botlokoa Knothe.<sup>4)</sup> — Am bedeutendsten sind die Arbeiten Alexander Merensky's, welcher als junger Missionar im Dezember 1859 von Emmaus in Natal nach Utrecht ging und dort wichtige Erkundigungen über die Swazi einzog, dann 1860 mit Grünner zu diesem Volke selbst zog, das Makondschwa-Gebirge im Swazilande entdeckte, zuerst bestieg und bekannt machte, daß der Comatefluß auf dem Hochlande entspringe. Auch die Namen der Zuflüsse des Pongola, der Formation des Landes vom Baal bis Lydenburg sind von ihnen beiden zuerst festgestellt, sowie 1862 die Zuflüsse des Olifantflusses von Merensky und Nachtigal. Ersterer veröffentlichte als Ergebnis dieser Reisen 1868 die erste Karte Transvaals mit dem Postmeister Zeppe zusammen, indem er die nördliche und östliche Hälfte des Landes ganz selbständig nach gelegentlich gemachten Aufnahmen gezeichnet hatte. Im Jahre 1875 gab er allein eine Karte dieses Freistaats heraus, 1884 die große vierblättrige Originalkarte Südafrikas, der 1887 die zweite, 1888

<sup>1)</sup> Kathol. Miss. 83, 107 f. 127 f. 85, 217 f. 241 f. P. g. M. 82, 199. 399. (Desadeleer) 399. 108. 277. Law lieferte Positionsbestimmungen im Matebele-Reich.

<sup>2)</sup> Ausland 1885, 697 f. 398. P. g. M. 85, 228. 398. 86, 192. Sant Rita Montanhas Reise von Inhambane nach Zoutpansberg vgl. 67, 281. 88, 183.

<sup>3)</sup> Berl. Miss.-Ber. 1873, 132—137. 74, 123—136. 79, 441 f. 444 f. 77, 433 f. 451. 453. 81, 348. 78, 397.

<sup>4)</sup> Berl. Miss.-Ber. 1864, 108. A. M.-Z. 1876, 35—48. 77—94. Berl. Miss.-Ber. 85, 378. Zenaer g. M. IV, 116.

die dritte Auflage folgte. Als „einer der besten Kenner der Transvaal-Republik“ hat Merensky mit Benutzung von sonst schwer zugänglichem Stoff und nach Privatmitteilungen besonders für den südafrikanischen Freistaat viele neue Namen auf jener Karte mit genauester Sorgfalt in der Rechtschreibung geboten. Seine „Beiträge zur Kenntnis Südafrikas“ 1875, voll geographischer und ethnologischer neuer Gesichtspunkte, „Über afrikanische Völkerwanderung des 16. Jahrhunderts“ zeigen den durch langjährigen Aufenthalt erfahrenen afrikakundigen Mann; auch Merensky ist Ehrenmitglied der geographischen Gesellschaft zu Jena.<sup>1)</sup>

Über das Kaffernland, das spätere Britisch Kaffraria, gab Döhne Mitteilungen und 1884 ein Buch heraus: „Das Kaffernland und seine Bewohner“; dies jetzt vergriffene aber noch brauchbare Schriftchen enthält zuverlässige Schilderungen von Land und Leuten und ist besonders in ethnographischer Hinsicht wertvoll. Auch Bosselt schilderte dies Volk, ebenso Wuras die Koranna.<sup>2)</sup> Der Geschichtsschreiber und Direktor der Berliner Missionsgesellschaft, Dr. Wangemann, hat auf seinen zwei großen Besichtigungsreisen durch Südafrika und durch Mitteilungen seiner Missionare reiche Beiträge zur Kenntnis dieser Länder gegeben. „Ein Reisejahr in Südafrika“ (Berlin 1868), „Südafrika und seine Bewohner“ (Berlin 1881. Vier Hefte mit Karte) geben klaren Einblick auch in die geographischen und ethnographischen Verhältnisse. Der erste Band seiner Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft in Südafrika (Berlin 1872), voll von Missionar- und eigenen Mitgaben über Land und Leute, noch mehr „Ein zweites Reisejahr in Südafrika“ (Berlin 1886) frisch und anschaulich abgefaßt, sind reiche Beiträge zur Kunde Südafrikas. Auch hat Wangemanns reiche geographisch-ethnologische Bildersammlung über das östliche Südafrika in Rakels Völkerkunde anerkannte Verwendung gefunden

<sup>1)</sup> Berl. Miss.-Ber. 1860, 51—64. 267. 269—281. 61, 26 f. 128—172. 361 bis 369. 62, 326—342. 353—358. 63, 2—15. 75, 203. P. g. M. 60, 404 f. 61, 326. Ergänzungsheft 24 (1868). 67, 106. 220. 68, 147. 72, 121. (Zimbabwe-Ruinen und R. Mauch) 422. Zoutpansberg und Nazareth 76, 117. 79, 119. 81, 191. „ein vorzüglicher Kenner“ 83, 398. 84, 153. 87, 160. 157. Litt.-Ber. 66, Nr. 291. — Ausland 1884, 280. Jenaer g. M. III, 17 f. A. M.-Z. 1887, 285. 75, 426 f. 86, 480. 525. Evang.-luth. Missionsbl. 75, 269 f. 76, 101 f. bringt Auszüge aus: Beiträge zur Kenntnis Südafrikas. Baseler Miss.-Mag. 75, 300 f. 87, 224. Rakel a. a. O. I, 303. 118. 172. 187. 286 (30). A. M.-Z. 1877, 13. Vgl. Merensky's Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südwest-Afrika. 1889. Zur Frage der Regenerziehung P. g. M. 88, 318.

<sup>2)</sup> Berl. Miss.-Ber. 1837, 60—71. Biehe, Religion der Zulusaffern 64, 269 bis 275. 46, 109 f. 47, 125. 51, 176 f. 48, 33—46. P. g. M. 58, 301.

und mit Staunen sieht der Besucher des Berliner Missionsmuseums den Reichtum der dort ausgestellten Gegenstände.<sup>1)</sup>

Im Betschuanen- und Bassuto-Lande sammelten und veröffentlichten E. Casalis und andere französische evangelische Missionare über Land und Leute mancherlei Neues. Casalis' „Les Bassoutos au vingt-trois années de séjour et d'observations au sud de l'Afrique“ (Paris 1860) mit allerdings flüchtig gezeichneter Karte aber reichem Inhalt erscheint auch Geographen von Fach zutrauenswerth.<sup>2)</sup> T. Arbousset sah als erster Europäer die Quellen des Orangeflusses, erreichte Kaledon, Tugela, Umzimfulu und den Mount of Sources und hat den Betschuana-Stamm der Peli erst einigermaßen bekannt gemacht.<sup>3)</sup> Eine ausführliche Karte des Bassutolandes zeichnete der französische Sendbote H. W. Dyke; über Gestalt, Erzeugnisse und Bewohner desselben berichteten in nüchtern anschaulicher Weise E. F. M. Maeder und Christ. Schrumph. E. Jacottet führte eine kleine aber geographisch interessante Durchquerung der Drakenberge 1884 von Bassutoland nach Ost-Briqua-Land aus.<sup>4)</sup> In neuester Zeit hat der bekannte François Coillard in verschiedenen Abhandlungen eine Reise nach dem oberen Sambesi beschrieben und den Weg nach Liabui, der Hauptstadt des Barotsse-Mambunda-Reiches, durch viele Photographien ungemein erläutert.<sup>5)</sup> Aus Nord-Transvaal, den Spelunken, schickte Paul Berthoud fesselnde Briefe und sein Bruder

<sup>1)</sup> A. M.-Z. 1875, 420. 81, 525. 86, 141. Jenaer g. M. I, 106. Ev. Miss.-Mag. 1886, 175. P. g. M. Ergänzungsheft 24 (1868) 15—24 bietet einen Auszug des Reisejahrs und kennzeichnet den Wert des Buches. P. g. M. 68, 147. 390. 82, 154. 86, 151. 67, 106. 81, 440. 82, 154. Berl. Miss.-Ber. 1866, 311 f. 344 f. 67, 4 f. 84 f. 293 f. Raquel I, 45. 85. 90. 134 f. 150. 158. 161. 167. 242 f. 247. 255. 268. 273. 275 f. 283 f. 297. 301. 411. Aus dem Berliner Missionsmuseum: Raquel I (42), 34. 65. 146. 251. 249. 253. Tafel zu 246. 185. 212. 245 über Sulu und Raffern (Missionssuperintendent Kropff beschrieb den Raffernkrieg A. M.-Z. 1879, 27—36).

<sup>2)</sup> P. g. M. 67, 106. Ev. Miss.-Mag. 1860, 187. 84, 198 f. Raquel I, 294. 187. 59. 160. 165. 206. 289. 411. Th. Jouffe P. g. M. 88, 286. 349.

<sup>3)</sup> Hollands Weg 1831 auf Taf. 2 in P. g. M. 1868. T. Arbousset et A. Daumas: Relation d'un voyage d'exploration au nord-est de la colonie du Cap de Bonne Espérance. Paris 1842. Englisch: Cape Town 1846. A. M.-Z. 1876, 241. 81, 58. Berl. Miss.-Ber. 1861, 298. Raquel I, 73. 202. 291. 294. 305. 413.

<sup>4)</sup> P. g. M. 67, 105. 57, 222. 224. Südafrik. Kap- und Atlant. Reisebilder mit Anhang: Die Bassuto, wie sie sind. Straßburg 1861. Ev. Miss.-Mag. 1861, 463. Ostind. Missionsnachr. Halle XIV, 42 f. P. g. M. 85, 102.

<sup>5)</sup> P. g. M. 81, 240. 85, 199. 86, 283. 87, 218. A. M.-Z. 1882, 229. 86, 545 f. Frédour P. g. M. 58, 175. 218.

H. Verthoud, ebenfalls der Waadtland-Mission angehörig, eine wichtige Karte des östlichen Transvaal und der Grenzgebiete.<sup>1)</sup>

Die Geographie des Kaplandes hatten schon zu Anfang dieses Jahrhunderts Burschell und der Missionsvisitator J. Campbell bereichert; des letzteren 1812 ausgeführte Reisen am Orangethal bis zu den Nama hin, mit Missionar Read ins Land des Baharutsi, dann mit Moffat zu den westlich wohnenden Batlaru bis nach Rehaisers Stadt erregten in Europa viel Aufsehen.<sup>2)</sup> Der später auf Feuerlands Felsklippen verhungerte Kapitän Allen Gardiner, welcher schon 1835 als Missionar im Zululand sich niederließ und König Dingan besuchte, ist durch mancherlei treffliche Bemerkungen seines Buches: *Narration of a journey to the Zooly country* mit wertvoller Karte bekannt.<sup>3)</sup> — Des Londoner Missions-Superintendenten Dr. Phillips „*Researches in South Africa*“ und St. W. Kays *Travels and Researches in Caffraria* (1883);<sup>4)</sup> der Herrnhuter Reisen z. B. Hallbecks ins Land der Tambukki und Kaffern 1827, Hartmanns und Baurss beschwerliche Rundschafterreise nach Zibis, des Hlubi-Häuptlings Land, des Herrnhuters H. Meyers geographische und ethnologische Bemerkungen über Kaffer- und Namansland müssen ebenfalls hier erwähnt werden.<sup>5)</sup> Nach Professor Nagels Urtheil ist der Amerikanische Board-Missionar Lewis Grout einer der gelehrtesten und zuverlässigsten Sendboten, welche in die südafrikanische Zauberei, diese Hexenküche des Aberglaubens, tief hineinsahen.<sup>6)</sup> Der Missionsinspektor

<sup>1)</sup> P. g. M. 81, 114. 83, 199. 86, 192. 87, 160. 88, 63.

<sup>2)</sup> P. g. M. 67, 107. Campbells Travells in South-Africa. London 1815; mit Karte, Weimar 1823. — J. A. Brans Ethnographisches Archiv. Jena 1822. XIX, 1—150. Harnisch: Land- und Seereisen. Leipzig 1829. XII, 1—26. Ev. Miss.-Mag. 1817, 465 f. nebst Karte 1823, 7 f. 117—139.

<sup>3)</sup> A. M.-Z. 1879, 75. P. g. M. 67, 107. 58, 207.

<sup>4)</sup> Berl. Jahresbericht 1830, 27. Ev. Miss.-Mag. 23, 104—116. 38, 509 bis 643. Nagel I, 261. 266.

<sup>5)</sup> Berl. Jahresbericht 1830, 14. 71. Miss.-Bl. a. d. Brüdergemeinde 1869, 167 f. 104—116. 70, 137—153. 159 f. 183 f. P. g. M. 70, 425. Baur über die Abatwa im Drakenberge. A. M.-Z. 1874, 220—224. Schon 1737 Georg Schmidt und 1815 Chr. J. Patrobo, der Londoner Geschäftsführer der Brüdergemeinde und ihr Visitator in Südafrika, welcher das ausführliche *Journal of a Visit to South-Africa* (London 1818; Ausgabe 2 mit einer Karte 1821, deutsch von Friedrich Hesse. Halle und Berlin 1820) herausgab. — Dr. Th. van der Kemp's *Account of Kaffraria and the Kafirs* 1806 ist neu veröffentlicht. P. g. M. 82, 399. Über des Geistlichen in Natal: Joseph Shooter: *The Kafirs of Natal and the Zulu Country* (London 1857) vgl. P. g. M. 58, 301 f.

<sup>6)</sup> Nagel I, 183. Grouts Zululand-Philadelphia 1864. Ely Vol. 200 f. 491.



Harde land, auch manche Nummer des Hermannsburger Missionsblattes brachten allerlei geographische Nachrichten über die Betschuanen und das Sululand, ebenso, ja noch mehr die Norske Missions Tidende zu Stavanger.<sup>1)</sup> Wie eine Hünengestalt überragt alle Missionare in Hinsicht auf geographische Forschung David Livingstone, nicht nur der liebevoll gerechteste aller Beurtheiler der Naturvölker, sondern auch immer der ehrliche Bekenner und Dulder Jesu, mit dem Worte: „Das Ende der geographischen That ist nur der Anfang des Missionswerkes.“ Nicht soll hier auch nur in Grundzügen ein Überblick aller geographischen Leistungen dieses Helden gegeben werden; seine Reisen quer durch Afrika, die Forschungen im Herzen des dunklen Erdtheils, die Entdeckung eines Riesenstromes und vieler Seen (der Nyassa erreicht am 16. September 1859; das Südennde des Tanganyika 1867, der Bangweolo entdeckt 1868 u. f. w.) werden überall gepriesen und sind allbekannt. Sein Name steht im Buche der Erdkunde mit Riesenbuchstaben verzeichnet.<sup>2)</sup> Livingstones Schwiegervater Rob. Moffat verdient den ihm vom Weltblatt Times gleich nach seinem Tode gespendeten Nachruf, welcher ihn als Bahnbrecher Livingstones auch in der Erschließung der fremden Lande und als Vorkämpfer der Civilisation und als Gründer der südafrikanischen Kirche pries. Seine verschiedenen Reisen zum Namaland, nach Tattaku, der Batlapi-Hauptstadt, sein langjähriger Aufenthalt in Kuruman, seine Besuche bei Mosilikatse, sind voll wichtiger erdkundlicher Forschungen und fanden viel Lob; stellten sie doch die mangelhaften Nachrichten seitens der Portugiesen sehr bald in den Schatten.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Th. Kielland, norwegischer Pfarrer und zeitweiliger Missionsgehilfe, schrieb: Zululandet (Bergen 1877), und gab damit ein anschauliches Bild der Bewohner. Jenaer g. M. I, 157. Kart over den Norske Missionsmark blandt Zuluerne 1855 ist die „wichtigste Karte über Süd-Sululand“. P. g. M. 67, 106. neue 85, 308. Des Anglikaners R. Robertsons Mission life among the Zulu Kafirs (Cambridge 1866) und F. H. Colenso's The ruin of Zululand (London 1884) vgl. P. g. M. 67, 210. Taf. 8 von R. Grundemann. 85, 199. — Merensky's Transvaalkarte P. g. M. 67, 210. Hermannsburger Miss.-Bl. 3. B. 1862 u. 63, 7 f. 21 f. 37 f. 80, 212 f. 224 f.

<sup>2)</sup> Aus der großen stets anschwellenden Livingstone-Literatur sei hervorgehoben: David Livingstone von Dr. Warneck im Ausland 1882, 741—748. R. Andree: L. der Missionar. Leipzig 1868. Blaikie, deutsch 1881 f. und Prof. V. Meyer in D. Frid's Geschichten u. Bilder a. d. Mission. Nr. 7, 1888. Daß auch Livingstone als Missionar und Entdecker Reider fand, P. g. M. 58, 209. — Nagel erwähnt Livingstone allein 87mal. — A. M.-Z. 1877, 11 f. giebt auch eine Übersicht seiner Entdeckungen.

<sup>3)</sup> Ev. Miss.-Mag. 88, 109. 49 f. 1856, III, 104—171. The Lives of Rob. and Mary Moffat. Newyork 1886. Missionary Labours and scenes in

Von Moffats Zweigstation Inyati aus hatte Th. M. Thomas nordwärts durch unbekanntes Gebiet Untersuchungsreisen gemacht und in „Eleven years in Central South Africa“ (London 1873) reiche Schilderungen der Matebele (von ihm Amandebele genannt) gemacht; und S. MacKenzie (nicht zu verwechseln mit dem am Schire verstorbenen Missionsbischof gleichen Namens) „Ten years north of the Orange River“ giebt zwar nichts Neues, aber vorzügliche Darstellungen des äußeren und inneren Lebens der Betschuana, Buschmänner und Matebele, ja: „manches Einzelbild aus dem Leben jener Völker gestaltet MacKenzie ungefugt fast zum Kunstwerk.“<sup>1)</sup> Seit Anfang des Jahres 1879 wird in der Kapstadt das Folk Lore Journal von Missionaren herausgegeben, welches viele Aufsätze über südafrikanische Völkerkunde enthält und mancherlei zur Geographiefunde dieses Landes beiträgt.<sup>2)</sup>

(Fortsetzung folgt.)

## Geographische Rundschau.<sup>3)</sup>

Von P. E. Wallroth.

**Asien.** Auf einer dritten Reise hat der österreichische Forscher Ed. Glaser in Südarabien die alte Sabäerstadt Marib erreicht und das frühere Sabäerreich gründlich erforscht. — Nepal und das südliche Tibet ist von indischen Punditen oder Feldmesser M—H 1885—1886 durchwandert, sowie der Lauf des Flusses Dudhosi bis zur Quelle festgestellt. Noch wichtiger war die Ergründung des Punditen K—P, welcher, der chinesischen Sklaverei entronnen, den Sanposfluß soweit verfolgte, daß dieser nunmehr deutlich als ein Nebenfluß des Brahmaputra und nicht des Irawaddi sich ergiebt. Hierdurch ist die zweihundertjährige Sanpo-Frage endgültig gelöst.

In Mittelasien gab A. D. Carens Reise 1885—1887 vom Chotanfluß zum Tarym, Lob-nor, Altyn-tag, Tschiman-tag (Marco-Polo-Gebirge)

Southern Africa. 1842. P. g. M. 57, 275 f. 58, 190. Taf. 7. 63, 33. 67, 106. 281. 76, 6. 84, 103. Globus 45, 302 f. N. a. Welt XV, 220. Regel I (24), 19. 68. 112. 300. Visit to Moselekatse. London 1856. Moffats Mitarbeiter J. B. Edwards P. g. M. 68. Taf. 2. 58, 560. 566. James Read schrieb: The Katriver-settlement in 1851, Cape Town 1852.

1) P. g. M. 72. Taf. 21 (Thomas Weg). 73, 399. 72, 79. 191 f. Behm und Wagner: Bevölkerung der Erde I, 47. MacKenzie's Day-Dawn in Dark Places in Bechwanaland (London 1884), P. g. M. 84, 199, enthält auch Bemerkungen über seine Reisen zum Sambesi, Ngami-See u. s. w.

2) A. M.-Z. 1880, 41. 1882, 95 f. Ausland 1882, 77.

3) Wesentlich auf Grund der früher genannten Quellen.

durch Steppenländer nach der Dase Satscheu, durch die Wüste Gobi bis Hami (Chamil) über Turfan, Alfu, Yarkand und Leh nach Indien zurück, viel Neues und wertvolle Bestätigungen der Przewalskischen Forschungen. Letzterer hatte seine vierte mittelasiatische Reise 1887 veröffentlicht und wichtige Punkte, wie z. B. die Trennung der Gobi durch das Thal des untern Tarym in eine westliche und östliche, den östlichen Ausläufer des Kwen-lun als die Wasserscheide zwischen Jaidam und der Quellengegend des Hoang-ho dargelegt. Nun trat der mutige Russe seine fünfte Reise an, von welcher er nicht zurückkehrte. Infolge eines Trunkes kalten Wassers erkrankte er am 5. Oktober 1888 schwer und entschlief am 30. Oktober (11. November) morgens. Seine Phantasien nahmen stark zu und beschäftigten sich immer mit seinem Reisezuge; standhaft sah Nikol. Mich. Przewalsky dem Tode entgegen; in den letzten Minuten bedeckte er sein Gesicht, weinte — sprang plötzlich auf, stellte sich auf die Füße und sagte, sich auf einige der Anwesenden stützend: „Jetzt lege ich mich nieder“. Nach einigen tiefen Atemzügen war er nicht mehr unter den Lebenden. Seinem Wunsche gemäß ist er in voller Marschkleidung am Ufer des Issyk-kul (See), also auf russischem Gebiet, an einer Schlucht in der Nähe seines Lagers beerdigt, mit ihm ein um die Erschließung Mittelasien ungemein verdienter Mann. — Zum erstenmal in seiner größten Ausdehnung ist Mittelasien von Lieutenant F. E. Younghusband 1887 durchquert, welcher Peking Anfang April verließ und durch die Gobi bis Hami über Turfan, Karaschar, Alfu Kaschgar, Yarkand, Kaschmir ziehend im November Indien erreichte; den Himalaya überschritt er durch den Mustag-Paß, nahe dem zweithöchsten Berg der Erde (8620 m hoch, mit K<sub>2</sub> bezeichnet). Über die Bergstämme von Manipur, jener Thalebene und Mittelpunkt des Berglandes zwischen dem Reiche Barma und Assam (Assam), berichtet Dr. George Watt u. a. folgendes. Auf einem Gebiet von kaum 8000 englischen Quadratmeilen wohnen hier etwa 20 verschiedene Stämme, Reste und Trümmer alter, einst mächtiger Völker; hervorzuhellen sind die Naga im Norden, die Kufie im Süden, die Schan und Barmesen im Osten und einige wohl den Kaschari beizuzählende Bergstämme im Westen. Die Kufie oder Lushai drangen erobernd ins Bergland ein und vertrieben die früheren Bewohner westlich von Manipur, die Kaupui-Stämme, aus den Ebenen in die Berge hinein und führten durch fortwährende Kriege endlich die Besitznahme des Landes seitens der Engländer herbei. Diese Kaupui, heute etwa 5000 Seelen stark, zerfallen in die drei Stämme Kaupui (im engeren Sinne), Koiveng und die zahlreichen Sungbu. Sie scheinen ein Gemisch von Ariern und Mongolen zu sein, tragen wenige Kleidungsstücke, wohnen auf steilen Bergspitzen und Vorsprüngen in Pallisaden-Dörfern, haben die Blutrache und als größte Strafe die Verbannung. Ehebruch wird bestraft, Polygamie ist erlaubt, aber selten, das sittliche Leben vor der Ehe ist locker; der religiöse Glaube scheint ein gütiges, höchstes Wesen und zahlreiche, darunter auch böse, Geister anzunehmen; die Leichen werden mit Waffen und allerlei Geräten geschmückt in Särgen beerdigt. Nördlich von Manipur wohnen die den Naga stammverwandten Kolya, zahlreicher als die Kaupui und sittlicher als diese. Von ihnen unterscheiden sich wieder die kühnen, kriegelustigen Angami, fleißige, geschickte Ackerbauer, südlich davon hausen die Tankhul-



Naga und Lahupa, etwa 20 000 Seelen stark, früher Menschenfresser und jetzt Liebhaber von faulem Fleisch. Der große Gott Ranchin-Kurah wird von den Tankhul unter besonderen Gebräuchen im Regen gebeten (Näheres Globus 52, 156 f.).

Im Konkan, jenem Landstreifen südlich von Bombay dem Meere entlang, wohnen neben den halbhinduisirten Tanna Überreste der früheren Ureinwohner: die wilden Stämme der Kattari (30 000 Seelen), die ebenso zahlreichen Thakur und die Varli, etwa 20 000 Seelen stark, in niedrigem Bildungszustand, rohe Berg- und Waldbewohner. Am ärmsten und verkommensten sind die Kattari, diebische, arbeitsfaule Säufer. Der mit ihnen in Berührung stehende Bischof Heber beschreibt einen Teil derselben als Kohlenbrenner. Rindlicher, freundlicher und gefälliger sind die wahrheitsliebenden Varli, welche aber Fremden gegenüber scheu und dem Genuß geistiger Getränke gleichfalls sehr ergeben sind. Ihre Gesichtszüge sollen an die Mongolen erinnern, ihr Leben ist dem Wald und Jagen geweiht, groß in der Erduldung schwerer unglaublicher Anstrengungen und Mühen (Ausland 1887, 701 f.).

Während Kapitän Michell und J. F. Needham in Hinterindien 1888 zwischen Assam und Burma trotz des Widerstandes der Einwohner einen guten Weg vom Brahmaputra zum Irawaddi nachweisen konnten, hat J. Mac Carthy durch genaue Vermessung eine neue wichtige Karte des Königreichs Siam geliefert. Als erster Europäer drang im April 1888 A. Pavie von Luang-Prabang über Muong-Sen und Muong-Het nach Tonkin vor. Die französischerseits erhoffte Benutzung des Songka oder Roten Flusses als natürlicher Handelsstraße von Annam nach der chinesischen Südprovinz Sünnan hat sich wegen der vielen Stromschnellen nicht erfüllt. Im Anfang des Jahres 1889 ist die Eisenbahn von Rangun nach Mandalay feierlichst eröffnet und dadurch eine Befestigung der englischen Macht in Burma ausgeführt.

Indonesien. In aller Stille hat England, welches auf der malayischen Halbinsel das Sultanat Pahang annektierte, über Nord-Borneo und über den seit 1841 bestehenden Staat des bekannten englischen Radscha Brooke die Schutzherrschaft ausgesprochen; auch das Sultanat Brunei soll britischem Protektorat unterstellt worden sein. — Für Sumatra zählt der niederländisch-indische Kolonialbericht folgende Sprachen auf: 1. Atjehisch im Norden, davon eingeschlossen 2. Gajuisch, 3. Batakisch mit den drei Unterabteilungen a) Mandelnigisch, b) Tobaisch, c) Dairisch. Einen großen Teil der Insel nimmt 4. die malayische Sprache ein mit drei Dialekten: Nixur-Ringga, Menangkabau und einem mittleren; außerdem giebt's noch zwei kleinere Abteilungen: Lubuisch und Mannagisch. Auf der Westküste ist 5. das Kadjangisch und im Süden 6. das Lamgongisch, welches sich in Pabjanisch und Abungisch unterscheidet. Auf den westlichen kleineren Inseln ist noch das Niasische, Simalurische, Mentawaische und Enganoische zu unterscheiden.

China. Dem Bericht des Russen G. N. Potanin über seine dreijährige Reise durch die östliche Gobi, südliche Mongolei und das östliche Tibet kann sich die Darstellung des deutschen Ingenieurs Herm. Michaelis zur Seite stellen. Letzterer machte im Auftrag des thakkräftigen Vizekönigs Zong Tang 1879—1881 eine genaue Fluß- und Wegeaufnahme quer durch



China von Hankau bis Sutschou, schildert anschaulich Kansu, dessen Vicekönig, verschiedene Städte und bespricht die Anlegung der asiatischen Weltbahn von Hankau über Sutschou nach Hami, welche einem alten Handelswege folgen würde. Bei Pingfanschien wurde die chinesische Mauer sichtbar, über welche der Globus 52, 162 f. auf Grund der Reise des Grafen Széchényi berichtet; beide Reisenden trafen sich in Sutschou beim Vicekönig von Kansu. — Das östlich von der Gobi sich von Süden nach Norden erstreckende Chingan-Gebirge wurde 1887 von den Brüdern Emmanuel und Alexander Harnack viermal überschritten und das Gebiet der Solon und Dahur näher erkundet. Für die südwestlichen chinesischen Provinzen Sz-tschuen, Sünnan, Kwangsi und Kweichau lieferte der englische Konsularagent F. S. A. Bourne 1885 f. wichtige völkerkundliche Beiträge, namentlich über die zahlreichen zerstreuten Stämme der Nicht-Chinesen. Der deutsche Kaufmann H. Schröter besuchte 1886 auf seiner Sikiang- oder Westfluß-Fahrt teilweise Gegenden, welche zuvor von Europäern nicht betreten waren und gab fesselnde Berichte über Land und Leute der östlichen Provinz Kwangsi.

Im östlichen Teil der Insel Formosa hat G. Taylor Forschungen angestellt: die dortigen, den Chinesen nur dem Namen nach unterworfenen Stämme haben unter sich deutliche, starke Abweichungen und zeigen große Verschiedenheiten hinsichtlich ihrer Herkunft. Die Tipun sind wahrscheinlich von den nördlichen Inseln, z. B. Japan, eingewandert, die das innere Gebirge bewohnenden Paiwan zeigen malayischen Ursprung und scheinen die ältesten Ansiedler zu sein; die nur Chinesisch sprechenden Pepoahan<sup>1)</sup> kamen von den Liu-kiu-Inseln, die im Süden wohnenden Diavamoß sollen gefürchtete Menschenfresser sein. Nebenbei bemerkt ist die Insel Taiwan oder Formosa mit Futschou durch eine Kabelleitung verbunden und besitzt in den Hauptorten Amoi, Keelung und Taiwansu Telegraphenstationen.

**Afrika.** Westafrika. Vom deutschen Schutzgebiet Togo aus hat der dortige deutsche Beamte Falkenthal durch seine Reise nach Agotime östlich vom Voltafluß 1886 eine nicht geringe Erweiterung des deutschen Gebietes erreicht, sodaß die Landschaften Tove oder Ave, Reve, Agotime, teilweise auch Agome, ferner Gbele, Kposo, Ana, Nodschie mit dem Hauptort Agbaladome erworben sind, während Peki und So nebst dem übrigen Land bis zum Volta englisch wurde. Auch zwei andere Beamte, D. Grade und Dr. E. Henrici drangen im August 1887 in diese Gegenden vor, wo überall die Ewesprache herrscht und überschritten zweimal das Agomegebirge, dessen höchster Gipfel, der Königsberg Agu, noch auf deutschem Gebiet liegt. Der Bremer Missionar E. Bürgi bereiste dies teilweise von der Norddeutschen Missionsgesellschaft schon besetzte Gebiet und lieferte eine wichtige Karte nebst Bericht, wovon ein kurzer Auszug hier folgt: Das Eweland dehnt sich nicht schmal und tief ins Innere, sondern vom Volta bis zum Amutsufluß (Zöllners Agomesfluß) aus. Jenseits des letzteren wird die Fo- (Dahome-), diesseits die Ewesprache, während nördlich vom Eweland die Tschisprache, nach Nkonga und Boem hin, geredet. Von der Meeresküste an dehnt sich zunächst eine etwa drei Tagereisen (= 20 Stunden)

<sup>1)</sup> Dies Wort bedeutet, so viel ich weiß, „Fremdlinge oder Wilde der Ebene“.

breite Ebene aus, welche allmählich nach dem Inland hin wellenförmig aufsteigt, bis man vor Agome plötzlich sich in eine neue hügelige Landschaft versetzt sieht. Das Küstengebiet Togo mit seinen es kennzeichnenden Kokospalmen, welche bei jedem Dorf ein Wäldchen bilden, mit der Parklandschaft, d. h. jener eigenartigen Vereinigung von Gras mit Busch- und Baum-Gruppen ist verhältnismäßig fruchtbar und eine Kornkammer der Küste. Eigentliches Waldgebiet mit Ölpalmen und Bobar (Silkcottontree) und schattenreichen Bezirken ist nur im Eweland, besonders um Davie in Tove herum. Politisch zerfällt das Gebiet in verschiedene, mehr oder minder unabhängige Stämme. Im Frühling 1888 drang Bürgi bis Agbaladome (oder Agbleadane), der Hauptstadt von Nodschie, vor, wo er freundliche Leute, aber einen echt afrikanisch bettelhaften König antraf; sieben dicht zusammenliegende Orte bilden den Mittelpunkt dieses Völkchens.

Das Hinterland von Togo ist durch den deutschen Hauptmann E. v. François und Stabsarzt Dr. Wolf, Wismanns kühnen Begleiter auf seiner Kassai-Kongo-Fahrt, im Auftrage des deutschen Auswärtigen Amtes 1887 f. näher durchforscht worden. François gelangte über Kpandu, Salaga, nördlich nach Sondi, Gambaga und dem noch 80 m breiten aber nicht mehr schiffbaren Oberlauf des Volta bei Bupere und im April 1888 bei Sürma ins Mossi (Mori) oder Mossi-Gebiet. Von Gambaga reiste er südwestlich über Nantong nach dem Voltafluß und Salaga zurück, von hier über Adeli nach Klein-Bovo oder Aneho ans Meer. In Adeli fand er Dr. Wolf vor, welcher anfangs Mai 1888 auf dem Adadöberg die Station Bismarckburg gegründet hatte. Auch gelang es dem François, eine sichere Grundlage für die Karte der Hinterländer der Goldküste zu liefern und die Lage des Volta endgültig zu bestimmen. Ein dritter Deutscher, der Kaiserl. Kommissar v. Puttkamer, besuchte die Landschaft Agotime westlich bis ans Gebirge; alle drei Forscher halten Togos Hinterland für den Anbau und Handel sehr günstig, auch das Klima der hier gebirgigen Gegend besser als das der Küste. — Dr. E. Henrici reiste im Juli und August 1888 über das Akposso-Gebirge nach der deutschen Niederlassung Bismarckburg, errichtete in Moatsche eine neue Station und erwarb weiteres Land für die von ihm gegründete Deutsche Togo-Gesellschaft. — Zu Akakpame (1°10' östl. L. v. Gr. und 7°10' n. Br.) haben im Januar 1886 die französischen Missionare von Ague aus eine Missionsstation errichtet.

Im französischen Westafrika, insbesondere in Senegambien, ist Frankreichs Einfluß und staatliche koloniale Stellung durch den Oberbefehlshaber Gallieni sehr gekräftigt und vergrößert, auch die geographische Kenntnis sehr gefördert worden. Die Gegend zwischen dem Nebenflusse Faleine und dem mittleren Gambia wurde besser denn zuvor erforscht: so Konkadugu und Djallonkadugu durch Kapitän Oberdorf. Zum Propheten und Eroberer Almany Samory (Samodu), welcher das große Wassulureich gegründet hat, reiste Kapitän Pérez und erfuhr genaue Kunde von diesem heute sehr veränderten Teile Westafrikas. Das Reich Wassulu mit der Hauptstadt Busandu oder Bissandugu zwischen dem oberen Niger und dem Zufluß Milo reicht nördlich bis Segu am Niger, westlich bis zum Timeneland am Rokellefluß und dem englischen Sierra Leone-Gebiet, südlich bis Mursadugu (Anderssens Musardu

1868), östlich bis Kentiledugu und Worodugu. Auch konnten zwei andere französische Offiziere Tautain und Quiquandon allerlei Berichte über Sokolo, Gumbu u. s. w. sammeln. Timbuktu, wo noch die greulichen Tuareg herrschen, soll nach Carons neusten Nachrichten mehr als 1° südlicher und etwas östlicher, als man sonst annahm, nämlich 16°<sub>43'</sub> n. Br. und 2°<sub>57'</sub> west. L. v. Gr. liegen, so daß der große Nigerbogen eine erhebliche Krümmung erfährt und die Karte des westlichen Sudan hinsichtlich der Positionen vollkommen geändert werden muß, da Timbuktu den Mittelpunkt vieler Ortsbestimmungen bildet. Ein anderer französischer Kapitän, Binger, machte eine kühne Reise von Bamako am Niger aus durchs unbekannte Wassulu-Reich und Mandingo-Land südöstlich nach Tengrela (Caille 1828), verließ im Januar 1888 Samorys Reich, eilte fast fluchtmäßig durch die Landschaften Fuluna und Pege und erreichte am 20. März 1888 Kong, von wo er sich gerade südwärts nach dem französischen Assini am Weltmeer zuwenden wollte. So wäre das französische Senegambien und französische Oberguinea durch diese kühne Reise verbunden, wenn auch der dazwischenliegende französische Sudan letzteres noch nicht erreicht hat. Jedenfalls erlangte hiermit Frankreich vor England einen nicht unbedeutenden Vorsprung; denn die Engländer bemühten sich vergebens, von Sierra Leone aus mit Samory durch den Major A. M. Festing im Frühjahr 1888 Beziehungen anzuknüpfen.

Berfolgen wir nun auf dieser Meeresküste angelangt die übrigen dortigen Länder. Über Soruba brachte die halb politische Reise der Missionare Johnson und Phillips von Lagos aus nach Ibadan und Ojo 1886 topographisch und ethnographisch mancherlei Neues.

Unsere Kunde von Deutsch-Kamerun ist durch die Forschungen des Lieutenants Kund, Tappenbeck und des Dr. Weißenhorn erweitert worden: Die Kamerunflüsse sind wegen der vielen Stromschnellen für den Handel nicht fahrbar, die Gleichheit des Kumbiflusses (vgl. diese Ztschr. 1885, 113 Karte) mit dem Memeh ist festgestellt, ebenso die des Massake mit dem Mokana. — Zinkgraff und Lieutenant Zeuner erreichten den Elephanten-See Balombi ba Mbu und gründeten im Dorfe Balombi (Barombi) die erste Ansiedelung; auch drang Dr. Zinkgraff 1887 auf dem oberen Mungo über den Urwaldgürtel bis Batom ungefähr zum 5°<sub>30'</sub> n. Br. vor und 1888 im Juli über den Oberlauf wahrscheinlich des Old-Calabar oder eines Nebenflusses (Katsena Allah?) des Benue, wurde aber in Banyang zur Rückkehr über den Fluß unter 6° n. B. und 10° östl. L. v. G. gezwungen. Näheres über diese wichtige Reise, welche auch die Grenzen der deutschen und englischen Interessen beeinflussen würde, da diese Linie laut Vertrags vom 2. August 1886 von der Quelle des Rio del Rey nach den Ethiopien-Stromschnellen des Old-Calabar und von hier geradlinig bis östlich von Yola läuft, ist noch abzuwarten. Den Rio del Rey besuhr Johnston bis zur Quelle; Kund, von Batangaland ins Innere vordringend, wurde nebst Tappenbeck gefährlich verwundet; doch kehren beide genesen hierhin zurück, da an den Edenfällen des Sannaga (oder Großen Njong?) eine feste Ansiedelung gegründet werden soll.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Wie der Postverkehr im ersten Jahr in Kamerun ist, zeigen folgende Zahlen: Von Europa nach diesem Schutzgebiet 4300 Briefe und Karten, 2250 Drucksachen



Im Kongogebiet ist die Fahrt des Kapitäns A. van Gèle im Dampfboot „En Avant“ Herbst 1887 die Lösung des großen Uelle-Rätsels geworden; Gèle verließ am 5. Sept. 1887 Boma an der Kongomündung, erreichte am 21. Nov. die Sogostromschnellen des Mobangi oder Ubangi, welcher unterhalb der Äquatorstation in den Kongo mündet und vom baptistischen Missionar Grenfell als solcher rechte Nebenfluß zuerst erkannt wurde. (Auch hatte Grenfell, gleichwie Wauters, vermutet, daß dieser von ihm im „Peace“ bis zum 4°30' n. B. bis zu Songo befahrene Ubangi mit dem Uelle gleich sei). Nach der Entlastung und Bugfierung des Dampfbootes durch die Stromschnellen konnte van Gèle bis zum 22° östl. L. v. Gr. vordringen und dadurch Junkers Reise am selbigen Fluß und fernsten Punkt unterm 23°, denn so weit war dieser Deutsche am 25. Februar 1883 gelangt, fast erreichen.

Daß der Kongo, dessen Name nach Joh. Sankos Ableitung soviel wie „schnell gleich einer Lanze“ bedeutet -- man vgl. auch 1 Moses 2, 14: Chiddekel = Tigri = Pfeilschnell -- auch die Todeslanze vieler Europäer ward, zeigt A. Wauters Zusammenstellung der bisherigen Todesfälle unter den Kongostaatsbeamten bis Dezbr. 1887. Von 427 sind 64 gestorben und 86 mußten vor Ablauf ihres dreijährigen Vertrages krankheits halber nach Europa zurück. -- Von dem Zwergvolk der Batua (vgl. diese Ztschr. 1883, 348) berichtet Dr. Wolff, daß diese Neger ausschließlich vom Ertrag der Jagd und von Palmwein leben, sehr geschickte Kletterer sind, kräftigen, wenn auch kleinen Körperbau, eine bräunlichgelbe Hautfarbe, kurzes wolliges Haar, aber keinen Bart haben. Sie heiraten unter sich, wohnen in kleineren Gemeinschaften unter den andern Völkern und scheinen „Überbleibsel oder Nachkommen einer Urrasse zu sein“. --

Den mutigen Afrikaforscher Stanley verließen wir in der vorigen Rundschau S. 299 im Gebiet der Mabode am Aruwimi-Nepokfluß. Am 19. Dezbr. 1887 traf durch arabische Händler in Sansibar die Nachricht ein, daß er am Reiseziel zu Wadelai angelangt sei, was aber als vages Gerücht von anderer Seite geleugnet wurde. Unterdes gelangt von Emin Pascha (Schmigler) aus Wadelai an Junker ein Brief, welcher Emin's ununterbrochene Thätigkeit und Erforschung in jenem Nilgebiet schilderte; in Europa wurden Hilfszüge nach Wadelai geplant und im November 1888 erfolgte in Deutschland der allgemeine Aufruf für eine deutsche Emin-Pascha-Expedition, welche unter den mittlerweile sehr veränderten ostafrikanischen Verhältnissen die Sympathien, die sie anfänglich fand, zum großen Teil verloren hat, und deren Romantik in dieser Zeitschrift wiederholt beleuchtet ist. 1888, 497 f., Beibl. 79 f.; 1889, 17 f., Beibl. 31. Trotzdem ist unter der Führung des Dr. Peters die Expedition ins Werk gesetzt worden und man darf gespannt sein, welches ihr Ausgang sein wird. Leider kamen traurige Nachrichten aus Uganda, der mißtrauische König Mwanga vertrieb den Missionar Mackay, bedrohte Kabrega, den Herrscher über Unjoro und dadurch den Reisenden Casati. Vom Kongo und Aruwimifluß

und Muster sendungen, 84 Einschreibebriefe und 295 Pakete, von hier nach Europa: 3850 Briefe, 170 Drucksachen und Muster sendungen, 104 Einschreibebriefe und 78 Pakete. Zwischen Kamerun und den afrikanischen Küstenplätzen 500 Briefe etwa zu gleichen Teilen.



her brach, nachdem endlich durch Tippu Tip die nötigen Träger angelangt waren, der Major Barttelot am 10. Juni 1888 aus seinem Lager auf, um Stanley nachzuziehen, wurde aber am 19. Juli 1888 wegen seines Fährzorns von einem der Leute ermordet. Im Herbst 1888 tauchten neue Gerüchte auf, ein weißer Pascha sei am Nil in der Provinz Bahr-el-Gasal erschienen, hätte den Mahdi angegriffen, vielleicht wäre dieser der tot gesagte Stanley. Neuere arabische Nachrichten meldeten hingegen, daß letzterer im Januar 1888 mit 330 Mann und reichlichen Vorräten zu Wadelai am Nil, etwas nördlich von Mmutan Njige eingetroffen sei, nachdem viele Entbehrungen überwunden und ein großer Umweg gemacht worden wäre, um den Sümpfen und Angriffen der feindlichen Stämme zu entgehen. Da kam am 22. Dezember 1888 ein Drahtbericht von der Insel S. Thome in Brüssel an, welcher Stanleys Rettung und Ankunft in Wadelai bestätigte und seine Rückkehr nach dem Kongo meldete. Am 17. August 1888 schrieb Stanley an Tippu Tip von Boma de Banalai (Murenia) aus und wollte zum zweiten Mal nach Wadelai zurück.<sup>1)</sup> Daß nun Emin Pascha und ein anderer Weißer (vielleicht Casati oder einer der Begleiter Stanleys) während der Rückkehr dieses Reisenden zum Kongo von Osman Digma doch gefangen wurde, ist noch nicht sicher widerlegt oder erwiesen. So bleibt hier noch mancherlei abzuwarten. —

Gleichwie die beiden amerikanischen Missionare Currie und Sanders im Sept. 1887 von Bihe aus nördlich ganz neue von Europäern nicht besuchte Gegenden bereisten, so hat auch der junge schottische Missionar Fr. S. Arnot von seiner Station Mukurru (wahrscheinlich = Bunkia im Mfiri-Reich unterm 27° östl. L. v. Gr. und 10° s. Br.) aus einen Aufenthalt „Among the Garenganze (Garanganja der Portugiesen) in Central-Africa from March to Sept. 1886“ und „Six months more among the Garenganze Sept. 1886 to March 1887“ London beschrieben. Seine Berichte sind von zwei andern englischen Missionaren Swan und Faulknor, welche seit dem 17. Dezbr. 1887 auch in der Mfiri-Reichshauptstadt wirken, weiter ergänzt, eine neue Handelsstraße von Bihe bis nach Garanganja (Garenganze) zwischen dem Oberlauf des Lualaba und Luapula ist eröffnet und „das Gebiet zwischen Sambari und Mfiris Reich durch diese drei Missionare unserer Kenntnis erst erschlossen“ Pet. geogr. Mitt. 1888, 348. — Arnot war dann über Katema durch die Landschaft Lobale an die Westküste und dann nach England vorläufig zurückgekehrt. — Der portugiesische Lieutenant A. de Paiva ergriff namens der Regierung vom Lande am unteren Kunene-Fluß Besitz und machte 1885 im Gebiete des Kubango flussaufwärts wichtige Forschungen, im Amboellalande vom katholischen Missionar E.ecomte begleitet. Es sei noch bemerkt, daß nun von Loanda nach Ambaca seitens der portugiesischen Regierung eine Eisenbahn gebaut wird.

Südafrika. Über das deutsche südwest-afrikanische Schutzgebiet wurde kürzlich in der Februar-Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde 1889 von Dr. A. Schenk folgendes Urtheil abgegeben: Nuthölzer (Ebenholz)

<sup>1)</sup> Mittlerweile sind Briefe Stanleys in Europa angekommen, welche diese Nachrichten im wesentlichen bestätigen. Freilich sind sie vom 28. Aug. 1888 datiert und seitdem befinden wir uns über das Schicksal der Reisenden in völliger Ungewißheit.

lassen sich wegen der Fortschaffungskosten nicht verwerten, die Jagd giebt geringen Ertrag, das Klima ist für Deutsche gesund, ausgedehnter Ackerbau ist sehr gehindert und nur durch kostspieligen Dammbau an Flußteilen schwer zu erzwingen. Viehzucht in Verbindung mit Schlachthäusern, welche an der Küste gebaut werden müßten, wäre verwertbar, Fischzucht dürfe einer großen Ausdehnung fähig sein, der Abbau von Kupfererzen und der von Goldadern ist theils zu kostbar, theils noch zu ungewiß. (Tägl. Rundschau 1889, Nr. 30, S. 119.) Ist dieses Endurtheil nicht fast wörtlich das der Rheinischen Sendboten seit Jahrzehnten?<sup>1)</sup>

Der englische Missionar E. Lloyd gelangte von Moremis, des Batawana Häuptlings Stadt aus, am unteren Tioge nach Ngangara auf der Insel Mascha an der Mündung des Kuito in den Kubango und bestätigte die diesbezüglichen Erkundigungen des Capello und Ivens. — Interessant ist auch die Reise des Londoner Missionars A. J. Wooley von Molepole im Betschuanenlande nach dem mittleren Teil der Kalahari, welcher es nie an Gras fehlt, aber auch nicht an tiefem für Wanderer beschwerlichen Sande und an jenem bekannten Akaziengestrüpp *Waart-en-beetje*, welches im Namaland manchen Missionar und Reisenden geneckt hat.

Schon am 14. September 1887 ist die sog. „Neue Republik“ unter dem Namen *Brijheid* mit dem südafrikanischen Transvaal-Freistaat vereinigt worden. Am 5. Juni 1888 hat England sein Besitzvorrecht aufs Matebelenland gelegt, sowie bald darauf endgültig das Amatongaland, dessen Bewohner sich *Maputa* nennen, während Tonga ihnen als Schimpfwort gilt, annektiert.

Auf Madagaskar reiste der katholische Missionar R. Baron 1886 nach der nordwestlichen Küste längs des Alaotra-Sees nach Mandritsara, Ambodimadiro am Weltmeer, sodann am Hauptfluß *Betsiboka* entlang nach Antananarivo zurück und hat zur Kartographie, Geologie, Zoologie und Pflanzenkunde dieser Insel schätzenswerte Beiträge dadurch gegeben.

In Ostafrika ist der Kilimandscharo von Dr. Hans Meyer, dem Sohne des bekannten Verlegers, im Juli 1887 bestiegen worden und zwar in einer vorher von New, v. d. Decken, Thompson vergeblich versuchten Höhe. Die weiteren Schicksale und kostbare Auslösung dieses kühnen deutschen Forschers werden den Lesern aus den Tagesblättern hinreichend bekannt sein. Im Nov. 1888 wagte der deutsche Lieutenant Otto E. Ehlers den kühnen Aufgang von der Nordseite; trotz günstigen Wetters erforderten Auf- und Abstieg zehn Tage, die zwei letzten Lagerplätze befanden sich mitten im Schnee; ein zweitägiger Schneesturm erschwerte das Vorwärtskommen. Über 5000 Meter hoch

<sup>1)</sup> Kürzlich hat die 1888 entstandene Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika hinsichtlich der Ausbeute jener angeblichen Goldschätze des Damaralandes unter großen Geldverlusten unliebsame Erfahrungen gemacht. Aber eins ist klar, aus den bisher bewirkten Funden und aus dem geologischen Bau des Landes ist eine abbauwürdige Menge von edlen und anderen Metallen möglich. Um aber in einem so großen Gebiet von der Ausdehnung des Deutschen Reiches jene betreffenden Lager zu finden, können noch Jahre vergehen, eine sofortige erzwungene Ausbeutung muß zu bitteren Täuschungen führen; aber trotz dieser Erfahrungen sind die Pläne nicht aufzugeben.

traf Ehlers im Schnee die Spur eines Elefanten, auch von Büffeln und Antilopen; doch auch er konnte den höchsten von einer Eismauer verschänzten Gipfel nicht erreichen und mußte in einer Höhe von etwa 5200 Meter umkehren.

Der auch in der vorigen Rundschau S. 299 erwähnte P. Reichard hat auf dem siebenten Deutschen Geographentag in Karlsruhe am 15. April 1887 (vgl. Ausland 1887, S. 371 f.) bei der Schilderung seiner ostafrikanischen Reisen auch die (englischen?) Missionare erwähnt und beurteilt. Nach seiner Ansicht ist der Einfluß der Missionare gering, ihr Gebaren zu wenig praktisch, zu theoretisch; er hätte sogar einen Missionar angetroffen, welcher seine Lebensaufgabe darin gesehen habe, die ihm von den Karawanen zugeführten Konserven in beschaulicher Behaglichkeit zu verzehren. Dieser uns auch sonst schon bekannten Beurteilung des Missionslebens mit allerlei Spitzmarken und scharfen Sieben sei Reichards charakteristische Ansicht von der christlichen Mission hinzugefügt. In demselben Vortrag stellte er die nicht neue (diese Ztschr. 1888, 456) Behauptung auf, daß der Islam den landesüblichen Anschauungen und Gewohnheiten mehr angepaßt und die Vorstufe für eine geeignete kulturelle Heranbildung der Neger sei. Erst wenn der Islam Fuß gefaßt habe, werde das Christentum einsetzen und nachfolgen können! — Schade daß für Niederländisch-Indonesien nicht auch dies Recept verordnet werden kann. Doch genug; wer den Islam als eine Vorstufe christlicher Mission ansieht, versteht und begreift letztere nicht. — Wir aber wollen uns durch derartiges nicht verbittern lassen, sondern Reichards Verdienste um die ostafrikanische Geographie anerkennen, die Anerkennung aber der ostafrikanischen Missionsarbeit ruhig abwarten; sie wird schon allseitig kommen. — Der englische Konsul D'Neill in Mozambique z. B. erblickt in einer Flugschrift über den Sklavenhandel in der Mission das wirksame Gegenmittel gegen letzteren. (Ausld. 1887, S. 393).

Aus den Reisen des bekannten Grafen Joachim Pfeil 1886 f. durch Deutsch-Ostafrika sei noch dies hervorgehoben: Das Hochland von Usagara und Uhehe mit dicht bewaldetem Ost- und Südbahang, mit dünn bewaldeter und wasserärmerer, westlicher Abdachung erinnert an die baumlosen grasigen Höhen am Oberlauf des Klip-River im Oranje-Freistaat, wozu die stark betriebene Viehzucht noch mehr des Ähnlichen beiträgt. Großartig sind die Schuguli-Fälle, in welchen die gewaltige Wassermenge des Ulangaflusses sich in eine enge gewundene Felschlucht sammelndrängt und 6 Meter tief hinabfällt. Von hier an heißt der Fluß dann Rufidschi. In den Sumpfniederungen des erst durch Graf Pfeil näher bekannt gewordenen Ulanga lebt ein elendes Volk, welches sich vor den Raubüberfällen der Wahehe hierhin zurückgezogen hat, der südlichste von diesem Reisenden berührte Punkt war Mitonondo auf dem 9<sup>o</sup> f. Br.

Die jetzt so häufig genannte Bezeichnung Sudan stammt nach einem Vortrag des katholischen Missionars Franz Kav. Geher in der Münchener Anthropologischen Gesellschaft aus dem Arabischen *aquad* = schwarz und bedeutet das Land der Schwarzen.<sup>1)</sup> Die Bevölkerung des Sudan zerfällt in

<sup>1)</sup> Nach Nagel: Völkertunde III, 260 kommt Sudan ebenfalls vom arabischen Wort *assud* = schwarz und bezieht sich auf die Dunkelheit der Bewohner. Heute



Neger und Nigritier, erstere, zu welchen namentlich die Schiluk, Dinka, Bari, Nuer, Bongu, Niam-Niam gehören, haben die bekannten Merkmale, sind leichtlebzig und können nur schwer an Thätigkeit gewöhnt werden. Doch zeigen einige Stämme gute geistige Anlagen. Die Nigritier, z. B. die Hadendoa, Bischarin, Omarab, Artega, Beni-Amer, Habab, haben braune Hautfarbe, langes Haupthaar, regelmäßige Gesichtsbildung, schlankeren Wuchs und sind ausdauernd genügsam, wie ihre Kamele. —

Für die Sudanländer, besonders die Länder und Völker zwischen dem Nil, Nepoko (Oberlauf des Stanleyschen Arumimi) und dem Nälle (Mafua) giebt der Reisebericht und die Kartenbeilage Dr. W. Junkers teilweise höchst fesselnde, neue Kunde; umsomehr, da unser Landsmann lange Zeit, 1877/1878 und 1880 bis 1885, eingehende Forschungen oft unter großen Mühen dort gemacht hat. Mit Uebergehung der Berg- und Flußbeschreibung sei hinsichtlich der Völkerkunde einiges daraus mitgeteilt: Wie in Afrika durch fast ununterbrochene Kriege der Negervölker untereinander die Völkerkarte in einem steten Fluß und einer großen Veränderung sich befindet, so ist dies sicherlich auch von Mittelafrika und dem Nälle-Gebiet zu sagen. Junker unterscheidet Völkerschaften auf dem Gebiet der nördlichen Zuflüsse zum Nälle und solche auf dem südlichen. Zu den ersteren rechnet er die A-Sande oder Niam-Niam mit ihren unterjochten, früher mächtigen Völkern: A-Barmbo, Shere (Bashir), Pambia, Digga, Bongo, Golo u. a. — Südwestlich von den A-Sande ist das Land der Vandjia zwischen dem Nälle und seinem Zufluß Mbomu oder Kengo; am nördlichen Unterlauf des letzteren wohnen die mächtigen Maffara; nördlich von den Bando sind die Kredj oder Adja u. s. w. — Auf dem südlichen Nälle-Gebiet ist das durch Schweinfurth bekannte Volk der Mangbattu, damals unter König Munsu, welcher durch Araber erschossen wurde; statt dieses Volkes herrscht nun das der A-Bangba mit eigener Sprache; ihnen auch sprachverwandt noch die Maigo, während die Madje den Mangbattu sehr ähnlich sind, ebenso die A-Biffanga, aber mit gesonderter Sprache. Ein großes Ländergebiet wird von den Momfu am Bomofandisfluß mit ihrer Kleinstaaterie eingenommen; an den Ufern des Nepoko die Mabode mit besonderer Sprache. Zwischen diesen genannten Stämmen leben zerstreut, geduldet, selbst sogar gefürchtet das Zwergvolk der Atka oder Tiffi-Tiffi, den Batua des Dr. Wolff verwandt, ja gleich. Ein Zweig der genannten A-Sande ist in früherer Zeit nach diesem Nepoko-Gebiet ausgewandert. Jetzt sind diese Landschaften zerrissen und verteilt, ein Schauplatz der durcheinander sich aufreibenden Negervölker.

Verabschieden wir uns von Afrika, dem jetzigen Schopfkind der Forschung, mit einigen Bemerkungen über den Ursprung der Galla-Völker, welche Antonio Cechi (vgl. diese Ztschr. 1888, 297) mittheilt. Er hält es für wahrscheinlich, daß die Galla-Völker aus dem südlichen Arabien eingewandert sind und erobernd westlich vordrangen. Von den ältesten Leuten verschiedener Galla-Stämme hörte er folgende eigenartige Überlieferung: „Wir sind Kinder eines alten Vaters, welcher Esau hieß und aus Kanaama stammte. Derselbe

wenden die Araber südlich von der Sahara dies Wort gewöhnlich nur auf die Nigrländer an, ausschließlich Timbuktu; während man in Agypten sogar Nubien in den Begriff Sudan hineinzieht. —



heiratete eine Frau Namens Gada. Von ihr kam Elifas, von diesem kam Omer und von Omer stammte Dromo oder Ormo ab. Zum Gedächtnis an unsere alte Sammmutter benennen wir noch heute die Mutter mit dem Namen Gada." Näheres im Ausland 1887, S. 71 f.; dazu vgl. 1 Mose 36, 4. 11. —

**Amerika.** In Grönland, welches von Dr. Fridtjof Nansen im Sommer 1888 von der Ost- bis zur Westküste (von Umivik 62°15' bis zum Ameralikfjord und der Missionsstation Goodthaab) zum erstenmal durchquert wurde, nimmt die Bevölkerung der Eingebornen dank der Mission und dänischen Regierungsverwaltung zu. In Labrador soll der angeblich höchste Wasserfall der Erde (600 m) in Grand River oberhalb des Waminikapou-Sees 1887 entdeckt worden sein.

Im östlichen Yucatan ist nach neuester Forschung W. Millers das katholische Christentum zu Bacalar, Santa Cruz u. s. w. fast nur eine elende Ruine (Dahem Nr. 24. 1889, S. 383); in Bolivia versuchen katholische Missionare den östlichen, noch recht unbekannten und unbenutzten Teilen dieses Landes Christentum, Kultur, Handel zu bringen und sie zu erforschen.

**Oceanien.** Australiens Inneres wird durch den Überlandtelegraphen, die Eisenbahnen und kühne Reisende immer mehr der Kultur aufgeschlossen. Von Port Darwin in Nordaustralien ist ein Schienenweg zum Adelaidefluß und zum Pine Creek 13°48' f. B. und 131°51' öst. L. v. Gr. vollendet, während im Süden von Adelaide die Eisenbahnstrecke bis zur The Peake-Station des Überlandtelegraphen westlich vom Eyre-See unterm 28°4' f. Br. und 135°32' öst. L. v. G. fertig und 80 km nordwärts im Bau sich befindet. Bald wird neben dem Draht der Eisenstrang jene inneren australischen Wüsten und Grasebenen durchziehen und die Missionsstation Neu-Hermannsburg südlich am Fuß des Mac Donnell Ranges auch das schrille Tönen der Lokomotive vernehmen.

Im englischen Teil Neuguineas, welcher am 27. Oktober 1888 aus einem britischen Schutzgebiet zu einer britischen Besitzung erhoben ist, entdeckte der unermüdlche Missionar Chalmers auf dem Missionschiff Ellengowan, daß der vor 6 Jahren von ihm aufgefundene Wickham-Fluß nur der Mündungsarm vielleicht des Queen-Jubilee-River ist (vgl. diese Ztschr. 1888, 383). — Der hohe südöstliche Gebirgszug wurde 1887 durch Livesey von der Redscar-Bai her bis zur Wasserscheide glücklich erstiegen und am 30. Aug. desselben Jahres der Obree-Berg nahe dem 148° öst. L. v. G. durch W. R. Cuthbertson, den Leiter der Melbourne-Expedition, erstiegen und seine Höhe auf 2300 m (8000 F.) berechnet.

In Kaiser-Wilhelms-Land ist seitens der Neuguinea-Kompanie der Kaiserin-Augusta-Fluß auch 1887 zum Erforschungsweg ins Innere benutzt worden und die „Samoa“ konnte diesmal noch 130 km weiterfahren, als das damalige Schiff „Ottilie“, nämlich bis zum 141°50' östl. L. v. G. und 4°13' f. Br., also fast bis zur niederländischen Grenze; jenseits derselben sind die Quellen dieses Flusses zu vermuten. Später bezog Dr. Schrader sein Lager nahe dem großen Dorf Malu, einen Grad östlicher, konnte aber wegen der feindseligen Eingebornen die Umgegend nur im Umkreis von 8 km unter-

suchen. Die Landschaft bietet leicht auszubeutenden Holzreichtum, gestattet durch Bodenbeschaffenheit und Klima Anlageplätze; während allerdings die Urbarmachung nicht sehr einfach ausgeführt werden kann.

Einen sehr lehrreichen Vortrag über Kaiser-Wilhelms-Land hielt am 6. April 1888 der bekannte rheinische Missionar J. W. Thomas vor dem Centralverein für Handelsgeographie zu Berlin. Das etwa 3255 deutsche Viertelmilen große Land erscheint mit Waldungen bedeckt und zeigt nur an dem gewaltigen Kaiserin-Augusta-Fluß hier und da mit Gras bewachsene Lichtungen. Das auf den Sunda-Inseln einheimische harte Mlang-Mlang-Gras bildet auch hier große Flächen, welche vielleicht durch Niederbrennen, wie auf der Insel Nias, künstlich zu Futterwiesen umgewandelt werden können. Die Urwaldrodung kostet sehr viel Mühe, der Goldfund ist wohl nur ein erträumter, doch macht die nordwestlich vom Konstantinhafen liegende Gegend einen anbaufähigen Eindruck, während gegen den Hagfeldthafen hin die Gebirge viel höher und wilder werden, doch einige gute Häfen haben sicher noch vielversprechende Zukunft. Wichtig ist, daß die Papua des Kaiser-Wilhelms-Land, im schroffen Gegensatz zu den durch mohammedanischen Einfluß entfittlichten Bewohnern des holländischen Neuguinea, ein echtes, unverdorbenes Naturvolk bilden, welches durch christliche Mission und Geduld auf eine höhere Bildungsstufe gehoben, ein wesentlicher Mitthelfer zur Öffnung der Hülsquellen der Heimat werden kann. —

Otto Finsch's „Samoafahrten, Reisen in Kaiser-Wilhelms-Land u. s. w. Leipzig 1888“ schildern die Papua der Nord- und Ostküste Neuguineas als „Ackerbauer von beschränkter Seßhaftigkeit“, weil der Wohnplatz je nach Bedürfnis verlassen und anderswohin verlegt wird. An den Kokospflanzungen kann der Reisende von weitem das Vorhandensein der Bewohner erkennen, da dieser Baum als Kulturpflanze, falls er guten Ertrag liefern soll, eine gewisse Behandlung erfordert. Außerdem werden Yams, Taro, süße Kartoffeln, Zuckerrohr, Bananen, Bohnen, Tabak (!), Betelpfeffer, Melonen, Kürbisse, Sago, Pandanus und vereinzelt Mais angebaut. Die Männer graben den Boden mit einem spitzen Stock, wobei die Frauen mit schmalen Schaufeln helfen und das Ganze zeigt einen hübschen, sauberen Pflanzgarten. Nicht wichtig ist die Jagd, da große Fleischfresser fehlen; bedeutender ist der Fischfang im nordöstlichen Neuguinea, wobei gute Kanus zur Anwendung kommen. Viehzucht wird nur mit Schweinen und Hunden getrieben und zwar mit solcher Liebe, daß Papuafrauen — wie auch sonst bekannt — öfter Ferkelchen selbst säugen. Hausbau, Waffenanfertigung, Herstellung von allerlei Geräte steht auf kunstreicher Stufe und zeigt, wie im südlichen Neuguinea, eine wunderbare Geschicklichkeit der Bewohner. An diesen Kunstfleiß und diese Arbeitsmühe kann eine Weiterführung zur höheren Bildung durch die Deutschen anknüpfen. — Endlich erwähnt Finsch noch neben jenen kunstvoll geschnitzten Bildern die oft wirklich geschmackvollen, künstlich aufgebauten Haartrachten der Einwohner, wodurch sich die Küstenbewohner, vorläufig betrachtet, gleichsam stammweise zu unterscheiden scheinen. J. W. ist die Kopfbedeckung im Huongolfsgebiet ein spitz auslaufender Turban aus rotgefärbter Tapa (Rindenzeug); zwischen Hagfeldthafen und Tagai wird das Haar in einen dicken Schopf zusammengedreht, welcher im westlichen Küsten-

teil mit einem Hut aus Pandanusblättern ohne Boden, im östlichen Teil mit einem spitzen Basthut bedeckt wird. — Da das Land pflanzen- und mineralreich ist, wird mit Geduld und der Zeit auch hier ein Handel, ähnlich dem im Bismarck-Archipel, sich entwickeln.

Nach den neuesten Berichten Hugo Zöllers soll im bisher unbekannten Innern des Kaiser-Wilhelms-Land eine grauig-großartige Gebirgsmasse sich befinden, welche nicht bis zur Küste reicht, wohl aber mit wildromantischen Bergschluchten und vielzackigen Hochgebirgsgipfeln, mit vielen schönen Wasserfällen und echt tropischem Pflanzenwuchs eine großartige Alpenwelt bildet. —

Im Bismarckarchipel ist die Hauptstation der Neuguinea-Kompanie von der Insel Mioko nach der Insel Kerawara südlich von Neu-Lauenburg verlegt und dem oben genannten Afrikareisenden Graf Joachim Pfeil unterstellt, welcher die Kanaka in ungünstigerem Lichte schildert und darstellt, als die Neger. Auch in physischer Hinsicht stellt er sie unter die letzteren; als häßlich, schamlos, faul, willenlos, durch Nasenpflocke verunstaltet, mit fettbeschmiertem grobem Haar, ähnlich dem Harputz im Pondoland geflochten, dabei in Sprachzersplitterung zerfallen, unter sich feindlich gesinnt wird dies Volk beschrieben. Ebenso wie Pfeil bezeugen auch andere Reisende (vgl. diese Ztschr. 1888, 386) und ebenso R. Parkinson in seinem Buch „Im Bismarck-Archipel, Leipzig 1887“ Menschenfresserei auf Neu-Pommern und den Nachbarinseln. — Während deutsche Auswanderung auch von diesem Kenner verneint wird, erscheint ihm Plantagenbetrieb günstig.

Politisch hat England die Inseln unterm Winde im Mai 1888 Frankreich überlassen, welches dafür von den Neuhebriden sich wieder zurückzieht. Während England<sup>1)</sup> seine Schutzherrschaft über Karotonga und die Hervey-(Cook's-)Inseln aussprach, hat Chile die wegen ihrer sonderbaren Steinfiguren bekannte Osterinsel oder Baihu zwecks Anlegung einer Strafkolonie beschlagnahmt und Deutschland Pleasant Island oder Nawodo, welches bereits innerhalb der deutschen Interessensphäre nahe dem Äquator und etwa dem 167° westl. L. v. G. lag, am 16. April 1888 in seinen Schutz genommen.

## Literatur-Bericht.<sup>2)</sup>

1. **Garbe:** „Indische Reiseskizzen.“ Berlin 1889. Gebr. Pötel. 6 Mk. Es ist nicht eben leicht eine fesselnde indische Reisebeschreibung zu liefern, da wir durch eine Menge literarischer Produkte dieser Art fast überfüttert sind. Ich weiß nicht, ob selbst das pikante „Indien“ von Mantegazza mit dem übrigens Garbe selbst in sehr äußerlichen Dingen differiert (S. 53),

<sup>1)</sup> Auch die unbewohnte, einsam gelegene, zu Asien gehörende Weihnachts-Insel unter dem 2° n. B. ist seit dem 6. Juni 1888 englisch.

<sup>2)</sup> Aus Mangel an Raum müssen wir uns diesmal leider mit ziemlich kurzen Anzeigen begnügen.



eine zweite Auflage erlebt hat. Die vorliegenden Reisskizzen des deutschen Professors, der nach Indien ging, nicht als Tourist, sondern um bei den eingebornen indischen Gelehrten (Pandits) im Schweiße seines Angesichts indologische Studien zu treiben, bieten aber selbst dem mit den indischen Verhältnissen wohlvertrauten Leser nicht bloß eine fesselnde, sondern auch eine belehrende Lektüre. Schreiber dieses hat das Buch in einem Zuge durchgelesen. Unter den 8 Kapiteln desselben (1. Von Triest nach Bombay. 2. Bombay. 3. Die indischen Prachstädte. 4. Ein Studienjahr in Benares. 5. Die Hauptstadt des indischen Kaiserreichs. 6. Sommerfrische im Himalaya. 7. Erholungsreise nach Ceylon. 8. Leben der Europäer in Indien) ist für uns das vierte und das achte das wertvollste gewesen; das vierte besonders wegen der Charakteristik der Hindugelehrten, der Pandits, das achte wegen der anschaulichen Schilderung der indischen „Gesellschaft“. Wir greifen das aber nur heraus, andere wird anderes speciell interessieren. Vielleicht bringen wir in einem der nächsten Beiblätter einige Auszüge zur Charakteristik des Buches wie der heutigen religiösen und gesellschaftlichen Zustände Indiens. Aber ein ungerechtes Urtheil enthält das sonst so objektive und zuverlässige Buch nämlich über die Missionare, speciell die englischen (S. 250). Verfasser hat das Unglück gehabt mit einigen englischen Missionaren (vermutlich sind es aber gar keine Missionare, sondern Regierungsgeistliche gewesen!!) zusammen zu treffen, welche ihm gerechtes Argerniß gaben; aber er ist dann in den, man muß sagen epidemischen Fehler der meisten Reisenden gefallen, daß er generalisirt hat. Das Buch erweckt nicht an einer einzigen Stelle den Eindruck, daß der Professor sich auch nur im allermindesten Maße um die Mission in Indien bekümmert hätte. Abgesehen von dem längeren Aufenthalt in Benares hat er Indien auch nur im Fluge durchseht. Unter diesen Umständen mußte sein Urtheil notwendigerweise schief ausfallen. Daß er auch nicht ohne alle Voreingenommenheit urtheilt, geht z. B. daraus hervor, daß während er (S. 208 und 220) die indische „Gesellschaft“ in Schutz nimmt gegen den Vorwurf eines luxuriösen Lebens, er die Missionare eines „bequemen“ Lebens beschuldigt, wenn sich ein gewisses Maß von Komfort in ihren Häusern findet, das nach seiner eignen Apologie ein Europäer in Indien eben nicht entbehren kann. Da er „weitau“ von der „Mehrzahl“ der Missionare behauptet, daß sie „einfach als Geistliche einer europäischen Gemeinde wirken“ (250), so scheint es, daß er englische Regierungsgeistliche beständig mit Missionaren verwechselt und den letzteren noch dazu in ihrer Gesamtheit zum Vorwurf macht, was ihm von einigen der ersteren zu Gesicht oder zu Gehör gekommen. Das von dem Urtheil Garbes sehr verschiedene Urtheil Sir Hunters, der die Missionare aus einem viertel-hundertjährigen indischen Aufenthalte kannte, ist am Schlusse des Beiblatts mitgeteilt.

2. **Warned:** „Die Mission in der Volksschule. Ein Handbuch für den Lehrer.“ Fünfte verbesserte Auflage. Gütersloh, Bertelsmann. 1889. 2 Mk. In seiner Hauptanlage ist das Buch auch in der fünften Ausgabe unverändert geblieben; nur eine Reihe Zusätze sind hinzugetreten und selbstverständlich die statistischen Angaben auf den neuesten Stand gebracht. Daß von dem Büchlein auch bereits Übersetzungen in drei Sprachen erschienen sind,

ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß in und außerhalb Deutschlands die Schule der Mission ihre Pforten zu öffnen beginnt.

3. Als wertvolle Ergänzungen zu meiner „Mission in der Schule“ seien zwei kleine Schriftchen angeführt:

a) **Wallroth**: „Kurze, einfache Erklärungen und Erzählungen zu 25 Liedern des neuen schlesw.-holst. Gesangbuchs für Schule, Kirche und Haus.“ Ahrensbof. Hormann. 1889. In die Erklärung dieser 25 der bekanntesten Kirchenlieder sind meines Wissens zum erstenmale reichliche Beziehungen auf die Erklärungen und Erzählungen aus der Heidenmission eingewebt.

b) **Raumann**: „Wie ich meinen Konfirmanden Kirchengeschichte mit besonderer Berücksichtigung der engeren Heimat erzähle?“ Eckartshaus. 1889. Ein großer Teil dieser „Kirchengeschichte“ besteht aus Bildern aus der alten deutschen Missionsgeschichte, die gerade wegen ihrer lokalen Färbung das Interesse der Kinder besonders fesseln. Möchten solche kirchen- bzw. missionsgeschichtliche Lokalbilder bald mehr geboten werden!

4. „Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1889.“ Leipzig. Wallmann. Wieder eine schöne litterarische Gabe der jungen frisch aufblühenden Missionskonferenz im Rgr. Sachsen. Das Jahrbuch enthält außer einem vollständigen Missionskalender wertvollen, statistischen und litterarischen Übersichten, Bausteinen bzw. Skizzen und Thematzen zu Missionsstunden und verschiedenen die Missionskonferenz selbst betreffenden Mitteilungen mehrere selbständige Aufsätze: z. B. über die Rückwirkung der Mission auf die heimatliche Kirche; die Erfüllung der Mission Israels in Jesu Christo; den gegenwärtigen Stand der luth. Judenmission; wie erwirbt man sich eine gründliche Missionskenntnis?

5. **Van Wijk**: Nederlandsch Zendingstijdschrift, uitgegeven door het Comité voor Nederlandsche Zendingconferentiën. Utrecht. Breijer. 1889. Also auch eine Missionskonferenz-Frucht. Holland besitzt allerdings bereits eine Algemeen Zendingstijdschrift, den jetzt im 7. Jahrgange erscheinenden Macedoniër, herausgegeben von Ds. Dijkstra. Ob sich in dem kleinen Holland diese beiden M.=Zeitschriften neben einander zu halten vermögen, dürfte wohl fraglich sein. In dem Vorwort, welches zugleich das Programm der neuen Zeitschrift enthält, die sich ähnlich unsrer Allg. M.=Z. gestalten soll, wird die Begründung derselben dadurch motiviert, daß man dem Macedoniër „den Namen einer wissenschaftlichen Zeitschrift nicht geben könne.“ Ob noch andere Gründe mitgewirkt, vermögen wir aus der Ferne nicht zu beurteilen. Die vorliegende erste Nummer enthält neben dem bereits erwähnten Vorwort 4 selbständige Artikel: De bezwaren tegen de Zending onder de Papoeas van de zeyde der natuurwetenschap; de practijk van den Zendeling; de Roomsche zending in onze koloniën und de Zending in ons Parlement. Die Mitarbeiter gehören zu den sachkundigsten Vertretern der Mission in Niederland. Einen großen Dienst würde die neue Zeitschrift der Missionskunde leisten, wenn sie uns mit solchen geschichtlichen und statistischen Artikeln über die alte und neue holl. Missionsthätigkeit beschenken wollte, die uns endlich instand setzten, eine lückenlose Übersicht über und verständnisvolle Einsicht in dieselbe zu gewinnen.

6. *Suum cuique.* Einem jeden das Seine oder die Baseler Mission und ihre Gegner. Herausgegeben vom Straßburger Hilfsverein für die evang. Missionen von Paris und Basel. 2. Ausgabe. Straßburg 1889. Eine lezenswerte populäre Apologie des ökumenischen Standpunktes der Baseler M.-G., veranlaßt durch einen manchmal stark an die Zeiten der alten Konfessionspolemik erinnernden lutherischen Streittraktat: „Offenes Bedenken gegen die reformierte Mischungs- oder Unionsmission in Basel“ (3. Ausgabe 1888).

7. „*Kalwer Kirchenlexikon. Theologisches Handwörterbuch illustriert*“, redigiert von Lic. Zeller. Vollständig in 16 Lieferungen à 1 Mk. Erste Lieferung 1889. Calw und Stuttgart. Dieses Handwörterbuch setzt den ganzen biblischen Stoff als bekannt voraus und beschränkt sich auf die lexikalische Darstellung alles dessen, was die christliche Kirche von ihrem Anfang an bis heute gelehrt und erlebt, worin und wofür sie gearbeitet, was sie erlitten und erfahren hat. Unter dieses „alles“ wird auch die alte und neue Missionsgeschichte subsumiert, wie diese erste Lieferung zeigt, die u. a. die Artikel: Akademischer Missionsverein; Allg. ev. protest. M.-Verein; American Board C. F. M.; Amerika; Anderson; Ärztliche Mission beweisen. Die Mitarbeiter repräsentieren Namen von gutem Klang. Wir kommen auf das Unternehmen zurück, wenn wir erst mehrere Lieferungen vor uns haben.

8. „*Christliche Bedenken über modern christliches Wesen.*“ Von einem Sorgenvollen. Gütersloh. 2. Aufl. 1889. Ein sehr beherzigenswerter Bußruf, von dem wir sehr wünschten, daß er nicht die Stimme eines Predigers in der Wüste bliebe und den wir nicht dadurch abschwächen möchten, daß wir die wenigen Punkte bekritteln, wo der Sorgenvolle uns etwas über das Ziel hinauszuschießen scheint. Die Gefahr vornehmlich der Verweltlichung des Christentums ist heute so groß, daß wir jedem Arzt danken wollen, der uns mit heiligem Ernst sie kennen lehrt. Und der „Sorgenvolle“ ist ein Arzt, der noch mehr thut als das. Gott segne sein Wort. Wd.

9. *Krönlein*: „*Wortschatz der Khoi-Khoi*“ (Namaqua-Hottentotten). Berlin 1889. Deutsche Kolonialgesellschaft. Der Verfasser, welcher seit 1851 in Südafrika thätig ist und über ein Menschenalter unter den Hottentotten in Gr. Namaqua gelebt hat, hat seine besondere Bedeutung dadurch, daß er einen großen Teil seiner Arbeitskraft darauf verwendet hat, um für die geistlichen Bedürfnisse seiner Gemeindeglieder die notwendigsten Bücher zu übersetzen; Neues Testament, Bibl. Geschichte, Psalmen, Katechismus, Liturgie und Gesangbuch sind gedruckt, das Alte Testament ist druckfertig im Manuskript. — Als Vorarbeit zu diesen Sammlungen hatte sich Kr. ein Wörterbuch angelegt, in welchem er alle charakteristischen Sätze, die er im Gespräch mit den Eingeborenen hörte, mit der Übersetzung eintrug. Unter der Beihilfe gebildeter Hottentotten, vor allem der Schullehrer und Kirchendolmetscher (die er sich zum Teil selbst erst hatte heranbilden müssen), hat er die Orthographie immer genauer fixiert und auch die Tonhöhe jedes einzelnen Wortes festgestellt. Auf seinen Reisen, im Verkehr mit Leuten der verschiedenen Gegenden, wurde dann bis auf die neueste Zeit daran gefeilt und verbessert. Es ist mir gelungen, den Verfasser, welcher jetzt an der deutschen



Gemeinde in Wynberg Pfarrer ist, dazu zu bewegen, daß er diesen Schatz „opus triginta annorum“ zur Veröffentlichung noch einmal durchgearbeitet und mir zum Druck übergeben hat. — Die Einrichtung des Buches ist derart, daß die einzelnen Stammwurzeln und -Wörter in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt sind. An jedes schließen sich die davon abgeleiteten Wörter und die Komposita; dann folgt eine Reihe von Sätzen aus dem Munde der Eingeborenen, welche das Wort in einer Reihe von originalen Wendungen angewandt zeigen. Diese mit größter Gewissenhaftigkeit aufgezeichneten Sätze geben ein deutliches Bild des bei den Hottentotten gangbaren Gesprächsstoffs. — Nur auf eines hiervon möchte ich hier hinweisen. Demjenigen, welcher sich mit den Hottentotten beschäftigt hat, ist es bekannt, daß es lange Zeit sehr fraglich war, ob diese überhaupt früher von einem göttlichen Wesen Kenntnis gehabt hätten. Es wurde wohl Tsui-||goab als höchstes Wesen der Hottentotten genannt, aber man wußte nicht, was man mit dem Worte anfangen sollte. Es war Sitte von alters her diesen Namen mit: „verwundetes Knie“ zu übersetzen und sogar der sonst mit den H. so bekannte Theoph. Hahn ließ sich verleiten ein ganzes Buch auf diese Übersetzung zu gründen (Tsuni-||Goam, the supreme being of the Khoi-Khoi. London. Trübner 1881), in welcher er die hottentottische „Mythologie“ auf eine Art Sonnendienst zurückführen wollte (vgl. meine Recension des Buches. Ausland 1881. p. 491 ff.). Sobald man auf die verschiedenen Töne achten lernte, die so viele Worte im Khoi-Khoi unterscheiden, war es klar, daß diese Übersetzung falsch war, und daß man wenigstens übersetzen mußte: „Der schwer zu erbittende“, ein Name, der sich schon viel eher mit einer Vorstellung von Gott verbinden ließ. — Krönlein bringt nun in seinem Wortschatz eine ganze Reihe von Sätzen, welche er über diesen Namen Tsui||goab aus dem Munde urwüchsiger H. gehört hat, und es lassen dieselben keinen Zweifel mehr über die Bedeutung der Wörter, nämlich, daß unter Tsui||goab ein höheres Wesen verstanden wird, das einerseits die Bösen straft und richtet, andererseits in der Not denjenigen hilft, die sich zu ihm wenden, das zusieht, wie es die Menschenkinder treiben. Es sind höchst interessante Aussprüche, die hier angeführt werden, die durchaus an patriarchalische Anschauungen aus der Urzeit erinnern, so daß man darüber beinahe die niedrige Kulturstufe vergessen kann, in welcher die H. in allem äußerlichen von den Europäern gefunden wurden. — Zum Schluß des Buches habe ich ein Register der darin vorkommenden deutschen Worte hinzugefügt, um dasselbe desto brauchbarer zu machen. Eine Grammatik ist dem Buche nicht beigegeben, doch habe ich in der Einleitung einige Andeutungen über dieselbe gebracht, welche in etwa das wichtigste derselben erwähnen.<sup>1)</sup>

10. **Chatelain:** Kimbundu Grammar. Grammatica elementar do Kimbundu ou lingua de Angola. Genebra 1888/89. Der Ver-

<sup>1)</sup> Bei dieser Gelegenheit sei zugleich auf das wie es scheint wenig bekannt gewordene „Nama-deutsche Wörterbuch“ des Namamissionars Olpp (Elberfeld 1888) hingewiesen, das besonders für das Anfangsstudium der schweren Sprache gute Dienste leistet. Von Olpp ist auch in demselben Verlage ein kleines Nama-Lesebuch erschienen.  
D. H.

fasser, welcher als Begleiter des in Luluaburg verstorbenen Dr. Summers mehrere Jahre in Angola und dem südwestlichen Teile des Kongobeckens (in Verbindung mit des Bischofs William Tahlor selfsupporting mission) als Missionar gearbeitet hat, bietet uns hier die Resultate seiner Studien über das Kimbundu oder, wie man früher sagte, über die Bunda-sprache, welche für Angola und dessen Hinterländer die Verkehrssprache in ähnlicher Weise bildet, wie das Suaheli in Ostafrika. — Über diese Sprache, deren Wichtigkeit für die Kaufleute und Reisenden in jenen Gegenden längst erkannt war, besaßen wir bis dahin nur die 1697 von Dias S. J. veröffentlichte Grammatik (in welcher sie die Sprache von Angola genannt wird) und das 1804 in Lissabon veröffentlichte Wörterbuch von Cannecattim (neu aufgelegt 1859), beides für ihre Zeit ganz respectable Leistungen. Aber damals hatte man die besonderen Eigentümlichkeiten der Bantusprachen noch nicht entdeckt und es konnte daher eine klare Erkenntnis der Formen noch nicht vorhanden sein, so daß eine neue Bearbeitung dieser wichtigen Sprache dringend notwendig erschien. — Diese ist uns nun in wünschenswertester Weise von dem Verfasser dieser Grammatik geliefert worden. Das Buch ist zunächst für den praktischen Zweck geschrieben, diejenigen Europäer, welche an Ort und Stelle die Sprache zum Verkehr mit den Eingeborenen erlernen wollen, in dieselbe einzuführen. Es ist deshalb portugiesisch verfaßt, doch so, daß bei allen Wörtern und Formen des Kimbundu die Bedeutung auch englisch angegeben ist. Jedenfalls werden alle, die sich mit dem Studium der Bantusprachen abgeben, auch ohne besondere Kenntnis des Portugiesischen sich in dem Buche gut herausfinden. Dasselbe ist wie ein Übungsbuch abgefaßt, so daß der Lernende von Seite zu Seite weiter arbeitend sogleich in den Gebrauch der Sprache hineingeführt wird. Mit großem Geschick ist dabei dasjenige verwertet, was die vergleichende Sprachforschung über die Bantusprachen erkundet hat, wenn auch bei der liebenswürdigen Bescheidenheit des Verfassers nur dem Fachmann klar wird, welches Maß von Studien hinter den einzelnen Bemerkungen steckt. — Das Buch reiht sich würdig an die über das Suaheli, Kaffir, Sotho, Herero, Kongo veröffentlichten gründlichen Arbeiten an und ein neues großes Gebiet der Bantusprachen wird dadurch erschlossen, so daß es nun immer leichter wird über die noch unbekannten Sprachen sich zu orientieren. Von den bekannteren Dialekten scheint das Oshindonga (Ovamboland) und das Kinyika (bei Mombasa) dem Kimbundu am nächsten verwandt zu sein. — Dem Buche ist eine Sammlung und Übersetzung von Kimbundu-Sprichwörtern und Fabeln angehängt. In einer Anzahl Tabellen sind die Pronominal- und Verbalbildungen zur besseren Übersicht noch einmal zusammengefügt. Böttner.

11. In the far East. Letters from Geraldine Guinness in China, edited by her sister. London, Morgan & Scott. 1889. 120 S. 4°. Die fleißige Herausgeberin des Missionsblatts *Regions Beyond* (in Verbindung mit dem Harley House Missions-Seminar in Ost-London und der Congo-, früher Livingstone Inland Mission), Lucy E. Guinness, die hierin ihrer Mutter, der wohlbekannten Schriftstellerin Mrs. Guinness nachfolgte, übergiebt hier in sehr hübscher Ausstattung mit vielen sprechenden Illustrationen und kurzen orientierenden Einleitungen die Briefe ihrer Schwe-

ster Geraldine, die im Januar 1888 in Verbindung mit der China Inland Mission „in den fernen Osten“ reiste und seitdem in China arbeitet, einem größeren Leserkreis.

Unter den vielen beschreibenden Missionschriften englischer und deutscher Zunge, die mir schon vor die Augen kamen, erinnere ich mich kaum einer, die einen von Anfang bis Ende so lebhaft, so unwiderstehlich in jede Scene versetzt, daß man den ganzen Weg unwillkürlich mitreisen muß, wie diese Stimmungsbilder von der Reise und den ersten Erfahrungen in China aus der Feder der Miß Guinness. Hier ist alles so tief empfunden und darum so leicht nachzuempfinden, vom Lebewohl in der Heimat und der Abschiedsversammlung in Exeter Hall, womit das Buch beginnt, bis zu den ersten Arbeitserfolgen in China, die ersten Eindrücke des Landes und Volkes, die neue Kleidung, die ersten Eßversuche mit Stäbchen, das neue Heim — zuerst fast herzbrechend dunkel und schmutzig, dann bald viel freundlicher sich gestaltend —, die ersten Verlegenheiten und in ihnen, wie überall, der stete Blick nach oben zu dem, der auch in China den Seinen die Wege ebnen kann, die entsetzlichen Opiumselbstmorde und Selbstmordsversuche verzweifelter Frauen, die an manchen Orten täglich die ärztliche Hilfe der Missionare in Anspruch nehmen, der Einblick in häuerliche wie in aristokratische Verhältnisse Chinas; dann auch die köstliche Freude, wenn die ersten Sprechversuche gelingen und ein Eingeborner einen Bibelspruch verstanden hat, oder wenn kleine medizinische Hilfen Erfolg haben, — das alles kommt so frisch und natürlich aus dieser Feder, daß die Gestalten vor dem Leser — auch ohne die Bilderskizzen — ordentlich leben und leben, und er selbst bald mitten in China ist.

Der Missionsfreund aber wird sich noch ganz besonders des tiefen Gemüths, des zarten, frommen und von Liebe zu den Heiden glühenden Sinnes der Verfasserin freuen, an der die chinesisch inländische Mission eine echte Perle gewonnen zu haben scheint, und die bei diesen Briefen — und dies ist mit ihr besonderer Reiz — wohl gar nicht ahnte, daß dieselben bald an eine viel weitere Adresse als die ursprüngliche fortgegeben werden würden. Namentlich auch gebildeten Leserinnen sei das übersezenswerte Buch angelegentlich empfohlen.

Christlieb.



# Der gegenwärtige Stand der Kol-Mission mit besonderer Berücksichtigung der Landfrage.

Von Missionar Dr. Rottrott.

Im ersten Bande der „*Missions-Zeitschrift*“ vom Jahre 1874 hat der frühere Gofnersche Missionar Pastor Zellinghaus in seinen Aufsätzen über „Die Kolhs<sup>1)</sup> in Ostindien und ihre Christianisierung“ die sogenannte „Landfrage“ schon verschiedentlich erwähnt (S. 109 ff., 253 u. 256). Dennoch ist es geboten, dieselbe in ihren Anfängen kurz zu recapitulieren, weil sonst die Fortsetzung, welche bei einem wichtigen Abschnitte, der Vermessung eines Theiles des Landes, einzusetzen hat, schwer verständlich sein würde.

Zunächst ein Wort über den Ausdruck „Landfrage“. Derselbe ist völlig unzureichend für Bezeichnung dessen, was hier in Chutia Nagpur vorgeht und daher mag es auch wohl kommen, daß viele Missionsfreunde gar nicht wissen, um was es sich eigentlich handelt, und uns insofolgedessen auch nicht verstehen.

Was sich heute hier vor unseren Augen abspielt, ist nichts weniger, als der letzte Akt des schon Jahrhunderte währenden Rassenkampfes zwischen dem Arier und dem Teil der Ureinwohner (aborigines) Indiens, welcher unter dem Namen „Kol“ bekannt ist.

<sup>1)</sup> Die Schreibweise „Kolh“ = Schweinetöter (Band 1, S. 25) ist einigen Hindu-Shasters entlehnt, richtiger ist „Kol“ = Mensch. Die Hindus, welche die Bedeutung des Namens nicht kannten, dachten natürlich an ihr Sanskritwort „Kol“ = Schwein, dem sie dann das „h“ anfügten. Das kleine Vokabularium eines unter den Korfu, einem bei Jabbalpur zurückgebliebenen oder versprengten Kol-Namen, arbeitenden Missionars, hat Licht in die Sache gebracht. Kor heißt da Mensch, ku Pluralendung, die wir hier auch haben. Nun zeigt das Vokabularium eine Menge Wörter, welche bis auf den Unterschied des k und h mit dem Mundari gleichlautend sind, z. B. kon und hon = Sohn; kora und hora = Weg. Die Mundaris haben also nach der Trennung von jenem Stamme im Laufe der Zeiten das „k“ mit dem leichter auszusprechenden „h“ vertauscht. Eine Vertauschung des r mit l kann man hier in vielen Wörtern hören. Die Folgerung ist also wohl richtig, daß „Kol“ Mensch bedeutet. Die Larkas in Singbhum, die am wenigsten mit Hindus in Berührung gekommen sind, nennen sich selbst so. Die Mundaris, welche das Wort oft als Schimpfnamen haben hören müssen und die ursprüngliche Bedeutung vergessen haben, weisen ihn ab. Sie nennen sich „horo“ = Mensch, das ist aber nach obigem dasselbe wie Koro oder Kor und Kol.

Verdrängt von den Ufern des Ganges, hin- und hergeschoben von den unablässig vordringenden Hindus, hie und da Gruppen in unwegsamen Gebirgslandschaften zurücklassend, setzten sie sich zuletzt in dem gebirgigen Chutia Nagpur fest.

Ihren ihnen auf dem Fuße folgenden Drängern glaubten sie besseren Widerstand leisten zu können, wenn sie, anstatt in kleinere Verbände (5 bis 20 Dörfer unter einem pahra-*raja* oder Gaugrafen) geteilt, unter einem Oberhaupt stünden, und so wählten sie sich denn einen durch Tapferkeit hervorragenden „pahra-*raja*“ zum König, welcher der Gründer der noch jetzt herrschenden Nagbañsi-Dynastie wurde.

Die Hoffnungen der Kols, in ihrem Königsgeeschlechte Vorkämpfer für ihre Freiheit zu finden, wurden schmählich getäuscht; dasselbe verließ sie, wurde hinduisiert und ging zum Feinde über, an dessen Spitze es jetzt in dem Rassenkampfe steht, hinter sich 869578, aus Bihar, Orissa, Bengalen zc. herangezogene Arier und hinduisierte Aborigines, denen nur noch 625925 Kols gegenüberstehen.<sup>1)</sup>

Natürlich ist der Kampf mit der Besitzergreifung des Landes seitens Englands in eine andere Phase getreten. Die Kols können nicht mehr, wie früher, zu Pfeil und Bogen greifen, um sich der Dränger zu erwehren, sie können auch nicht daran denken, als geschlossenes Volk mit Waffengewalt nach Süden zu dringen, um sich dort neue Wohnsitze zu erobern, wie sie das in früheren Zeiten hier in Chutia Nagpur gethan haben — der Kampf muß jetzt im Lande selbst ausgekämpft werden und zwar mit Waffen, die der gebildete und geriebene Arier hundertmal besser zu führen versteht, als der ungebildete Kol, nämlich mit den Waffen des Geseßes.

In der größten Not erstand den ratlos dastehenden Kols ein Helfer und Bundesgenosse in der Mission, und sie begriffen schnell, daß nur diese ihnen geben könne, was sie zur weiteren Fortführung des Kampfes brauchten. Und in der That, was allein die Kols noch retten kann, ist das Christentum mit seinen auch irdischen Segnungen — Bildung, Einigkeit, Mäßigkeit, kurz Hebung des durch Trunk und Dämonendienst sittlich

<sup>1)</sup> Diese Zahlen gelten von dem Distrikt Chutia Nagpur, offiziell genannt Chutia Nagpur proper oder Lohardagga, nach dem ersten Wohnort der englischen Beamten, von dem hier allein die Rede ist.

Nach diesem Distrikt, in dessen Hauptstadt Ranchi der erste Beamte der Division residirt, ist dieselbe Chutia Nagpur-Division genannt. Dieselbe umfaßt noch die Distrikte Singbhum mit Chaibasa, Ramgarh mit Hazaribagh, Manbhum mit Purulia, und verschiedene nur tributpflichtige Staaten wie Sirguja, Banai, Gangpur, Dhalbhum, Moharbanj u. a.

tief herabgekommenen Volkes, das sind die Vorbedingungen zu einem glücklichen Ausgange des Kampfes, wenn überhaupt noch von einem solchen die Rede sein kann. Ein genauer Kenner der hiesigen Verhältnisse hat den Ausspruch gethan und die oben angeführten Zahlen beweisen leider die Richtigkeit desselben: „Die Mission ist zu spät zu den Kols gekommen.“ Nicht zu spät wäre es gewesen, und nicht zu spät würde es auch jetzt noch sein, wenn das Volk in seiner Gesamtheit zu dieser seiner Zeit noch bedächte, was zu seinem Frieden dient. Doch davon noch später.

Der Kampf geht jetzt natürlich um den Besitz des Grund und Bodens, denn mit ihm steht und fällt ein Volk; daher die Benennung „Landfrage“.

Worum es sich dabei besonders handelt, will ich versuchen, in nachfolgendem darzulegen.

Zu den Rechten der Nagbansi-Dynastie gehört das Besitzrecht von Manjhasfeld in den allermeisten Dörfern der Kols, dazu das Recht der Erhebung einer Grundsteuer von einer anderen Art Feld, dem Rajhas, und gewisse Leistungen für das rentfreie Eigentum der Kolbauern, des Bhuihari und des Bettgheta d. h. das Land, welches als Entgelt für die Bearbeitung des königl. Manjhas ausgeschieden worden war. Die Thatfache, daß nicht in allen Dörfern diese Frondienste geleistet werden, läßt darauf schließen, daß diese Leistungen ursprünglich freiwillige waren.

Nach und nach beanspruchte der König auch andere Rechte, wie Hilfe bei Hochzeiten in der Familie, bei Todesfällen, zur Schuldentilgung, zu Opfern, zum Unterhalt seiner Spielleute und Elefanten, Lastträger zu seinen Reisen 2c. und alles das usurpierte später auch der Hindu- oder mohammedanische Pächter oder Besitzer, als der hinduisirte Fürst solche in sein Land zog und ihnen Dörfer verpachtete, verkaufte oder zu Lehen gab. So entstanden die jetzigen Bedrücker der Kols, die mit allen Mitteln danach strebten, ihren Besitz zu vermehren, das freie Bhuihariland in Manjhas oder rentepflichtiges Rajhas zu verwandeln, welche das Bettgheta selbst bewirtschafteten und dennoch die Fronen nicht nur nahmen, sondern sogar verdoppelten und verzehnfachten, für die doch jenes Land als Entschädigung bestimmt war, und die endlich auch die Feldrente mit allen Mitteln in die Höhe schraubten. Zu diesen Bedrückungen kam noch die Last der Teufelsopfer, welche viele Familien thatsächlich an den Bettelstab brachte, und der Trunk, welcher nicht weniger unter dem Besitztum der Kols aufräumte und den habgierigen Hindus in die Hände arbeitete, in deren Besitz immer mehr Land überging.



Das war die Lage der Kols, als die Mission unter ihnen die Arbeit begann und bald als die natürliche Schützerin und Helferin angesehen wurde, denn noch niemand hatte sich der armen und verachteten Unterdrückten bis dahin so liebevoll suchend genähert, als die Diener derselben.

Nachdem die ostindische Company im Jahre 1832 den letzten Gesamtaufstand der Kols gegen ihre Unterdrücker blutig niedergeschlagen hatte, sahen sich diese in dem Kampfe um ihre Existenz auf die Gerichtshöfe angewiesen, deren Sprache sie nicht einmal kannten und standen darum doppelt hilflos da. Die Sehnsucht, Hilfe und Rat in ihren Prozessen zu erlangen, das Gefühl, daß sie gehoben werden müßten, sollten sie sich gegen die Hindus halten, die Meinung wohl auch, daß die Missionare, die Padres, ebensolche Gewalt über die Regierungsbeamten hätten (ob deutsch oder englisch unterschied man damals noch nicht) wie die Brahmanen über die Rajas, dazu auch der Glaube, daß Jesus in Krankheit und Not helfe, das alles zog sie zum Christentume hin.

Wenn in jener Zeit die Missionare mehr für die bedrängte Lage der Kols gethan, wenn sie die Bitten derselben besser verstanden und ihre Leiden höheren Orts kräftiger dargelegt, wenn sie somit, als die natürlichen Stimmen ihrer unterdrückten Christen, deren Sache energischer in die Hand genommen hätten, so würden sie viel Leid abgewandt haben und die Mission wäre vielleicht nicht in die schwierige Lage gekommen, in der sie sich jetzt befindet.

Wie die ersten Missionare sich zu der „Landfrage“ stellten, hat Sellinghaus (Band I, S. 255 ff.) geschildert. Die Folge war, daß die Führer der Unterdrückten Geld sammelten, um sich anderweitig Hilfe zu verschaffen, daß Abgesandte nach Calcutta gesandt wurden, um dort zu petitionieren, und daß so das Institut der „Sardare“ ins Leben gerufen wurde d. h. derjenigen Führer, welche ihre Sache in Calcutta zu betreiben hatten, und die es mit der Zeit ganz angenehm und vorteilhaft fanden, anstatt hinter dem Pfluge herzugehen, auf Kosten ihrer Auftraggeber zu leben. In Calcutta fielen sie betrügerischen eingebornen Advokaten in die Hände, welche bald entdeckten, welch treffliche Milchkuh sie an den Kols hatten, und die es sich nun ebenfalls angelegen sein ließen, die Sache im Flusse zu erhalten.

Daß die alten Sardare alle recht wohlhabende Leute geworden sind, trotzdem sie ihrer Landwirtschaft ganz entfremdet wurden, zeigt, daß sie ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen verstanden haben, und die zweite Generation derselben leidet auch keine Not.

Diese Sardare mit ihrem Anhange bilden die extreme Partei unter den Kols, die nichts weniger anstrebt, als die Herstellung des Zustandes, wie er vor etwa 1000 Jahren war, d. h. sie will die Hindus und den an ihrer Spitze stehenden König von Chutia Nagpur ganz aus dem Lande haben und wieder in den ganzen und vollen Besitz des Landes treten, wie ihre Vorfahren zur Zeit der Einwanderung.

Zu solchen unsinnigen Forderungen kamen die von ihren Missionaren verlassenen, ja aus der Gemeinde ausgeschlossenen Leute, die sich nun ganz dem Einflusse ihrer heidnischen Advokaten in Calcutta hingegeben hatten. Ihre Petitionen wurden natürlich allerorts abgewiesen, hatten aber doch das Gute, daß die höchsten Regierungskreise auf die Mißstände in Chutia Nagpur aufmerksam wurden und ein Gesetz zur Beseitigung derselben erließen, die „Chutia Nagpur's tenures Act.“ Dasselbe ordnete die Vermessung folgenden Landes an: 1. Bhuihari (rentfreies Land der Kols). 2. Manjhas (königliches oder in den Besitz der Zamindare durch Schenkung, Kauf oder als Lehen übergegangenes Land). 3. Bhuttheta (Land, von dessen Ertrage gemeinsame Opfer an die Dhuts, Dämonen, bestritten wurden). 4. Dalikatari (neueren Datums fertig gestelltes Reisland). 5. Bahanai (Teufelspriester-Acker) und 6. Betttheta (Land als Entgelt für Bearbeitung der Manjhas).

Zur Ausführung des Gesetzes wurden „Special-Commissioners“ ernannt, welche die Rechtstitel zu prüfen und durch die ihnen beigegebenen Feldmesser die Ländereien zu vermessen, versteinern, Flurkarten anzulegen und Fronen abzulösen hatten, wo letzteres beantragt wurde. Das Gesetz sagte, daß auch seit 20 Jahren dem Kol geraubtes Land dem früheren Besitzer zurückzugeben sei, wenn er — den Rechtstitel nachweise. Da die Special-Commissioner mit ihrem ganzen Troß von Schreibern und Feldmessern von Ort zu Ort zu reisen hatten, dieses aber der Regenzeit wegen nur etwa sieben Monate im Jahre möglich war, so dauerte die ganze Vermessung 10 Jahre und kostete der Regierung ca. 500 000 M. Der erste dieser Beamten, Babu Kathal Das Halbar, bekam allein 1600 M. pro Monat.

Leider entsprach der Erfolg nicht dem Kostenaufwande und besonders nicht den Hoffnungen, welche die Kols hegten; denn anstatt das ihnen seit 20 Jahren geraubte Land wiederzubekommen, verloren sie vielfach das noch in ihrem Besitz befindliche. Natürlich gaben sie den vermessenden Beamten die alleinige Schuld, behauptend, diese hätten sich von den reichen Zamindaren bestechen lassen; ohne Zweifel ist das vielfach vorgekommen, — denn wo käme das in Indien nicht vor? — aber die Hauptschuld

lag doch auf ihrer Seite, lag in ihrer Uneinigkeit und Leichtgläubigkeit, mit der sie sich durch trügerische Versprechungen sogar verleiten ließen, zu Gunsten ihrer Zamindare gegen ihre Stammesgenossen, ja gegen ihre eigenen Verwandten auszusagen.

Ich schreibe dieses im Zelte, das bei einem Dorfe steht, welches einen schlagenden Beweis für obige Behauptung bietet. Es ist das Dorf Murgu, der Geburts- und Stammort unserer beiden eingebornen Geistlichen Rufus und Hanuth Dato Lakra. Da dem Zamindar des Dorfes vor allem daran lag, diese geistig hervorragende Familie aus dem Dorfe herauszubringen, so setzte er alles daran, um sämtliche heidnische Uraus auf seine Seite zu bringen, was er auch durch Erlaß der Frondienste, Verringerung der Rente und durch das Versprechen erreichte, das jener Familie gehörige Feld unter sie zu verteilen. So brachte er sie zu der falschen Zeugenaussage, daß die betreffende Familie gar keine uransässige sei, also auch kein Recht auf Bhuihari-Land habe, und so wurde der Vater der beiden Pastoren als ein nach unrechtmäßigem Besitz strebender „Christ“ mit Schimpf und Schande abgewiesen, mußte sogar das Dorf verlassen und sich anderswo Land pachten.

Der reiche Brahmane erfüllte sein Versprechen natürlich nicht; von dem geraubten Lande bekamen sie nichts und die seinerzeit erlassene Feldrente klagte er nach drei Jahren mit Zinsezins ein. Ebenso holte er die Frondienste doppelt und dreifach nach und brachte einen nach dem anderen an den Bettelstab, so daß sie das Dorf verlassen und in die Fremde ziehen mußten. Jetzt leben nur noch drei altansässige Uraufamilien in dem Dorfe, deren Tage aber auch gezählt sind. Sie sind jetzt auch Christen geworden und haben mir das Obige selbst erzählt, herzlich bedauernd, daß sie sich zu solchem Schurkenstreiche gegen ihren Stammesbruder hätten mißbrauchen lassen.

Das ist ein Beispiel für viele hunderte von Fällen. In anderen Dörfern redeten die Zamindare den Kols vor, die Regierung lasse nur vermessen, um eine höhere Steuer auf das Land zu legen, es liege also in ihrem eigenen Interesse, möglichst wenig Land als Bhuihari vermessen zu lassen; das in ihrem Besitze befindliche könne ihnen ja doch nicht genommen werden. Wirklich gingen viele in die plumpe Falle und verloren so den größten Teil ihres rentfreien Landes.

Und nicht genug damit, es giebt eine ganze Reihe Dörfer, in denen gar nichts vermessen worden ist, weil die Bauern (bhuihars), von ihren Zamindaren überredet, erklärten, sie seien nur royots oder Pächter des dem Dorfbesitzer gehörigen Landes. Babu Rakhal Das Halbar erzählte mir selbst so eine Geschichte.

Alle Bauern eines Dorfes hätten zu Protokoll gegeben, es sei in ihrem Dorfe gar kein Bhuihari-Land vorhanden, sie seien allesamt nur Pächter. Er habe sehr wohl gewußt, wie die Sachen in dem Dorfe lägen und ihnen es auf den Kopf zugesagt, sie seien vom Zamindar durch Schweinefleisch und Branntwein gewonnen und durch wer weiß was für Reden dazu gebracht



worden, gegen ihren eigenen Vorteil auszusagen, er werde deshalb die Aufnahme des Protokolls auf 8 Tage verschieben, bis zu welcher Zeit sie sich wohl eines Besseren besonnen haben würden — aber auch nach 8 Tagen seien sie bei ihrer Aussage geblieben, und so habe er nichts machen können. Nach Jahr und Tag seien dieselben Leute dann klagend zu ihm gekommen, der Zamindar habe ihnen all ihr Bhuihari geraubt, sie seien besitzlos, er möge doch helfen. Natürlich sei es zu spät gewesen, das Dorf sei den Kols verloren gegangen.

Auch die Ablösung der Fronen war in dem Gesetze wohl vorgesehen, aber leider nicht obligatorisch gemacht worden. Es sagte das Gesetz nur, daß, wo immer alle Glieder eines „Khat“, d. h. eines Geschlechts, die Ablösung beantragten, dieselbe geschehen müsse, und zwar zu dem Satze von 10 Pfennigen pro Arbeitstag, was bei 13 gesetzlichen Frontagen nur eine lächerlich kleine Summe ausmacht, die dann mit der Rente zu zahlen ist.

Natürlich war dieser Paragraph des Gesetzes den Zamindaren durchaus nicht genehm und sie setzten alles daran, um die Leute von der Ablösung abzuhalten. Wieder spielten Branntwein und Bestechung eine große Rolle; die Fronen wurden gar nicht verlangt und den Leuten gesagt, sie sollten sich doch nicht unnötigerweise in Unkosten stecken; aber kaum war die Sache gerichtlich fest und die Fronen standen — nur pro forma, wie ihnen vorgeredet wurde — auf ihrem Besitztitel, als sie auch mit äußerster Strenge eingefordert wurden, und nicht etwa nur 13 Tage im ganzen für das dem Geschlecht gehörige Land, sondern ungezählte und von jedem Hause.

Deshalb hintertrieben eben die Zamindare mit allen nur erdenklichen Mitteln, weil sie dann die Fronen ungezählt expressen konnten; hätte es sich in der That nur um 13 Tage gehandelt, so würden sie nicht so viel Aufhebens darum gemacht haben.

Thatsächlich ist es jetzt so, daß der Kol sein eigenes Land nicht eher bestellen, seinen eigenen Reis nicht eher schneiden und dreschen darf, bis diese Arbeiten auf dem Felde und der Tenne der Zamindare gethan sind. Weshalb der Kol sich das gefallen läßt? Weshalb er nicht klagt? Ein sehr wohlmeinender Beamter sagte mir selbst, daß es sehr schwer halten werde, eine solche Klage zu beweisen und zu gewinnen. Und wenn der Kol gewönne, so würde der reiche Grundherr ihn mit so viel weiteren Klagen überschütten, daß er, ruiniert und verarmt, das Dorf doch verlassen müßte.

Unter den Mundaris sind die Fronen wohl in den meisten Dörfern abgelöst, denn dort war das Christentum 1870, wo die Ablösung begann,

schon weit verbreitet, aber unter den Uraus ist es nur in sehr wenig Orten der Fall und diese armen Leute sind noch heute die reinen Sklaven ihrer Grundherrs.

Wir Missionare boten natürlich alles auf, die Leute über das Gesetz aufzuklären. Wir übersetzten es in ihre Sprache, erklärten es ihnen, machten sie auf die Wichtigkeit desselben bezüglich ihrer Zukunft aufmerksam, mahnten zur Einigkeit und vor allem zur Wahrhaftigkeit — dann wieder in anderen Orten gaben sie viel mehr Land an, als ihnen zukam und verloren dadurch auch das, was ihnen schon gehörte — aber nur bei allzuvielen fanden wir keinen Glauben, und besonders die heidnischen Uraus glaubten mehr ihrem Zamindar, wenn er ihnen sagte, unser Rat sei nur eine Falle, sie zu Christen zu machen.

Nur die Gegenden unter den Mundaris, von denen bereits der größte Teil der Bhuihars Christen waren oder doch wo Christen die Sache führten und sich bei den Heiden Gehorsam zu verschaffen wußten, standen sich bei der Vermessung gut, bekamen genügend Land, lösten ihre Fronen ab und haben wenig oder nichts mit ihren Zamindaren zu thun.

Doch das sind Ausnahmen. Im ganzen kamen die Kols schlecht weg, und was von der Regierung in bester Absicht zu ihrer Sicherstellung eingerichtet war, wurde durch Parteilichkeit und Bestechlichkeit einerseits, Zwietracht, Leichtgläubigkeit und Dummheit andererseits in das reine Gegenteil umgewandelt. Die Unzufriedenheit wurde also nicht beseitigt, sondern vermehrt.

Hierzu kam, daß in dem Gesetze viele streitige Punkte gar nicht berücksichtigt waren, wie z. B. das Mardana-Feld (Entschädigung für die Beföstigung des durch den Pahra-*raja* zusammengerufenen Schiedsgerichtes), die Baupläze der verlassenen Häuser, die dazu gehörigen Hausgärten, die Patras oder stehengebliebenen Wäldchen, die Mango-Gärten, Grund und Boden sowohl, als Bäume, das Korfarland, das später als das Bhuihari urbar gemacht ist u. s. w. Die Kols behaupten, die Regierung habe das alles nicht vermessen lassen, weil es selbstredend ihnen gehöre, die Zamindare bestreiten das und belegen die genannten Felder mit derselben hohen Rente wie das Rajhas oder occupieren sie einfach. Nun geht der erbitterte Streit um diese Besitzrechte, und im Gericht werden darüber die verschiedensten Urteile gefällt und gewinnen Rechtskraft.

Eine weitere grobe Unterlassung des Gesetzes ist die Ausschließung des Rajhas von der Vermessung, d. h. desjenigen Landes, wofür volle Rente gezahlt werden muß. Die Regierung unterließ die Vermessung dieses Landes wohl deshalb, weil sie annahm, es werde zu keinen besonderen

Streitigkeiten Veranlassung geben, vergaß aber, daß dadurch den Dorfbesitzern eine gewichtige Waffe gegen die Kols in die Hände gegeben würde. Diejenigen Erbpächter, welche keine Rentequittung in Händen hatten, verloren einfach das Land und die Dorfbesitzer gaben es ihren Kreaturen aus den niederen Hindukasten, mit denen sich nun die Dörfer, besonders die der Uraus, immer mehr füllten.

So brachte also das Gesetz von 1869 den Kols mehr Nachteil als Vorteil, und es war kein Wunder, daß sie wieder und wieder zu petitionieren begannen, natürlich in unverständigster Weise. Zunächst hatten sie um Annullierung des Gesetzes und Aufhebung des durch die Ausführung desselben herbeigeführten Rechtszustandes, was aber mit Hinweis darauf abgelehnt wurde, daß ja nach Recht und Gerechtigkeit verfahren worden sei und daß es der Regierung zu viel gekostet habe, als daß sie alles wieder umstoßen könnte.

Auch wir Missionare schilderten in eingehender Darlegung die Schäden, welche den Kols erwachsen seien und legten der Regierung mehrere Punkte vor, welche eine Besserung der drückenden Lage des Volks herbeiführen könnten. Im ganzen wurden auch wir abschläglich beschieden, aber den Erfolg hatte unsere Petition doch, daß den Kols gestattet wurde, ihre Feldrente in die Regierungs-Hauptkasse einzuzahlen, wenn die Dorfbesitzer (die „Landlords“, wie die Regierung sie nach englischem Muster nennt) keine oder ungenügende Quittungen gäben und die Rente selbst eigenmächtig erhöhen wollten.

Natürlich suchen das auch heute noch die Zamindare nach Kräften zu hindern, denn es wird ihnen dadurch eine gewaltige Waffe aus den Händen gewunden. Nach dem Gesetz können sie die Rente von drei Jahren einklagen. Da sie nun selten Quittungen geben, so halten sie ihre Dörfler durch die stete Drohung im Schach, solch eine Rentenklage anzustrengen, und schinden daraufhin die Leute nach Möglichkeit. Durch diese Drohung halten sie auch heute noch viele ab, von dem Gesetze Gebrauch zu machen, denn die meisten solcher Klagen werden wider die Kols entschieden, weil sie keine Quittungen aufweisen können, und der Richter stets fragt: „Wenn du im ersten Jahre keine Quittung bekommen hattest, warum hast du es im zweiten denn nicht gleich in die Regierungskasse gezahlt?“

Ein Beispiel nur sei mir anzuführen erlaubt:

Eine Stunde von der Station Burju entfernt liegt das Dorf Charid, das dem Purohit oder Hauspriester des Königs als erbliche Pfründe geschenkt worden ist. Derselbe plagte seine Dorfleute auf das schändeste, warf jeden,



der Christ werden wollte, aus dem Dorfe, gab nie eine Quittung und ließ sie alle Tage zu den Fronen zusammentreiben, bis seine Felder bestellt oder abgeerntet waren, und dann erst erlaubte er ihnen die Arbeit auf ihren eigenen Feldern. Endlich konnten es die Kols nicht mehr aushalten und beschloßen alle Christen zu werden. Als sie mir ihre üble Lage darlegten, sagte ich ihnen gleich, daß sie zunächst schwere Kämpfe zu bestehen haben würden, von denen ich sie nicht befreien könne, und daß ihnen die Prozesse viel Geld kosten würden, ermutigte sie aber auch mit der Aussicht, daß dann ihre Lage eine ungleich bessere werden würde. Ich riet ihnen sodann, ihrem Zamindar die Feldrente nur dann zu zahlen, wenn er die gesetzliche Quittung gäbe, andernfalls aber dieselbe sofort in die Regierungskasse einzuzahlen.

Als ich einige Tage darauf durch das Dorf ritt, fand ich sie im Begriff, ihre Rente dem Zamindar zu zahlen, und ging mit ihnen, um selbst nach dem Rechte zu sehen. Auf meine Frage, wieviel Rente rückständig sei, erhielt ich die Antwort: „Die eines Jahres,“ und auf meine weitere Frage, ob er den Leuten auch Quittung gäbe, erwiderte er, daß er das stets thue. Als ich ihn nun höflichst ersuchte, das sogleich zu thun, denn die Leute würden ihm in meiner Gegenwart die Rente zahlen, stellte er die Bedingung, daß sie ihm zuerst ein „Kabuliat“ gäben d. h. eine schriftliche Versicherung, daß alles Land außer dem Vermessenen Rajhas oder solches Land sei, für welches volle Rente zu zahlen ist und das der Dorfbesitzer zu vergeben hat.

Auf meinen Einwurf: „Sie wollen also den armen Leuten ihr Korkar, ihr mühsam zurechtgemachtes Land wegnehmen?“ antwortete er sehr entrüstet: „Ich? ein Hauspriester des Königs, sollte unrecht Gut nehmen? Es ist alles Rajhas, aber Ihre verlogenen Christen nehmen es jetzt als Korkar in Anspruch und wollen mir nur die Hälfte der Rente zahlen.“ Ich: „Zawohl, denn mehr gebührt Ihnen nach dem Gesetz für Korkar-Land gar nicht; ich kenne das Dorf und seine Verhältnisse nun schon 12 Jahre und weiß, daß die Leute in ihrem Rechte sind.“ Er: „Sie haben die Kols erst aufgehetzt; früher gehorchten sie mir, jetzt sind sie auffässig geworden, im ganzen Lande stacheln Sie die Kols zum Ungehorsam auf.“

Da der Mann anfang, unhöflich zu werden, machte ich ihm meinen „Salam“ und ging mit meinen Christen weg; bald darauf ritt ich nach Hause. Aber auch der Herr Kollege ließ sein Pferd satteln und ritt nach der nächsten Polizeistation, wo er mich als Aufwiegler verklagte. Zum Glück war der Polizei-Inspektor ein mir seit lange bekannter Mohammedaner, der dem stolzen „Purohit“ entgegnete, seine Klage sei eine Lüge, er kenne mich länger und besser, er wisse aber auch, wie die Brahmanen ihre Dorfleute behandelten; er nehme die Klage nicht an, er möge sich an das Gericht wenden, wenn er glaube, seine Anklage beweisen zu können.

Die Mohammedaner stehen den Hindus sehr schroff gegenüber. Wäre der Sub-Inspektor ein Hindu gewesen, so würde wohl eine ganz hübsche Beschwerdeschrift über mich nach Ranchi abgegangen sein.

Andern Tages sandte ich die Leute von Charid nach Ranchi, um ihre Rente daselbst einzuzahlen, und acht Tage darauf hatten sie auch schon die gerichtliche Vorladung, weil sie wegen dreijähriger rückständiger Rente vom Purohit verklagt seien. Der Purohit hatte nicht nur sämtliche Christen, sondern

auch alle heidnischen Bhuihars verklagt, damit erstere keine Zeugen hätten, denn die royots, seine Pächter, die außerdem noch im Dorfe wohnen, brauchte er nicht zu fürchten, da sie doch nach seinem Willen aussagen mußten.

Zufällig war im Vorjahre der zunächst wohnende meiner Katechisten an dem Tage im Dorfe gewesen, an dem die Leute ihren Pachtzins bezahlt hatten — natürlich ohne Quittung zu erhalten — und konnte derselbe als Zeuge angegeben werden. Auch ich ließ mich als solchen vorladen, aber wir verloren die Klage doch.

Der Katechist konnte aus seinem Tagebuche beweisen, daß er an dem und dem Tage in Charid gewesen sei und bezeugte, daß er gesehen, wie die und die dem Purohit unter dessen Veranda das Geld gezahlt hätten und dann sehr enttäuscht weggegangen seien, weil er ihnen wiederum keine Quittung gegeben, sondern sie auf später vertröstet habe — aber als nun der Gegen-Advokat sein Kreuzverhör begann und wissen wollte, wieviel jeder der 20 Leute in Silber und Kupfer gezahlt habe, für was für Feld, ob dieser oder jener zuerst und dgl. mehr, da hörte des Katechisten Daud Weisheit natürlich auf und der Basil (Advokat) that in schlagender Rede dar, daß ein Zeuge, der das nicht wisse, keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen könne.

Wir gings nicht besser. Ich sagte aus, was der Purohit vor mir eingestanden habe, daß nämlich nur eines Jahres Rente restiere, und daß er den Leuten die Quittung verweigert habe. „Und was glauben Sie mit Ihrem Zeugnis zu erreichen?“ — frug mich der Richter, ein Eingebornen. „Daß Sie die moralische Überzeugung gewinnen, daß meine Christen fälschlich angeklagt sind, daß der Purohit überhaupt nicht die Gewohnheit hat, Quittungen zu geben und diese Leute daher auch keine vorzeigen können, und endlich, daß Sie nun auch der Aussage meines Katechisten Glauben schenken werden, der gesehen, wie die Leute im vorigen Jahre gezahlt haben.“

„Meine moralische Überzeugung,“ erwiderte er, „thut hier gar nichts zur Sache. Ich muß entweder Quittungen sehen oder wenigstens zwei Zeugen hören, die alles aufs genaueste angeben können, so sagt das Gesetz; haben Sie gesehen, daß die Leute drei Jahre lang ihre Rente bezahlt haben?“ — „Nein.“ „Dann werde ich gegen sie entscheiden müssen, wenn sie nicht weitere Zeugen beibringen.“ — „Alle erbansässigen Kols sind ja deshalb mit verklagt, damit das nicht möglich sei.“ — Achselzucken war die Antwort auf diese Bemerkung; sie sagte, daß das wohl möglich sei, daß er, Richter, aber dabei nichts thun könne.

Unser Advokat machte noch darauf aufmerksam, daß der Purohit drei Dörfer besitze und doch sicherlich Buch führe, er verlange die Vorlage seiner Rechnungsbücher; aber der Purohit entgegnete dreist, er führe nicht Buch, er mache sich nur Notizen auf kleine Zettel, die er später vernichte.

Die Klage wurde also verloren, der Purohit gewann und die Leute mußten für drei Jahre ihre Feldrente mit Zinseszins und dazu die Gerichtskosten zahlen. Ein Gutes hatte aber die Klage, denn einmal hatte der Kläger angeben müssen, welches Feld einem jeden gehört, also daß er nun später keinen Wirrwar mehr anrichten kann, und dann ist die Rente nun selbst fixiert, so daß er sie willkürlich nicht mehr erhöhen kann, und endlich, daß die Rente nun fernerhin in die Regierungskasse eingezahlt werden kann, ohne das

Risiko, gleich mit einer Klage bestraft zu werden. Den Nachteil haben sie ja freilich von der ganzen Sache, daß sie ferner vom Purohit ihm gehöriges Land nicht in Pacht bekommen werden, sondern sich mit dem begnügen müssen, was ihnen vermessen worden ist, und mit dem wenigen Korkar, dem neuerdings fertig gestellten Lande, was für die zahlreiche Bevölkerung nicht ausreichen, also einen Teil zur Auswanderung zwingen wird.

So leben also die Kols unter demselben Drucke weiter, wie vor dem Erlaß der „Chutia Nagpur's tenures Act,“ ja in mancher Beziehung ist es noch schlimmer geworden, denn manche Richter neigen nur zu sehr der Meinung zu, daß mit dem vermessenen Bhuihari den Kols alles gegeben sei, was sie beanspruchen könnten, und das ist doch lange nicht genug, die sich steigend mehrende Bevölkerung ernähren zu können. So müssen denn tausende auswandern, entweder nach Assam und Darjeeling in die Theedistrikte, oder nach Süden in die Wälder, wo sie von neuem die Arbeit beginnen, die ihre Väter in Chutia Nagpur und vorher schon wer weiß wievielmals anderswo thaten, nämlich für die nachdringenden Arier den Wald roden und das Land urbar machen.

Diese Lage und die ihnen nicht verborgene Thatsache, daß der Arier stetig Fortschritte macht und sie aus einer Position in die andere treibt, hielt die Agitation der Sardare natürlich wach. Früher geschahen die Geldsammlungen heimlich, später jedoch ganz öffentlich, seit ein Richter in Ranchi konstatierte, daß dadurch keines der bestehenden Gesetze verlegt werde.

Auch die Advokaten in Calcutta wußten die Sache im Flusse zu erhalten, und in den Eingaben an den Lieutenant Governor, den Vice-Regal Council (den großen Rat, welcher dem General Governor zur Seite steht) und den Staatssekretär für Indien in London brachten sie die thörichtsten und unmöglichsten Ideen zu Papier, von denen sie im voraus wissen mußten, daß sie die Ursache sofortiger Abweisung sein würden.

Wenn sie dann den abschläglichen Bescheid erhielten, so bemerkten die heidnischen und christenfeindlichen Advokaten, daß die Padri Sahabs, die Missionare, die Sache hintertrieben hätten, und schädeten uns dadurch in doppelter Weise, einmal darin, daß sie uns die Leute immer mehr entfremdeten, und sodann, daß dieselben in der thörichten Meinung immer mehr bestärkt wurden, wir hätten weit größere Macht, als wir vorgäben, zu haben, wollten sie aber zu ihren Gunsten nur nicht anwenden.

Es kam auch vor, daß den armen, unwissenden Leuten irgend eine alte „Gazette“ mit einem Stempel versehen, unter dem Vorgeben übergeben wurde, das sei ihr „digri kagaz“, das rechtskräftige Dokument,

das sie in den Besitz alles Gewünschten setze, und wenn sie dann später, über den wahren Wert des Papiers aufgeklärt, dem Advokaten Vorwürfe machten, so hieß es: „Habt ihr das Schriftstück vielleicht eurem Missionar gezeigt?“ — „Ja.“ — „Seht, der hat es vertauscht, der hat das rechte Dokument, der hat euch betrogen.“ Das glaubten sie oder benutzten es wenigstens, ihr erneutes Geldsammeln zu beschönigen, dessen das Volk doch endlich müde zu werden anfang. — Es sollte uns das noch schwere Zeiten bringen.

Längere Zeit hatten sich die Sardare relativ still verhalten. Sie hatten wohl Geld gesammelt, waren auch hin und wieder in Calcutta gewesen, um sich nach dem Erfolg ihrer letzten Petition an das Parlament zu erkundigen, allein das alles hatte die Mission als solche und das Verhältnis der Sardare zu ihrer Kirche wenig berührt; es sollte aber bald anders kommen.

Im Jahre 1886 fiel in der Gemeinde des eingebornen Pastors H. D. Vakra in Tapfara ein Mann Namens Habil aus Gutuhatu zum Romanismus ab und machte gegen seinen, ihn zur Umkehr mahnenden Seelsorger ganz eigentümliche Aussagen, wie z. B. „sie, die Kols, seien nun lange genug von den deutschen Missionaren in der Landfrage hingehalten worden, jetzt hätten sie aber endlich den Mann gefunden, der ihnen das raj (die Herrschaft) geben werde. Sein neuer Padri (nämlich Herr Livens, der Jesuit) habe ihm gesagt, daß die Kols längst freie Herren des Landes sein würden, wenn sie, die Jesuiten, eher hier gewesen wären; die deutschen Missionare hätten nichts für sie gethan, und er glaube es recht gern, daß sie die gerichtlichen Erkenntnisse unterschlagen hätten; binnen 6 Monaten wolle er sie ihnen aber verschaffen, wenn sie bis dahin alle römisch würden.“ Und dabei ließ der aufgehezte Mann Reden fallen, welche blutige Rache in Aussicht stellten.

Kurze Zeit vorher hatte nämlich obengenannter Herr dicht bei der Polizeistation Torpa, inmitten der dichtesten christlichen Bevölkerung (dort sind schon  $\frac{9}{10}$  der Kols Christen) eine Station errichtet und durch alle möglichen Mittel — die anständigen natürlich ausgenommen — für seine Kirche Propaganda gemacht.<sup>1)</sup>

Da in jener Gegend mehrere hervorragende Sardare wohnen, so versuchte er, dieselben durch Aufhegung gegen die deutschen Missionare auf seine Seite zu bekommen. Polizeiliche Untersuchungen haben es ergeben,

<sup>1)</sup> Nur ein Beispiel von hunderten: In dem Dorfe Birta hat er mir 10 Christenfamilien weggenommen, indem er jeder Familie zehn Rupies = ca. 20 M. zahlte.



daß genannter Herr die Unruhen hervorgerufen hat, welche ich nachstehend schildern werde; sie haben uns zwei Jahre hindurch schwer zu schaffen gemacht. Für obige Behauptung resp. Beschuldigung sind meine Gewährsleute: der Polizei-Inspektor Novo Kishto Roy in Ranchi und der damalige Zamadar in Torpa, spätere Subinspektor in Rhunti, jetzige Court-Inspektor in Lohardagga, Seroz Khan.

Die Wühlereien des Herrn Livens sind nachgerade so arg geworden, daß seinen Vorgesetzten von den Behörden ein Wink gegeben wurde, ihn aus dem Innern nach Ranchi zu versetzen (Gewährsmann Subinspektor Babu Abid Prasadh in Rhunti), wo er — die Leitung aller Stationen bekommen hat. Es dauerte nicht lange und der in das Pulverfaß geworfene Funke that seine Wirkung. Überall entfalteten die Sardare rege Thätigkeit und fanden willige Ohren und offene Hände.

Als wir im Beginn des Jahres 1887 zu unserer jährlichen Konferenz in Ranchi versammelt waren, fanden sich auch die Sardare zahlreich ein und überreichten uns ein Memorandum mit dem Ersuchen, uns endgültig darüber zu erklären.

Das Schriftstück hatte kurz folgenden Inhalt:

„Wir wollen nicht, daß der Raja und seine Zamindare über uns herrschen, denn:

1. Unsere Vorfahren waren vor den Hindus im Lande und haben dasselbe urbar gemacht; die Hindus sind als Räuber eingedrungen.

2. Unsere Vorfahren standen unter keinem Raja, wir wissen nicht, wo dieselben hergekommen sind.

3. Unsere Vorfahren kannten auch keine Zamindare. Wir wissen nicht, woher diese ihr Recht, in unseren Dörfern zu sitzen, haben; die Rajas haben sie gerufen, nicht wir.

4. Unsere Vorfahren zahlten niemandem malgujari (Feldrente).

5. Dieselben gaben ihren Pahra-rajass nur eine kleine Abgabe; von diesen allein wurden sie regiert.

6. Der Hindu-raja verführte unsere Pahra-rajass und riß die Abgaben an sich unter dem Vorgeben, er wolle dieselben für sie einsammeln.

7. Für je 7—8 Dörfer war früher ein Pahra-raja; jetzt sitzt fast in jedem Dorfe ein Zamindar oder Thikadar.

8. Die Dörfer Kanikhatanga, Kolambi u. hatten einen Pahra-raja, die auf ihren Fahnen verschiedene Zeichen und Bilder führten. Das ein Beweis ihrer Selbstständigkeit.

9. Wären von Anfang an die Hindu-rajass hier gewesen, woher hätten unsere Pahra-rajass ihre Fahnenzeichen?

10. Wie unsere Vorfahren freie Leute waren, so wollen auch wir es sein; nicht dem Hindu-raja und seinen Zamindaren wollen wir Rente zahlen, sondern unseren Pahra-rajass.

11. Als die Engländer in unser Land kamen und den Hindukönig frugen,

womit er beweisen könne, daß er wirklich Raja von Chutia Nagpur sei, da zeigte er ihnen fälschlich die Fahnenzeichen unserer Pahra-rajās.

12. Wir wollen dem Angrezi Sarkar (dem englischen Government) sein rol geben (einen Tribut von ca. 200 000 M. p. a., den jetzt der König zahlt), von dem Königsgeschlechte der Nagbaisis aber frei sein.

13. Es ist nicht Gottes Wille, daß 100 Menschen in Überfluß und 1000 in Mangel leben.

14. Jedes Volk herrscht in seinem Lande, die Engländer in England, die Chinesen in China, die Deutschen in Deutschland — warum sollen wir Mundaris und Uraus nicht Herren in unserem Lande sein?

15. Es ist allgemeines Recht, daß das Kind der Erbe des Vaters ist; unser Erbe nur ist uns genommen; wir wollen das Erbe unserer Väter wiederhaben.

16. Nicht nur dem Abraham, sondern auch dessen Samen gab Gott das Land Kanaan; so hat er auch unseren Vätern dieses Land nicht allein für sie, sondern auch für uns, ihre Nachkommen gegeben.

17. Durch die Mission sind wir klüger geworden, das danken wir ihr von Herzen; nun soll sie uns aber auch helfen, daß wir von unserer irdischen Not befreit werden.“

Das ist das Programm der extremen Partei, welche die Sardare vertreten. Ihr gehört der bei weitem größte Teil der Kols, Heiden und Christen jeder Denomination an d. h. nur insofern, als sie ganz zufrieden wären, wenn das Ziel, das sich dieselbe gesteckt, erreicht würde und daß sie sich durch — möglichst kleine — Beiträge gewissermaßen ihre Chancen sichern wollen, ohne sich doch sonst der Leitung derselben hinzugeben. Die Sardare lassen es auch an Drohungen nicht fehlen, daß die aus dem Lande vertrieben werden würden, die zur Befreiung desselben nichts beisteuerten.

Nur ein kleiner Teil der Christen sieht die Sachlage klar durch und glaubt uns, daß die Durchführung des Programms unmöglich, und daß es eine Lüge des Calcuttaer Advokaten und der von ihnen getäuschten Sardare ist, daß der Prozeß bereits gewonnen, resp. daß an höchster Stelle ihrem Verlangen entsprochen worden sei; noch weniger haben aber den Mut, trotz besserer Überzeugung, den Sardaren entgegenzutreten; und die es thaten, wurden dadurch unschädlich gemacht, daß man sie selbst in die Reihen derselben aufnahm, wie den jetzigen Haupt-Sardar der Mundaris, den früheren Katechisten Johann in Chapadih.

Von unserer Seite wurde eine Kommission ernannt, welche mit den Sardaren über die an uns gerichtete Eingabe verhandeln sollte, und auch sie wurden aufgefordert, einige aus ihrer Mitte zu bestimmen, da es uns unthunlich erschien, die Angelegenheit in einer vielköpfigen Versammlung

zu besprechen. Auch wir beriefen einige verständige Eingeborne zur Teilnahme daran.

Bevor die Verhandlungen beginnen konnten, trat ein Ereignis ein, welches wohl zu den schmerzlichsten gehört, die eine Mission treffen können. Es stand nämlich die Abreise des seitherigen Präses im Vorstande und Stationsleiters in Ranchi bevor, der einen 1½jährigen Urlaub erhalten hatte. Vor seinem Weggange forderten nun die Ura-Sardare ihr „digri-kagaj“, das Antwortschreiben auf eines ihrer früheren Gesuche, welches sie nach ihrer Meinung in den Besitz des ganzen Landes setze, und zwar verlangten sie es mit einer Hestigkeit, die sich bis zu der Forderung steigerte, daß, wenn die Versicherung, nichts von solch einem Papiere zu wissen, wahr sei, er den doch gerichtlich belangen solle, welcher behaupte, es ihm in die Hand gegeben und nicht wiederbekommen zu haben; und so hatten die bösen Einflüsterungen in Calcutta und hier gewirkt, daß sie weder den höchsten Versicherungen, noch den inständigsten Bitten, einen solchen Skandal, wie die Klage eines Missionars gegen eines seiner Gemeindeglieder, zu vermeiden, Gehör gaben, sondern bei der Behauptung blieben: „Wenn Onasch Sahab gegen Jaymasih Somra keine Klage erhebt, so giebt er damit zu, daß er unser „digri-kagaj“ verborgen hält.“

So blieb also nichts weiter übrig, als eine Klage anzustrengen. Ich gewann damals die Überzeugung, daß wenigstens einige von den Sardaren es wirklich glaubten, daß ein solches Papier existiere und die Missionare es unterschlagen hätten.

Da Br. Onasch abreisen mußte, bevor die Klage zum Austrag kam, gab er mir gerichtliche Vollmacht, die Sache weiterzuführen, und ich handelte nur in seinem Sinne, als ich die Klage zurückzog, sobald der Verklagte auch vor Gericht versicherte, daß er Br. Onasch niemals ein Papier obenbezeichneten Inhalts gegeben habe.

Die inzwischen geführten Verhandlungen mit dem Ausschusse der Sardare verliefen resultatlos. Wir erklärten ihnen zunächst ganz offen, daß ihr Programm unausführbar und aussichtslos sei, und ließen ihnen durchaus keinen Zweifel darüber, daß wir auf dem Boden Hand in Hand mit ihnen nicht gehen könnten. Dagegen legten wir ihnen 15—16 Punkte vor, welche die eingangs erwähnten Unterlassungen der „Chutia Nagpur's tenures Act“ und die ihnen daraus erwachsenen Schädigungen sowie einige andere Vorschläge enthielten, und versprachen ihnen, auf diesem Boden bei ihnen zu stehen und alles in unserer Macht Stehende zu thun, um ihnen durch Darlegung ihrer Klagen bei der Regierung Erleichterung zu verschaffen. Doch damit waren sie nicht zufrieden; die Mehrzahl wich

nicht von ihrem Programme, einige nur sahen die übertriebene Forderung als aussichtslos an und meinten, man solle sich mit der Hälfte alles Landes begnügen, wenige standen ganz auf unserer Seite.

Die Mundaris trennten sich hierauf wieder von den Uraus und agitierten allein. Die letzteren versammelten sich in Ranchi und verhandelten für sich, mich aber wieder und wieder zu Versammlungen drängend, in denen sie mich zu ihren unsinnigen Forderungen hinüberziehen wollten.

Zuletzt sandten sie eine Deputation zu mir, welche folgende kategorische Fragen an mich richtete: „Wollt ihr deutschen Missionare uns die Herrschaft des Landes verschaffen oder nicht?“ Antwort: „Nein, denn wir Missionare haben gar keine weltliche Macht!“ — „Wollt ihr uns wenigstens helfen, unser Programm auszuführen und darin auf unserer Seite stehen?“ — Antwort: „Nein, denn es enthält unsinnige und unausführbare Forderungen.“ — „Dann haben wir die Erklärung abzugeben, daß mit dem heutigen Tage alle Uraus die deutsche Mission verlassen.“ Antwort: „Ihr seid darin freie Leute und könnt thun, was ihr wollt, aber wisset, daß Gott euch für dieses alles zur Rechenschaft ziehen wird.“

Somit gingen sie und beschloßen noch an demselben Abend, daß niemand mehr unsere Kirchen und Kapellen besuchen und seine Kinder in die Schulen schicken sollte bei Strafe von 10—20 M., denn das wußten sie wohl, daß nur Furcht vor Strafe — so wenig Recht sie auch hatten, solche zu erheben — die große Mehrheit ihrem Willen beugen konnte. Die Führer zerstreuten sich nun in die Dörfer, hielten Volksversammlungen ab und schürten überall das Feuer der Bewegung, dabei die Parole ausgebend, unsere Gottesdienste nicht zu besuchen, vielmehr gesonderte in Privathäusern oder unter Bäumen zu halten.

Merkwürdigerweise wurde dieser Befehl auf die englischen und römischen Gottesdienste nicht ausgedehnt und man rühmte sich schon in der ersten, treuere und loyalere Christen zu haben, ja man setzte dort eine Ergebenheits-Adresse an den ersten Beamten in Ranchi in Umlauf und ließ sie auch überreichen, allein der Commissioner war durch die Polizei zu gut orientiert und sagte den Überbringern offen, er wisse, daß sie innerlich ebenso mit der Agitation verflochten seien und ebenso beisteuerten — er glaube ihnen nicht.

Und darin hatte er auch vollkommen recht. Die englischen Christen sind mit allen Kols in der Landfrage eines Sinnes.

Aber warum wurde nur unseren Christen der Besuch der Gottesdienste verboten? Antwort: Das geschah, um einen Druck auf uns aus-



zuüben. Die Propaganda der Gegenmissionen hat es zuwege gebracht, daß die Kols sich für ein viel zu wertvolles Objekt halten, als daß man ihnen für ihr Bleiben bei uns nicht den Willen thun sollte. Sie wollten uns also zwingen, ihrem Programm beizutreten. Und weshalb nicht die beiden anderen Missionen? Ein Sardar, den ich noch vor wenig Tagen bat, mir das Rätsel zu lösen, antwortete: „Die Mission der Mundaris und Uraus ist die deutsche und keine andere, sie ist unsere Mutter und muß für uns sorgen.“ „Wenn das allgemeine Anschauung ist, weshalb sind denn 12000 in der englischen Mission und weshalb laufen denn so viele zu den römischen Padris?“ — „Wie unsere Leute zeitweise nach Assam und Darjeeling und Calcutta gehen, um sich was zu verdienen, so machen dies auch mit den beiden anderen Missionen; bleiben werden sie dort nicht, wir Mundas lassen uns überhaupt nicht trennen, wir wollen später auch nur eine Kirche in unserem Lande haben und nicht drei.“

Das letztere mag dahingestellt sein — bald wird es wenigstens nicht geschehen. Soviel steht aber fest, daß ihre Absicht nicht im entferntesten die war, unsere Mission zu verlassen oder zur Aufhebung zu zwingen, denn gar bald kamen einzelne der einflußreichsten Leute heimlich zu mir, um mich wegen der Zukunft zu beruhigen.

In den Volksversammlungen wurden freilich böse Reden geführt, um die Leute aufzureizen und zu kräftigem Handeln zu bewegen, und immer wieder wurde ihnen vorgehalten, daß die Maharani (die Kaiserin) ihnen das Reich, die Herrschaft in Chutia Nagpur, ja gegeben habe, daß es aber nur an den hiesigen Beamten und den Missionaren läge, daß der Befehl derselben nicht ausgeführt werde. Als Beweis wurde u. a. auch mein Zurückziehen der Klage angeführt; ich hätte, um doch nicht vor Gericht entlarvt zu werden, welcher der Maharani Befehl unterschlagen halte, dem Jaymasih Somra (dem von Br. Dnasch Verklagten) 1000 Mark gegeben, um ihn zu der betreffenden Aussage vor Gericht zu bewegen.

Die Aufregung im Lande wuchs immer mehr, die Polizei wurde aus benachbarten Distrikten verstärkt, alle christlichen Sipons aber aus dem Innern nach Ranchi gezogen; man erwartete einen bewaffneten Aufstand der Kols, der allerdings auch, wie es jetzt ziemlich klar darliegt, dicht vor der Thür stand.

Um das zu vermeiden, war es vor allen Dingen nötig, die Kols an geeigneter Stelle darüber aufzuklären, daß es eine Lüge der Sardare, oder daß diese selbst betrogen seien, wenn sie sagten, daß bereits höheren Ortes ein Befehl gegeben sei, den Kols das gesamte Land zu übergeben,

denn an vielen Orten fing man schon an, das Majhas-Land der Zamin-dare mit Gewalt zu pflügen und die Feldrente zurückzuhalten; es mußte über lang oder kurz zu blutigen Zusammenstößen kommen.

Unter solchen Umständen entschloß ich mich — wahrlich nicht leicht und erst nach schwerem Ringen im Gebet —, zwei der hervorragendsten Urau-Sardare wegen Verleumdung zu verklagen, da sie wiederholt in den Volksversammlungen obige Beschuldigungen gegen mich vorgebracht hatten.

In der öffentlichen Gerichtsverhandlung, zu der natürlich ein großer Zudrang stattfand, leugneten sie zu aller Erstaunen es gänzlich ab, mich in der genannten Weise beschuldigt zu haben, wurden aber überführt und zu einigen Monaten Gefängnis verurteilt. Die Hauptsache war aber, daß sie wegen des bewußten „digri-kagaj“ selbst so scharf examiniert wurden, daß es klar zutage trat, daß dasselbe nichts als ein Luftgespinnst sei. Nun fiel es doch den meisten wie Schuppen von den Augen, der Einfluß der Sardare, wenigstens der unter den Uraus war so gut wie vernichtet. Das Land wurde wieder ruhiger und unsere Christen fingen wieder an, die Gottesdienste wie früher zu besuchen.

Einige Wollen schlugen noch die Antworten der Behörden auf die letzten Petitionen der Uraus und Mundaris, die kurz darauf einliefen.

Die Petition der Uraus, welche dem Lieutenant Governor während seines Hierseins übermittelt worden war, enthielt dasselbe, was sie uns, wie oben erwähnt, zugestellt hatten, mit der Ausnahme, daß sie den Dank für empfangene Bildung dem Government abstatteten und sich beklagten, daß die Hindus und Mohammedaner ihnen bei Besetzung der Stellen vorgezogen würden. Die Antwort war den Instanzenweg bis zum Deputy Commissioner von Lohardagga (so wird offiziell noch der Chutia Nagpur-Distrikt nach dem allerersten Regierungssitze genannt) gegangen und lautete:

„Ich ersuche Sie, die Unterzeichner des beiliegenden Gesuchs rufen zu lassen und ihnen zu eröffnen, daß dasselbe dem Lieutenant Governor vorgelegen hat. Derselbe kann die darin niedergelegten Forderungen nicht gewähren. Was auch immer die Geschichte der Besitznahme dieses Landes seitens der Kols sein möge, die Lage ist jetzt eine andere geworden, denn außer den Kols haben viele andere Leute hier Rechte erworben, welche nicht zu achten, grobe Ungerechtigkeit seitens des Governments sein würde. Dasselbe kann nicht Leute ihres Besitzes berauben, welchen sie schon hunderte von Jahren inne haben.“

Wollen die Kols die Lage ihrer Familien verbessern, so mögen sie ihren Kindern eine gute Erziehung geben lassen, die es ihnen ermöglicht, mit anderen Stämmen zu rivalisieren und Anstellungen zu bekommen. Wenn Kols mit Schulbildung die Arbeit gut verrichten können, so

werden ohne Zweifel gar manche von ihnen Aufstellung erhalten, denn es ist der Wunsch der Regierung, daß die Kols ebenso wie alle anderen Stämme, die ihre Unterthanen sind, vorwärts kommen und an den öffentlichen Ämtern teilnehmen."

Die Antwort auf die Petition der Mundaris, welche von dem Advokaten in Calcutta an den Staatssekretär für Indien gesandt war, ist von diesem an den „Governor General of India in Council“ gerichtet und lautet:

„Mein Lord!

Ich habe den Empfang des Briefes Eurer Excellenz Government zu bescheinigen, welches ich zugleich mit dem „Memorial“ erhielt, welches gewisse Einwohner der Chutia Nagpur-Division in Bengalen an mich gerichtet haben, und in welchem sie bitten, daß eine Kommission abgesandt werde, welche ihre Lage und die damit zusammenhängenden Umstände einer Untersuchung unterziehen möchten.

(2) Die Sache hat mehr denn einmal Ihrem Government vorgelegen und war der Gegenstand eines „Memorial“ im Jahre 1882, welches damals im „Council“<sup>1)</sup> reiflich erwogen worden ist.

Die Klagen der Petenten wurden mit großer Geduld untersucht, und das Government von Bengalen hat bei noch früheren Gelegenheiten in gerechtem und billigem Sinne diese Sache erwogen und entschieden. Ich finde keinen Grund, dieselben wieder aufzunehmen, und die Petenten mögen dahin beschieden werden, daß ich es ablehne, mich für sie ins Mittel zu legen.

India office.

London, 9. Februar 1888.

gez. Croß."

Dieses Schreiben war von einem Briefe des Commissioners begleitet, worin der Deputy Commissioner ersucht wurde, den obigen Bescheid auch den 3 Missionen mitzuteilen und ihn soviel wie möglich bekannt zu machen, was denn auch geschehen ist. Daß die Mitteilung der Antworten öffentlich unter Vorladung der Petenten geschah, war ein guter Griff seitens der Regierung, denn nun konnten die Sardare den Leuten doch nicht wieder vorspiegeln, daß der Bescheid ein günstiger sei. Ihre neuen Ausflüchte und Versuche, die Agitation dennoch im Gange zu erhalten, waren sehr schwächlich und haben ihnen darum auch wenig genügt. Die Uraus sagten nämlich, ihre Antwort hätte ich fabriciert, denn sie stehe ja auch im Gharbaudhu, dem von mir redigierten kirchlichen Blatte; die Mundaris dagegen, in deren Antwortschreiben die Namen der Petenten nicht stehen und die ebenso wie die Uraus vom Government „Kols“ genannt werden, sagten, die betreffende Antwort ginge sie gar nichts an,

1) Dem großen Räte von Indien, der dem General Governor zur Seite steht.

sie gelte den Uraus allein; sie sammelten sofort wieder Geld und sandten mehrere nach Calcutta, um sich bei ihrem Advokaten Rats zu erholen.

Daß sich die jesuitische Propaganda sofort an die von uns abgestoßenen Sardare machen würde, war vorauszusehen, ging doch der letzte Ausbruch dieses ja freilich schon lange gärenden Vulkans von ihr aus, allein, wenn sie geglaubt hat, uns damit einen tödlichen Streich zu versetzen, so ist sie darin — gottlob — gründlich getäuscht worden. Die Sardare der Mundaris ließen sich überhaupt mit ihnen nicht ein und wiesen ihre Lockungen kalt ab. Von den Führern der Uraus schlossen sich ihnen dagegen 11 an, von denen 9 Gemeindeälteste waren, aber auch nur unter der Bedingung, daß sie — Gehalt bekämen. Dieser wurde ihnen auch reichlich bewilligt,<sup>1)</sup> und es begann nun ein Durchwühlen der Gemeinde nach allen Seiten hin, wie es wohl noch nicht dagewesen war, und als dessen Resultat am Ende des vorigen Jahres sich herausstellte, daß aus den beiden Urau-Gemeinden, Ranchi und Kohardbagga, die zusammen 5362 Seelen zählen, 644 übergetreten waren, davon etwa die eine Hälfte als fanatische Anhänger der Führer, die andere nur des reichlich ausgestreuten Geldes wegen. Das ist ein Resultat, so günstig, wie wir es kaum zu hoffen gewagt hatten.

Ebensoviel etwa sind von den jetzt 28461 Seelen zählenden Mundari-Christen römisch geworden, aber auch nur der kleinste Teil davon aus social-politischen Gründen,<sup>2)</sup> die Mehrzahl, weil sie entweder Geld bekam oder mit der großen Schar der in der römischen Gemeinde angestellten Katechisten und Lehrer verwandt ist. Sind doch allein aus der Govindpur-Gemeinde 70 und aus der kleinen Ranchi-Gemeinde 24 Leute, die bei

<sup>1)</sup> Der eine der von mir Verklagten, William, wurde mit 40 M. pro Monat angestellt (unsere Katechisten bekommen nur bis 14 M.), trotzdem kam er bald zurück; er hat sein Unrecht eingesehen und wir stehen jetzt sehr gut zu einander. Außer ihm ist auch noch ein Ältester zurückgekommen.

<sup>2)</sup> Nur ein Beispiel: In dem Dorfe Barkargi hatten die Kols, verführt durch die Vorspiegelungen der Sardare, die Rentenzahlung eingestellt. Als sie nun sahen, daß sie getäuscht worden waren, fragten sie ihren (eingebornen) Pastor, was sie thun sollten. Der sagte natürlich, sie sollten schnell zahlen. Das gefiel ihnen aber nicht, sie wandten sich an den Jesuiten und der sagte, sie sollten sich nur verflagen lassen, er wolle die Prozeßkosten tragen. Nach hiesigen Begriffen heißt das soviel, als dann ableugnen, daß sie mit der Rente noch rückständig seien. Das gefiel den Leuten besser und sie wurden römisch. Dieser schöne Bund wurde durch gegenseitigen Austausch von „muchilkas“ besiegelt (schriftlichem Versprechen). Der Jesuit gelobte, 40 M. Strafe an sie zu zahlen, wenn er sie im Stiche ließe; die Barkargier versprechen 20 M. zu zahlen, wenn sie die römische Gemeinde wieder verließen. Natürlich sind die Schriftstücke gesetzlich ungiltig.



uns entlassen waren oder keine Anstellung — ihrer mangelhaften Bildung wegen — finden konnten, mit gutem Gehalt angestellt worden, ganz abgesehen von der Zahl der „Arkatties“ oder Zuschlepper, welches saubere Institut man den Kuli-Agenten abgelauſcht hat, die für jeden Christen, den sie den Jesuiten zuführen, einen bestimmten Preis erhalten.

Im ganzen sind aus unsern Gemeinden innerhalb zweier Jahre 1295 Seelen abgefallen. Im vorigen Jahre glich unsere Mission einem durch einen Orkan aufgeregten und aufgewühlten See, und deshalb wurde bezüglich des Cens<sup>1)</sup> bestimmt, daß der Sturm erst vorbeizulassen sei und man sich den Schlamm erst setzen lassen solle, bevor man sein Quantum konstatiere. In der That ist ein gut Teil zurückgekommen und die Rückbewegung ist noch in gutem Gange, so daß zu hoffen steht, daß von der immerhin noch betäubenden Zahl im nächsten Jahre noch viele zurückgekehrt sein werden. Diese Hoffnung gründet sich auf die Thatſache, daß die älteren jesuitischen Stationen einem stagnierenden Zustand verfallen sind. Wenn man das Feuer bedenkt, welches früher in dem Bezirke unserer Außenstation Sayadburu, in dem drei Jesuiten-Stationen liegen, loderte, und jetzt die kalten Schlacken betrachtet, die dort umher liegen, so ist man zu dieser Hoffnung wohl berechtigt. Der Native Pastor in Sayadburu hat nur eine einzige Seele an Rom verloren. Auch um Torpa herum ist das im vorigen Jahre noch hell lodernde Feuer schon beträchtlich gesunken.

Das ist aber auch die unausbleibliche Folge der verderblichen, jesuitischen Praxis. Solange die Geldspenden reichlich fließen und die trügerischen Versprechungen bezüglich der Abhilfe socialer Nöte vorhalten, steht alles in hellen Flammen, aber sobald die Silberquelle zu fließen aufhört und die aufs Übermaß geschraubten Hoffnungen nicht erfüllt werden, sinkt das Feuer in sich zusammen.

Das wird auch voraussichtlich mit der großen Menge Heiden so werden, welche römisch geworden sind. Diese haben sofort die Fronarbeiten eingestellt.

Wenn die Reaktion seitens der Zamindare eintritt, welche nicht ausbleiben kann, so werden die Leute sehen, daß sie sich zu einer Ungesetzlichkeit haben verleiten lassen, die ihnen teuer zu stehen kommen kann.

Der Gesamtnutzen, den die Jesuiten aus dem von ihnen angeregten Sturme gezogen haben, ist im ganzen gewiß bedeutend hinter ihren Erwartungen zurückgeblieben, wir aber können Gott nur danken, daß alles

1) Dieser Cens<sup>us</sup> folgt in der nächsten Nummer.

so gekommen, wie es gekommen ist. Es war hohe Zeit, daß die Eiterbeule entleert wurde, die sich an unserem Gemeindeförpser gebildet hatte und die Säfte desselben zu vergiften drohte. Gottlob, daß noch genug gesundes Blut in ihm pulsierte, die Operation gelingen zu lassen.

Der Einfluß der Sardare aus den Uraus ist ganz geschwunden. Unter den Mundaris halten noch einige verbitterte Geister an dem unsinnigen Treiben fest, aber auch dort ist ihre Macht gebrochen und mit ihrem Gebote, die Kirchen und Kapellen nicht mehr zu besuchen, haben sie gründlich Fiasco gemacht. Sie selbst — Johann Chapadih an der Spitze — halten sich noch von der Kirche fern, aber sie senden ihre Familien und lassen ihre Kinder taufen. Von der größten Bedeutung für uns ist aber, daß unsere Lage jetzt eine klare und offene geworden ist. Die thörichte, durch die Landagitatoren in früheren Jahren, vielleicht schon gleich beim Beginn der Mission erregte Hoffnung, als ob diese ihnen das „raj“, die Herrschaft, geben könnte, ist vollständig zerstört, und die jetzt zu uns kommen, bringen diese Meinung nicht mehr mit; so steht zu hoffen, daß der eben vorübergebrauste Sturm der letzte seiner Art gewesen sein wird.

Mit der von uns jetzt eingenommenen Stellung ist aber die Verpflichtung durchaus nicht geschwunden, unseren armen, bedrängten Christen und den Kols überhaupt, nach Kräften zu helfen, ja ich möchte sagen, diese Verpflichtung ist gerade dadurch noch gewachsen. Es handelt sich hierbei, wie schon oben angedeutet ist, um die Existenz des Volkes und um die Frage, ob hier in Zukunft eine Kol-Kirche bestehen soll oder nicht. Die Beantwortung hängt davon ab, ob das Volk der Kols als solches bestehen bleiben wird oder nicht.

Noch leben ja die Mundaris in kompakter und ziemlich ungemischter Bevölkerung zusammen, aber der Verband der Uraus ist doch schon bedeutend gelockert, denn auf sie kommt der allergrößte Teil der ca. 800 000 Nicht-Kols, und in die durch die bedeutende Auswanderung entstehenden Lücken schieben sich immer mehr Arier ein und nehmen in überraschender Weise zu.

Der Prozeß des Christianisierens geht auf der einen Seite zu langsam, der der Auflösung zu rasch vor sich, als daß noch große Hoffnung vorhanden wäre, die Uraus in 100 Jahren als geschlossenes Volk hier wohnen zu sehen. Soweit ich die Verhältnisse durchschauen kann, muß ich die Befürchtung aussprechen, daß in nicht allzufernen Zeiten die Uraus ebenso sporadisch unter den Ariern haufen werden, als jetzt Mundaris unter den Uraus wohnen, denn von diesen wurden erstere nach dem Süden geschoben. Die Zeit arbeitet jetzt schneller; was vordem 1000 Jahre brauchte, wird jetzt in 100 Jahren ausgeführt.

Länger werden sich ja die schon mehr christianisierten Mundaris halten, aber auch sie nur, wenn sie in ihrer Gesamtheit ein Gottes-Volk werden, denn als solches allein werden sie Kraft und Festigkeit haben, dem socialen und religiösen Ansturm der Arier zu widerstehen.<sup>1)</sup>

Diese Lage der Kols legt uns also die doppelte Verpflichtung auf, sie immer mehr mit dem Sauerteig des Evangeliums zu durchsäuern und zugleich alles zu thun, was in unserer Macht steht, um sie von ihren socialen Nöten zu befreien.

Diese Frage ist auch auf unserer letzten General-Konferenz Gegenstand eingehender Beratung gewesen, und wir sind zu dem Entschlusse gekommen, der Regierung so eingehend als möglich die traurige Lage der Kols ans Herz zu legen, wenn von ihrer Seite nicht baldigst die Initiative ergriffen werden sollte. Als eine Erhebung der Kols drohte, hatten wir vielfach Gelegenheit, dem Commissioner unsere Ansichten darzulegen und haben das auch rüchhaltlos gethan. Es wurde uns damals auch das Versprechen gegeben, daß eine Kommission zusammengesetzt werden solle, sobald nur das Land ruhig sei, welche die Übelstände beraten und Vorschläge unterbreiten solle, aber das Versprechen ist noch nicht eingelöst, obgleich die Vorbedingung erfüllt ist.

Auch die damals gemachte Zusage, daß Petitionen einzelner Dörfer die ausgedehnteste Beachtung finden sollten, ist lange nicht in der Weise ausgeführt worden, wie wir hofften. Aus zwei Dörfern gingen solche Petitionen ein: die eine wurde einfach an das gewöhnliche Gericht verwiesen, obgleich die Petenten ausdrücklich hervorgehoben hatten, sie könnten ihrer Armut halber mit dem reichen Zamindar nicht prozessieren, und auf die andere ist bis jezt, nach mehr denn einem Jahre, noch gar keine Antwort eingelaufen. In ihr hatten die Petenten ausgeführt, wie innerhalb

<sup>1)</sup> In 2 Nummern des in Calcutta erscheinenden „Englishman“ wurde kürzlich diese Frage auch besprochen und zwar von hochkirchlicher Seite und in der Absicht, das Interesse der Leser für die Errichtung eines englischen Bischofssizes unter den Kols in Ranchi zu fördern. Die Realisierung dieses lange gehegten Wunsches scheint nahe bevorzustehen. Man setzt übrigens sehr weitgehende Hoffnungen auf die stete Gegenwart eines Bischofs für die Gewinnung der Kols für die episcopale Kirche, wie aus dem Vergleich mit Napoleon I. hervorgeht, der allein 5000 Soldaten aufgewogen habe.

Was übrigens der Schreiber fürchtet, daß nämlich die nächste oder nächstnächste Generation der Kols hinduisiert sein würde, falls sie nicht bis dahin christianisiert wäre, scheint mir durchaus falsch zu sein. Nicht hinduisiert wird die Masse, wohl aber auseinandergesprengt. Den Hindus ist es nicht um Propaganda für ihre Religion zu thun, sondern um Land. Die Reste des Volkes würden ja freilich dem Hinduismus verfallen, aber auch nur diese.

weniger Jahre 11 Christen und 25 Heidenfamilien das Dorf (Erzero) hätten verlassen müssen. Die Ruinen der Häuser würden ihre Aussage bezeugen. Alles, was geschah, war, daß die Sache der Polizei zur Untersuchung übergeben wurde, welche den Inspektor, einen Brahmanen, hinsandte, welcher bei dem Zamindar, auch einem Brahmanen, logierte und als dessen Gast die gegen denselben vorgebrachten Beschuldigungen untersuchte. Was er berichtet hat, ist natürlich Amtsgeheimnis; man kann es sich aber denken.

Das Einzige, was wir noch für das arme Volk thun können, ist, daß wir der Regierung nochmals die Not derselben ans Herz legen und zu gleicher Zeit die Presse als Helferin heranziehen, sonst möchte es werden, wie früher, wo die Sache einfach ad acta gelegt wurde. Wir haben die betreffenden Vorschläge in 13 Punkten klar formuliert.

(Schluß folgt.)

## Aus dem heiligen Lande.

Von P. Schneller in Bethlehem.

Das Land, in welchem Gottes Sohn geboren ward und durch Tod und Auferstehung die Pforten des ewigen Lebens erschloß, wo der neue Geist der Pfingsten, ein Geist der Mission, zum ersten Male seine Schwingen entfaltete, um seinen Flug anzutreten in die weite, weite Welt, — dies Land ist heute ein Gegenstand der Mission. Die köstliche Narde ist ausgegossen worden auf Golgatha und in jenem Pfingsthause, das ganze Haus der Welt ist erfüllt von dem Dufte der Salbe, aber das Glas liegt zerbrochen da. Die Tage der Theokratie sind längst dahin, und das gelobte Land ist mehr und mehr einem alten vernachlässigten Kirchhof gleich, auf welchem viele Edle begraben liegen, wo aber nur verwitterte Grabsteine und halbverfallene Kreuze künden, wer da drunten ruht. Wohl kam dem Lande noch einmal eine bessere Zeit. Es war, als ob es Frühling werden wollte, als christliche Gemeinden und Kirchen sich auf den altehrwürdigen Höhen des Alten Bundes erhoben, als zahlreiche christliche Bischöfe von den Schneehöhen des Libanon bis hinab nach den sagenreichen Felsenhorsten der Edomiter in Petra sich gegenseitig die Hände reichten. Aber bald wurde jenes Christentum ungesund. Ein Kirchen- und Mönchstaat, wie ihn die Welt sonst nirgends gesehen hat, wurde damals das unglückliche Palästina. Viele Tausende von Mönchen bevölkerten die wilden Schluchten des Kidronthales. Allein in der heute so todeseinsamen Gegend von Engeddi, wo nur noch wilde Tiere und Vögel die Quellen und die stillen Ufer des Toten Meeres umkreisen, lebten



gegen 20000 Mönche und Anachoreten. Und je mehr es im heiligen Lande in einem traurigen Sinne wahr wurde, jenes Osterwort der Engel: „Er ist nicht hier!“, desto mehr suchte man als armseliges Surrogat heilige Knochen, Köpfe, Kreuze, Fußspuren, Gräber, Stätten u. s. f. Das Salz war dumm geworden. Das einst so hochgeliebte und gesegnete Land war ebenso reif wie Aegypten und Nordafrika für jenes Strafgericht des Islam, welcher das Christentum des Orients in wildem Ansturm hinwegfegte wie Stroh und Stoppeln.

Seitdem steht Palästina unter der Herrschaft jener merkwürdigen Religion, welche im Herzen Arabiens durch den Anstoß eines Mannes entstanden, an dessen redlichem Willen heute kaum mehr ein Kundiger zweifeln wird, für das Denken und Fühlen von Millionen maßgebend geworden ist; jener Religion, welche darum so einzigartig dasteht in der Geschichte, weil sie nach der absoluten Offenbarung Gottes in Christo in ausdrücklichem, kühnen Gegensatz gegen Christentum und Judentum aufgetreten ist und deren Irrtümer sich gerade dadurch als „kräftige Irrtümer“ erweisen, daß denselben fast immer ein Korn Wahrheit zu Grunde liegt.

In dieser traurigen Periode, welche mit dem Jahre 638 n. Chr. beginnt, steht Palästina heute noch. Die Kreuzzüge haben darin auf die Dauer nichts geändert. Aber die innere Blut des Islam hat in Palästina ausgelobert. Der Mohammedaner ist käuflich. Wenn heute bei einem Wechsel der Regierung die Hauptvertreter des Islam gut bezahlt würden, so würde auch der Wechsel der Religion auf keine erheblichen Schwierigkeiten stoßen. Begeisterung für den Islam giebt es nicht mehr viel, Haß gegen die Christen freilich noch genug. Der Haß aber ist negativ und hat keine positiven Ziele. Da sollte man nun denken, daß die Thore dieser dem Christentum so lange verschlossenen Burg sich endlich dem Evangelium öffnen müßten, und die seit einem Jahrtausend unter dem Mohammedanismus verschlossenen Völker des türkischen Reiches endlich hereingerufen werden könnten in die Kirche Jesu Christi. Dem ist aber noch nicht so. Die Länder, aus welchen der Islam das Christentum vertrieben hat, gleichen einem ausgebrannten Krater. Hier bedarf es einer ungemein mühsamen Arbeit, bis die Wasserströme des göttlichen Wortes die Wüste wieder zur grünen Flur machen. Es ist wahr, daß manchmal auch das mohammedanische Volk berührt wird von einer Ahnung der Schönheit des Christentums, das sich in Erwiderung ihres Hasses auch ihnen in Werken allgemeiner Menschenliebe mit linder Hand naht. Und wir könnten von manchem Beispiel erzählen, daß auch das mohammedanische Volk uns ge-

beten hat, ihm christliche Schulen und christliche Kultur zu bringen. Aber die Regierung hält dergleichen alle solche Versuche mit eiserner Faust nieder. Die Mission unter den Mohammedanern des heiligen Landes schien eine Zeit lang in bestem Zuge zu sein. Die evangelischen Anstalten bekamen immer mehr mohammedanische Zöglinge, auch die Gemeinbearbeit der evangelischen Mission wagte sich an bis dahin nie angetastete Hochburgen des Mohammedanismus. Aber ein immer eifrigerer Luftzug wehte aus Konstantinopel herüber, der Besuch christlicher Schulen und Anstalten wurde allen Mohammedanern aufs strengste verboten, Zuwiderhandelnde empfindlich gestraft. Was heutzutage an evangelischer Mission unter den Mohammedanern Palästinas existiert, existiert nur noch pro forma, an Orten, wo man sich nicht entschließen kann, seit längerer Zeit in Angriff genommene Stationen bis auf bessere Zeiten aufzugeben. Allzu pessimistisch darf aber deswegen die Lage nicht aufgefaßt werden. Vergeblich sind die gemachten Anfänge gewiß nicht. Jeder bedeutende geschichtliche Fortschritt entwickelt sich durch verschiedene Anläufe und Vorstöße. Auch unsere deutsche Reformation hatte ihre unterliegenden und doch mächtig Bahn brechenden Vorläufer. Und wenn ein Blick auf die Weltuhr, so weit er uns verstatet ist, nicht trügt, so dürfen wir doch auch für Palästina bald Zeiten erwarten, wie sie dem benachbarten Aegypten zu teil geworden sind, wo seit Anbruch einer wirklichen Religionsfreiheit die evangelische Mission hervorragende Erfolge erzielt. Alsdann wird auch die evangelische Mission unter den Mohammedanern plötzlich auf eine ganz andere Grundlage gestellt sein und die früher begonnene Arbeit um so nachhaltiger fortsetzen können. So werde ich im Nachfolgenden nichts Wesentlichen von Mission unter dem Islam zu berichten haben, auch nicht mehr von einer Mission unter den mehr monotheistischen als mohammedanischen Beduinen, welche für evangelische Arbeit wohl die meiste Hoffnung bieten würden.

Wie kommt man aber unter solchen Umständen dazu, von einer Mission im heiligen Lande zu reden? Streng genommen würde man diese Arbeit freilich richtiger Evangelisation nennen, wenn man Mission lediglich im Sinne von Heidenmission versteht. Aber der Name sei, welcher er wolle, die Arbeit jedenfalls ist absolut nötig. Oder soll die evangelische Kirche mit verschränkten Armen ruhig zusehen, wie gerade in der Heimat des Evangeliums eine christlich genannte Bevölkerung teils in einer heidnischen Unwissenheit der griechischen Kirche schmachtet, teils neuerdings von einer fanatischen Armee römischer, meist jesuitischer Priester in den Bann römischen Aberglaubens immer mehr hineingezogen wird? Kann unsere Kirche dies geschehen lassen, wenn hinzugenommen wird, daß die

ganze heute außerordentlich große Regsamkeit der konfessionellen Konkurrenz ausschließlich eine Folge davon ist, daß die evangelische Mission auf den Kampfplatz des heiligen Landes getreten ist? Und es ist in der That erstaunlich, welch veränderte Physiognomie Palästina seit diesen 50 Jahren gewonnen hat. Die Unwissenheit und Roheit der griechischen Kirche, der Priester und Laien, war geradezu barbarisch. Die Kirchen wurden von den rauflustigen Landleuten fast nie besucht. Das Schwert an der Seite, das Gewehr über der Schulter, stets zu einem Waffengang bereit, durchs Land zu schweifen, das behagte diesen Nachkommen der Kanaaniter und Araber besser, als die Kirche zu besuchen. Kamen sie aber wirklich einmal in die Kirche, so behandelten sie ihre Heiligen wie einst etwa ihre amoritischen und philistäischen Vorfahren ihre Götzen, sie streichelten und küßten dieselben und gaben ihnen freundliche Worte, damit sie von ihnen gut behandelt würden. Wie groß auch heute trotz einer 50jährigen, außerordentlich viel aufklärenden Arbeit der evangelischen Kirche die Unwissenheit in diesen Trümmerresten der alten morgenländischen Kirche ist, zeigt fast jede Unterhaltung mit einem griechischen Priester. Als ich neulich einem solchen in einem religiösen Gespräch ein Citat aus der Apostelgeschichte entgegenhielt, sagte er: „Ihr Protestanten operiert immer mit dem Alten Testament und seiner Apostelgeschichte. Nennt mir doch Bücher des Neuen Testaments, die kenne ich alle!“

Derselbe bewies dem Volke die Unrichtigkeit unserer evangelischen Lehre von Jesu Christo als dem alleinigen Erlöser folgendermaßen:

„Die armen Protestanten! Durch Jesum Christum allein also wollen sie selig werden. Meint ihr, daß Jesus ohne Heilige irgendjemand selig machen kann? Wenn er es könnte, warum mußte Judas Ischarioth neben dem Herrn zu Grunde gehen? Warum hat er ihn nicht gerettet? Warum mußte der eine Schächer dicht neben dem vielgerühmten Versöhnungstode verloren gehen? Warum? Weil sie die Heiligen nicht hatten. Und die armen Protestanten haben nicht einen einzigen Heiligen, sie haben auch nur Jesus, folglich werden sie in die Hölle verdammt werden.“

Früher war die Unwissenheit und heidnische Verkommenheit noch viel größer. Aber niemand, auch Rom nicht, rührte einen Finger, um Hilfe zu bringen. Da trat in unserem Jahrhundert ein Ereignis ein, das der römischen Kirche in bezug auf das heilige Land einen seit den Kreuzzügen nicht gekannten Feuereifer einhauchte. Das war die Ernennung eines evangelischen Bischofs seitens des preussischen Königs und der englischen Krone.

Das brachte den römischen Bienenschwarm in Bewegung. Als sich vollends zeigte, daß es der evangelischen Kirche ernst sei, durch einen neuen



geistigen Kreuzzug das Wort vom Kreuz laut in das heilige Land hinein-  
zurufen, als bald eine ganze Reihe evangelischer Schulen im Lande er-  
richtet ward, da fuhren die braunen Kutten und die schwarzen Jesuitenhitze  
in großer Zahl durchs Land. Unsere Arbeit wurde wie ein hingeworfener  
Fehlhandschuh betrachtet, und er wurde aufgenommen. Eine mächtige  
Opposition begann, und man mußte blind sein, wollte man nicht zugeben,  
daß sie in ihrer Art einen großartigen Erfolg erzielt. Aber wie auf den  
meisten römischen Missionsgebieten handelt es sich hier lediglich um eine  
Machtfrage. Das Volk, das in Scharen aus der morsch werdenden ana-  
tolischen Kirche in den Schoß der „alleinseligmachenden“ Kirche eilt, von  
allerlei Vorteilen gelockt oder durch Not gezwungen, vertauscht nur einen  
Aberglauben mit dem andern. Nur ist hier die Unwissenheit mit einer  
starken Dosis von bigottem Fanatismus gepart. Daß das Grundwesen des  
Christentums ein ethisches ist, davon haben die Priester offenbar ebenso  
wenig eine Ahnung, wie das Volk. Es handelt sich für die Entscheidung  
über Seligkeit und Verdammnis bei ihnen nur um eine möglichst starre  
Behauptung der Unterscheidungslehren, welche unverstanden eingelernt werden.  
Unsere evangelische Arbeit hat also auf seiten der andern Konfessionen  
eine nicht geahnte Rührigkeit hervorgerufen, und eben dadurch hat sie viel  
weniger äußerlich in die Augen fallende Resultate, als man vielleicht am  
Anfang gehofft hat. Ja durch die Konkurrenz ist diese Arbeit bedeutend  
schwieriger und unerquicklicher geworden, da sie nur zu leicht wegen der  
Rivalität der Konfessionen mit dem verächtlichen Namen „Proselyten-  
macherei“ abgethan wird.

Wie nötig aber die Fortsetzung der evangelischen Mission ist, das  
können wir Tag für Tag sehen, teils an dem, was an direkten und in-  
direkten Erfolgen erreicht ist, teils an dem, was angesichts der oben ge-  
schilderten Verhältnisse noch erreicht werden soll. Wenn man oft an Orten,  
wo Jesus seine größten Thaten gethan, sieht, wie der Herr samt seinem  
Evangelium hier ein Fremdling geworden ist, wie in Christi Heimat der  
Glaube an Christum zur unkenntlichen Karikatur entstellt ist, da muß es  
jedem evangelischen Christen zum Bewußtsein kommen, daß, wenn irgendwo  
auf der Welt, unsere evangelische Kirche in der Heimat des Evangeliums  
eine große, ernste Aufgabe zu erfüllen hat, wie groß auch die Schwierig-  
keiten sein mögen. Daß diese groß sind, ist jedem bekannt, welcher mit  
den Verhältnissen des Landes nur einigermaßen bekannt ist. Schon die  
nationalen Zustände der Landesbewohner stellen jedem Aufschwung auf  
geistigem Gebiete große Hindernisse entgegen. Hätten wir es mit einem  
einheitlichen Volke zu thun, welches nur den Gedanken einer Einheit



und Solidarität seiner leiblichen und geistigen Interessen zu fassen vermöchte, so wäre zu hoffen, daß gerade infolge der vielen Mißstände aus seiner eigenen Mitte reformatorische Männer aufstehen und ihr Volk zu einem größeren Aufschwung auferwecken könnten. Aber diese innere Einheit, welche dem Volke wenigstens irdische Ideale geben würde, fehlt gänzlich. Trefflich schildert einer der letzten, stets interessanten Jahresberichte des syrischen Waisenhauses in Jerusalem diese Zustände folgendermaßen:

„Fast jedermann in diesen Ländern kennt nur sich selbst und seine eigenen Interessen, ohne Rücksicht auf andere, und wären es auch eigene Familienmitglieder. Diese Kälte läßt solche Männer nicht aufkommen, welche für das Gemeinwohl in Dorf, Stadt oder Provinz ihres Vaterlandes wohlwollend eintreten. Wo sind hier Volksfreunde, wo Vaterlandsfreunde! Das Volk kennt den Begriff davon gar nicht. Die Einwohner eines Dorf- oder Stadtviertels sehen oft genug die Angehörigen eines anderen Viertels nicht nur als ihnen völlig fremd, sondern als feindlich an, woraus sich fortwährend Fehden entwickeln. Eine Einigkeit herzustellen oder einen einheitlichen Gedanken und Plan durchzuführen, ist in Stadt und Dorf ebenso wenig möglich, wie im ganzen Lande. In diesen zersplitterten Zuständen erblickt aber die Regierung gerade eine Stütze ihrer eigenen Sicherheit, und begünstigt sie deshalb.

Hier ist der großartige Gedanke des alten Nebukadnezar, des Begründers der einstigen chaldäischen Monarchie, vollständig durchgeführt, welcher 127 Völker aus ihrem Vaterlande wegführte und unter einander vermischte und zerstreute und somit jeden Volksverband aufhob, alle Einigkeit zerstörte und jede gemeinsame Unternehmung unmöglich machte. So sind die jetzigen Völker dieser Länder zusammengemischt wie die Teile einer Rumsfordschen Suppe auf dem Küchenzettel einer Strafanstalt. Wer möchte sagen, aus wie vielen Volksresten diese Bevölkerung zusammengewürfelt ist! Man vermöchte sie vielleicht nur noch etwa nach dem verschiedenen Klang und der Schreibweise ihrer Personennamen zusammenzugruppieren. Da sind Mohammedaner, Matarwlo's Ansari's, Drusen, Juden; da sind griechische Christen, griechische Katholiken, Maroniten, römische Katholiken, syrische Christen und Protestanten, welche sich in der Regel separiert halten und sich nicht durch Heiraten mit einander vermischen, über welchen allen der fremde Türkenstamm als Beamtenstand herrscht. Zwischen ihnen allen wohnt von den unterseeischen Gegenden des Toten Meeres und des Jordans an bis auf die Schneegrenze des Sinai im Süden und des Libanon im Norden hinauf in jeder Einöde, jedem verlassenen, unwirtlichen Gestrüpp, um jede Felsgruppe mit ihren Höhlen und Löchern der unheimliche Beduine. Dazu sind seit dem letzten russischen Kriege die wilden Tcherkessen ins Land geschickt, die jede Gegend unheimlich und unsicher machen. Es giebt keine Gemeinde, in welcher nicht 3—6 dieser Parteien vertreten sind. Alle hassen einander im Grunde. Alle haben ihre eigenen Häupter, mit denen die anderen Parteien nichts zu thun haben. Stelle man sich in diese Lage hinein und bedenke, welch unerquickliches Zusammenleben da durchaus vorwalten muß, und vollends, wenn unter Umständen die eine Partei zur Züchtigung

der andern benutzt wird, wie dies oft geschieht und wie dies im großen in den Jahren 1860 und 1861 mit den Drusen gegen die Christen auf dem Libanon vorkam, so kann man sich ungefähr ein Bild von den traurigen nationalen und kirchlichen Verhältnissen Palästinas machen.“

Dieser Mannigfaltigkeit und Vielgeteiltheit des Volkes entspricht die Mannigfaltigkeit der Religionsgemeinschaften, welche sich bemühen, im heiligen Lande Propaganda zu machen. Vom hohen Libanon bis herab nach Bethlehem und Gaza eilen über die Berge, an den Meeresgestaden, durch die Ebenen die Katholiken, welche die rührigste Arbeit entfalten. Bis vor einigen Jahrzehnten galten als alleinige Hüter der heiligen Stätten der terra sancta die Franziskaner, deren menschenfreundliches Wesen sie bei Arabern und Europäern beliebt gemacht hat. Heute aber gründet eine Ordenskongregation nach der andern großartige Niederlassungen, Mönche und Nonnen sind auch hier die allezeit dienstfertigen Scharen des römischen Papstes. Besonders die Jesuiten, denen auch der Patriarch von Jerusalem angehört, entfalten eine staunenswerte Energie, welche, in den Mitteln nicht wählerisch, außerordentlich reiche Hilfsquellen zur Verfügung hat. Zwar ist die Einigkeit unter den verschiedenen Orden oft nicht sehr groß, und namentlich die Franziskaner sind auf die Jesuiten nicht gut zu sprechen, weil sie von den letzteren in oft rücksichtsloser Weise aus althergebrachten Rechten und Positionen verdrängt werden. Aber darin sind sie alle einig, daß das heilige Land wieder zu einer Provinz des „heiligen Vaters“ in Rom gemacht werden muß.

Aber auch die protestantischen Missionare kommen aus aller Herren Ländern, aus den verschiedensten Kirchen und Sekten. Alle wollen in der Arbeit auf heiligem Boden hinter den anderen nicht zurückstehen. So mag es kaum ein Missionsland auf Erden geben, in welchem sich auf so engem Raume so verschiedene Gesellschaften befinden, wie Palästina. Wir können hier, mit Übergehung der Sekten, auch der mit großem Apparate arbeitenden Judenmission, welche einem besonderen Gebiete angehört, nur auf die Hauptgesellschaften eingehen und einen Überblick über deren Arbeitsgebiet geben. Auch auf die zahlreichen Werke der Wohltätigkeit, welche nicht Mission und Evangelisation bezwecken, (z. B. das Auszügigenhaus, Marienstift etc.) werden wir in diesem Zusammenhang nicht eingehen. So begrenzt teilen wir die Arbeit der evangelischen Mission nach Nationalitäten ein in 1. deutsche, 2. englische, 3. amerikanische Missionsarbeit.

(Schluß folgt.)

# Die skandinavische Heidenmissionssthätigkeit, besonders im gegenwärtigen Jahrhundert.

Von Propst J. Bahl in N. Mälev.

## II.

### Norwegen.

Die Missionsbewegung in Norwegen ging gleichzeitig neben der in Dänemark her, mit welchem Lande ersteres bis 1814 politisch vereinigt war, weshalb die evangelische Gesellschaft auch viele norwegische Mitglieder hat. Aber das Interesse für die Mission war nicht sonderlich groß, und das Missionsblatt, dessen Herausgabe Bischof Bugge von Drontheim im J. 1821 begann, vermochte sich nur 2 Jahre zu halten. Indes war dieser Mann nicht der einzige, welchem die Bekehrung der Heiden am Herzen lag. Ein den höheren Ständen angehörender junger Mann, dessen Gedanken durch das Lesen der von Pfarrer Rönne herausgegebenen Schriften auf die Mission hingelenkt worden waren, trat im J. 1824 in näheren Verkehr mit dem genannten und wurde durch dessen Vermittlung am Schlusse jenes Jahres in die Missionschule zu Basel aufgenommen. Da die Baseler Missionsgesellschaft 1826 Verhandlungen wegen einer Mission in Guinea eingeleitet hatte, so sandte sie ihn in seine Heimat, um Freunde für dies Unternehmen zu werben, was ihm auch glückte, so daß er verhältnismäßig bedeutende Geldbeiträge nach Basel schicken konnte; aber infolge seiner schwachen Gesundheit mußte er 1827 den Gedanken aufgeben, als Missionar hinauszuziehen.<sup>1)</sup>

Im Jahre 1827 begann Holm, der Vorsteher des norwegischen Zweiges der Brüdergemeine, ein Missionsblatt — Norsk Missionsblad bis 1849 — herauszugeben, welches viel zur Förderung des Missionsinteresses beitrug. Die eingesammelten Gaben flossen vornehmlich der Herrnhutermision zu, für welche noch im vorigen Jahre 999 Mark eingingen.<sup>2)</sup> Auch traten mehrere Norweger als Missionare in den Dienst der Brüdergemeine, wie N. O. Tanf (1842—1847), Sand (—1852), Elias Bau (1849—1861) und Andreas Em. Bau (1852—1875) welche sämtlich in Surinam arbeiteten.

Um dieselbe Zeit war man auf die dem Namen nach christlichen,

<sup>1)</sup> Siehe „Sommerfeldt, den Norske Zulussion. Et Tilbageblik paa de første 20 Aar af det Norske Missions-Selskabs Virksomhed.“ Christiania 1865. Ferner 3.—8. „Aarsberetninger fra det Danske M. S.“ 1824—1829.

<sup>2)</sup> „Norsk Missionsblad“ und „Evang. Miss. Tid.“ 1888.

aber in Wirklichkeit halbheidnischen Lappen aufmerksam geworden. Stockfleth, welcher 1825 Pfarrer in Finmarken geworden war, nahm sich mit großem Eifer dieser Arbeit an und verstand es derselben Freunde zu gewinnen. Es gelang ihm nicht allein die Regierung dafür zu interessieren, welche in rühmenswerter Weise für das geistige Wohl der Lappen gesorgt hat, sondern auch die norwegische Bibelgesellschaft (vornehmlich seit 1829), die „Gesellschaft für christliche Lehr- und Andachtsbücher“ (1826), die „Gesellschaft für Förderung christlicher Erkenntnis unter den norwegischen Lappen“ (1826—1835), sowie Privatleute zu vermögen, daß sie dieser Mission ihre Unterstützung zuwandten. Das Kirchenregiment beteiligt sich noch jetzt an dieser Arbeit; aber wir gehen nicht näher darauf ein, da wir hier nur die freie Wirksamkeit berücksichtigen.<sup>1)</sup>

Im J. 1826 wurde der „Missionsverein zu Stavanger“ gegründet, welcher einige Jahre hindurch ein sehr stilles Leben führte, bis 1834 eine öffentliche Einladung erging, sich an denselben anzuschließen. Man setzte sich mit mehreren ausländischen Missionsgesellschaften in Verbindung, und 1835 meldete sich H. E. Knudsen bei dem Verein, welcher seine Aufnahme auf der Barmer Missionschule vermittelte, von wo er 1848 nach Südafrika ausgesandt wurde (heimgekehrt 1851; † 1863).

Inzwischen regte sich der Wunsch immer mehr nach einem engeren Zusammenschluß zwischen den Missionsfreunden ringsumher im Lande und den einzelnen Vereinen; so wurde denn 1842 auf einer von dem Stavanger Missionsverein berufenen Versammlung, in welcher 65 Missionsvereine vertreten waren, die „norwegische Missionsgesellschaft“ begründet. Die Verfassung derselben trägt das Gepräge ihrer Entstehung. Die einzelnen Vereine sind in „Kreise“, mit besonderem Vorstande, zusammengeschlossen, und alle Angelegenheiten werden entweder auf Generalversammlungen, wo jeder Verein sich vertreten lassen kann, erledigt oder nach Umfrage bei den einzelnen Kreisvorständen; minder wichtige Angelegenheiten entscheidet die Missionsdirektion allein, welche von den Kreisvorständen gewählt wird. Die Gesellschaft ist eine lutherische.<sup>2)</sup>

Man hatte nun wohl eine norwegische Missionsgesellschaft geschaffen; aber eine Einigung der Missionsfreunde war damit noch nicht zuwege gebracht. Daran waren theils die verschiedenen kirchlichen Richtungen (Orthodoxie — Pietismus) im östlichen und westlichen Norwegen, theils die Gelegenheit einer zu gründenden Missionschule schuld, für welche man sich

<sup>1)</sup> Siehe „J. Vahl, Lapperne og den lapske Mission“, Kopenhagen, 1866. 2. L. S. 151 f.

<sup>2)</sup> Vgl. „Sommerfeldt“, I. c.



im Westen des Landes sehr interessierte. Im Februar 1842 erklärte der Kandidat der Theologie Schreuder seine Bereitwilligkeit, als Missionar hinauszuziehen; sein Plan fand nicht wenig Beifall, und es bildete sich ein Komitee zu seiner Unterstützung. Es beruhte sicherlich auf dänischer Einwirkung,<sup>1)</sup> daß man eine solche Art vorzugehen — erst der geeignete Mann, dann die Gesellschaft — für die naturgemäße und die Einrichtung einer Missionschule für weniger glücklich hielt. Um indes den Frieden nicht zu stören und die Missionsfreunde beisammen zu halten, beschloß 1843 die norwegische Missionsgesellschaft, das Schreuder'sche Missionsunternehmen zu unterstützen, aber zugleich auch „eine Missionschule einzurichten, sobald die für eine günstige Entwicklung derselben nötigen Bedingungen vorhanden wären.“ Als man damit durchgedrungen war, wurde die Schule noch im selben Jahre zu Stavanger ins Leben gerufen (suspendiert 1848—1858). Im J. 1846 löste sich das Schreudersche Komitee auf und sein Schützling trat ganz in die Dienste der norwegischen Missionsgesellschaft. Schreuder war 1843 hinausgezogen und kam im folgenden Jahre nach Natal; aber da es schien, als ob er hier keinen geeigneten Ort zur Niederlassung finden würde, beschloß man 1847, daß er nach China übersiedeln solle; als indes auch dieser Versuch (1847—1848) mißglückte, kehrte er nach Natal zurück und gründete die Stationen Uitkomst (1849—1851) und Umpumulo (1850).

Seitdem sind folgende Stationen dazugekommen: Empangeni (1851), Entumeni (1852), Unobvengu (1860; seitdem Emathlabatini genannt), Ekjove (1861), Intlasakje (1862), Imfule (1865), Umbonambi (1869), Efutembeni, Emzinjati (1870—1878), Kūatlabisa (1871—1874), Umgoje (1881), Ekombe (1881), Totimati (1886), Böffel Hoef oder Ezinjambuti — Esinyambuti — (1887).

Als Schreuder 1873 aus dem Verbande der norwegischen Missionsgesellschaft austrat, reservierte er sich die Station Entumeni. Inzwischen war eine Reihe von Missionaren ausgesandt worden, nämlich:

Udland (1849—1875),<sup>2)</sup> Østebro (1849), Larsen (1849), Wettergren (1861—1870),<sup>3)</sup> M. Dahle (1865), Gundersen (1865), Leisegang (1865), Titlaskad (1865), Kjelland (1862—1873), Stenberg (1865), Borgen (1865), P. Nilsen (1865), Stavem (1869), Braatvedt (1880), Berge (1880), Erikssen (1880), Norgaard (1880), Missionsarzt C. Østebro (zunächst als Missionshelfer 1866—1868; 1876—1888; † 1888), die Laiengehilfen Thommesen (1843—1847), Teimersen (1853—1856), Olsen (1853—1862),

<sup>1)</sup> Siehe „Dansk Missionsblad“ 1844, S. 26.

<sup>2)</sup> Biographie in „Norsk Missionstidende“ 1878.

<sup>3)</sup> Wie verlautet, will Pastor Wettergren wieder als Missionar ins Zululand hinausziehen, aber ohne Anschluß an irgendwelche Gesellschaft.

Samuelssen (1853—1856), D. Tjemsland (1859—1872), D. Nilsen (1859 bis 1864), Thersen (1859—1865), G. F. Carlßen (1859—1869), Ingebretsen (1859—1872), Khyllingstad (als Lehrer 1863—1878), G. Nielsen (1865—?), E. Ostebro (1863—1868), Staar (1869—1878) und Fräulein Rahrß (1876).

Als die Zahl der Missionszöglinge bedeutend zunahm, begann man seit 1862 die Blicke auf ein neues Missionsfeld zu richten und wählte dazu 1865 Madagaskar. Hier kam es zur Gründung folgender Stationen:

Betaso oder Ambohitsimanena (1865), Masinandrana (1869), Sirabe (1869), Ambohimafina (1870), Alafamisi (1870—1871), Saovina (1870), Manandona oder Ambohigonana (1870), Loharano (1879), Antananarivo (1871), Ambohidrandriana (1871—1872), Fandriana (1871), Miadonimerina oder Ambohipo (1872—1880), Itaka (1875), Ambatosinandrahana (1875), Fihafinana (1875), Fenoarivo (1876), Tsaraindrano oder Ambohimahamafina (1876), Isoatanana oder Soatanana (1877), Fianarantsoa oder Fianarana (1878). Auf der Westküste im Sakalavalande entstanden die Stationen Morondava (1874), Romopasy (1874—1875), Tullear (1875, wieder aufgenommen 1878), Manja (1875—1876) und St. Augustin (1888). Auf der Südostküste gründete man 1888 die Station Bagaindrano und Fort Dauphin und im Baralande Ihozi.

Alle diese Stationen benötigten zahlreiche Arbeitskräfte und solche wurden denn auch im Verlauf der Jahre hinausgeschickt, nämlich:

die Missionare Engh (1865), Borgen (1865, seitdem in Südafrika), Borchgrevink (zugleich Arzt 1869), Rosaas (1869), Egenars (1869), Nygaard (1869), Stueland (1869), Pedersen (1869—1880; † 1880), E. Dahle (1870—1887), Hansen (1874—1879), Væffer 1874—1880), Haslund (1874—1886; † 1886), Vig (1874), P. Nilsen Lund (1874), Minnaas (1874—1886; † 1886), Jakobsen (1874), Walen (1874), Lindö (1874), Röstvig (1874), Jørgensen (1875—1885), Aas (1880), Bertelsen (1880), Svendsen (1880), Meeg (1880), J. A. Nielsen (1880), Selmer (1885), Stockfleth (1885—1886), Rustad (1888), Wetterstad (1887), Gahre (1887), Gulbrandsen (1887), Therbjörnsen (1887), Silertsen (1887), Smith (1887), Aarnaes (1887), Andreaassen (1867) und Høgstad (1887, Amerikaner); außerdem die Laiengehilfen N. Nilsen (1865—1886), Wilhelmsen (1869 bis 1886; † 1886), der Arzt Dr. Guldborg (1876—1886), die Jungfrauen B. Dahle (1870—1876), M. Faß (1875—1888), S. Faß (?—?), Hirsch (1870—1871), Sørensen (1876—?), Opdal (1878—1879?), Thingvold (1880—1883), Doren (1880—1885), Haakonson (1880—1886), M. Rasmussen (1880), Frangsen (1882—1886), Andersen (1863), Dietrichs (1885—1886), Diafonisse E. Christiansen (1885), Nedland (1886), Sique-lund (1887) und Nilsen (1887).<sup>1)</sup>

Im ganzen zählte man auf den Missionsgebieten der norwegischen

<sup>1)</sup> Die Jahresberichte der norwegischen Missionsgesellschaft sind so abgefaßt, daß es schwierig ist, einen klaren Überblick über das Missionspersonal zu gewinnen.

Missionsgesellschaft ausgangs 1887: 41 ordinierte Missionare — darunter einen Arzt —, 6 unverheiratete Frauen und 1 Laiengehilfen, außerdem 16555 Gemeindeglieder, 37500 Schulkinder, 44000 Kirchenbesucher, 16 eingeborene Pfarrer, 900 eingeborene Lehrer und Evangelisten. Die Einnahmen der norwegischen Missionsgesellschaft betrugen während des Zeitraumes 1886—1887 387711 Mark,<sup>1)</sup> worin indes 50000 Mark, welche aus Amerika eingingen, inbegriffen sind.

Wir haben oben berichtet, wie zur Zeit der Gründung der norwegischen Missionsgesellschaft unter den Missionsfreunden Zwiespalt herrschte, welcher auch noch anhielt, als die Missionsvereine selbst sich äußerlich zusammengeschlossen hatten. Zum Ausbruch kamen diese Differenzen wieder, als Schreuder (seit 1866 Bischof) im J. 1873 aus dem Dienste der norwegischen Missionsgesellschaft ausschied. Die Ursache davon lag darin, daß Schreuder Missionar der norwegischen Kirche und nicht einer Gesellschaft sein wollte und daß er die demokratische Leitung der Missionsgesellschaft mißbilligte. Bei seinem Austritt beanspruchte er, die Station Entumeni behalten zu dürfen, was ihm von seiten der Missionsgesellschaft auch zugestanden wurde, und als nach seinem Tode (1882) die Witwe das gleiche Verlangen stellte, hat nach längeren Verhandlungen die Natalregierung bestimmt, daß Entumeni als Eigentum der norwegischen Mission gelten soll, daß aber die Schreudersche Mission ein Recht hat, hier zu missionieren, solange sie in der Lage ist, die Station mit einem norwegischen Missionar zu besetzen. Im J. 1875 wurde eine neue Station Untunjambili angelegt. Nach Bischof Schreuders Tode sind 2 Brüder, die Pfarrer N. u. S. Astrup (1883 und 1884), als Missionare hinausgesandt worden; früher (1879) war Fräulein D. Stikkeland im Missionsdienste ausgezogen; seit einigen Jahren ist sie aber wieder heimgekehrt. Die Gehilfen Stikkeland (1878—?), Iversen (1880—?) und Smith (1881—?) hatten nur mit den äußeren Angelegenheiten der Mission zu thun. Der Vorstand des Schreuderschen Missionskomitee ergänzt sich selbst, wobei der Bischof und Stiftspropst von Christiania von Amts wegen als ständige Mitglieder fungieren. Wenn die norwegische Kirche als solche die Heidenmission offiziell unter die verschiedenen Zweige ihrer kirchlichen Wirksamkeit einverleibt, soll statutengemäß das Komitee sich auflösen und seinen Besitz der kirchlichen Missionsleitung übergeben. In dieser Mission zählte man 1887 2 Missionare, 1 unverheiratete Frau, 352 Getaufte, 130 Abendmahlsberechtigte und 124 Schulkinder. Die Einnahme (1887—1888) betrug 6271 Mark.

<sup>1)</sup> „Aarsberetninger“ 1843 f.; „Norsk Missionstidende“ 1845 f.; „Sommerfeldt“, I. c.



Wir haben vorher unter „Dänemark“ von der „Indischen inneren Mission für die Santal“ (Indian Home Mission Society to the Santals) berichtet. Der eine ihrer Gründer war der Norweger Skrefsrud, welcher im J. 1863 von der Gofnerschen Missionsgesellschaft nach Indien gesandt wurde, aber Anfang 1865 aus deren Dienste wieder austrat. Gelegentlich seines Besuches in Norwegen 1874 begleitete ihn Bunkholdt auf das Missionsgebiet hinaus. Als Børresen 1876—1877 und Skrefsrud 1881—1883 in Norwegen verweilte, erwachte großes Interesse für die Santalmision und es bildeten sich Komitees für dieselbe in Christiania, Lillehammer, Skien, Arendal, Drammen, Christiansand, Bergen, Drontheim und Tromsø, die wohl in keiner organischen Verbindung miteinander stehen, aber als das Hauptkomitee dasjenige zu Christiania betrachten. Im J. 1883 zogen Berg und Pähle (1884 verabschiedet) mit Skrefsrud nach Indien. Die Einnahme im J. 1888 betrug 37 141 Mark.<sup>1)</sup>

Im J. 1888 entstand ein Verein für Missionsarbeit unter den norwegischen Lappen. Derselbe hat 2 Reiseprediger ausgesandt, um die Lappen in ihren Hütten und Zelten aufzusuchen, und hat die Herausgabe von einzelnen Teilen der heil. Schrift und anderer Bücher in lappländischer Sprache begonnen.

Außer den früher angeführten Norwegern, welche im Dienste anderer Missionsgesellschaften arbeiten, seien hier noch genannt Prydz (1851—1863), Mo (1859—1873?) und Dahl (1866—1873), welche im Dienste der Hermannsburger Missionsgesellschaft in Südafrika arbeiteten; ferner D. Michelsen wahrscheinlich ein ausgewandeter Norweger —, der seit 1878 als Sendbote der Presbyterianerkirche von Otago (Neuseeland) auf Nguna (Neuhebriden) thätig ist;<sup>2)</sup> Julibø, welcher 1886 von der schwedischen „Evangelischen Vaterlandsstiftung“ nach Indien gesandt wurde; endlich Anna Blahn (1886) Sophie Reuter (1886) und Rästigaard (1888) welche alle im Dienste der „China Inland Mission“ arbeiten; für die Gesellschaft besteht ein Hilfskomitee in Christiania, welches 1887 597 Mark vereinnahmte.<sup>3)</sup>

Außer den angeführten Beiträgen sind auch von seiten der norwegischen Methodisten (4257 Mark) und Baptisten Beiträge an die betreffenden Gesellschaften (die Methodistische Episkopalkirche in Amerika,<sup>4)</sup> und die Baptistische Missionsgesellschaft in England) eingesandt worden. Einige kleinere Beiträge aus Norwegen an den „Frauenverein in Stockholm für China“ und an die Mission der Brüdergemeinde lassen wir hier außer acht.

<sup>1)</sup> Siehe „Santalen“, Christiania 1883 f.

<sup>2)</sup> Siehe „Steel, The New Hebrides and christian Missions.“ London 1880. S. 254.

<sup>3)</sup> Näheres in „Vidnet“, Laurvik 1888 und „Sendebudet“ 1888.

<sup>4)</sup> Vgl. „Report“ 1888, S. 156.



Die Gesamtzahl der norwegischen Missionsarbeiter umfaßt also 47 ordinierte, 2 nichtordinierte Männer und 9 Frauen. Die Missionseinnahme betrug im J. 1887 im ganzen 382674 Mark, was bei einer Landesbevölkerung von 1913000 Einwohnern 20 Pfennig auf den Kopf ausmacht.

## Was hat die gegenwärtige Mission für die Geographie geleistet?

Von P. C. Wallroth.

(Fortsetzung.)

Nach Klein-Namaland bringt uns: Schmelen's Reise zur Erforschung des Orangesflusses 1814 und nach Groß-Namaland 1820 B. Shaw, jene beiden Londoner Missionare.<sup>1)</sup> Hiermit begegnen wir den rheinischen Sendboten, welche für Erforschung dieser Gebiete sowie des Herero-Landes viel gethan haben. Weiderbecke schilderte die Vorstellung der Herero von Gott, Schöpfung u. s. w. F. Bernsmann und J. Böhm durchreisten ein bisher fast gänzlich unbekanntes Gebiet, den nordwestlichen Teil des Hererolandes: Kaoko im Juni und Juli 1877 und lieferten eine sehr wertvolle Manuskriptkarte; nachdem schon 1866 Böhm eine Reise zum Erongo-Gebirge und von Ameib nach der Walfischbucht geschildert hatte. H. Brincker schrieb 1886 über die Bewohner des Nama- und Damra-Landes; E. Dannert über sociale Verhältnisse der (Ova) Herero; ähnliches Irle; Kleinschmidt schilderte die Nama, Kolbe eine Reise von der Walfischbucht nach Damraland, Krönlein eine von Bersaba bis Hoachanas, Weber eine nach Großnamaland, Schröder die nach dem Ngami-See; und Viehe erzählt von der Religion, den Sitten und Sprüchen der Herero.<sup>2)</sup> Bekannt sind die vier rheinischen Missionare: Hahn, Rath, Büttner und Olpp. — Der

<sup>1)</sup> Ev. Miss.-Mag. 1817, 471—477. 1823, 81—103.

<sup>2)</sup> Rhein. Miss.-Ber. 1881, 179—183. Zenaer g. M. I, 156. P. g. M. 78, 118, 306—311. Taf. 17. Rhein. Miss.-Ber. 66, 206. 78, 205 f. 242 f. Globus 38, 363 f. 49, 231 f. 253. 59, 247 f. Rhein. Miss.-Ber. 84, 228—234. 73, 289, 77, 140. (Behm-Wagner: Bevölkerung der Erde V, 56.) 61, 61—74. P. g. M. 61, 166. 65, 390. Rhein. Miss.-Ber. 49, 193—208. 57, 135—142. (P. g. M. 65, 390 f.) 74, 261—280. 80, 227—238. Des Generalkassierers Ritter Reise im Norden von Namaland 68, 9—22. Ungenannt über Damra 49, 321—333. Topnaar 50, 145—155. 76, 82 f. 106 f. 79, 372—378. Globus 39, 127. 45, 375 f. Bergdamra: P. g. M. 77, 396. 58, 198. 209. 220. Kleinnamaland: Rhein. Miss.-Ber. 51, 369—381. Großnamaland: 51, 385—400. 52, 305—313. Schepmannsdorf: 52, 369 f. (Der Nichtmissionar Koch über die Walfischbucht 83, 50 f.)

erste Hugo Hahn, aus Riga gebürtig, ein gelernter Landmesser, Gründer Neu-Barmens, Sprachforscher und Forschungsreisender in Hereroland, drang 1859 mit Missionar Rath und dem Elephantenjäger Green bis nach Ondongo und 1866 sogar an den Kuneneß, 1871 durchs Land der Herero und der Bergdamra. Petermann nannte Hahn und Rath „die unermüdblichen Pioniere geographischer Entdeckungsreisen“ (58, 42).<sup>1)</sup> C. G. Büttner, jetziger Inspektor der Berliner ostafrikanischen Mission, welcher schon vor 1883 durch verschiedene Aufsätze in den Rheinischen Missionsberichten über das Hereroland die Geographie dieses Landes beleuchtet hatte, veröffentlichte nach Besitzergreifung von Angra Pequenna seitens des Deutschen Reiches das Buch: Hinterland von Walfischbai und Angra Pequenna (Heidelberg 1884) und erntete hierdurch viel Anerkennung auch seitens der Fachgelehrten. Außerdem schilderte er die Mythologie der Hottentotten, Totengebräuche der Herero, technischen Fertigkeiten der Damra u. s. w. Überall zeigte er sich „als trefflichen Beobachter und ebenso vorzüglichen Schilderer“ (Ausland 1884, 616).<sup>2)</sup> Neben Büttner hat auch Joh. Lipp diese Gegenden neuerdings ebenfalls aus jahrelanger Erfahrung schöpfend beschrieben. Sein „Angra Pequenna und Groß-Namaland“ (Elberfeld 1884), „Erlebnisse im Hinterland von Angra Pequenna“ (Kulmbach 1884) hatten gleich Büttners Schriften zur rechten Zeit kommandierend durchschlagenden Erfolg und zeigten tausenden von Zeitungslesern und vielen unberufenen Darstellern die Länder, wie sie sind. Selbst die Karte ist trotz einiger Mängel dennoch durch die genaue Schreibart der Namen „ein Fortschritt“. P. g. M. 85, 305.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Rhein. Miss.-Ber. 1852, 2—14. 225—232. 333 f. 58, 178 f. 195 f. 221 f. 250 f. 261 f. 62, 179—191 (Guano-Insel). 67, 202 f. 242 f. 277 f. 301 f. 336 f. 365 f. (nach Ondonga). 68, 82 f. 114 f. 150 f. 182 f. 71, 97 f. 72, 213 f. 235 f. 310 f. 336 f. 353 f. 73, 47 f. 114 f. 173 f. — P. g. M. (Gefuletebe) 58, 42. 175. 195. 349. 59, 295—303 nebst Originalkarte Taf. 11. S. 106: „Die rheinische Missionsgesellschaft hat manchen guten Geographen unter ihrem Personal aufzuweisen gehabt, wie Hugo Hahn.“ 274. 68, 259. Ev. Miss.-Mag. 1868, 175 f. Behm-Wagner: Bevölkerung der Erde I, 47. II, 58. — Josaphat, Hugo Hahns Sohn: Rhein. Miss.-Ber. 1867, 10—15. P. g. M. 67, 274. 69, 156. 393 (nicht zu verwechseln mit Theodor Hahn. Globus 23, 268 f. 308 f. P. g. M. 68, 389).

<sup>2)</sup> Rhein. Miss.-Ber. 1876, 110 f. 353—377 (Sociales). 78, 29—42. Baumgarten a. a. O. S. VI. P. g. M. 77, 317. 78, 202. 242. Bergdamra 85, 199. 408. 86, 192. 87, 157. 160. Ausland 82, 828—834. 852—858. 491 f. 83, 714—716. 933 f. 84, 386 f. 521 f. 615 f. 693 f. 87, 372. Globus 46, 158. N. M.-Z. 1884, 431. 1881, 192. Baseler Miss.-Mag. 84, 382. 85, 174. Raquel a. a. O. I (85), 335. 107. 149. 152. 155. 205. 329. 344. (P. g. M. 88, 318.)

<sup>3)</sup> Rhein. Miss.-Ber. 1876, 71—82. Zur Charakteristik der Nama; Zenaer

Das Ovambo-Land wurde uns durch die finnischen Missionare z. B. Rautanen und Weikkolin bekannter, welche durch Hahn kräftigste Unterstützung gefunden hatten, wie denn letzterer allen nordwärts ziehenden Forschungsreisen nach Kräften half.<sup>1)</sup> Während der Londoner F. D. Hepburn uns über den Ngami-See allerlei mittheilt, schilderte der katholische Vicepräsekt R. P. Duparquet seit 1879 das Damra- und Ovambo-Land und gab über den Okavangofluß Auskunft, daß er nicht in das Etoscha-Salzbecken hinein verschwindet, sondern unterhalb desselben in einen Sumpf mündet, aus welchem der Zufluß des Ngami-Sees, der Tioge, hervorgeht. Von Humbe (am Kunene) aus durchreiste er die Landschaften Eware und Handa, drang ins Amboëlla-Land vor und 1885 ins Thal des bis dahin räthselhaften Flusses Kuerrai.<sup>2)</sup> — Von Moremi am Ngami-See aus machte der englische Sendbote E. Lloyd 1887 einen Ausflug nach der Mündung des Kuito in den Kubango (Tioge) und bestätigte Capellos und Ivens' Erkundigungen (P. g. M. 88, 156).

### 3. Westafrika vom Kunenefluß nordwärts.

Benguela und Bihé (vielleicht auch bald Robale westlich vom oberen Sambesi) sind durch den schottischen Missionar und erfahrenen Reisenden Arnot bekannter geworden, welcher, „ein würdiger Nachfolger Livingstones, seit 7 Jahren in Centralafrika um die Förderung der Civilisation sich bemüht, zugleich aber auch um die Erforschung unbekannter Gebiete sich verdient macht.“ Über ein Jahr hielt er sich am oberen Sambesi im Barotse-Lande auf und erreichte 1886 gänzlich unbekannte Gebiete, berührend die Landschaft Garenganze (Garanganja). Der Baptiste William E. Fay theilte im Missionary Herald drei kleine Karten über die Gegend des Bailombosflusses zwischen Benguela und Bihé mit und gewann dadurch einen wesentlichen Fortschritt gegen Camerons Auskundtschaft dieser Gegend.

Auch unternahm der amerikanische Glaubensbote W. T. Currie 1886 und 1887 von Bailunda aus Reisen nach den Landschaften Ovambo

g. M. VI, 1—47. Aus dem Sagenschatz der Nama-Rhoin-Rhoin. A. M.-Z. 1884, 478. 85, 205. 86, 191. P. g. M. 84, 393. 85, 199. 390 (!) auch von Hans Schinz gelobt. — Vgl. auch Ausland 1883, 1018 und Raquel I, 29. 44. 47. 56. 81 bis 83. 89. 113. 115. 129. 136. 321 f. 338. 347 f. 352 f. über A. J. Wookens Reise nach der Kalahari vgl. P. g. M. 88, 286. 349. Über das neueste Nama-Wörterbuch von Krönlein siehe den Lit.-Ber. in dieser Nummer.

<sup>1)</sup> A. M.-Z. 1874, 545 f. Rhein. Miss.-Ber. 1872, 40—56. Zenaer g. M. IV, 116.

<sup>2)</sup> P. g. M. 82, 200. 80, 276. 324. 81, 240. 82, 199. 200. 84, 159. 400. 86, 217. 87, 54. 159. 88, 224. Ausland 1882, 179.



(Huambo), Oambo und Kweingi (Quingue), gab aber nur oberflächliche Angaben über Land und Leute; mehr aber leisteten Currie und Sanders durch eine im September 1887 ausgeführte Reise durch Kapoto und Kifendi, Ondulu, Omungu auf unbetretenen Pfaden.<sup>1)</sup>

Doch wir eilen zum Kongo, wo wir zuerst auf die geographischen Arbeiten früherer katholischer Missionare stoßen, welche aber sehr überschätzt sind.<sup>2)</sup> Viel großartiger und bedeutender sind die geographischen Leistungen der beiden Baptistenmissionare F. E. Comber († Juni 1887) und George Grenfell. Vorher am Kamerun thätig versuchte Comber in Verein mit dem Sendboten Hartland eine gerade Straße von S. Salvador nach dem Stanley-Pool zu eröffnen; er entdeckte, von der Royal Geogr. Society mit wissenschaftlichen Werkzeugen ausgerüstet, den Arthington-Fall bei Mbangu, mußte aber mit Lebensgefahr in Banza Makuta umkehren. Einige Jahre später nahm er als einer der ersten den Stanley-Pool kartographisch auf und erreichte nach vierundeinhalb-jähriger Arbeit 1882, wenn auch auf anderem Wege, das Ziel: die Anlegung einer Missionsstation an diesem Pool.<sup>3)</sup> — Besser als alle Beamten des Kongostaates und manche andere Forschungsreisende an diesem lauzenschnell dahinfließenden Strom wußte G. Grenfell die Entdeckung Stanleys auszubenten und das Kongobeden großartig zu erschließen. Er bewies, daß der Mobangi oder Ubangi (Uelle) der große rechte Neben-

<sup>1)</sup> P. g. M. 87, 153, 319, 88, 155, 224, 348, 89, 31. Globus 54, 112. N. M.-Z. 1889. Geograph. Rundschau. Ausland 1885, 535.

<sup>2)</sup> Zusammengestellt in P. g. M. 62, 443 f. und Taf. 17; unter ihnen: Fr. Fragio, Valiger de Tovar, Girolamo de Montefarchio, Bonav. und Fr. v. Batta. S. Antonio de Montecuculo u. a. Vgl. auch: Aagem. Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, aus dem Englischen. Bd. IV. Leipzig 1749. S. 531—555. Mich. Ang. v. Gattino und Dionys. v. Carli, Kapuziner 1666 f.; Hieron. Merolla, auch Kapuziner 1682 f. S. 572—629 und zusammenfassend 651—726. Des österreichischen Kapuziners Antonio Zucchelli v. Grabisca: Merkwürdige Missions- und Reisebeschreibung nach Kongo in Äthiopien. Frankfurt a. M. 1715, aus dem Italienischen besonders S. 138—490 erscheint mir doch interessant. — P. g. M. 63. Ergänzungsheftbd. II. Taf. 7. A. Petermann sagt aber mit dünnen Worten 77, 466 (vgl. 78, 443, 79, 297) von der Entdeckung des Kongo: „Die Forschungen der Portugiesen und katholischen Missionare seit Jahrhunderten müssen verschwindend gering, dürftig, unzuverlässig, ja für einen Kulturstaat und ein christliches Werk schmachvoll genannt werden.“ — Dies Urteil ist aber doch etwas zu mildern.

<sup>3)</sup> P. g. M. 79, 73, 234, 434, 442, 81, 36, 239, 82, 17, 432, 83, 184 f. 198, 84, 112, 158, 85, 185, 407, 86, Taf. 6, 87, 287. Missionary Herald oft z. B. 1882, Septemberheft, mit Karte. Globus 35, 175, 39, 121 f. 48, 78 f. 52, 143 f.



fluß des Kongo ist, besuhr ihn im November 1884 mit dem Missionsdampfer Peace bis zu  $40^{\circ} 30'$  n. Br. und vermutete (gegen Stanley mit Bouters) schon damals die Gleichheit des Ubangi mit dem räthselhaften Uelle. Bald darauf hat er mit Lieutenant Curt v. François zusammen die beiden großen linken Zuflüsse des Kongo, den Urufi oder Schwarzer Fluß (gebildet vom Buffera [Bofira] und Tschuapa [Yuapa]) und den Tschuapa bis zum  $1^{\circ}$  n. Br. und  $23^{\circ}$  östl. L. v. G. befahren, und den Kulongo auf demselben Schiff 400 engl. Meilen weit erforscht und dessen Nebenfluß Kopuri entdeckt. Ebenso den rechten Kongo-Nebenfluß Licona oder Mbunga (Punga), überhaupt die Mündungen aller zwischen Ubangi und Lefini gelegenen rechten Nebenflüsse des Riesenstromes. Im Dezember 1884 stellte Grenfell den rechtsseitigen Loika (Stimbiri), welcher unterm  $2^{\circ}$  n. Br. in den Kongo mündet, genau fest und besuhr 1884 den linken Baloko oder Lubilash bis über  $1^{\circ} 30'$  s. Br. und im Dezember 1885 den Ubangi noch einmal. Später besuhr er den bei Kwamouth mündenden Kassai 500 engl. Meilen weit bis zu der Stelle, wo der Lulua und Luebo sich zum schiffbaren Strom vereinen. Auch den Kwa (Wabuma) hatte Grenfell mit Comber bis zur Einmündung des Kuango erforscht, am Kongo selbst verschiedene Breitenbestimmungen gemacht, den Ngala befahren, viele Nachrichten über die Uferbevölkerung dieses Kongobeckens gegeben und sich um die Kongo-Erforschung „hoch verdient“ gemacht. Das Oktoberheft 1886 der London Proceedings zeigte der geographischen Gelehrtenwelt die für die Kartographie des mittleren Kongobeckens „grundlegenden Aufnahmen der Tributäre des Kongo“ durch Grenfell in einem übersichtlichen Bilde! Nicht die Kongostaatsbeamten, nicht die vielen belgischen Offiziere, sondern deutsche Offiziere und englische Missionare haben diesen Teil des Stromes erschlossen und die Nebel der Ungewißheit verscheucht. Auch den 1882 von Stanley entdeckten aber seitdem nicht wieder besuchten Leopold II See hat Grenfell untersucht, damit seinen siebenjährigen Aufenthalt am Kongo auf kurze Zeit unterbrochen, zuvor aber noch den Unterlauf des Kuango aufgenommen, und ihn bis zum fernsten von Major von Mechow erreichten Punkt unter  $5^{\circ} 8'$  s. Br. verfolgt. So wars nur Wahrheit, wenn Oberst Sir Francis de Winton, Generaladministrator des Kongostaates, in der Sitzung der Royal Geogr. Society am 7. Juni 1886 im Burlington House ausrief: „Hoffen wir, daß Grenfell sein für die Zukunft von Afrika so wichtiges Werk beenden wird, denn neben seinen hohen Verdiensten als Forscher ist er ein ernster, gütiger, christlicher Missionar, der sich den Ruf eines genauen strengen Beobachters erworben hat.“

Geliebt und geachtet von allen — in Wirklichkeit ein echter, christlicher Pionier!<sup>1)</sup>

Über das rechte Kongo-Ufer gaben die beiden Baptisten W. Holman Bentley und Henry E. Grudginton 1881 allerlei Nachrichten, ersterer besuchte auch im August 1887 den von Stanley entdeckten Mantumba-See, welcher seitdem nicht wieder aufgesucht worden war und stellte seine Verbindung mit dem Leopold II See nicht in Abrede.<sup>2)</sup>

Von den katholischen Missionaren ist am Kongo nicht viel Geographisches geleistet: Abbé Joanni Guyot, als algerischer Missionar 1880 bis 1881 am Tanganyika, erkrankte vom Kuango zurückgekehrt 1883 im Kongo, der Vorsteher in S. Salvador P. Barroso gab einige Nachrichten über dortige Mineralien und ein anderer katholischer Glaubensbote entdeckte im Kongogebiet die wilde Weinrebe. Die Jenaer geogr. Mitteilungen geben die Kongofahrt des Katholiken Augouard wieder.<sup>3)</sup> Die physischen Verhältnisse Mayumbas in Loango schilderte der Baptist R. Wright Hay und der englische Missionar Bowdich gab in seinem „North Western Africa“ 1821 die ersten näheren Erkundigungen über den Ogowe (Ogoawai), der Amerikaner A. Bushnell wies 1856 und 1872 nach langem Aufenthalt am Gabun auf die Äquatorgegenden Westafrikas, insbesondere den Gabun, hin und 1864 erforschte Preston die Küste bis Fernando Vaz.<sup>4)</sup> Bekannt ist ihr Mitarbeiter Joh. Leighton Wilson, welcher in seinem „Western Africa“, Newyork 1856,

1) A. M. Z. 1888, 346. Ausland 1885, 895. 86, 317. 770. 933—936. 87, 496 f. Globus 50, 16. 47, 366. 48, 32. 49, 78. 51, 207. P. g. M. 85, 31. 100. 198. 227. 244. 271. 397. 407. 86, 29. 59. 86. 150. 191. 253 f. 322. 344. 351. Taf. 13 und 16. 87, 94. 153. 159. 191. 251. 347. 88, 89. 145. Taf. 9. Grenfells weltanerkanntes Verdienst wird nicht dadurch geschmälert, daß die Kathol. Miss. im Artikel „Der Kongo, einst und jetzt“ bei Grenfell und Comber geflissentlich die Bezeichnung Missionar auslassen und ihre Bedeutung fast verschweigen. (Kathol. Miss. 1887, 166. 168.) — Vgl. ehrende Anerkennung Grenfells im Ausland 1887, 730 f. P. g. M. 88, 320b Menfe.

2) P. g. M. 82, 21. 83. Taf. 6. Bentleys Life on the Congo. London 1887. P. g. M. 1888. Litt.-Ber. S. 81 Nr. 366. Vergessen sei nicht Adam Mac Call, der Feldmesser und Führer des Livingstone-Inland-Missionzuges, mit Werkzeugen seitens der Londoner geographischen Gesellschaft ausgerüstet. P. g. M. 82, 18 f. 105. Globus 41, 191. A. a. Weltt. XIII, 216. Bentleys Reise P. g. M. 89, 53 f.

3) Globus 44, 302. P. g. M. 84, 101. 86, 97. Taf. 6. 89, 31. Schmidt: Tägliche Rundschau 1888, Nr. 32. Jenaer g. M. V, 21 f. 71—89. Kathol. Miss. 1887, 167 f.

4) Ausland 1887, 35 f. P. g. M. 62. Taf. 8. Nebentarte. 78, 107 f. 73, 398. Ely Vol. 87.

viel Stoff bot, besonders in ethnographischer Beziehung und vor allem hinsichtlich der von ihm selbst besuchten Gegend; noch jetzt gilt er als zuverlässiger tüchtiger Darsteller.<sup>1)</sup>

Unsere Kenntnis des Kamerun-Gebiets verdanken wir in einigen Punkten baptistischen Missionaren, so dem Bahnbrecher Alfred Saker, welcher am 13. Januar 1862 den Viktoria-Piä erstieg, John Clarke, Diboll, Merriell 1847, Pinnoch; aber die Berichte dieser Sendboten lagen im *Missionary Herald* zerstreut und für die meisten verborgen (vgl. Dr. Grundemanns Zusammenstellung derselben in der *N. M.-Z.* 1885, 122 f.). G. Grenfell, jetzt am Kongo, und Koss nahmen das Gebiet des Kamerunflusses kartographisch auf; L. S. Comber veröffentlichte 1879 und Grenfell 1882 eine Karte Kameruns; beide nebst Thomson hatten 1877 und 1878 Gebirgsreisen gemacht, Comber im April 1877 bis auf den Gipfel des Kamerun. Missionar Quint. W. Thomson entdeckte im Norden nahe dem 5° den Balombi-ba-Mbu (Elephanten-See) und den Wasserfall des Kelleflusses.<sup>2)</sup>

Am Alt-Kalabar (Groß-Fluß) finden wir 1844 Clarke nordwärts dringend und Waddells wertvollen Reisebericht nebst Kartentwurf über die Mündungsbucht; ferner Dr. Robbs „Old Calabar: Geographical notes etc.“ mit mannigfachen Bemerkungen über die dortigen Völkerstämme (besonders die Ibibio), ihre Verwandtschaft, Gruppierung u. s. w. nebst Rob. Beedies Inlandsreise,<sup>3)</sup> sowie H. Goldies Fahrt auf dem Missionsdampfer „David Williamson“ im November 1884.<sup>4)</sup>

Am Niger weist der Missionsbischof Samuel Crowther, ein christlicher Sohn und Erforscher seines Vaterlandes, bekannt als Geograph durch die (Tschadda-, richtiger) Vinue-Expedition 1854, wo seine ethnologischen Forschungen dem Dr. Baikie sehr wichtig und seine Tagebuch-

<sup>1)</sup> Über den Gabun noch: Bests Reise an den Komo-Arm. *P. g. M.* 64, 119 u. der Kathol. J. Buléon. *P. g. M.* 88, 62. — Wilsons Werk, deutsch von M. B. Lindau. Leipzig 1865. Neue Ausgabe; Auszüge im *Ev. Miss.-Mag.* 1862, 110 f. *P. g. M.* 56, 120. 62, 446.

<sup>2)</sup> *P. g. M.* 77, 437. 84. Taf. 7. 85, 13. 422. Taf. 18. 79, 191. Ausführlich im *Globus* 35, 343 f. mit Karte 45, 44. *N. M.-Z.* 85, 178 f. 68, 422.

<sup>3)</sup> *Ev.-luth. Miss.-Bl.* 1847, 52. H. Masterton Waddell: *Twenty nine Years in the West-Indies and Central Africa.* London 1863. *P. g. M.* 63, 177 f. 72, 402. 73, 193. 77, 444. Behm-Wagner: *Bevölkerung der Erde* I, 47. *P. g. M.* 83, 399. 85, 198. 308. 86, 351. *United Presb. Miss. map.* London 1886.

<sup>4)</sup> *N. M.-Z.* 1885, 530. 1888, 135. *P. g. M.* 85, 308. *U. P. Record* 1884 und 1885.



berichte sehr wertvoll waren, nachdem er schon 1841 den Kapitän Trotter Nigeraufwärts begleitet hatte. Seine Berichte und die seiner Gefährten z. B. Irvings und Hinderers über das Tjebu-Land und des früheren Baseler Zöglings J. F. Schön, sowie des Sohn Christopher Taylor, neuerdings auch Johnsons und Philipps Reisen sind für die Nigerkunde von großem Belang.<sup>1)</sup> Im Jahre 1879 fuhr der Missionsdampfer „Henry Venn“ weit über Dr. Baikies (1854) fernsten Punkt tief nach Adamaua auf dem Vinuesluß hinein, mit ihm Ashcroft und Kirk (sowie der später so berühmte Deutsche E. Kob. Flegel). — Vor einigen Jahren schilderte J. Buckley Wood die Bewohner von Lagos nach Ursprung, Sitte, Sprache und Yoruba wurde uns durch die Missionare Irving, Townsend und den Amerikaner T. J. Bowen bekannt.<sup>2)</sup>

Ein Fortschritt in der Erforschung des Hinterlandes des deutschen Togo-Gebiets ist das Vordringen besonders des Bremer Missionars E. Bürgi 1888 nach Agbaladome in Nodshie und des Katholiken Ménager 1885 bis Abangbe, des Paters Baudin bis Atakpame. Pater Bouche schilderte sehr vollständig die Ethnographie der Sklaventrüste.<sup>3)</sup> — Die eben genannte Ewe-Stadt Atakpame hatte in den sechziger Jahren schon der Bremer Missionar Ehr. Hornberger besucht, welcher in Petermanns geogr. Mittheilungen 1867, 48—54 das Ewe-Gebiet genau beschrieb und mit seinem Mitarbeiter W. Brutschin eine Karte (Tafel 3) dazu lieferte. Zündel endlich schilderte Land und Volk der Eweer auf der Sklaventrüste.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Ev. Miss.-Mag. 1855, IV, 116 f. 130—160. 1856, II, 89—126. 1846, 129 f. Globus 8, 90. 23, 287. 26, 57 f. 35, 256. 37, 111. N. M.-Z. 1875, 33 f. P. g. M. 55, 218—230. Taf. 18. 58, 438. 486. 523 f. 560. 566. 57, 540. 61, 75. 63. Taf. 6. 73, 193. 78, 122. 85, 184. 198. 57, 223. 63, 174. 67, 335. 63. Taf. 6 (Reisewege bei Onitscha und Erkundigungen). 88, 190.

<sup>2)</sup> P. g. M. 80, 145 f. Taf. 7. 220. 360. Globus 41, 236 f. 252 f. P. g. M. 57, 222 f. und die Katholiken: Chautard P. g. M. 83, 399. Chauffe und Holley Globus 48, 253 ff. P. g. M. 85, 184. Kassar II, 156. Kath. Miss. 1885, 7 f. 31 f. mit Karte. 101 f. 160 ff. 232 f. 249 f.

<sup>3)</sup> P. g. M. 87, 57. 85, 184. Borgheros Karte der Sklaventrüste P. g. M. 66, 438. Jenaer g. M. IV, 167. Globus 31, 13. Bürgis Reisen an der Togrüste und im Ewe-Gebiet P. g. M. 88. Taf. 14. S. 233—237. Andere Bremer sind am Ende dieses Abschnittes genannt.

<sup>4)</sup> Ev. Miss.-Mag. 1879, 129. 85, 214. Andere Missionare: Schlegel, Plessing, Wolff, Bürgi. — Monatsblatt der norddeutschen Miss.-Ges. 1884, Nr. 1. 1858, 397—408. — Der Katholik Steinemann P. g. M. 65, 314. Dr. Henricis deutsches Togo-Gebiet, Leipzig 1888, verwertet die Aufnahmen Bremer Missionare. P. g. M. 88, 122. 85, 212. 88. Taf. 14.



Die dänische Goldküste wurde vom Kolonialprediger H. E. Monrad nach verschiedenen Seiten des innern und äußern Lebens der Neger, des Klimas, Handels u. s. w. und mit bitterer Anklage der dänischen Verwaltungsbeamten beschrieben.<sup>1)</sup> Reichhaltig und großartig wurde unsere Kunde der Goldküste durch Baseler Missionare bereichert; des Eingebornen David Aschantes Reise 1885 von Salaga nach Obooso, seine und Buß' 1877 nach Salaga ist auch von Gelehrten anerkannt; R. Bucks Schilderung der Kulturzustände in Akem,<sup>2)</sup> H. Bohners in eine Erzählung verwobene, vielseitige Darstellung der Bewohner des Akra-landes, J. G. Christallers Beiträge zur Völkerkunde, Joh. Christian Dieterles Beschreibung einiger Gebräuche in den Tschiländern, Dillgers Mittheilungen über das Pfandwesen, die Sklaverei u. s. w. und seine Reise nach der Landschaft Kumanu nebst: Beitrag zur Ethymologie westafrikanischer Städtenamen, sind erwähnenswert.<sup>3)</sup> Gollmer reiste von Badagry nach Abbeokuta, J. Kopp besuhr auf dem Missionschiff „Pionier“ den Voltafluß, Vocker wagte sich 1852 von Christiansburg nach Peki im Krepe-Land, Dr. E. Mähly gab „dankenswerte“ Beiträge zur Geographie und Ethnographie der Goldküste (mit Karte 1885) und war 1884 mit den Sendboten Müller und Zimmermann nach Salaga gelangt.<sup>4)</sup> Berühmt sind F. Ramseyers und Kühnes Tagebücher: „Vier Jahre in Asante“ (Basel 1875, mit Karte), wertvoll Ramseyers und des Ehrenmitglieds der geographischen Gesellschaft zu Jena, Mohrs Reise 1881 nach der Asantehauptstadt, Mohrs nach Akem-Kotufu, Ramseyers Ausflug nach dem Norden Asantes und ostwärts vom Volta, nach Bron, Krafhe und Boëm.<sup>5)</sup> Nach Kumasi drang schon 1839 Riis noch einmal, als kühner Erforscher dieses finstern Negerreiches, und 1881

<sup>1)</sup> Skildring af Guinea-Kysten etc. Kjobh. 1822; deutsch Weimar 1824. Ev. Miss.-Mag. 1827, 526 f. Vorher: Kolonialprediger W. J. Müllers afrikanische Landschaft Fetu. Hamburg 1673; treu und glaubwürdig. Joh. Rast: Kort Reisebeskrivelse etc. Drontjem 1754. — P. g. M. 58, 175.

<sup>2)</sup> P. g. M. 86, 36. 81, 190. Jenaer g. M. IV, 15—40. Globus 30, 173 (Akem). 63. Bas. Jahresbericht S. 81 f. Buck und Suppenbauer: Von Ryebi nach Kumase. 1888. Basel.

<sup>3)</sup> Ev. Miss.-Mag. 1881, 1 f. 86, 9 f. Jenaer g. M. IV, 88—96. 8—15. 48—54. Ausland 1883, 754—757. Böhner in Ev. Miss.-Mag. 1889, 27 f. 97 f. 1888, 353 f.

<sup>4)</sup> Ev. Miss.-Mag. 1847, IV, 175—193. 53, II, 59—81. Jenaer g. M. I, 71—78. IV, 119. P. g. M. 86, 30—190.

<sup>5)</sup> N. M.-Z. 1875, 168. 283. Ev. Miss.-Mag. 1874, 506—511. P. g. M. 75, 119. 76, 118. 86, 351. Jenaer g. M. I, 9—28. 115—124. Globus 30, 157, 361. 378. 31, 14.

D. Suppenbauer; 1838 reisten Riis und Mündter jenseits des Volta nach dem Asumalande; Gottlieb Schmid beschrieb 1878 das Adangme-Gebiet und J. F. Seising 1828 das Bassaland in Liberia.<sup>1)</sup> Paul Steiner weiß in Afrika uns ein westafrikanisches Städtebild lebhaft vorzumalen und das dortige Land zu schildern und Zimmermann das Negerleben nebst einer Reise von Abokobi nach Krobo und Ada 1855.<sup>2)</sup> Was überhaupt die Baseler Sendboten für die Erforschung der Goldküste gethan haben, zeigt uns P. Steiners Eastern District of the Gold-Coast, Winterthur 1882; sowie Ramsfeyers, Mohrs und Steiners Karte der Goldküste (Basel 1885), mit fesselnder Beigabe: Map of the northern Part of the River Volta from Salago to Anum and the adjoining countries und mit einer durch Christallers Fleiß geprüften genauen Schreibart der Ortsnamen. Nun, „die Kenntniss der Goldküste und der nördlichen Gebiete beruht hauptsächlich auf den Arbeiten der Baseler Missionare.“<sup>3)</sup>

Die Umgebung des bei Kap Palmas mündenden Cavalha erforschte 1861 C. C. Hoffmann; über Scherhero, Mendi und Timane (Timne) theilte der amerikanische Missionar D. R. Flisinger anschauliche „Hand-sketches“ mit und A. Menzies Reiseweg im Februar 1863 (?) fand auf wissenschaftlichen Karten des Mendi-Landes Verwendung; er war der erste Europäer, welcher diese Gegend durchzog.<sup>4)</sup> Der Verfasser der polyglotta africana, Külle, gab wichtige Erkundigungen über manche Teile Westafrikas<sup>5)</sup> und Missionar Bickersteths Weg im Bagga- und Pongas-Lande (Fallaugia) ist auf Fach-Karten eingezeichnet, auch der unermüdlische Fox machte 1842 in Gambia von MacCarthy aus nach dem Inland eine beschwerliche, für die Erdkunde nicht unwichtige Reise.

<sup>1)</sup> Ev. Miss.-Mag. 1874, 305 f. 40, 174—238. 37, 541 f. 556—561. 39, 455—476. 47, IV, 236—254. P. g. M. 87, 57. Bas. 63. Jahresbericht 70 f. Ev. Miss.-Mag. 1829, 499—508. A. M.-Z. 88, 399.

<sup>2)</sup> Ausland 1881, 901—907. 1884, 158. Vgl.: Ein Besuch in Schwao, Missionsreiseleben in Westafrika. Basel 1882: Land und Leute in Afrika. P. g. M. 85, 198. Landschaftsbilder aus Schwao. Zenaer g. M. III, 83—91. 93. A. Steinhäuser über Fetischismus. Ev. Miss.-Mag. 1856, II, 127—141. 68—89.

<sup>3)</sup> Zenaer g. M. I, 156 f. IV, 156 f. P. g. M. 83, 198. 85, 184. 86, 30. Ausland 1882, 478.

<sup>4)</sup> P. g. M. 62, 356. 58, 175. 83, 431 f. mit Karte.

<sup>5)</sup> P. g. M. 55, 326 f. 58, 169. 62, 446. 63. Taf. 6. 63, 173 f. Ergänzungsband II (1863), Taf. 7. 71, 151.

Über Senegambien endlich gab der Katholik Boilat zu St. Louis eine geo-ethnographische Karte heraus.<sup>1)</sup>

(Schluß folgt.)

## Literatur-Bericht.

1. Von den „Dornen und Ahren vom Missionsfelde“ sind soeben wieder 4 Heftchen erschienen: IV. „Sanuah Daso, der braune Pastor, eine Lebensgeschichte aus der Kolmission“. Von D. Grundemann; V. „Klaus Ruhn, ein Missionar aus den Hottentotten“. Von P. Schmidt; VI. „David Maschilo“ ein Lebensbild aus der Berliner südafrik. Mission und VII. „Vier Märtyrer auf Neupommern“ beide wieder von D. Grundemann (Berlin, Buchhandlung der Stadtmission). à St. 10 Pf. Dasselbe empfehlende Wort, das wir den früheren Schriftchen dieser Serie mit auf den Weg gegeben, verdienen auch die vier jüngsten, die wir heute anzeigen. Möchten sie zahlreichen Absatz finden und wie ihre Vorgänger immer neue Auflagen erleben.

2. Von den unsern Lesern wohlbekannten „Geschichten und Bildern aus der Mission“, welche Direktor Dr. Frick herausgibt (Halle, Waisenhaus, à Stück 25 Pf.), wird in sehr kurzer Zeit das 8. Heft erscheinen, das neben einem erbaulichen Vorwort von Missionar Stosch eine Biographie Krapfs von Warnck und eine kurze Geschichte der Mission in Uganda enthält. Bestellungen können bereits gemacht werden. Wk.

<sup>1)</sup> P. g. M. 82. Taf. 13. Ev. Miss.-Mag. 1852, II, 61 f. 51, III, 4. P. g. M. 58, 396. — Andere geographische Arbeiten der Bremer Missionare im Monatsblatt der norddeutschen Miss.-Ges.: Brutschin und Plessing von Keta aus 1855, 218. 245. 253. 1856, 278. Fischer 1883, 154. Hettentemmer 179. Schlegel über die Ewe-Relig. 1857, 318. 1858, 401. 406. (1857, 342. 1858, 377.) Spieth 1883, 134 durch Agotime. Sonstiges 1877, Nr. 4. Karte 1884, 8 f.

Nachtrag: Auf Seite 146, Z. 1 v. o. dfr: Ztschr. 1889 muß es statt „Verworren“ „Wertvoller“ heißen. Duff Macdonalds Africana, Bd. I, bietet viel zur Kunde besonders der Bewohner am Süden des Nyassa: über ihr Familienleben, ihre Gebräuche, Rechtspflege, Kriege, Sklavenjagden, Zauberei u. a. Der Anhang giebt allerlei Sagen.

## Statistik der Kolmission pro 1888.<sup>1)</sup>

Von Missionar Dr. Rottrott.

Zum Schluß noch eine Statistik des verflossenen Jahres, welche beizufügen mir nötig erscheint, um einen richtigen Einblick in den gegenwärtigen Stand der Kols-Mission zu geben. Nur einige Bemerkungen seien ihr beigelegt.

Zunächst ist es die gegen früher geringe Zahl der Lehrer, welche auffallen muß; diese kommt daher, daß wir uns mit unserem Dorfschulwesen in einer Krisis befinden. Bis zum Oktober bekamen die Dorfschullehrer ihr volles Gehalt aus der Missionskasse und die Gemeinde zahlte nichts dazu. Seit der Zeit ist Gesetz, daß nur solche Dorfschulen beibehalten werden dürfen, zu denen die respektive Gemeinde die halben Kosten beisteuert. Dadurch sind sehr viele Schulen eingegangen und langsam und mühevoll geht die Neubildung vor sich, erschwert durch das Beispiel der P. G. S. einerseits, die uns darin leider nicht gefolgt ist, vielfach gehindert andererseits durch die Jesuiten, welche an unserer Neueinrichtung ein willkommenes Agitations- und Hezmittel gefunden haben, das sie nach Kräften ausnützen. Freilich war die Lage der Mission, die kaum einen schweren Sturm überstanden hatte, für solch tiefeinschneidende Maßregel wenig günstig, aber mit der Ausführung dessen, was man als recht und wohlthuend erkannt hat, soll man nicht zögern, und wir haben überhaupt verlernt, auf bessere Zeiten zu warten.

Nur Beteiligung der Gemeinde auch an den Schullasten kann die Dorfschule zu einem aus der Gemeinde selbst herausgewachsenen Institut werden lassen, andernfalls wird sie immer nur ein kränkliches Pflöpfreis bleiben.

Das zweite, was ich mit Bedauern hervorheben muß, ist die um mehr als die Hälfte angewachsene Zahl der Gelegenheits- und Gewohnheitsstrinker (Säufer). Die Ursache liegt einmal in der durch die Agitation der Sardare hervorgerufenen temporären Zuchtlosigkeit, dann aber auch und besonders an dem bösen Beispiel der römischen Christen, an der Spitze die Jesuiten selbst, welche das Trinken als wirksames Zerstörungsmittel unserer Gemeinden erkannt haben und demnach durch Wort und That geradezu dazu aufmuntern.

Eine erfreuliche Thatsache aber ist es endlich, daß die Zahl der neuen Taufbewerber eine durchaus nicht ungünstige ist. Randhi hat z. B.

<sup>1)</sup> Schluß des Artikels der vorigen Nummer.



## Gemeinde=Zensus vom 1. Januar 1888 bis 31. Dezember 1888.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27
Name der Station.	Eingeb. Personen.	Rathshausen.	Katholiken.	Gelehr.	Polizei.	Wid. Frauen.	Wid. M.	Dörfer.	Gemeinden.	Alle Kaufb.	Neue Kaufb.	Kaufb. in 1888.	Abg. in 1888.	Abg. in 1888.	Abg. in 1888.	Abg. in 1888.	Abg. in 1888.	Abg. in 1888.	Abg. in 1888.	Abg. in 1888.	Abg. in 1888.	Abg. in 1888.	Abg. in 1888.	Abg. in 1888.	Abg. in 1888.	Abg. in 1888.
Randi . .	210	25	19	1	6	17	195	722	42	308	291	146	259	3 755	104	1 536	25	7	551	—	86	19	—	90	—	98
Boharadga . .	1	2	13	3	2	2	8	70	350	168	83	251	48	108	1 065	17	350	7	—	93	—	45	2	6	37	—
Burju . .	7	1	44	15	—	7	38	337	2522	203	178	378	439	96	11 486	188	4 908	55	285	423	7 104	99	1	179	43	39
Gowindpur . .	3	2	27	8	—	2	30	260	1730	368	478	846	412	137	9 601	239	3 380	9	45	158	1	17	18	5	170	21
Tafarna . .	1	1	21	2	—	—	13	134	917	352	1493	1845	114	235	2 659	69	846	15	52	66	—	25	12	1	43	2
Chababaf . .	1	1	13	3	1	2	2	28	123	5	28	28	27	32	632	5	230	3	8	—	—	1	7	20	14	—
Burid . .	2	—	6	7	2	3	3	34	171	29	114	143	19	19	753	—	252	2	—	2	4	7	2	33	2	—
Singhani . .	—	2	1	—	1	—	—	3	18	4	10	14	2	5	76	3	30	1	—	2	2	2	—	—	—	—
Summa . .	1717	151	58	722	111	1061	6553	1171	2689	3796	1207	891	30 027	625	11 532	117	397	1295	10	284	167	15	574	88	281	47

Name der Station.	28		29		30	31	Summa der Gemeinde.	Wie öft war hül. Wienadmahl.	Zeltnahme am h. Wienadmahl.	Zerungen in 1888.	Gleichenheits- trinker.	Gleichenheits- trinker.	Wieviel Lön- nen lesen.	Wieviel betanen Gefängnis.	Es ver- liegen Wienadmahl Gefängnis.	Wieviel Kirchen und Kapellen.	Bücher- verkauf.		Gemeinde-Einnahmen.			Bemerkungen.																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																														
	Unter- gelegen aus andern Gemeinden.	Buchd. a. Kaffan.	Wieder- aufgenom- men aus dem gr. Bann.	dem fl. Bann.	dem gr. Bann.	Wieviel Gefängnis.											Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.		Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.	Wieviel Gefängnis.

seit 14 Jahren nicht so viel gehabt, als im verflossenen Jahre. Die größere Hälfte der 2689 neugewonnenen Taufbewerber fällt in das Gebiet unserer südlichsten Station Takarma, jenseit des Kul-Flusses, und sind die meisten von ihnen wenigstens zwei Tagereisen von der Station entfernt; Auswanderer aus dem alten Gebiet der Mission haben das Christentum dorthin gebracht, und fast ohne Zuthun des Missionars sind dort Gemeinden erstanden, die noch täglich wachsen.

Wie früher — und zum Teil auch noch jetzt, wenn auch nicht in dem Maße — das Christentum von den Kols selbst von Haus zu Haus und von Dorf zu Dorf getragen wurde, so sehen wir dort im Süden plötzlich ein neues, frisches Leben entstehen, und das gerade in einer Zeit, wo wir oft kleingläubig für die Fortentwicklung unserer Mission fürchteten. Das muß allen Arbeitern und allen Freunden unserer Mission neuen Mut und neue Arbeitsfreudigkeit geben, die letzteren aber auch anspornen, uns eifriger als bisher zu unterstützen.

Bis an die neue Bahnlinie, welche von der East-Indian-Railway-Station Assanfol abbiegend, die direkteste Verbindung zwischen Calcutta und Bombay herstellen soll, und jetzt schon bis Purulia fahrbar ist, erstrecken sich die neugewonnenen Christen, d. h. fast 3 Tagereisen von Takarma, unserer südlichsten Station, entfernt. Dort müssen wir eine neue Station haben, sollen die dortigen jungen Christen nicht verkommen oder eine Beute der Jesuiten werden, die bis Takarma schon vorgebrungen sind. Ihr System, von ca. 4 zu 4 Stunden eine Station zu gründen und mit Europäern zu besetzen, führen sie konsequent dem Ziele entgegen, und sie besitzen jetzt schon mehr als noch einmal soviel Stationen, wie wir. Wir haben seit 14 Jahren keine neue Station bauen können.

Ob unser Kuratorium unsere wiederholte Bitte gewähren und nicht nur südlich von Takarma, sondern auch der Bahnlinie östlich entlang in Sunoa und Chandil neue Stationen anlegen kann, das hängt von den Mitteln ab, die demselben zur Verfügung gestellt werden.

Möchte vorerst wenigstens das „Komm herüber und hilf uns“ jener 1500 neuen Christen offene Ohren und Herzen finden!

### Nachwort des Herausgebers.

Ich hoffe, daß nicht bloß die vorstehende Statistik, welche durch ihre Zahlen eine sehr beredte Sprache führt, sondern der gesamte Artikel über den gegenwärtigen Stand der Kolsmission unsern Lesern sehr willkommen und lehrreich sein und unter Gottes Segen dazu dienen wird, der dortigen Arbeit kräftigere Hilfe aus der Heimat zuzuführen. Die deutsche

evangelische Mission unter den Kols bedarf dringend nicht bloß größerer Geldmittel, sondern auch mehr Arbeiter, die ihr Gott besonders unter den jungen Theologen erwecken möge. Die jesuitische Gegenmission, die in der Wahl ihrer Mittel wenig skrupulös ist, prahlt mit glänzenden Siegen und behauptet, bereits 50 000 Kols in den Schoß der römischen Kirche aufgenommen zu haben. Das ist freilich eine arge Übertreibung; immerhin mag sie auf dem Papier 30 000 haben. Die Jesuiten taufen sofort wie sich die Leute melden. Erst müssen sie sich haben taufen lassen, dann erhalten sie Geld oder sonstige Hilfe, wenigstens die Familienhäupter; die Familienglieder sind meist noch ungetauft, werden aber mitgezählt. Im ganzen stehen 24 Jesuiten in dieser Gegenmission. Eine laute Mahnung an die heimatliche Missionsgemeinde: „Wache auf, die du schläfst.“

## Aus dem heiligen Lande.

Von P. Schneller in Bethlehem.

(Schluß.)

### 1. Deutsche Missionsarbeit.

Drei deutsche Gesellschaften sind es besonders, welche sich in die Arbeit im heiligen Lande teilen, der Jerusalems-Verein in Berlin, das syrische Waisenhaus und die Direktion der Diakonissen-Anstalten in Kaiserswerth. Unter diesen ist bis jetzt der Jerusalems-Verein die einzige Gesellschaft, welche es sich angelegen sein läßt, evangelisch-arabische Gemeinden in Palästina zu sammeln. Der Verein hatte bisher drei Stationen: Bethlehem, Bet-Djala und Hebron. Nur in dem letzteren wandte sich die Arbeit vorzugsweise an die Mohammedaner.

Aber leider mußte die Arbeit in Hebron in diesem Jahre auf das geringste Maß reduziert werden. Es war ein kühner Vorstoß des Jerusalems-Vereins, den er nach dem mohammedanischen Süden unternahm, als derselbe vor 3 Jahren den oft wiederholten Bitten einer angesehenen Partei in Hebron folgend die dortige Missionsstation in jener altberühmten Hofburg des Islam an dem Patriarchengrabe Abrahams eröffnete. Ein arabischer Arzt, bei den Amerikanern in Beirut gebildet und ein arabischer Missionar und Lehrer wurden dort stationiert und der Aufsicht und Leitung des Pastors und Missionars in Bethlehem unterstellt. Die Erwartungen, welche wir bei Eröffnung der Station hegten, wurden nicht getäuscht. Nahm uns auch die Bevölkerung anfänglich im allgemeinen mit unverhohlenem Mißtrauen auf, so wurden wir doch bald gute Freunde. Hatte früher fast kein christlicher Fremder die Stadt betreten können, ohne Steinwürfe und eine Flut von Verwünschungen gewärtigen zu müssen, so änderte sich die Sachlage doch bald. Die Mohammedaner von

Hebron gewöhnten sich nicht nur an den Anblick von Christen als an etwas Alltägliches und Berechtigtes, sondern sie gewannen auch sichtlich Zutrauen zu uns. Immer mehr Eltern sandten ihre Kinder in unsere Schule, die öffentliche Klinik wurde von allen Gegenden bis von Bersaba und dem ganzen Negeb (Südland) der Erzväter aufgesucht, Beduinen aus weltfernem Süden kamen mit ihren Krankheiten, traten in nähere Verührung mit den Christen und lernten sie lieben. So glaubten wir schon vor einer beginnenden Blüte der dortigen Arbeit zu stehen. Da kam eines Tages der Gouverneur von Palästina nach Hebron und ließ unsere Missionare vorfordern. Nach einem Examen über ihre Arbeiten und Absichten verbot er ihnen aufs strengste, irgend welche religiöse Gespräche mit den Einwohnern Hebrons zu führen. Die Missionare versprachen dies zwar nicht, aber sie erkannten darin einen Vorboten anderer feindlicher Maßregeln. Und in der That wurde sofort allen Mohammedanern aufs strengste verboten, ihre Kinder in unsere Schule zu schicken. Als dies Verbot nicht beachtet wurde, ging man mit Verhaftungen und ernstlichen Strafen vor. Trotzdem gelang es der Regierung, bez. der Moscheeleitung nur allmählich, den Widerstand zu brechen. Noch lange kamen Schüler zu uns, wenn auch gegen Schluß nur noch bei Nacht. Im letzten Halbjahr aber stand die Schule fast ganz leer. Hierzu kam nun noch, daß man jetzt auch die Klinik des Missionsarztes verbot, die man um ihrer Gemeinnützigkeit willen anfangs unangetastet gelassen hatte. Unserem Arzte wurde jegliche Thätigkeit verboten, Polizeisoldaten bewachten den Eingang zur Klinik. Unsere ganze Arbeit war damit lahm gelegt. Und da die protestantische Mission durchaus nicht in der Lage ist, der türkischen Regierung zu opponieren, wenn nicht die ganze übrige Arbeit dadurch gefährdet werden soll, sah sich der Jerusalems-Verein genötigt, im Anfange d. J. 1888 die Arbeit in Hebron durch Abberufung der beiden Missionsarbeiter auf das geringste Maß zu beschränken. Der Missionar und Pastor von Bethlehem besucht seitdem jeden Monat etwa einmal die theils evangelischen, theils griechischen Christen Hebrons, um den Zusammenhang mit denselben aufrecht zu erhalten.

Die Arbeit des Jerusalems-Vereins beschränkt sich seither nur noch auf Bethlehem mit seiner Filiale Beit-Džala, wo derselbe eine Gemeinde von etwa 200 Seelen hat. Die Gemeindeglieder sind durchaus noch Anfänger in ihrem Glaubensleben und ihre Leitung und Behandlung erfordert oft viel Geduld. Immerhin haben dieselben in guten und bösen Tagen, namentlich in Beit-Džala, eine treue Anhänglichkeit an unsere evangelische Kirche bewiesen. Unsere zuverlässigsten Gemeindeglieder sind diejenigen, welche aus evangelischen Anstalten hervorgegangen sind. Es ist sehr zu wünschen und kräftig anzustreben, daß sich im Laufe der Zeit noch mehr solche junge Leute in unserer Gemeinde niederlassen, damit sich ein mit dem Evangelium groß gewordener Grundstock bilde. Wer daher evangelische Gemeindebildung im heiligen Lande befördern will, kann nichts Besseres thun, als die evangelischen Anstalten zu unterstützen. Beit-Džala hat schon vor zwei Jahren eine einfache Hauskapelle erhalten, für Bethlehem wird soeben ein schönes Kirchlein erbaut, zu welchem die Bausteine



fast aus allen Theilen der evangelischen Christenheit mit Freuden beige-steuert worden sind. Unsere Gottesdienste sind fast immer von Mitgliedern anderer Konfessionen besucht, und wir hoffen, daß dies nach Vollendung der Kirche in noch erhöhterem Maße der Fall sein werde.

Unsere vier Schulen sind durchschnittlich von 200 Kindern besucht und berechtigen uns zu den besten Hoffnungen. Ohne irgendwelchen Schulzwang haben unsere Lehrer und Lehrerinnen, wenn auch mit viel Mühe, doch einen ziemlich regelmäßigen Schulbesuch erreicht. Es liegt im Belieben der Kinder und der oft ebenso thörichten Eltern, ob jene zur Schule kommen sollen oder nicht. Die erste Schulstunde gestaltet sich daher oft zu einer kleinen Jagdstunde, indem die Lehrer ihre wenigen Getreuen im ganzen Dorf herumtschicken müssen, um die kleinen Schelme aus ihren Schlupfwinkeln aufzutreiben und im Triumph wie eine gefangene Schafherde zur Schule zu eskortieren. Manchen der Leser würde es wohl interessieren, einer unserer Schulstunden beizuwohnen, wenn die ganze kleine Schar, jeder in seinem Hemdchen, auf den Bänken sitzt und mit Mühe die „quecksilbernen“ Glieder in Ruhe hält. Namentlich die biblische Geschichte läßt sich hier besonders lebendig und anschaulich betreiben. Ist doch hier auf diesen Feldern einst Ruth den Schnittern nachgefolgt, ist doch hier der junge Hirt David mit Flöte und Hirtenstab mit seinen Herden über die Berge und durch die Wüstenthäler gezogen, ist doch hier der Schauplatz der Weihnachtsgeschichte; und alle jene Geschichten aus Altem und Neuem Testament lassen sich an den heutigen Bewohnern und Landessitten, ja an den Gewohnheiten und Zuständen ihrer eigenen Häuser den Kindern leicht veranschaulichen.

Außer der Schule haben wir hier in Bethlehem noch einen Bibel-laden. Hier sollen nicht nur heilige Schriften und religiöse Bücher, welche uns theils die britische und ausländische Bibelgesellschaft, theils die vortreffliche Presse der amerikanischen Mission in Beirut liefert, verkauft werden, sondern der Bibelladen will in erster Linie ein Ort sein, in welchen jeder Passant wie in jeden anderen Laden eintreten kann, um dort Gottes Wort hören oder mit dem Verwalter religiöse Gespräche führen zu können. Zu unserem lebhaften Bedauern hält auch die Church Missionary Society von Jerusalem aus seit einigen Jahren sonntäglich Gottesdienste in Bethlehem, welche von den Einwohnern als Konkurrenz-Gottesdienste aufgefaßt der evangelischen Sache nur schaden können.<sup>1)</sup>

Der wichtigste Teil unserer Arbeit ist die Schule; und zwar nicht die Tagsschule, deren Leistungen während der wenigen täglichen Unterrichts-

<sup>1)</sup> Das überrascht bei dieser Gesellschaft, die sonst in so löblicher Weise die missionary comity pflegt. D. R.

stunden durch die schlimmen Einflüsse, denen die Kinder im elterlichen Hause ausgesetzt sind, meist wieder vernichtet werden, sondern vielmehr evangelische Erziehungs-Anstalten. Hier wachsen die Kinder unter dem stillen, stetigen Einfluß des Evangeliums heran, welches auf diesem Wege zu einer Macht in den Herzen wird, welche nicht mehr vertrieben werden kann.

Unter diesem Gesichtspunkt arbeiten in Jerusalem von deutscher Seite zwei Anstalten, das syrische Waisenhaus für Knaben, Talitha Rumi für Mädchen.

Das syrische Waisenhaus ist das größte deutsch-evangelische Missionshaus im heiligen Lande und hat zweifellos bisher den tiefgehendsten Einfluß auf das Volksleben gehabt. Im Jahre 1860 aus Anlaß der blutigen Christen-Massacres auf dem Libanon gegründet, hat sich dasselbe von Jahr zu Jahr unter Gottes Segen ausgedehnt, und die Wellenschläge seiner Wirksamkeit haben immer weitere Kreise gezogen. Waisenversorgung bezweckt die Anstalt erst in sekundärer Weise. Die Hauptabsicht geht auf Durchdringung der Bevölkerung Palästinas mit einer Schar junger Männer, welche dort von Kind an 6—12 Jahre lang eine sorgfältige Erziehung in Schule und Berufsarbeit in evangelischem Geiste erfahren haben. Der in dieser Arbeit seines Lebens ergraute Vorsteher der Anstalt, Schneller, hat dem ganzen großen Werke seinen Stempel aufgedrückt: Arbeit und Einfachheit ist die Devise des Hauses, beides im bewußten Gegensatz zu den Ansichten des Volkes, welches meint, jeder Zögling einer solchen Schule müsse zu einem feinen jungen Herrn erzogen werden, dessen Hände sich niemals zum Arbeiten erniedrigen dürfen. Wir treffen in dem Hause, in dessen Leitung dem Vorsteher sein Sohn Inspektor Pastor Th. Schneller, zur Seite steht, eine Hausgemeinde von gegen 170 Personen. Die Anstalt vereinigt in sich 6 Elementarschulklassen, eine Blindenanstalt (Schule und Industrie), 1 Fortbildungsklasse für die Handwerkslehrlinge (14.—18. Lebensjahr), eine Oberklasse in 2 Abteilungen für höhere Berufsbildung. Die gesamte Lehrarbeit an diesen verschiedenen Zweigen wird von 6 Lehrern geleistet. Daneben arbeiten 10 Handwerksmeister an der Berufsausbildung der der Schule entwachsenen Zöglinge. Man findet in der Anstalt eine Schneiderei, Schusterei, Schmiede und Schlosserei, Töpferei, Tischlerei, Drechslerei, Bäckerei mit Mühle (38 000 Kg. Brot jährlich), Blindenindustrie, Buchdruckerei und Ökonomie. Die in Schule und Berufsarbeit so ausgebildeten jungen Leute werden alsdann wieder in ihre Heimat entlassen. Schon steht etwa ein halbes Tausend der so erzogenen Araber in allen Teilen des heiligen Landes. Sie sind zerstreut vom Nil bis nach Damaskus, vom Libanon bis nach Jerusalem. Gleich hunderten von

einzelnen Kerzen sind sie hineingestellt in die Nacht des heiligen Landes. Natürlich sind nicht alle gut geraten. Ist dies schon bei einer Anstalt inmitten eines gut evangelischen Volkes ein Ding der Unmöglichkeit, so werden wir hier noch viel mehr damit zufrieden sein müssen, wenn von zehn je einer gut gerät. Das syrische Waisenhaus sendet, um mit seiner zerstreuten Hausgemeinde in fortwährender Verbindung zu bleiben, jährlich zweimal seine Evangelisten aus. Die ziehen von Hebron bis zu den Schneehöhen des Libanon und Hermon durchs ganze Land, um neues Licht und neue Kraft auf die mannigfachen Pfade der entlassenen Zöglinge zu bringen. Obwohl die Früchte der Arbeit dieses Hauses nach allen Richtungen zerstreut werden, so muß doch auch dies gleich der Zerstreuung der ersten Christen in der Apostelgeschichte dazu dienen, daß evangelisch erzogene Männer auf alle Gegenden des Landes verteilt werden. Schließlich verweise ich solche, welche sich für dieses Werk interessieren, auf die Quartalschrift des syrischen Waisenhauses „Vote aus Zion“, (per Westpostkarte bei Schneller, Jerusalem zu bestellen), welche an Missionsfreunde gratis gesandt wird.

Talitha Kumi vertritt eine ähnliche Aufgabe an den Mädchen des heiligen Landes. Aht Diakonissen aus Kaiserswerth, an deren Spitze die in weiten Kreisen bekannte Schwester Charlotte Pilz steht, erziehen dort 110 Mädchen, welche aus allen Teilen Palästinas hierher versammelt sind. Diese Arbeit hat seit ihrem Beginn in der evangelischen Christenheit eine besonders herzliche Teilnahme gefunden, und sie verdient dieselbe in hohem Maße. Der Besucher von Talitha Kumi wird die Anstalt stets mit freudiger Befriedigung verlassen.

„Wo immer, so heißt es in den R. N. a. d. M., man die Zöglinge beobachtet, sei es in der Schule beim Unterricht, sei es in der Nähstunde oder in der Küche oder bei freudigen Festfeiern des Hauses, immer würde das gediegene Wissen der Kinder besonders in religiösen Dingen, ihr frischer, wohlgeschulter Gesang, ihr fröhliches Treiben es bezeugen, daß hier ein Grund gelegt wird, der auch im kommenden Leben etwas tragen kann, daß hier ein Same ausgestreut wird, aus welchem unter Gottes Segen ein kräftiger Baum werden kann. Und welcher Einfluß auf das Volksleben dadurch ausgeübt wird, kann man schon daran ermessen, daß in Jerusalem allein zur Zeit 39 frühere Zöglinge von Talitha Kumi verheiratet sind. So viele Familien sind durch die Anstalt in Jerusalem im tiefsten, innersten Leben segensreich berührt worden, wie es auf einem anderen Wege in solchem Grade gar nicht hätte geschehen können.“

Die Anstalt, in welcher man sich anerkanntermaßen großer Sparsamkeit befließt, hat leider immer noch mit einem Defizit zu kämpfen und sei daher der thätigen Mithilfe der Freunde des heiligen Landes bestens empfohlen.



## 2. Englische Missionsarbeit.

Unter ganz ähnlichen Verhältnissen arbeitet im heiligen Lande die englische Church Missionary Society. Im allgemeinen ruht auch hier der Schwerpunkt der Arbeit in der Schule. Indessen hat gerade die englische Mission auch eine umfassende Gemeindethätigkeit. Den Anstoß zu dieser Arbeit gab das auf Anregung Friedrich Wilhelms IV. gegründete evangelische Bistum in Jerusalem. Auch an dieser Arbeit sind die deutschen Christen in ehrenvoller Weise beteiligt. Nicht nur sind die von Gobat in Angriff genommenen Stationen seitens Deutschlands kräftig unterstützt worden, sondern deutsche Männer waren es auch hauptsächlich, welche im Dienste der Ch. M. S. die schwerste, grundlegende Arbeit geleistet haben und zum Teil heute noch leisten. Erst neuerdings dringt der Grundsatz durch, daß die vakant werdenden Stellen nur mit Engländern besetzt werden.

Um fünf Hauptstationen gruppiert sich die ausgedehnte Arbeit der Church Mission. Beginnen wir gleich mit derjenigen Station, welche der Palästina-Reisende zuerst kennen lernt, Jaffa, so finden wir dort den englischen Missionar Hall, der zugleich Sekretär der Gesellschaft ist. Große Zahlen hat die evangelische Mission in Palästina nirgends aufzuweisen. So umfaßt die Gemeinde, deren Mittelpunkt diese Hafenstadt Palästinas bildet, und an welcher neben Rev. Hall noch ein eingeborener Geistlicher steht, einschließlich der Außenstationen Ramle, Lydda, Abud und Haifa (am Fuße des Karmels) nur 400 Seelen, während die in diesen Orten eröffneten Schulen eine Schülerzahl von 350 aufweisen. In Jaffa selbst leistet ein von englischen Damen gehaltenes vorzügliches Krankenhaus der Gemeindearbeit die besten Dienste. In Jerusalem hat die englische Mission neben der deutschen Arbeit ihre zweite Hauptstation. Hier finden wir fünf Missionsgeistliche, drei Europäer und zwei Araber, an einer Gemeinde von etwa 300 Seelen, von welcher nur der geringere Teil in Jerusalem selbst wohnt. Es gehören nämlich zu dieser Hauptstation noch folgende Außenstationen: Ramalla mit einem europäischen Missionar, Birzet, Djisna, Taijbe, diese sämtlich nördlich von Jerusalem, und im Süden Bet Sachur bei Bethlehem. Die Gemeinde in Jerusalem besitzt eine schmucke Kirche im Norden der Stadt. Außer der Tagsschule hat die englische Mission hier auch die vom Bischof Gobat begründete „Zionschule“, welche unter der Leitung des Rev. Zeller steht. Die Zöglinge dieser Anstalt werden gegen ein mäßiges Schul- und Pensionsgeld teils in der Elementarschule unterrichtet, teils in der Präparandenklasse weiter gebildet, so daß sie später im Dienste der Gesellschaft als Lehrer und Missionare angestellt werden können. Eine kleine Druckerpresse steht mit der Anstalt in Verbindung. Diese Anstaltsarbeit ist wohl



der wichtigste Zweig dieser Station. Wer Palästina bereist, wird an manchem Orte tüchtig erzogene arabische Männer in wichtiger und ehrenvoller Stellung finden, welche aus der Zionschule hervorgegangen sind.

Die dritte Hauptstation ist Nablus, das alte Sichem, welches, von den beiden gewaltigen Bergen Ebal und Garizim eingeschlossen, in einem herrlichen, wasserreichen Thale gelegen ist. Dort arbeitet seit vielen Jahren der treue Missionar Fallsher aus Württemberg. Ein schmuckes evangelisches Kirchlein steht inmitten der fanatischen Mohammedanerstadt und versammelt allerlei Volks um den Missionar. Die Gemeinde- und Schulthätigkeit erstreckt sich nicht nur auf die Stadt selbst, sondern mit Hilfe eingeborener Arbeiter auch auf einige Außenstationen. Da namentlich die Mohammedaner nicht zu den eigentlichen Gottesdiensten kommen, hat Fallsher mit gutem Erfolge eine Art von konversatorischen Bibelstunden eingerichtet, die sich unter dem Volke einer großen Beliebtheit erfreuen. Auch in Nazareth, der Stadt der Kindheit unseres Herrn, finden wir einen deutschen Missionar, Wolters, unter dessen Leitung dort auch ein eingeborener Missionar arbeitet. Einschließlich der Außenstationen gehören zur evangelischen Gemeinde in Nazareth etwa 300 Seelen, worunter 45 Kommunikanten, während die Schulen zusammen von etwa 380 Kindern besucht werden. Der frühere Missionar von Nazareth, Huber, welcher sich durch fast 30jährige treue Arbeit wohl verdient gemacht hat, steht heute in Gemeinschaft mit einem Missionsarzte in der Mohammedanerstadt Gaza, wo die Arbeit unter dem bekannten lähmenden Druck der türkischen Regierung leidet. Endlich hat die Church Mission ein Arbeitsfeld in Angriff genommen, welches uns nach dem Ostjordanlande hinüberführt. Der Mittelpunkt dieser Mission ist Salt, das alte Ramoth Gilead. Obgleich diese Station in den letzten Jahren durch gewalthätige Eingriffe der türkischen Regierung viel zu leiden hatte, ja sogar geradezu eine Zeit lang suspendiert war, scheint doch die dortige Arbeit die blühendste und hoffnungsreichste auf dem ganzen englischen Gebiete zu sein. Die Einwohner des ostjordanischen Städtchens kommen fleißig und zahlreich zu den Gottesdiensten, ein herzlicher Ton und ein erfreuliches Zusammenhalten zeichnet die dortigen evangelischen Christen aus, so daß sie ihren Volksgenossen ein löbliches und ermunterndes Beispiel geben.

Auf diesen Stationen hat die Church Mission den jungen evangelischen Gemeinden in ihrem Organ, einer Art von Gemeinde-Vertretung, eine gewisse Selbstverwaltung eingeräumt. Ob dieser an sich sehr wünschenswerte Schritt nicht verfrüht ist, darüber sind die englischen Missionare selbst sehr geteilter Meinung. Denn da den Rechten zu wenig Pflichten gegenüberstehen, da die Gemeinden überhaupt aus oft sehr unreifen Ele-

menten bestehen, haben die leitenden Missionare an dieser Einrichtung oft wie an einem schweren Joch zu tragen. Leicht ist die Gemeindegarbeit nicht, welche die Church Mission übernommen und seit vielen Jahren mit ernster Ausdauer fortgeführt hat. Und man muß diese Gemeinden kennen gelernt haben, um die Klage jenes englischen Missionars zu verstehen, welcher, vormalig in Uganda, angesichts seiner Jerusalemer Gemeinde sagt,

„daß das palästinensische Missionsgebiet vielleicht das schwierigste auf der ganzen Welt sei. Wenn ich die hiesige Mission betrachte, so scheint mir alles weniger hoffnungsvoll zu sein, als mein früheres Arbeitsgebiet in Uganda und irgend ein Teil von Central-Afrika. Die Religion ist seit so vielen Jahren lediglich eine Sache der Politik gewesen, und die Christen sind allwärts durch die vielen Summen, welche die lateinische und griechische Kirche ihnen für Übertritte zahlen, dermaßen korrumpiert, daß nur wenige unter ihnen bei einem Übertritt andere als äußerliche Gründe in betracht ziehen.“

Um so anerkennenswerter ist es, daß die englische Mission treu auf ihrem Posten bleibt und den Glauben festhält, daß ihr Werk nicht vergeblich sein wird in dem Herrn und die Arbeit der Geduld gewiß noch, wenn auch langsam und allmählich, ihre ersehnten Früchte tragen wird.

### 3. Amerikanische Arbeit.

Und nun noch einen Besuch bei unseren amerikanischen Brüdern im Norden. Derselbe führt uns hinauf auf die schneebedeckten Häupter des Libanon und in seine Umgebungen. Dort arbeiten seit 1824 die Sendboten des Evangeliums, welche aus dem fernen Westen herübergekommen sind, um im gelobten Lande den Frieden zu verkündigen. Sie haben dort in dem ersten Missionslande Pauli, das müssen alle andern Gesellschaften dankbar anerkennen, am meisten geleistet für die Evangelisation des arabischen Volkes. Ja unsere ganze Arbeit in Palästina wäre ohne ihre wichtigen Vorarbeiten, ihre treffliche Bibelübersetzung ins Arabische, ihre zahlreichen Bücher für Unterricht und Erbauung kaum mehr denkbar.

Allerdings haben sich die Amerikaner auch das günstigste Feld für ihre Missionsthätigkeit erkoren. Die engere Provinz Syrien ist durch Handel und europäischen Einfluß dem palästinensischen Süden um mindestens 50 Jahre vorausgeeilt. Bodenkultur und Industrie, namentlich Seidespinnereien machen die erfreulichsten Fortschritte. Wer etwa im Herbst von den dürren Bergen Jerusalems nach Beirut kommt, glaubt sich in ein Paradies von tropischer Fruchtbarkeit versetzt. Pinien werden auf den Bergen gepflanzt, Wälder entstehen wieder auf den abgeholzten Höhen des Libanon. Zahllose Kanäle bewässern die Umgebung von Beirut und multiplizieren von Jahr zu Jahr die Ertragsfähigkeit des

Landes. Die Wertschätzung jeglicher Kultur gewinnt immer mehr Raum. Der Drang nach Unterricht und Wissen, ohne welches man, wie das Volk erkannt hat, in der Welt nicht vorwärts kommt, erfaßt immer weitere Kreise. Die Bevölkerung drängt sich zu den Schulen, und die Väter halten es für eine Pflicht und Ehre, ihre Kinder etwas Ordentliches lernen zu lassen. Denn dann, meinen sie, steht denselben der Weg zu den höchsten Ehrenstellen offen. Hat es doch Ibrahim Pascha einst sogar vom Pfeifenputzer in Konstantinopel bis zum Vice-König von Ägypten gebracht. Und wenn auch keine Ehrenstellen, so soll dem Knaben die Schule jedenfalls die Wege zu den Schätzen eines Krösus bahnen. Die lethargie des Palästineners, welcher eben Allah dafür sorgen läßt, ob einmal etwas aus ihm wird oder nicht, ist in Syrien überwunden. Der syrische Araber ist zu eifriger Strebbarkeit erwacht. Der altphönizische, erfindungsreiche, elastische Geist regt sich wieder mächtig. Das Auge ist nicht wie in Palästina auf den Horizont eines unterm Türkenjoch seufzenden Landes beschränkt, sondern es blickt hinaus auf das weite blaue Meer und dessen glückliche reiche jenseitige Ufer und gewinnt dadurch einen viel weiteren Blick in das Leben der Welt und seine Möglichkeiten.

Allerdings sind die konfessionellen Schranken noch enge und bindend genug, um die Flügel eines neuen Geistes kräftig niederzuhalten. Es ist bekannt, wie Rom es schon seit Jahrhunderten verstanden hat, die freien Jakobiten oder Maroniten des Libanon allmählich und unvermerkt unter sein eisernes Joch zu zwingen. Wohl ist der Maronit auch heute noch stolz auf die Eigentümlichkeiten und Freiheiten seiner Kirche. Aber der Einfluß Roms ist so mächtig geworden, daß wenn irgend jemand unter den Arabern, so die Maroniten bigott päpstlich gesinnt sind. Aus ihrer Mitte nehmen die Jesuiten die eifrigsten und schlauesten Soldaten ihrer Propaganda. In Syrien kann man überhaupt sehen, wie geschmeidig sich Rom den verschiedensten Formen anzupassen weiß, um allmählich alles unter einen Hut zu bringen. Außer den Katholiken und Maroniten finden wir dort zahlreiche „unierte Griechen“, welche mit Beibehaltung ihres griechischen Kultus die Oberhoheit des römischen Papstes anerkennen, ja ihre Zahl ist in fortwährendem raschem Wachstum begriffen. Daneben steht die große Masse der griechischen Kirche, von welcher ein Stück nach dem andern abbröckelt, um Rom in den Schoß zu fallen. Diesen christlichen Konfessionen sowie den Mohammedanern und den Drusen, den Bewohnern der Berge gegenüber stehen nun die tapferen amerikanischen Vorkämpfer des Evangeliums. Ein Blick auf ihre Arbeit zeigt uns sofort den praktischen Sinn der Bewohner der neuen Welt. Auf Übertritte kommt ihnen nicht so viel an. Die Mohammedaner können nicht über-



treten, weil sie die Regierung daran hindert. Und die Christen können es meist ebensowenig, weil sie zu sehr unter dem Bann ihrer Geistlichkeit stehen, zu engherzig und bigott erzogen sind, als daß ihnen nicht schon der bloße Gedanke, daß irgendwo anders als in ihrer Kirche die Wahrheit sein könnte, als Sünde und Verbrechen erscheinen müßte. Daher verzichten die Amerikaner vorläufig auf große Erfolge in der Gemeindebildung und wir finden auch hier wieder eine Mission wesentlich durch die Schule. Der Veteran der amerikanischen Mission in Syrien, der frühere Direktor des College in Beirut, Dr. van Dyk, jener hochverdiente Mann, der uns die arabische Bibelübersetzung gegeben, und der von Jugendtagen an bis heute in sein Alter hinein gearbeitet hat für das seinen Augen vorschwebende Ziel einer arabisch-evangelischen Nationalkirche, hat die Parole ausgegeben, welche heute noch die ganze Arbeit der Amerikaner in Syrien beherrscht. Gefragt, welches der sicherste und erfolgreichste Weg sei, das arabische Volk zum Evangelium zurückzuführen, erwiderte er mit zwei Worten: Mehr Licht! Und er hat recht. Den Halbmond und seine Nacht schlägt man nicht mit Stöcken und Schwertern tot. Wenn aber die Sonne im Osten aufstrahlt, muß er verschwinden. Und wie die aufklärende Thätigkeit der Humanisten einst der Reformation glänzend vorgearbeitet hat, so ist auch hier jeder Unterricht, jede Schule ein Pionier des Evangeliums, denn sie zerstört Vorurteile und macht das Volk denk- und urteilsfähig.

Fassen wir daher zunächst die Schulen der Amerikaner ins Auge. Wie die Volksschule im Abendlande ein Geschenk der Reformation ist, so ist die Schule im Orient eine Schöpfung der evangelischen Mission. Die früheren dürftigen sogenannten Schulen, welche zur Abrichtung von Priestern dienten, verdienten den Namen nicht. Die Errichtung protestantischer Schulen elektrifizierte das ganze Land. Die orientalischen Kirchen und die Mohammedaner schienen in ihrem jahrhundertelangen süßen Schlummer der Unwissenheit gleich sehr bedroht. Schule um Schule ist seither in Syrien entstanden, um die mächtigen Einflüsse der protestantischen Schule zu paralysieren. Aber anerkanntermaßen übertrifft die protestantische Schule bis heute alle andern an Leistungsfähigkeit. Thatsächlich werden auch die jungen Araber nur hier nicht dressiert, sondern zu geistig freien, urteilsfähigen Männern herangebildet. Die Amerikaner haben im Bereich ihrer fünf großen Hauptstationen Beirut, Abeckh, Sidon, Tripolis, Sachle etwa 120 höhere und niedere Schulen mit etwa 3400 Knaben und 1900 Mädchen, während sich in den protestantischen Schulen Syriens überhaupt (auch die der Judenmission mitgerechnet) etwa 6500 Knaben und 3600 Mädchen befinden. Jede der genannten Hauptstationen hat neben der



gewöhnlichen Schule noch eine Präparanden-Anstalt behufs Vorbildung für das College in Beirut, welches als protestantische Landes-Universität die Krönung der gesamten Schularbeit darstellt. Dieses Syrian Protestant College, das von einer amerikanischen Universität das Recht erhalten hat, den Doktor-Titel zu verleihen, hat drei Fakultäten, eine für Theologen, eine für Mediziner und eine für Lehrer. Daß der Maßstab einer abendländischen Universität hier nicht angelegt werden darf, braucht kaum bemerkt zu werden. Für Syrien ist es jedenfalls eine Hochschule, die höchste für die Landesfinder erreichbare Schule. Auch in Sachle, jenem reizend am Fuße des schneebedeckten Sannin gelegenen Städtchen Cölesyriens ist eine höhere Schule eröffnet, in welcher im Unterschied von Beirut die englische Unterrichtssprache zur Freude der Landesfinder der arabischen Sprache völlig Platz gemacht hat. In diesen höheren Schulen werden auch sämtliche eingeborene Prediger und Lehrer ausgebildet, während ein Lehrerinnenseminar mit etwa 150 Schülerinnen einen gleichen Dienst für die Mädchenschulen leistet.

Daß diese Schularbeiten zu den schönsten Hoffnungen berechtigen, wird uns am besten klar, wenn wir noch einen Blick auf die eigentliche Missions- und Gemeindearbeit der Amerikaner werfen.

Im ganzen stehen in Syrien etwa 90 europäische resp. amerikanische Missionare und Lehrer, unter und neben welchen etwa 380 eingeborene Prediger und Lehrer arbeiten. An etwa 100 Orten wird wöchentlich oder alle 14 Tage gepredigt, und es finden sich zu diesen Gottesdiensten durchschnittlich 4000 Zuhörer, darunter ca. 1000 Kommunikanten ein. An dieser Arbeit beteiligen sich manche kleinere Gesellschaften. Aber die Hauptarbeit fällt den Amerikanern zu. Hier ist eine blühende, frische Arbeit. Die Predigtstationen erstrecken sich über das ganze Land, und das Netz wird fortwährend erweitert. Die erste Hauptstation Beirut ist das Centrum der ganzen Missionsarbeit. Dort sind die Leiter des Ganzen, dort ist das College, aus welchem die Lehrer für die einzelnen Stationen kommen, und in welches diese die hinreichend vorgebildeten Jünglinge zu höherem Unterricht schicken. Außer Beirut giebt es noch vier Hauptstationen: a) Sidon die alte Seestadt der Phönicier, wozu als Arbeitsgebiet noch die südlichen Abhänge des Libanon und Hermon nebst dem herrlichen Quellgebiet des Jordans Merdj Ajun gehören. b) Sachle in Cölesyrien am östlichen Fuß des Libanon mit der Ebene von Cölesyrien bis zum Hermon und Antilibanon. c) Tripolis mit dem nördlichen Libanon nebst der Hochebene von Homs und Hama, und endlich d) Abeih mit dessen umliegender Landschaft. Jede dieser Hauptstationen ist von mehreren amerikanischen Predigern geleitet. Meistens steht den-

selben noch ein Missionsarzt zur Seite. Eine größere oder geringere Zahl von eingeborenen Gehilfen arbeitet unter ihrer Aufsicht. Auch die Frauen der amerikanischen Prediger beteiligen sich mit viel Eifer an der Arbeit, und wer einmal durch Syrien gereist und mit den protestantischen Gemeinden in Berührung getreten ist, wird überall den wohlthätigen Einfluß gerade auch dieser Arbeit in den Familien empfunden haben. Im ganzen sind 24 Amerikaner, Männer und Frauen, dort in Arbeit. Die eingeborenen Gehilfen wirken unter ihnen als Prediger, Lehrer und Lehrerinnen, Colporteure und Bibelfrauen. Neben den Predigtgottesdiensten wird auch die Sonntagschule eifrig gepflegt. In etwa 90 Schulen versammeln sich hierzu sonntäglich gegen 2500 Kinder.

Die amerikanischen Missionare erfreuen sich einer allgemeinen Beliebtheit unter dem syrischen Volke. Und wer ihre Arbeit kennen lernt, wird den Eindruck erhalten, daß hier ein solider Grund gelegt wird für die Wirksamkeit des Evangeliums im Volke. Der Übertritt zur evang. Kirche wird oft eher erschwert, als erleichtert. Wenigstens wird nicht leicht jemand zum heiligen Abendmahl zugelassen. Vielleicht würden die amerikanischen Protestanten noch mehr Anklang in Syrien finden, wenn sie sich entschließen könnten, ihren formlosen Gottesdienst durch eine ansprechende Liturgie zu bereichern, welche nun einmal für den Orientalen ein Bedürfnis ist. Ich sprach dies einmal gegen einen der Leiter aus. Aber bei allem Entgegenkommen erwiderte er mir, daß sie zu solchem dekorativem Luxus keine Zeit hätten, da diese durch den Unterricht in der heiligen Schrift vollauf in Anspruch genommen werde. Den wichtigsten Zuwachs für die Gemeinden liefert natürlich die Schule. Nicht als ob die früheren Schüler der amerikanischen Schulen als Jünglinge in hellen Scharen in deren Kirchengemeinschaft einträten. Die Schwierigkeiten, welche sich dem Austritt aus der Kirche der eigenen Familie entgegenstellen, auch der notorische, das ganze Volk überall charakterisierende gänzliche Undank läßt es bei vielen hierzu nicht kommen. Aber wenn man im Kriege zufrieden ist, so nur die hundertste Kugel trifft, warum sollten wir nicht uns freuen, wenn nur von zehn oder zwanzig je einer ein gläubiger evangelischer Christ wird? Einen sehr willkommenen Zuwachs zu den Gemeinden der Amerikaner bieten die zahlreichen früheren Zöglinge des deutschen syrischen Waisenhauses in Jerusalem, welche in großer Zahl aus Syrien stammen.

Ein besonderes Verdienst haben sich diese amerikanischen Presbyterianer durch ihre arabische Presse erworben. Mit drei Dampf- und vier Handpressen entfalten sie in ihrer Druckerei eine bewundernswerte Thätigkeit. Alle heiligen Schriften, welche in Syrien und Palästina und Ägypten

und bis nach Mesopotamien verbreitet und gelesen werden, sind hier gedruckt. Die deutsche und englische Missionsarbeit in Palästina lebt vollständig von diesen köstlichen Früchten amerikanischer Fleißes. Die heilige Schrift wird in den mannigfachsten Formen und Größen hergestellt und zu den denkbar billigsten Preisen an die Missionsgesellschaften überlassen. Von dort gehen wöchentlich mehrere protestantisch-arabische Zeitungen in alle Teile des Landes aus. Dort ist schon eine ganze evangelisch-arabische Litteratur geschaffen worden, welche fast alle wichtigeren Gebiete des Wissens auch für den Gebrauch der dortigen Hochschule umfaßt. Auch die erbauliche Litteratur wird von Jahr zu Jahr reicher. Von Büchern, welche auch im deutschen Volk viel gelesen und bekannt sind, existieren z. B. in vorzüglicher arabischer Übersetzung: Bogakfys Schatzkästlein, Thomas a Kempis, Bunyans Pilgerreise, Bunyans heiliger Krieg, Moodys Predigten, Die Familie Schönberg-Cotta, Moffats Leben, Monods Predigten, Merle d'Aubignés Reformatiionsgeschichte, Mosheims (fortgeführte) Kirchengeschichte u. s. f.

Außer diesen amerikanischen Presbyterianern arbeitet in Syrien und besonders in Beirut eine nicht unbedeutende Zahl anderer Gesellschaften. Das hervortretende Merkmal aller ist, daß bei ihnen das Schulwesen eine viel größere Rolle spielt als das Gemeindeleben. Und hierin ist in der That Großes geleistet worden. Beirut ist eine Stadt von 80—100 000 Einwohnern, und hat allein an protestantischen Schulen 30 aufzuweisen. Besonders erwähne ich das Mädchen-Waisenhaus Zoar der Kaiserswerther Schwestern, welches schon so manches Kind vom Libanon erzogen und den amerikanischen Gemeinden somit die trefflichste Hilfe geleistet hat. In Verbindung hiermit steht ein Pensionat für Kinder europäischer Familien des Orients, sowie das großartige Hospital des Johanniter-Ordens, welches von Kaiserswerther Diakonissen bedient wird.

Hierher gehören ferner die großen Schulen der schottischen Judenmission, welche unter der Leitung des trefflichen Direktors Miss. Staiger in hoher Blüte stehen; und die British Syrian Schools mit 15 Elementarschulen, 50 Lehrern und Lehrerinnen und etwa 1800 Schülern, welche unter Leitung von Miss. Mott vortrefflich gediehen sind, und für Mohammedaner und Blinde besondere Schulen reserviert haben. Die United Presbyterian Church of Ireland ferner hat ihre Arbeiter nach dem Osten gesandt; sie wirken in Damaskus und dem fruchtbaren Hochland des Hauran in etwa 15 Schulen mit 300—400 Schülern. Die Reformed Presbyterian Church der Amerikaner endlich hat trotz ihrer für orientalische Begriffe außerordentlich weit getriebenen puritanischen Strenge gegen jeglichen Kultus in Nordsyrien mit der Hauptstation Lattike festen



Fuß gefaßt. Etwa zehn Missionare arbeiten dort und in den acht Außenstationen mit etwa 25 eingeborenen Arbeitern. In ihren Gottesdiensten ertönt niemals Orgelklang, niemals ein anderes Lied als Psalmen, wovon auch die sog. Rachepsalmen nicht ausgeschlossen sind, was andere Araber zuweilen zum Spott reizt. Auch ein Pensionat für arabische Mädchen existiert dort, wo die Schülerinnen allerlei Wissenschaft, nichts für die Haushaltung lernen. Immerhin herrscht dort noch Einfachheit im Vergleich zu einer Schwesternanstalt in Palästina, dem englischen „Waisenhaus“ in Nazareth, einem der schönsten und elegantesten Prachtpaläste in ganz Syrien und Palästina.

Ich bin am Ende meiner Übersicht, und erlaube mir, den Leser noch einmal zum Anfang zurückzuführen zu unserer deutschen Arbeit in und um Jerusalem, im Herzen Palästinas. Der Kampf um das heilige Land ist entbrannt. Nicht mehr ist es die eine ungeteilte Christenheit der Kreuzzüge, die nach Osten zog, um das Grab des Erlösers zu befreien, sondern viele Völker und Gesellschaften stehen auf dem Plan und möchten die Palme erringen. Den gewaltigsten Anlauf hierzu hat Rom gemacht. Überblickt man den hierzu in wenigen Jahrzehnten geschaffenen Apparat, die große Zahl von Klöstern, Anstalten, Priesterseminarien, Schulen, Hospitälern, Pilgerhäusern, Ansiedlungen, so muß man in der That staunen über die Rührigkeit und Opferfreudigkeit des katholischen Volkes. Auch der Papst in Rom hilft dank seiner umfassenden himmlischen Gewalt treulich mit. Drei vollkommene Ablässe, zwei jährliche und einen in der Todesstunde, sichern jedem Mitglied des Vereins vom heiligen Grabe für nur drei Mark jährlich (mindestens) den Weg zur Seligkeit. Immer großartiger werden die Hilfsmittel, immer umfassender und imponierender die Institutionen der Römer. In den letzten drei Jahren hat namentlich auch das katholische Deutschland sich aufgerafft, um sich mit stolzem Nationalbewußtsein von der bisherigen Bevormundung der französischen und italienischen Klöster, Priester und Patriarchen loszusagen, welche sich die Beiträge der Deutschen gern hatten gefallen lassen und sie dennoch mit Geringschätzung behandelten. In dem Palästinablatt dieses zu Aachen gegründeten katholischen Palästinavereins, welcher rasch und freudig aufblüht, heißt es:

„Wir werden es vor dem Himmel und der Erde zeigen, daß das katholische Deutschland es verdient, in dem Kampf um Jerusalem der Bannerträger der Kirche zu sein. Wir dürfen uns nicht unter die Führung anderer wenig verlässlicher Elemente stellen, sondern müssen selbst, und zwar mit deutscher Gründlichkeit und Beharrlichkeit die Lösung der großen Aufgaben in die Hand nehmen. Ja noch mehr! Wir müssen in Palästina die Führung der Katholiken übernehmen, wir müssen an die Spitze der katholischen Be-



wegung treten, unbekümmert um die Ansprüche, die sich neben uns und gegen uns erheben."

Damit kommt ein noch schneidigerer Zug in die katholische Arbeit. Von unseren katholischen Landsleuten dürfen wir zwar im Gegensatz zu dem intriganten Wesen der französischen und italienischen Priester und Mönche eine in der Form konniventere, anständigere Gegnerschaft erwarten. Um so ernster, fester und zielbewußter wird dieselbe in principieller Beziehung sein. Dafür bürgt der deutsche Name der neuen Bewegung. Ein deutsches Ordenshaus samt Kapelle und Schwesternhaus in Jerusalem, ein Haus deutscher barmherziger Schwestern nebst Noviziat in Haifa am Karmel, eine Niederlassung deutscher katholischer Bauern in Emmaus, desgleichen am Karmel und am See Genezareth, das alles ist in den wenigen Jahren ins Werk gesetzt und zum größeren Teil vollendet. Die Ziele des Vereins sind ebenso klar wie weitschauend. Am kürzesten fanden wir die Wünsche Roms neulich in einer Zeitung in die Worte zusammengefaßt: „In zwanzig Jahren darf kein Protestant mehr im heiligen Lande sein!"

Hierzu kommen seit wenigen Jahren die noch großartigeren Unternehmungen des russischen Palästinavereins. Fast die ganze kaiserliche Familie des Zaren gehört zu dessen treuesten Mitgliedern. Enorme Summen stehen dem Verein zur Verfügung. Ein Prachtbau nach dem andern wird von ihm im heiligen Lande errichtet. Von Beirut bis Beit-Djälä sucht der Verein ganz besonders durch ausgezeichnete, reich dotierte und trefflich eingerichtete Mädchenschulen auf das Volk einzuwirken. Aber auch Gemeindebildung wird ins Auge gefaßt, indem die Leute aus der griechisch-orthodoxen in die spezifisch russische Kirche herübergezogen werden. Solchen Konvertiten wird die jährliche Staatssteuer für die türkische Regierung bezahlt und mancherlei andere Unterstützung gewährt. Man wird wohl nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß Rußland hiermit weniger religiöse als vielmehr politische Absichten im Auge hat.

Möchten sich die deutschen Glaubensbrüder in der Heimat in Würdigung dieser von verschiedenen Seiten kommenden neuen Gegner der Evangelisierung des heiligen Landes zu um so kräftigerer Mitwirkung an derselben bewegen lassen! Wir Deutschen sind so leicht geneigt, die edle Zeit mit doktrinären Fragen zu verlieren, ob z. B. die Arbeit in Palästina wirklich zur Mission gehöre, ob sie nötig sei u. dgl. Während dessen entflieht die kostbare Zeit, welche besser dazu angewandt worden wäre, den Ertrinkenden zu retten, um nachher erst nach seiner Schuld oder Thorheit oder Unvorsichtigkeit zu fragen. Daß die Arbeit nötig ist, darüber kann kein Zweifel herrschen. Daß gerade die Anstaltsarbeit heute

noch das Wichtigste ist, glaube ich nachgewiesen zu haben, ohne indessen damit einer Vernachlässigung der Gemeindebildung das Wort zu reden. Beide Arbeitszweige müssen vielmehr ineinander greifen, der letztere aus dem ersteren hervordringen. Daß für uns evangelische Christen die Heimat der Bibel und des Evangeliums, die Heimat Jesu Christi, die Heimat der christlichen Kirche nicht ein Land ist, das uns nichts angeht, sondern daß wir, wenn schon gegen die Indianer, Hottentotten und Eskimos, so noch vielmehr gegen dies altehrwürdige, teure Land eine Pflicht haben, die Pflicht, die Predigt des Evangeliums nicht wieder verstummen zu lassen, die Fahne unserer evangelischen Kirche inmitten des Gewirres der Streitenden da hoch zu halten, wo einst, ein hoch aufgerichtetes Banner der Rettung und Erlösung für alle Welt, das Kreuz Jesu Christi gestanden hat auf Golgatha, das besonders der deutschen protestantischen Christenheit ins Gewissen zu rufen, war der Hauptzweck dieser Zeilen.

## Die skandinavische Heidenmissionssthätigkeit, besonders im gegenwärtigen Jahrhundert.

Von Propst J. Bahl in N. Alslev.

### III.

#### Schweden.

Schweden trat etwas später als Dänemark und Norwegen in die neuere Missionsbewegung ein; aber ihm bleibt der Ruhm, das erste evang. Land zu sein, wo der Gedanke an die Bekehrung der Heiden erwachte; denn bereits 1559 stellte Gustav Wasa einen Geistlichen für seine heidnischen Unterthanen in Lappland an;<sup>1)</sup> ebenso trug Schweden in seinen Niederlassungen in Amerika bereits vor Eliot Sorge für die Mission unter den dortigen Heiden, freilich ohne daß einer derselben sich bekehrte.<sup>2)</sup> Wir können jedoch hier nicht näher auf die vom Kirchenregiment betriebene Lappenmission eingehen. Daß der Abessinier Afatalastus, angelockt von dem Rufe der Königin Christina, im Jahre 1653 Schweden besuchte und einen Brief derselben an seinen König mit heimnahm, in welchem sie ihn ermahnte, das Christentum in seinem Lande zur Blüte zu bringen, hatte keine weiteren Folgen.

Die Brüdergemeinde gewann frühzeitig Eingang in Schweden, und unter deren ersten Glaubensboten fanden sich mehrere Schweden. Dieselbe arbeitete

<sup>1)</sup> Siehe „J. Bahl, Lapperne etc. II, S. 88 f.

<sup>2)</sup> Ausführliche Schilderung in „Lunds Missionstidning“ 1850, S. 132 f.

1735—1736 in Lappland, und in ihre Dienste trat E. Oestergren († 1797), welcher 1741 eine kurze Zeit dort thätig war, Dr. Gradin<sup>1)</sup> (1739 in Konstantinopel, 1742 in St. Petersburg), P. Rudberg (1755—1765 in Grönland; † 1773), P. J. Planta<sup>2)</sup> (1759—1779, auf Jamaika; † 1814), Nyttstädter (geb. 1724, Missionar in Trankebar), S. Andersson (1775—1816 in Labrador), Lundberg (1785—? auf St. Thomas; sein Sohn und Enkel arbeiteten in Labrador und auf der Moskitoküste),<sup>3)</sup> Hallbäck<sup>4)</sup> (1817 nach Südafrika, wo er 1840 als Bischof starb), Hartwig (geborener Jude, 1823 getauft, 1835—1852 auf Antigua), E. A. Hellström (1856—1886 in Surinam) und E. S. Dahl (1866 in Surinam).

Im vorigen Jahrhundert zog Kiernander im Dienste des dänischen Missionskollegiums 1740 nach Indien, wo er 1758 die Mission in Kalkutta gründete und 1799 starb.<sup>5)</sup> Die Dänisch-Hallesche Mission empfing auch Unterstützungen aus Schweden, unter anderm 1776 von der Gesellschaft „pro fide et christianismo“.<sup>6)</sup>

Die Napoleonischen Kriege wurden ein Anlaß, daß sich das Missionsinteresse in Schweden mehrte; denn teils hinderten sie, wie oben erwähnt, den Missionar Henderson an der Ausreise nach Indien, welcher sich nun 1807 von Dänemark nach Schweden begab und das ganze Land, Lappland eingeschlossen, bereiste, teils sahen sich einzelne Missionare genötigt, ihre Reiseroute über Schweden zu wählen, wo sie Verbindungen anknüpften. Dies war z. B. der Fall mit Rhenius. Vielleicht ist dies der Grund gewesen, daß gerade von Gothenburg außer den oben genannten Hallbäck und Hartwig auch Rhamu hinauszog, welcher sich 1817 zunächst nach London begab und im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft 1817—1822 unter den Buräten und Kalmücken arbeitete, bis er von dort vertrieben wurde; aber auch später in seiner Stellung als Pfarrer in London und in Schweden arbeitete er noch eifrig für die Mission († 1853). Noch größere Thätigkeit entwickelte für die Missionsache bis zu seinem Tode (1881) Pastor Fjellstedt,<sup>7)</sup> welcher sich 1828 nach Basel

<sup>1)</sup> Vgl. „Cranz, Alte und neue Brüderhistorie.“ Barby I, S. 326. 402. 539. Dagegen ist die Angabe in „Första skand. Missionsmötet“ (Söderköping 1864) S. 41, daß er nach dem Kaplande zog, sicherlich unrichtig.

<sup>2)</sup> Biographie in „Missionsvännen“ (Stockholm) 1874, S. 57 f. Übrigens war es nicht 1747, sondern 1759, daß er nach Jamaika ging; 1747 begab er sich nach Herrenhag.

<sup>3)</sup> „Missionsvännen“ 1873, S. 138 f.

<sup>4)</sup> Siehe „Missionstidning“ 1842, 12.

<sup>5)</sup> Biographie in „Lunds Missionstidning“ 1846, Nr. 2 f. „Missionsvännen“ Stockholm 1845, S. 82 f.

<sup>6)</sup> „Hallesche Berichte“, 13. Stück, 115. Halle 1776.

<sup>7)</sup> Biographie in „Herdegossen“, Werö 1845; „Sjelfsbiografi“, Stockholm 1884. „Ahnfeldt-Laurin, P. Fjellstedt“, Stockholm 1881.

begab, im folgenden Jahr von dort nach London übersiedelte und 1831 bis 1840 im Dienste der anglikanischen kirchlichen Missionsgesellschaft in Indien und Kleinasien arbeitete.

Im Jahre 1818 erschien das erste Missionsblatt in Schweden, und zugleich begann man mit der Einsammlung von Gaben, welche unter verschiedene ausländische Missionsgesellschaften verteilt wurden. Das Jahr 1829 (eigentlich 1828, aber formell auf 1829, das tausendjährige Jubeljahr von Ansgars Landung in Schweden verlegt) sah die Gründung der ersten Gesellschaft, der sogenannten „Schwedischen Missionsgesellschaft in Gothenburg.“ Dieselbe entfaltete keine selbständige Wirksamkeit und scheint sich bereits 1837 in die „Gothenburger Stifts-Missionsgesellschaft“ umgewandelt zu haben, welche schließlich zu einem Hilfsverein der „Schwedischen Missionsgesellschaft“ wurde.

Diese letztere wurde 1835 zu dem ausdrücklichen Zwecke ins Leben gerufen, „die protestantische Lehre unter den Heiden auszubreiten“. Mitglieder derselben sind alle, welche einen jährlichen Beitrag von fünf „Reichsthaler banko“ (ungefähr 8 Mark) zahlen oder wenigstens 25 Mark kollektieren. Diese Gesellschaft hatte ihr Augenmerk vornehmlich auf Lappland gerichtet, welches auch teilweise die Ursache zur Gründung derselben geboten hatte. Der Sendling der Wesleyanischen Missionsgesellschaft, Pastor Scott, hielt nämlich seit seiner Übersiedelung nach Stockholm (1830) Missionsversammlungen, und machte, als 1833 der Wunsch laut wurde, einen Hilfsverein im Anschluß an die Wesleyanische Missionsgesellschaft ins Leben zu rufen, den Gegenvorschlag, eine selbständige „Schwedische Missionsgesellschaft“ zu gründen. Als sich 1834 ein junger Mann, Namens Tellström,<sup>1)</sup> an ihn wandte, um als Missionar in Lappland verwandt zu werden, sandte die „Schwedische Missionsgesellschaft“ denselben 1836 dahin († 1862).

Später gingen auf dasselbe Missionsgebiet im Auftrage der Gesellschaft: Skarin (1837—1851), J. D. Nordenstam (1840—1848), Norberg (1838 bis 1857; † 1857), Bergström (1847—1853), Ebeling (1847—1857), P. E. Jonsson (1846—1848), Nordfjell (1844—1877), E. Jonsson (1846 bis 1863), Mörtzell (1854—1861), Lindholm (1855—1876), A. Falk (1857—1870), Blomquist (1858—1872), S. A. Jonsson (1858—1862), N. J. Carlsson (1858—1876), Alftadius (1858—1860), J. Rehn (1865 bis 1872), A. P. Nordquist (1867—1884), S. A. Westerlund (1873 bis 1877), A. M. Jansson (1870—1874), O. Forsman (1877—1886) und die noch jetzt thätigen A. Bergquist (seit 1885), J. D. Lindbom (1865) und S. Junglöf (1875). Die in den letzteren Jahren Angestellten sind eigentlich als Lehrer zu betrachten und, streng genommen, hier nicht mit anzuführen.

1) Vergleiche „G. Scott, Tellström and Lappland“, London 1868.



Schulen wurden gegründet in Knasten (1839—1848; 1852—1858), Mårdsfela (1839—1843), Badstuträsk (1839—1875), Hornmyra (1840—1842), Vöida (1840—1846), Stensund (1841—1842), Gassele (1842—1851; 1858), Wägsele oder Bratsfors (1842—1846), Glommerträsk (1843—1851), Arjeplog (1844—1845), Varsjö (1846—1874), Tansele (1847—1870), Bajsejaur (1862—1869), Mattisudden (seit 1869), Gargnäs (1878), Edsäten (1878) nebst Åshylen in Bäckfela (1865) und Båtsjaur (1865—1866) und die Kinderheime in Karesuando (seit ?), Knasten (1867—1873), Gellivare (1867 bis 1870), Wittangi (1868—1874; 1879), Badstuträsk (1868—1870), Skarffjö (1868—1870). Aber, wie oben bemerkt, ist an Stelle der Missionsarbeit späterhin die Schul- und Asylthätigkeit getreten.<sup>1)</sup>

Lappland vermochte indes die Einnahmen der Gesellschaft nicht aufzubringen, welche von 10 000 Mark schnell auf 17 000 Mark stiegen. Daher sandte man von vornherein ziemlich bedeutende Gaben — wenigstens in den ersten Jahren — an fremde Missionsgesellschaften, und unterstützte beträchtlich — bis 1845 — die Wesleyanischen Schulen auf der damals schwedischen Insel St. Barthelemy (Westindien); auch kollektierte man Gaben für den schwedischen Missionar Hamberg, der von der Baseler Missionsgesellschaft 1847 nach China gesandt wurde, wo er 1854 starb. So ging es bis 1855, wo die „Schwedische Missionsgesellschaft“ die 1845 gegründete „Lunder Missionsgesellschaft“<sup>2)</sup> in sich aufnahm. Der letzteren Zweck war nämlich, theils Missionare (die Zöglinge mußten bis 1853 Studenten oder Kandidaten der Theologie sein) auszubilden, theils solche hinauszusenden. Die zu gründenden Gemeinden sollten lutherisch sein und soweit angängig, nach den Ordnungen der schwedischen Staatskirche sich richten. Der Mitgliederbeitrag war ungefähr derselbe wie bei der „Schwedischen Missionsgesellschaft“. Der Bischof von Lund sollte den Ehrenvorsitz haben. Zum Vorsteher der Missionsschule wählte man den Missionar Pastor Fjellstedt. Im Jahre 1848 standen die beiden ersten Missionszöglinge, die Pastoren Fast<sup>3)</sup> und Elgquist zur Verfügung. Dieselben wurden nach China ausgesandt, wo sie 1850 eine Station gründeten; aber im selben Jahre wurde Fast ermordet; 1852 kehrte Elgquist wieder heim und 1853 wurde China als Arbeitsfeld ganz aufgegeben. Dafür wurde der Vorschlag gemacht, in Verbindung mit der Leipziger Missionsgesellschaft zu treten, in der Weise, daß die aus Schweden abgeordneten Missionare in deren Dienste aufgenommen, aber von Schweden aus unterhalten werden sollten; 1853 wurde dieser Vorschlag zurückgewiesen; hatte doch auch die „Schwedische Missionsgesellschaft“ von einem solchen Vorgehen abgeraten, weil damit die von Lund ausgehende Missionsthätigkeit

<sup>1)</sup> Siehe „Årsberättelser“.

<sup>2)</sup> „Lunds Missionstidning“ 1846 f.

<sup>3)</sup> Biographie in „Lunds Missionstidning“ 1849, S. 18 f.

ihren selbständigen Charakter einbüßen würde. Trotzdem beschloß man aber 1854, daß die zwei Jahre zuvor abgeordneten Missionare Duchterson und Lundgren, welche sich inzwischen durch einen Aufenthalt in England auf ihre indische Missionslaufbahn vorbereitet hatten, im Anschluß an die Leipziger Missionsgesellschaft arbeiten sollten. Die Verbindung drohte übrigens sich schnell wieder aufzulösen, da sich beide Missionare sehr stark zur anglikanischen Kirche hingezogen fühlten und der Leipziger Missionsrat in Indien um deswillen beide 1855 suspendierte, ohne die Lunder Missionsgesellschaft um ihre Meinungsäußerung gefragt zu haben. Während Lundgren Indien den Rücken kehrte, froh Duchterson zu Kreuze und trat wieder in Verbindung mit der Leipziger Missionsgesellschaft, gleichwie die beiden 1856 ausgesandten Missionare Blomstrand<sup>1)</sup> (heimgekehrt 1885; † 1887) und Ryden († 1866). Die Verbindung mit Leipzig sollte zunächst eine „Arbeitsgemeinschaft“ ohne äußere Abhängigkeit von der Leipziger Gesellschaft sein, aber in Wirklichkeit war die letztere die Alleinherrscherin. Die näheren Bestimmungen, welche 1865 vereinbart wurden, räumten der „Schwedischen Missionsgesellschaft“ wohl eine anscheinend selbständigere Stellung ein; aber es handelte sich eben nur um den Schein, nicht um die Wirklichkeit.

Nachdem dies vorausgegangen war, kam es zu einer Verschmelzung der Lunder mit der „Schwedischen Missionsgesellschaft“, und zwar in der Weise, daß die erstere ihren ganzen Rassenbestand (66 000 Mk.)<sup>2)</sup> an die „Schwedische Missionsgesellschaft“ ablieferte, mit der Verpflichtung, die Hälfte davon sicher anzulegen und eventuell an die Lunder Gesellschaft zurückzuzahlen, wenn letztere wieder eine selbständige Thätigkeit entfalten sollte. Die Missionschule sollte nach Stockholm verlegt werden, und die „Schwedische Missionsgesellschaft“ sollte die Mission in Indien unter denselben Verhältnissen, wie die Lunder, beibehalten. Seitdem ist die Lunder Gesellschaft ein Hilfsverein der „Schwedischen Missionsgesellschaft“ geworden und geblieben.

Die letztere errichtete 1856 eine Missionschule in Stockholm, welche aber von Anfang an eine ziemlich unabhängige Stellung einnahm, und als sie ein Jahr darauf von Dr. Fjellstedt, welcher allerdings Direktionsmitglied der Gesellschaft war, ganz übernommen und nach Upsala verlegt wurde, nahm sie den Charakter einer völligen Privatanstalt an, welche unter dem Namen der „Fjellstedtschen Schule“ noch jetzt besteht. Ihr Zweck war, Katecheten für Lappland auszubilden und Missionszöglinge zur Aufnahme in

<sup>1)</sup> Biographie in „Svenska Kyrkans Missionstidning“, 1887, S. 237 f.

<sup>2)</sup> Die Missionsgesellschaft in Lund hatte verhältnismäßig bedeutende Einnahmen gehabt; das erste Jahr 23 000 Mark, später etwas weniger.

ausländische Missionsanstalten vorzubereiten; aber im Laufe der Jahre ist sie mehr und mehr zu einer Unterrichtsanstalt für zukünftige Geistliche und Lehrer geworden, welche ihre Anstellung in Schweden und in Amerika finden. Inzwischen nahen sich die „Schwedische Missionsgesellschaft“ außer ihrer bisherigen Wirksamkeit in Lappland, in ähnlicher Weise wie früher die Runder, der Mission in Indien an, sammelte Gaben für fremde Missionsgesellschaften und unterstützte letztere, wenn auch nicht in demselben Maße, wie früher. Allmählich aber gingen die Einnahmen herab, so daß der Überschuß, welcher sich 1862 auf über 127 000 Mark belaufen hatte, beständig sich minderte. Ein im Jahre 1861 gemachter Versuch, mit der „Evangelischen Vaterlandsstiftung“ gemeinsam zu wirken, mißglückte; wie es scheint, trug die „Schwedische Missionsgesellschaft“ die Schuld daran. Als nun die schwedische Staatskirche als solche Mission zu treiben beschloß, verband sich die „Schwedische Missionsgesellschaft“ 1876 soweit mit derselben, daß sie die ostindische Mission an dieselbe übertragen, alle eingesammelten Gaben abliefern und nur noch die Unterstützung der Lappischen Mission sich vorbehalten wollte. In Übereinstimmung damit wurden die Statuten der Gesellschaft 1882 dahin abgeändert, daß sie fortan nur die Aufgabe sich stellte, teils Schulen und Kinderbewahranstalten in Lappland einzurichten und zu unterhalten, sowie christliches (lutherisches) Leben unter den Lappen zu fördern, teils die Renten der ihr anvertrauten Missionskapitalien an die schwedische Kirche auszusahlen und Gaben für dieselbe entgegen zu nehmen. Nach Indien war 1868 Missionar Sandegren (1866 bereits nach Leipzig übergesiedelt) ausgezogen, während von Basel aus, wohin er 1855 mit Unterstützung der „Schwedischen Missionsgesellschaft“ gesandt worden war, der Missionar Ch. Strömberg 1859 nach der Goldküste abgeordnet wurde, von wo er 1865 nach Schweden zurückkehrte. Die Einnahme der Missionsgesellschaft betrug 1887 23 636 M.<sup>1)</sup>

Inzwischen hatte in Schweden eine andere Missionsgesellschaft angefangen, Heidenmission zu treiben, nämlich die „Evangelische Vaterlandsstiftung“ (Evangeliska Fosterlandsstiftelsen). Dieser 1856 entstandene Verein beschloß 1861 Heidenmissionsarbeit („äußere Mission“) zu beginnen, wozu er von dem zu Anfang desselben Jahres gegründeten „Bönköpinger Verein für innere und äußere Mission“ angefeuert wurde, welcher letzterer erklärte, als Hilfsgesellschaft für die „Evang. Vaterlandsstiftung“ dienen zu wollen. Es kam dazu, daß man eine eigne schwedische Mission zu haben wünschte; da man kaum anzuerkennen vermochte, daß die in Verbindung mit der Leipziger Mission stehenden schwedischen Mis-

1) „Årsberättelser“ 1835 f. „Missionstidning“ 1834 f.



sionare eine selbständige Wirksamkeit ausübten. Verschiedene kirchliche Richtung und Auffassung der Missionsarbeit — man schwärmte für die Hermannsburger Kolonistenmission — trug auch das ihrige zu dieser Neugründung bei. Die „Vaterlandsstiftung“ empfing alsbald reichliche Gaben für verschiedene ausländische Missionsgesellschaften, namentlich für Hermannsburg und gründete 1863 eine Missionschule in Stockholm. Als 1865 Zöglinge zur Aussendung bereit standen, beschloß man nach reiflicher Überlegung dieselben nach Ostafrika zu senden, in der Absicht, eine Mission unter dem Gallavolke ins Leben zu rufen. Es sprach hierbei der Einfluß von Hermannsburg und von Dr. Krapf mit. Inzwischen hat erst in der letzten Zeit dieser Plan festere Gestalt gewonnen und das Arbeitsfeld ist vornehmlich Abessinien und dessen Küste geworden. Es kam zur Anlage von Stationen in Tendere (1866—1870), Oganna (1867—1870), Kulluko (1867—1870), Massaua (1870; seit 1878 in M'Kullo), Roazen (1870—1880), Ambaderho (1870—1871), Eilet (1871 bis 1877), Geleb (1873—1880) und Arfiko (1886). Häufige Kriegsunruhen und Überfälle sind der Grund gewesen, daß so viele Stationen verlegt und aufgegeben werden mußten. Im Jahre 1877 wurden einige eingeborne Christen nach den Gallaländern gesandt, wo sie in Godjam 1878 eine Schule gründeten, welche im Jahre darauf nach der Provinz Agowmeder verlegt wurde; von hier wurden sie aber 1880 auf Anbetrieb der abessinischen Priester vertrieben; doch blieben sie in der Nähe und fingen seit 1883 an, in Djimma zu missionieren. Verschiedene Missionsreisen ins Innere sind bis jetzt fruchtlos verlaufen; eine Anzahl der dabei Beteiligten ist gestorben.

Auf dieses Arbeitsgebiet sind folgende Missionare ausgesandt worden: Lange (1865—1866), Hedin (1866—1868; † 1868), Englund (1866 bis 1870), Elfsblad (1867—1869; in letzterem Jahre ermordet), Lundholm (1867—1870), Berglund (1868—1869; † 1869), Lundahl (1868—1885; † 1885), Månsson 1873—1886), Deson (früher in Natal, 1875—1880), Torell (1876—1877 nach dreijährigem Aufenthalt in Beirut), Svensson (1877), P. Carlsson (1877—1880), Arrhenius (1880—1882; † 1882), Winquist (Arzt und ordinierter Geistlicher 1883), Rodén (1883) nebst den Laiengehülften Kjellberg (1865—1869; in letzterem Jahre ermordet), Carlsson (1865—1867; † 1867), Lager (1866—1876; in letzterem Jahre ermordet), E. F. Johansson (1868—1870), Andersson (1869—1870; † 1870), Ahlberg (1869—1872), Holmgren (1869—1870), Hedenström (1869—1880), Sandberg (1875; † 1875), G. Johansson (1875; † 1875), Pettersson (1875—1877; † 1877) — die drei letztgenannten waren zuvor in Südafrika —, D. Carlsson (1875—1881), Larsson (1875—1876), Lenzberg (1875—1878), Bergmann (1883), Segerberg (1883), Pählmann (1880 bis 1882; 1883), Bengtson (1880), Fräulein Lindquist (1887), Missionar Lundahls Witwe (1875) und f. E. Pettersson (1888; † 1888).



Von den 34 ausgesandten Missionaren sind nur noch 7 auf dem Missionsgebiete thätig; ausgangs 1887 zählte man hier noch 17 eingeborne Missionsgehülften, 2 schwedische Frauen, 106 eingeborne Christen, darunter 79 zum Abendmahlsgeuß Berechtigte, und 90 Kinder in 3 Schulen. Der Aufwand für diese Mission betrug 1886 47 677 Mark.

Im Jahre 1874 schrieb Missionar Flygare aus Natal, wohin er 1866 von Hermannsburg ausgesandt worden war, daß er im Geistlichen und Leiblichen Unterstützung benötigte; und so wurden denn von der „Vaterlandsstiftung“ zu seiner Unterstützung 1873 Missionar Olsen und die Laiengehülften Sandberg, Pettersson und G. Johansson abgeordnet. Sie ließen sich auf einem Stück Land nieder, das ihnen Flygare geschenkt hatte; aber da sich die Gründung einer Station nach dem Koloniesystem als zu kostspielig erwies und auch keine rechte Einigkeit zwischen Flygare und den Neuankömmlingen herrschte, so zerstückte sich das Ganze und die Letzteren begaben sich sämtlich auf das abessinische Missionsgebiet (siehe oben).

Da die Einnahmen der „Vaterlandsstiftung“ und die Zahl ihrer Missionszöglinge sich mehrten, daneben aber bei den unruhigen Zuständen Abessinien keine Verwendung für so viel Arbeitskräfte vorhanden war, begann man, sich nach einem neuen Missionsfelde umzusehen. Man dachte gemäß einem Hinweis der norwegischen Missionsgesellschaft an Madagaskar (1870), gab aber diesen Plan wieder auf, da letztere selbst dort in die Arbeit eintrat; man machte dann, wie oben angeführt, einen Versuch in Natal und endlich entschloß man sich eine Missionsthätigkeit in Indien, und zwar unter den Gonds, zu beginnen.

Bisher wurden dahin entsandt: Edmann (1877—1884), Ungerth (1877—1883), Grifson (1877—1884), Lundborg (1878), P. Carlsson (1880; vorher in Ostafrika), Iwar (1884), Lindroth (1884), Valentin (1884), der Norweger Juliebö (1886), E. Carlsson (1886) und die Laiengehülften Danielsson (1877), Hedén (1878—1879), Ekholm (1884), Ruthquist (1885) und die Jungfrauen H. Wenmann (1885), L. Christianson (1885), R. Johansson (1888) und L. Rensaa aus Norwegen (1886), welche letztere jedoch Indien nicht erreichte. Stationen befinden sich in Narasingpur (1878), Saugor (1878), Betul (1880), Tjittaljeri (1885), Rimpani (1886).

1885 wurde die Station der schottischen Freikirche Chindwara übernommen. Es wird auf diesem Missionsfelde sowohl unter Hindus, als unter Gonds gearbeitet. Im ganzen zählte man hier ausgangs 1887 9 schwedische Missionare (darunter 6 ordinierte), 1 norwegischen ordinierten Missionar, 2 schwedische Frauen, 10 eingeborene Missionsgehülften, 50 eingeborene Christen, darunter 21 Abendmahlsberechtigte, und 409 Schulkinder. Die Ausgabe für die indische Mission betrug 1886 43 392 Mk.

Im ganzen verwandte die „Vaterlandsstiftung“ auf die Heidenmission im Jahre 1886 91 069 Mk.<sup>1)</sup>

Als der bekannte Missionar Gützlaff 1850 Europa bereifte, um Interesse für die chinesische Mission zu erwecken, besuchte er auch Schweden, und es bildete sich hier zu seiner Unterstützung ein Männer- und ein Frauenverein. Der erste setzte bereits 1853 mit seinen Vierteljahrsversammlungen aus; dagegen hat sich der „Stockholmer Frauenverein zur Förderung der Ausbreitung des Evangeliums unter den Frauen in China“ lebenskräftig erwiesen. Derselbe unterstützte vornehmlich den Baseler Missionar Lehler, dessen Frau eine Schwedin war; aber auch nach deren Tode hat er diese Unterstützung fortgesetzt. Im Jahre 1887 unterhielt der Verein 41 Kinder in China, von denen 38 Missionar Lehlers Schule in Hongkong angehörten. Die Einnahme betrug 1887 3751 Mk.<sup>2)</sup>

In einer am 31. Januar 1864 gehaltenen Predigt forderte der französisch-reformierte Pastor Roehrich in Stockholm zur Gründung eines Fünförebrovereins behufs Unterstützung der lappländischen Mission auf, und da damals gerade ein lappisches Mädchen, Maria Magdalene Mattsdotter, nach Stockholm gewandert kam, um geistliche Hülfe für ihre Landsleute zu erbitten, so fand der Vorschlag um so schneller Anklang. Es wurden 6600 Mark gesammelt und 2 Kinderbewahranstalten ins Leben gerufen. Dieser Verein dient zum Teil den Zwecken der „Schwedischen Missionsgesellschaft“, doch herrscht gesonderte Rechnungsführung und die Einnahmen des ersteren werden von letzterem nicht mit angeführt. Übrigens haben die Einnahmen des Fünförebrovereins sehr nachgelassen: während sie 1865 auf 14 110 Mark gestiegen waren, betrugen sie zwei Jahre später nur noch 5177 Mark und 1887 4107 Mark. Damit wird ungefähr die Hälfte der Ausgaben für die Kinderasyle der „Schwedischen Missionsgesellschaft“ in Bäcksele, Wittangi und Karesuando bestritten.<sup>3)</sup>

Wir haben oben erwähnt, daß die schwedische Kirche als solche die Missionsarbeit in die Hand genommen hat. Als die offizielle Synode (Ayrskomöte) 1868 zum ersten Mal zusammentrat, wurde auf ihr der Vorschlag gemacht, „die Missionsthätigkeit als eine allgemein kirchliche Angelegenheit einzugliedern,“ und in Bezug hierauf beantragte die Synode

<sup>1)</sup> In den Jahresberichten sind die Einnahmen für innere und äußere Mission nicht getrennt gehalten. Literatur: „Ärsberättningar“ 1861 f. „Missionstidning“ 1862 f.

<sup>2)</sup> Außerdem gingen 1023 Mark aus Dänemark und 44 Mark aus Norwegen ein. Vergleiche die Jahresberichte und Briefe in „Lunds Missionstidning“ 1854 bis 1860. „Missionstidning“ 1862 f. „Ärsberättning“ 1888.

<sup>3)</sup> „Ärsberättningar“ 1873—1887.

bei der Regierung die Bildung eines Ausschusses, welcher in dieser Richtung die nötigen Vorschläge machen sollte. Die Absicht lag vor, alle freien Missionsgesellschaften unter die offiziellen Organe der Kirche einzureihen, und vor allem schien man dabei die „Vaterlandsstiftung“ im Auge zu haben, die mit ihrer Wirksamkeit auf dem Gebiete der inneren Mission vielen ein Dorn im Auge war. Nachdem man mit den verschiedenen Missionsvereinen wegen eines Anschlusses, zu welchem dieselben nichts weniger als geneigt waren, verhandelt hatte, beantragte der Ausschuß 1873 ein jährliches Missionsfest nebst Kollekte und die Ernennung einer Missionsdirektion, welche aus dem Erzbischof und sechs auf fünf Jahre von der Synode gewählten Mitgliedern bestehen sollte. Dieselbe sollte nach Gutdünken einzelne Missionsvereine unterstützen, Missionare ausbilden, abordnen und unterhalten, die von denselben gegründeten Gemeinden versorgen u. s. w. Im Jahre 1874 genehmigte die Regierung diesen Vorschlag (genauere Formulierung 1878). Von den einzelnen Missionsgesellschaften schloß sich nur die schwedische 1876 an die „Missionsdirektion der schwedischen Kirche“ an, während die „Vaterlandsstiftung“, wie vor auszusehen war, im selben Jahre eine derartige Zumutung ablehnte. Da es sich bei Übernahme der indischen Mission der „Schwedischen Missionsgesellschaft“ nicht um eine selbständige Missionswirksamkeit handeln konnte, beschloß man, um einer gemeinsamen skandinavischen Mission den Weg zu bahnen, auf Bischof Schreunders Rat in Natal zu missionieren.

Es wurden dahin ausgesandt die Pastoren Witt (1876), Fristedt (1876), Rjungquist (1882) und der Laiengehilfe Norenus (1888); auch übernahm man den Missionar Flygare<sup>1)</sup> 1877 († 1883); außerdem zogen noch hinaus die Fräulein J. Jonatansson (1884) und H. Pöffe (1887). Es kam zur Gründung der Stationen Öskarsberg (1878), Amoibie (1881), Appelbosch (1886) und Ekutuleni (1887). Ausgangs 1887 zählte man auf diesem Missionsgebiete 3 schwedische und einen eingeborenen Missionar, 2 schwedische Frauen, 28 eingeborene Christen, darunter 13 Abendmahlsberechtigte. In Indien übernahm man die früher genannten Missionare Duchterlong († 1889) Blomstrand (heimgekehrt 1885; † 1887) und Sandegren und sandte noch Hörberg (1885) und Bezell (1887) hinaus. Die Einnahme betrug im Jahre 1887 52 062 Mark.<sup>2)</sup>

Die Waldenströmsche Bewegung hatte in Schweden große Ausdehnung gewonnen und auch eine Spaltung in der „Evangelischen Vaterlandsstiftung“ hervorgerufen, insofern nämlich die Waldenströmerianer innerhalb derselben 1877 den Antrag stellten, daß die „Vaterlandsstiftung“ auch solche Männer als Missionare aussenden sollte, welche sich nicht an das

1) Biographie in „Svenska Kyrkans Missionstidning“ 1883 S. 105 f.

2) Siehe „Svenska Kyrkans Missionstidning“ 1876 f.



lutherische Bekenntnis lehrten. Als dieser Antrag abgelehnt wurde, gründete man 1878 den „Schwedischen Missionsbund“ (Svenska Missionsförbundet), dessen Ziel war, „christliche Missionsvereine oder Gemeinden im Lande zu gemeinsamer Wirksamkeit sowohl für innere als äußere Mission zusammenzuschließen.“ Jeder Verein sendet, je nach seiner Stärke, 1 oder 2 Abgeordnete zur Jahresversammlung; auf dieser wird ein Vorstand von 7 Mitgliedern berufen, welcher die Beschlüsse der Versammlung ausführt und die laufenden Geschäfte wahrnimmt. Der „Missionsbund“ ist also völlig bekenntnislos. Seine Wirksamkeit erstreckt sich innerhalb und außerhalb Schwedens sowohl auf das Gebiet der inneren wie der äußeren Mission. Wir gedenken hier nur der letzteren.

Streng genommen treibt diese Vereinigung Heidenmission nur im Kongogebiete, wohin 1881 Engwall (im selben Jahre wieder heimgekehrt), 1882 Pettersson und Westlind ausgesandt wurden, um in Verbindung mit der „Livingstone Inland Mission“ und danach mit der amerikanischen Baptisten-Missionsgesellschaft, welche dies Missionsgebiet 1884 übernahm, zu arbeiten. Im Jahre 1886 folgten Andreae, Hammarstedt († 1887) und Nilsson, 1887 Häkansson und Skarp, 1888 Rangström, Andersson, Wallén und Sjöholm und die Fräulein M. Swensson, A. Andersson und A. Wargren. Sie arbeiten auf Mufimbungu (1882), Ribunsi (1887) und Diabia (1888) und hatten ausgangs 1887 50 Gemeindeglieder und 77 Schulkinder. Die Ausgabe betrug 38 757 Mark.

Unter den Heiden werden voraussichtlich auch die nach Alaska ausgesandten Missionare, Karlsson (1886) und Lydell (1886), thätig sein. Sie haben eine Station in Unalaklit (1887), 90 Meilen nördlich von St. Michael angelegt, und eine zweite soll in Yakutat gegründet werden. Der Geldaufwand für diese Mission belief sich 1887 auf 5419 Mark.

Nach Algier wurde 1887 Dr. Nyström abgeordnet, der hauptsächlich unter der jüdischen Bevölkerung arbeitet. In Bjeloretzk im Ural ist seit 1882 Missionar Sarwe unter den dortigen Schweden thätig; 1887 hat er angefangen, die Baschkirensprache zu lernen, um unter diesem Volke zu missionieren.

Im Kaukasus waren stationiert die Missionare Hoier (1882), Hågberg (1882—1887), Lydell (1883—1884), Engwall (1888, früher am Kongo), die Fräulein E. Sundvall (1888), B. Tressman (1888; aus Finland), sowie der Armenier Asatoroff (1888) und der Türke Awetaranjan (1888), welche auf der Missionschule in Christinehamm ausgebildet worden waren. Die Genannten arbeiteten in Baku (1882—1885), Lenkoran (1883—1885), Tiflis (1885; 1886) und Schemacha (1885); aber ihre Arbeit erstreckte sich auf eine christliche Bevölkerung. In Lappland waren thätig Gustafsson (1880 bis 1883; 1884), Lindgren (1880—1883), Ågren (1880), Bergfors (1882



bis 1883), Nyström (1885) und zwar als Reiseprediger von Malå (1880 bis 1881), Arjeplog (1881), Wilhelmina (1881—1882; 1883), Karesuando (1881—1882), Stenesele (1881—1882) und Sorsele (1885) aus.

Die Ausgaben des „Missionsbundes“ für die Heidenmission und die vorgenannten Missionare können, wenn man dazu noch einen Teil des Aufwandes für die Missionschule rechnet, für 1887 auf ungefähr 53 000 Mark veranschlagt werden. Der „Missionsbund“ hat eine solche Ausbreitung gewonnen, daß gegenüber den 111 Vereinen vom Jahre 1881 bei der Jahresversammlung von 1887 303 vertreten waren und ehe der Druck des betreffenden Jahresberichtes beendet war, hatten sich schon wieder 116 neue Vereine zum Eintritt in den „Bund“ angemeldet.<sup>1)</sup>

Um das Jahr 1860 herum begann der „Söndöpinger Missionsverein“ (jetzt „Söndöpinger Verein für innere und äußere Mission“) Gaben für verschiedene auswärtige Missionen einzusammeln. Seit 1863 unterhielt er eine der Schulen der schottischen Freikirche im Libanon (1863—1864 Koreiby; seitdem Refir Zebid). 1887 sandte der Verein den Missionar F. E. Lund, nach China, wo er im Dienste der „China Inland Mission“ arbeitet, aber von Söndöping aus unterhalten wird. Die Einnahme dieses Vereins für die Heidenmission betrug 1887/88 8064 Mark.<sup>2)</sup>

1880 wurde ein Verein von „Freunden der lappischen Mission“ gegründet, welcher durch Reiseprediger, Schulen und Schriftenverbreitung für Lappland arbeitet. Derselbe unterhält eine Schule in Lannavara (1882)

und in seinem Dienste arbeiteten Johansson (1880—1885), Roos (1881—1884, aus Finnland), Erikson (1884—1886), Hartmann (1884 bis 1886; aus Finnland), Lundberg (1884), Zeidlitz (1885—1888), Fräulein M. Hellberg (1888), sowie die mehr nebenbei in untergeordneter Stellung beschäftigten Lindmark (1880), Nilsson (1882—1883), Wennquist (1881 bis 1882) und Nordsten (1883—1884).

Die Einnahme belief sich 1886 auf 10 564 Mark.<sup>3)</sup>

1886 sandte „Östergötlands Ansgariverein“ den Missionar Hedeström, welcher vorher im Dienste der „Evangelischen Vaterlandsstiftung“ stand, nach den Gallaländern, um dort eine Mission zu beginnen. Er

<sup>1)</sup> „Svenska Missionsförbundets Årsberättningar“ 1880—1887. „Missionsförbundet“, Stockholm 1883 f. In letzterem Missionsblatte finden sich viele kurze Biographien der einzelnen Missionare.

<sup>2)</sup> „Årsberättningar“ 1888. „Reports on the Lebanon Schools“ 1863 f. Privatmitteilungen von Past. Palmberg.

<sup>3)</sup> „Berättelser om Fören. Lapp. Miss. Vänner“ 1882—1883 f. Stockholm 1883 f. Privatmitteilungen von Past. Kersfjeldt.

hat sich meist am Danafluß aufgehalten, aber noch keine Station gründen können. Die Ausgabe betrug 1886 4400 Mark.<sup>1)</sup>

1887 entsandte die „Schwedische Frauenmission unter Nordafrikas Frauen“ Fräulein Stina Jungström nach Konstantine, von wo letztere 1888 nach Bona übersiedelte. Im Jahre 1888 gingen ebenfalls hinaus Maria Erikson und Rosa Markusson. Sie arbeiten vornehmlich unter der jüdischen und arabischen Bevölkerung, meist in Verbindung mit der englischen Babylonmission. Die Einnahme betrug 1887 2575 Mark.<sup>2)</sup>

„Die schwedische Mission in China“ trat 1887 ins Leben, als Erik Folke nach China abreiste; einige Monate danach wurde ein Komitee zu seiner Unterstützung gebildet. Dasselbe hat seither (1888) ihm die Fräulein Gran und E. H. Tjäder zu Hilfe gesandt, von denen die letztere aber noch in England weilt. Folke arbeitet in Putsjeofu in freundlichem Einvernehmen mit der „China Inland Mission“. Die Einnahme für 1887/88 betrug 3293 Mark.<sup>3)</sup>

Außer den obengenannten Schweden, welche in die Dienste fremder Missionsgesellschaften getreten sind, sind noch einige andere anzuführen. Ein schwedischer Seemann Cornelius war nach Indien gekommen und hatte sich, als er von skandinavischen Missionaren in Santalistan hörte, auf jenes Missionsgebiet begeben, wo er 1869—1873 im Dienste der „Indian Home Mission to the Santhals“ thätig war; seitdem arbeitet er in Samtara theils unter Santal, theils unter Bengalen. Unterstützt wurde er von der baptistischen Missionsgesellschaft, ohne eigentlich in deren Dienste zu stehen.<sup>4)</sup> Als Missionar Börresen 1877 Schweden besuchte, erweckte er Interesse für die Santalmission, welches noch anwuchs, als Skrefsrud 1883 nach Schweden kam. Es bildeten sich Komitees in Upsala, Stockholm und Gothenburg, und 1886 zog Licentiat Heuman als Missionar nach Santalistan hinaus. Die Einnahme betrug 1886/87 7717 Mark.<sup>5)</sup>

Im Dienste des amerikanischen „General Council“ ward 1878 der in Amerika ausgebildete A. B. Carlsson nach Radjamundri in Indien ausgesandt, wo er bereits 1882 starb.<sup>6)</sup> Der 1878 von der „Livingstone Inland Mission“ nach dem Kongo entsandte Missionar Ström

1) „Skematiska öfversigten of de svenska Missionerna“ 1888.

2) „Trons Hvila“ 1887, 1888.

3) „Årsberättning“ 1888. „Sanningsvitnet“ 1887—1888.

4) „Reports Bapt. Miss. Soc.“ 1870, S. 32 f.; 1883, S. 68 f. „Hertel, Den nordiske Santalmission“, S. 128.

5) „Johar“, Upsala 1888.

6) „Missionärbote“ 1888, S. 76.

(1879 oder 1880 wieder heimgekehrt) war wahrscheinlich auch ein Schwede.<sup>1)</sup> 1887 ging Lund im Dienste der „China Inland Mission“ nach China, wo er in Ganfing arbeitet.<sup>2)</sup> In Canton arbeitet der Schwede Stenwall.

Für das „Christliche Waisenhaus in Jerusalem“ (unter Schneller) wurden 1886 6171 Mark gesammelt, für die Brüdergemeine 1885/86 5254 Mark, für die methodistische Episkopalmission in Amerika von deren schwedischen Gliedern (15 168) 4352 Mark,<sup>3)</sup> für die Birma-Mission der amerikanischen Baptisten von ihren schwedischen Glaubensgenossen (31 062) ungefähr 2000 Mark.

Wenn man alle diese Daten berücksichtigt, so arbeiten zur Zeit auf dem Missionsgebiete 51 schwedische Missionare (inkl. der Missionslehrer in Lappland), darunter 16 ordinierte, 18 Frauen und 31 eingeborene Gehilfen. Die Gesamteinnahme (in einigen Fällen die Ausgabe) für die Heidenmission betrug 233 664 Mark, so daß in Schweden auf den Kopf der Bevölkerung — 4 717 189 Einwohner — also ca. sechs Pfennig kommt.

1845 machte ein dänischer Geistlicher der dänischen Missionsgesellschaft den Vorschlag, eine gemeinsame skandinavische Mission zu beginnen. Letztere lehnte aber ab, mit Rücksicht auf ihre besondere Anschauung von der Missionsfrage, und weil jedes Land genug mit seiner eigenen Missionsarbeit zu thun habe. 1863 regte die „Lunder Missionsgesellschaft“ diese Angelegenheit wieder an und verhandelte mit der „Evang. Vaterlandsstiftung“ darüber, worauf dann am Schlusse jenes Jahres die erste „Skandinavische Missionskonferenz“ in Malmö, freilich ohne sonderliches Resultat, abgehalten wurde. Im ganzen genommen war man in Norwegen und dem nördlichen Teile Schwedens gegen den Plan. Erst 1886 kam wieder eine skandinavische Missionskonferenz zustande, auf welcher auch Finnland vertreten war, und zwar in Gothenburg; inzwischen hatte bereits eine gemeinsame Missionsarbeit in Santalistan ihren Anfang genommen. Die Absicht der Konferenz war übrigens nicht mehr auf solch gemeinsames Wirken gerichtet, sondern dieselbe bezweckte nur eine freundschaftliche Beratung in Missionsangelegenheiten. Eine dritte skandinavische Missionskonferenz ist für Juli 1889 nach Christiania ausgeschrieben.

1) „Regions beyond“, London 1878, 1879.

2) „Skematisk Öfversigt etc.“

3) „Report“ 1888, S. 157. In „Skematisk Öfversigt etc.“ ist irrtümlicherweise die Summe von 15 333 Mark angegeben.

# Mikronesien und die Mission daselbst.<sup>1)</sup>

Von G. Kuzje.

## 4. Die Anfänge der mikroneischen Mission.

Drei Jahrzehnte lang hatten unter reichem Segen die Sendboten des großen American Board of Commissioners for Foreign Missions (A. B. C. F. M.) das Evangelium im Inselkönigreich Hawaii verkündigt, als in der jungen hawaiischen Nationalkirche selbst der Missionstrieb erwachte und mit der Glut der ersten Liebe und mit immer wachsender Kraft nach Bethätigung trachtete. Ein langes Suchen nach einem Missionsfelde war nicht nötig, denn in der mikroneischen Inselwelt hatte Gott ein solches den Hawaiiern gleichsam vor die Thür gelegt. Da um die Mitte unseres Jahrhunderts zahlreiche Walfischfänger in den mikroneischen Gewässern ihrem Gewerbe nachgingen und sich zu bestimmten Zeiten ein Stellbischein in Honolulu und den anderen Häfen des Königreichs Hawaii gaben, so waren den dortigen Christen die traurigen Zustände auf jenen heidnischen Inseln nicht unbekannt geblieben. Die amerikanischen Missionare, welche mit Freuden das Entstehen und Wachsen des Missionstriebes in der jungen Christenkirche verfolgten, waren in der Lage, die Unterstützung der Bostoner Muttergesellschaft bei einem Missionsunternehmen der hawaiischen Kirche zusichern zu können, und so kam es im Jahre 1851 zur Gründung einer hawaiischen Missionsgesellschaft. Mit den von den Hawaiiern freudig dargebotenen Geldmitteln wurde ein kleines Missionschiff „Karoline“ gekauft und die Bostoner Missionsgesellschaft stellte als Pioniere für das Unternehmen die Missionare Snow, Sturges und den Missionsarzt Gulick zur Verfügung. Als dieselben mit ihren Frauen Anfangs des Jahres 1852 glücklich in Honolulu angekommen waren, wurden ihnen als Hilfskräfte aus der ansehnlichen Zahl von Hawaiiern, die sich für den Missionsdienst zur Verfügung gestellt hatten, der Lehrer Opunui und der Diakon Kaai-kaula mit ihren Frauen Doreka und Debora zugeteilt; auch machten als Delegierte der hawaiischen Missionsgesellschaft der erprobte Missionar Clark, der hawaiische Geistliche Kefela und ein Bruder des

<sup>1)</sup> Vergleiche die ersten drei Kapitel dieser Artikelreihe in der „Allg. Miss.-Ztschr.“ 1887, S. 64 f. Durch Krankheit des Verfassers ist die Fortsetzung verspätet worden.



Dr. Gulick die Reise mit, um bei der ersten Einrichtung der Missionsstationen ihre Hilfe darzubieten.

Es war eine feierliche Stunde, als am 15. Juli des Jahres 1852 um 4 Uhr nachmittags die Missionsgeschwister an Bord der „Karoline“ gingen. Auf der Hafenwerft von Honolulu standen die Eingebornen Kopf an Kopf und lauschten andächtig den Gebetsworten, die in hawaiischer und englischer Sprache von dem Verdeck des Schiffes herüberklangen. Auf die Bitte des Missionar Snow stimmte dann die Menge den letzten Vers des Missionsliedes an „Weht, weht ihr Winde, diese Kunde u.“, noch einen herzlichen Händedruck, und unter den Segensgrüßen der Gemeinde segelte die „Karoline“ westwärts ihrem Ziel entgegen. Nachdem man unterwegs noch das zur Hawaigruppe gehörende Kauai angelaufen hatte und von den dortigen Gemeinden reichlich mit Lebensmitteln für die lange Reise versehen worden war, kam am 5. August die Gilbert-Insel Butaritari in Sicht. Ein englischer Walfischfahrer, welcher in der Nähe kreuzte, brachte den Missionsgeschwistern die beruhigende Kunde, daß die Eingebornen friedfertig und freundlich wären, und setzte sie zugleich davon in Kenntnis, daß sich auf der Insel mehrere mit der Ausfuhr von Kokosnußöl beschäftigte Händler niedergelassen hätten. Als die Glaubensboten am nächsten Morgen erwartungsvoll den von Kokospalmen und Pandanusbäumen umsäumten Strand betraten, wurden sie von zwei Händlern Randall und Durant höflich empfangen und in zuvorkommender Weise durch die Ansiedelungen der Insulaner hindurchgeleitet; nachmittags nahmen auch die Frauen unbehelligt am Spaziergange teil. Am nächsten Tage wanderten die Missionare in Randalls Begleitung nach dem 3 Meilen vom Landeplatz entfernten Hauptorte der Insel, wo von Tarosfeldern umgeben die schuppenähnlichen Häuser der Eingebornen um das wie zu einem Gotteshause geschaffene „Rathaus“ — eine Halle von 117' Länge, 66' Breite und 50—60' Höhe — herumlagen. Der „König“ von Butaritari, ein 14jähriger Jüngling, erwartete, seine 4 Onkel zur Seite, in einem von Neugierigen erfüllten Hause die fremden Gäste, von welchen Missionar Clarke zunächst das Wort ergriff, um durch die Vermittlung Randalls beim König und seinen Häuptlingen anfragen zu lassen, ob sie sich und ihr Volk im Worte Gottes unterweisen lassen wollten. Der König antwortete mit der Gegenfrage, ob das Christentum der Vielweiberei entgegen sei. Leider erwies sich während dieser Verhandlungen Randall als ein sehr zweifelhafter Dolmetscher; denn als einer der Missionare dem König erklären wollte, daß die Christen die Ehe mit einer Frau für das Rechte hielten, unterließ Randall die Übersetzung, da er nämlich selbst 4 Konkubinen hatte. Schließlich baten die Missionare den König, sich die ganze Angelegenheit reiflich zu überlegen und ihnen bei einem später wiederholten Besuche Bescheid zu sagen; zugleich überreichten sie als Geschenk zwei Bibeln und ließen eine Abschrift des Empfehlungsbriefes, welchen ihnen der hawaiische König Kamehameha für die Inselhäuptlinge Mikronesiens mitgegeben hatte, in den Händen des jungen Königs zurück.

Am nächsten Tage, einem Sonntage, nahm Randall mit mehreren Händlern am Schiffsgottesdienste teil, bei welchem mit scheinbar großem Interesse auch einige Eingeborne zuhörten; am Nachmittage predigte außerdem Missionar

Snow am Meeresstrande vor einer Versammlung von 34 Personen, von denen die Hälfte Insulaner waren; es war die erste christliche Predigt, die unter den Palmenhainen Butaritaris erscholl. Ein kleiner Ausflug führte die Missionare am 9. August nach der nahen Insel Makin, wo sie von einigen Händlern Informationen einzogen und den Leichnam des vor 3 Wochen gestorbenen Königs zu sehen bekamen, welcher mit Öl eingerieben und so vor der Fäulnis geschützt wurde.

Am 10. August segelte die „Karoline“ weiter nach Kusaie, der östlichsten Insel des Karolinenarchipels, wo sie nach 12tägiger günstiger Fahrt durch die freiwilligen Bootendienste eines der drei auf Kusaie lebenden Händler im Belahafen gegenüber der Residenz des Inselkönigs glücklich vor Anker gebracht wurde. Da der nächste Tag ein Sonntag war, so blieben die Missionare einstweilen ruhig an Bord, und machten erst Montag ihren Besuch bei dem Könige, der mit einem fadenscheinigen Flanellhemde bekleidet war und an seiner Seite die in einen kurzen baumwollenen Überwurf gehüllte Königin hatte.

Der Empfang war sehr freundlich, so daß die Missionare zwei volle Stunden bei der Königsfamilie blieben, mit welcher sie sich teils in gebrochenem Englisch, teils durch Vermittlung des Dolmetschers Strickland unterhielten. Alle Anfragen wegen einer Niederlassung der Missionare auf seiner Insel beantwortete der König in wohlwollender, zustimmender Weise. Bei dem ältesten Sohne des Königs, Ranku, sprachen die Missionare ebenfalls vor und wanderten dann in Begleitung des Händlers Strickland durch einen Teil der fruchtbaren Insel. Einen wohlthuenden Eindruck machte es auf die Besucher, daß hier die Vielweiberei unbekannt war und daß auf des Königs strengen Befehl Spirituosen weder eingeführt noch aus dem Palmensaft destilliert werden durften; auch schien der König in großem Ansehen bei seinen Unterthanen zu stehen; denn sobald er sich nahte, neigten sich die Insulaner auf den Erdboden. Da der König große Sympathie für Amerika hatte, so war er gern bereit, das nötige Land zu einer Missionsstation herzugeben und darauf ein Haus errichten zu lassen. Von gewisser Seite war der König vor den Missionaren gewarnt worden, weil sie seine Macht über das Volk untergraben würden; darum hielt es Missionar Clark für gut, den König auf das Gebot der Bibel, den König zu ehren, hinzuweisen. Gleich holte derselbe die ihm als Geschenk überreichte hawaiische Bibel aus dem Kasten heraus und ließ sich die betreffende Stelle und unter anderm auch den Anfang des 13. Kapitels aus dem Römerbriefe vorlesen. Als der Missionar an die Stelle kam: „Die Gewaltigen sind nicht den guten Werken, sondern den bösen zu fürchten,“ rief der König in seinem gebrochenen von den Händlern aufgeschnappten Englisch aus: „Das ist Primaware!“

Dem König schien das Zusammensein mit den Missionaren offenbar behagt zu haben, und auch seine Gemahlin äußerte später in ihrem gebrochenen Englisch zu Missionar Clark: „Der König sagt mir, er liebt eure Rede gar sehr; er sagt, sehr gerade, sehr gut.“

So verließen denn die Glaubensboten unter getrostem Ausblick in die Zukunft und mit dem Versprechen, daß die „Karoline“ auf ihrer Rückfahrt die Missionsgeschwister Snow auf der Insel absetzen sollte, am 28. August Kusaie, um dem 300 Meilen westwärts entlegenen Ponape zuzusteuern. Schon am 6. September tauchten in der Morgenfrühe am Horizonte die schroffen Bergspitzen jener Insel auf, und als am Nachmittag das Schiff sich der Ostküste bis auf 15 Meilen genähert hatte, eilten vom Lande her mehrere von Eingebornen bemannte Fahrzeuge der „Karoline“ entgegen; wie es sich bald auswies, waren die Insassen Lotsen aus dem auf der Nordostseite der Insel gelegenen Metalanim-Hafen, den sie als Landeplatz dringend anempfahlen, weil in der dortigen Umgebung Nahrungsmittel reichlich vorhanden wären. Obgleich die Missionare ursprünglich beabsichtigt hatten, zuerst in dem auf der Südwestseite gelegenen Konfiti-Hafen zu landen, so betrachteten sie jene Einladung als eine Fügung Gottes und vertrauten sich der Leitung eines portugiesischen Lotsen an, welcher seit 17 Jahren auf Ponape lebte. Kaum ankerte das Schiff in der infolge ihrer geschützten Lage einem Binnensee ähnlichen Metalanim-Bai, als auch schon die Eingebornen in ihren Rähnen scharenweise das fremde Fahrzeug umschwärmten; einmal zählten die Missionare nicht weniger als 33 Rähne mit gegen 200 Insassen; unter den Besuchern an Bord der „Karoline“ fanden sich auch 12 Weiße ein, die um Tabak baten und sehr enttäuscht waren, daß nichts Derartiges an Bord geführt wurde, da sie Tabak gern gegen ihre Vorräte an Perlmutterschalen und Trepanng eingetauscht hätten.

Selbst der König des Metalanim-Stammes verschmähte es nicht, an Bord zu kommen und nahm offenbar mit Befriedigung eine große rote Decke und ein Beil als Geschenk von seiten der Missionare entgegen, welche durch Vermittlung ihres Lotsen sich mit dem sehr dürftig — nur in eine Umhüllung von Kokosblattgeflecht — gekleideten Herrscher unterhielten. Der Lotse trat sehr warm für die Glaubensboten ein und versuchte unter anderm auch nicht auf die äußeren Vorteile, wie z. B. häufigeren Schiffsverkehr, hinzuweisen, die ihm aus einer Niederlassung der Missionare erwachsen würden, so daß der König schließlich auf die direkte Frage, ob er die Neuankömmlinge in seinen Schutz nehmen wolle, antwortete, daß es für dieselben gut sein werde, sich dort niederzulassen. Schon am Tage nach ihrer Ankunft in Ponape machten sich sämtliche Missionsgeschwister auf, um unter dem Geleite des Lotsen eine Bootfahrt um die Südseite der Insel herum nach dem Konfiti-Hafen zu unternehmen; dort besuchten sie den infolge eines Schlaganfalles fast ganz gelähmten König und beschenkten ihn mit einem roten Hemde und einem Beile. Als im Gespräche die Möglichkeit angedeutet wurde, daß sich die Glaubensboten hier niederlassen könnten, schien er darüber sehr erfreut und drückte beim Abschiede



besonders Missionar Clark die Hand, mit dem Wunsche, daß er wiederkommen und unter seinem Volke wohnen möchte. Da der König, wie die Missionare bald erfuhren, nur ein Scheinregiment führte und sein Minister, der Nanikin, ein junger stattlicher Mann mit angenehmen Umgangsformen, der wirkliche Herrscher war, so beeilten sich dieselben, letzteren ebenfalls durch ein Geschenk günstig zu stimmen und ihn um seinen Schutz zu bitten. Bei der Zusammenkunft präsentierte der Nanikin seinen Gästen die mit Kokosnußrum gefüllte Flasche, welche dieselben höflich ablehnten, und trank auf die Gesundheit der Missionare; er versicherte, daß innerhalb der Grenzen des Kitistammes sein Schutz den Missionaren nicht fehlen solle. Auch die an der Konkiti-Bai lebenden Weißen schienen fast alle das Kommen der Missionare gern zu sehen.

Als die Missionsgeschwister wieder an Bord der „Karoline“ zurückführten, nahmen sie den Eindruck mit, daß es sich im Kitistamme infolge der allgemein anerkannten Autorität des Nanikin am sichersten leben lassen werde, während im Metalanim-Gebiete der König und der Oberhäuptling (Wadschai) sich gegenseitig die Herrschaft streitig machten und insolgedessen arge Unordnung herrschte. Auch sprach zu Gunsten des Kitistammes, daß der dortige Nanikin das allgemeine Brauen von Kokosnußbranntwein seinen Unterthanen untersagt hatte. Der König des Metalanimstammes und sein Nanikin, der keinen vorteilhaften Eindruck machte, wurde nun von seiten der Missionare mit der Zusage beruhigt, daß sich später auch bei ihnen eine Missionarsfamilie niederlassen würde. Am 11. September verlegte die „Karoline“ ihren Ankerplatz nach dem Konkitihafen, wo die Eingebornen sich weniger zudringlich zeigten und die Missionsgeschwister ein Gefühl größerer Sicherheit überkam. Waren doch auch die Weißen in letzterem Hafen sehr um das Schicksal der Missionare besorgt gewesen, als sie vernommen hatten, daß die „Karoline“ im Metalanimhafen vor Anker gegangen war; ja es war von denselben bereits eine Hilfsexpedition dahin geplant worden, um die Besatzung des Schiffes in Sicherheit zu bringen.

Am ersten Sonntage, den die Missionare in Ponape feierten, hielten sie Gottesdienst am Strande im Hause eines Händlers Cook und hatten die Freude, daß sich dazu ungefähr 12 Weiße und 100 Eingeborne als aufmerksame Teilnehmer einfanden. Missionar Clark benutzte diese günstige Gelegenheit, um den Weißen gegenüber den Zweck ihres Kommens und die Grundlinien ihres zukünftigen Wirkens offen darzulegen, wobei er auch aus ihrer Stellung gegenüber dem Handel mit Spirituosen und Tabak kein Hehl machte. Am folgenden Tage begleitete der Nanikin vom Kitistamme die Missionare auf einer Wanderung längs des Strandes, damit sie sich einen passenden Platz für ihre Niederlassung aussuchen sollten. Nachdem ein solcher in unmittelbarer Nähe des Hafens gefunden war, mieteten die Missionare für die erste Zeit das Haus des Händlers Cook, welches nun die Heimstätte der Missions-



geschwister Sturges und Gulick, sowie des hawaiischen Ehepaares Kaikaula wurde.

Missionar Snow dagegen fuhr mit seiner Frau und dem hawaiischen Gehilfen Oponui am 29. September auf der „Karoline“ wieder von Ponape zurück nach Kusaie, wo er am 15. Oktober 1852 vom König Georg herzlich willkommen geheißen wurde.

### 5. Die Mission auf Kusaie.

Dem günstigen Eindrücke, den die Insel Kusaie mit ihren waldbekleideten vulkanischen Bergen und ihrer freundlichen Bevölkerung auf die an Bord der „Karoline“ befindlichen Missionare bei ihrem ersten vorübergehenden Besuche gemacht hatte, entsprach auch der Beginn der eigentlichen Missionsthätigkeit, welche seit dem Herbst 1852 von Missionar Snow und seinem hawaiischen Gehilfen Oponui dort in Angriff genommen wurde. Kaum waren 4 Wochen verflossen, so stand bereits auf der kleinen Taubeninsel — welche zusammen mit der die königliche Residenz tragenden Belainzel den gleichnamigen Hafen auf der Ostküste von Kusaie beherrscht — ein auf Befehl des Königs Georg von den Eingebornen erbautes geräumiges Haus für die Missionarsfamilien bereit; auch erwiesen sich die Befehlshaber der damals im Hafen vor Anker gehenden Schiffe als der Mission wohlgesinnte Männer, die es gern sahen, wenn Missionar Snow an Bord ihrer Fahrzeuge predigte, und Vorräte und Lebensmittel den Glaubensboten unentgeltlich zur Verfügung stellten; ja der Kapitän einer englischen Kriegshaluppe machte der Mission sogar ein Boot zum Geschenk.

Zum ersten Gottesdienste, den Snow bald nach seinem Einzuge in das neue Haus daselbst für die Eingebornen hielt und in welchem er besonders die Erschaffung der Welt, die Feier des Sabbaths und das 3. Gebot behandelte, hatten sich außer der Königsfamilie mehrere Häuptlinge und eine Anzahl gewöhnlicher Kusaianer eingefunden. Gelegentlich unterbrach der König die englische Ansprache des Missionars, um das Gehörte in kusaianischer Sprache den Seinigen zu wiederholen und möglichst deutlich zu machen. Beim Gebete neigten die bis dahin sitzenden Eingebornen in ehrerbietiger Weise ihr Angesicht ganz auf den Boden; dagegen machten sie Schwierigkeiten, beim Spenden des Segens sich zu erheben, bis der König durch Zureden seine Unterthanen dazu bewog; erst hinterdrein erfuhr der Missionar, daß es als eine grobe Verletzung der Hofetikette galt, wenn ein Kusaianer in Gegenwart des Königs oder der Königin stand. An demselben Sonntage übergab der König dem Missionar Snow seinen jungen zehnjährigen Sohn, einen aufgeweckten und vielversprechenden Knaben, welcher sich rasch an seine Pflegeeltern anschloß und für dieselben eine Art von Schutzengel wurde, da während der Anwesenheit des jungen Prinzen es kein Eingeborner wagte, sich an

dem Eigenthume des Missionars zu vergreifen. Als eines Abends der älteste Sohn des Königs mit einigen Häuptlingen nach eingenommenem Thee das gastliche Missionshaus verlassen wollte, nötigte jener Knabe seinen Bruder, noch eine Weile zu warten, damit er noch an der Abendandacht teilnehmen solle. Ein andermal weckte er in gleicher Absicht den bereits schlafenden Küchensjungen.

Den ersten Sonntag im Jahre 1853 benutzte Snow dazu, vor einem aufmerksamen Zuhörerkreise von Eingebornen von dem Leben und Wirken des Heilandes zu erzählen; als sich nach dem Gottesdienste die Menge zerstreut hatte, kam König Georg noch einmal zurück, um aus dem Munde des Missionars mehr von Jesu Christo zu hören. Von Interesse war auch das Benehmen der Eingebornen, als der Missionar am darauffolgenden Sonntage ihnen die zehn Gebote vorsagte und erläuterte, wobei er in erster Linie auf das 5., 6. und 7. Gebot hinwies und die Kusaianer eindringlich ermahnte, die Ehre und Unschuld ihrer Frauen und Töchter nicht an unzüchtige Händler und Seeleute, wie es bis dahin leider nur gar zu häufig geschehen war, zu verkaufen. Die Zustimmung zu dem Gesagten von seiten der Eingebornen war eine derartige, daß der Missionar den Eindruck empfing, als hätten sie längst das Schmählische des gegenwärtigen Zustandes gefühlt, aber nicht den Mut gehabt, ihm ein Ende zu machen. Der König selbst ergriff thronenden Auges in Gegenwart seiner Unterthanen die Hand des Missionars und sprach: „Wir danken dir; viel Dank dir; sehr viel Dank dir!“ Und die Königin, die nicht nur in ihrem eigenen Namen, sondern zugleich für die eingebornen Frauen redete, äußerte mit gleicher Wärme der Empfindung zu Frau Snow: „Jede Frau, jedes Mädchen hört gern öfters daselbe von Herrn Snow.“ Ähnliche zustimmende Äußerungen ließen auch mehrere Häuptlinge fallen; freilich machte die Freude den Missionar nicht blind für die Wahrnehmung, daß manche Kusaianer sich nur ungern den Gewinn, den sie von dem Unzuchtgewerbe gehabt hatten, entgehen lassen würden.

Von Ende Januar 1853 ab fanden auf Wunsch des Königs die Gottesdienste nicht mehr im Missionshause, sondern in dem geräumigeren Küchenschuppen des Königs auf der Vela-Insel statt, wohin die Missionsfamilie im Königsboote befördert wurde und wo sich gegen 175 Eingeborne versammelten; darunter waren auch einige 20 Frauen in reinlichem Kalikoanzuge; es hatte sich nämlich die Sitte eingebürgert, daß keine Frau zum Gottesdienst kam, die nicht wenigstens mit einem Kleidungsstück zur Bedeckung ihrer Blöße versehen war. Mehrmals hörte Snow den König äußern: „Viele Mädchen kommen gern, den Missionars-Sonntag zu sehen; aber sie haben kein Hemd; kein Hemd; zu sehr schämen, Herrn Snow zu sehen.“

Daß die Eingebornen keine gedankenlosen Zuhörer waren, zeigte sich in manchen Kleinigkeiten. Eines Tages stand der Missionar vor seiner Thür und war Zeuge, wie die Brandungswellen über dem Brack eines Walfischfahrers zusammenschlugen, der an einem Sonntagmorgen aus dem Hafen gesegelt und an

dem Riff gescheitert war. Ohne daß Snow die geringste Bemerkung über das Unglück einem Kusaianer gegenüber gemacht hatte, sagte ein Eingeborner von freien Stücken zu Snow: „Nicht gut, Sonntag segeln. Denke, einen andern Tag segeln, alles in Ordnung.“ Ein andermal, als unter den Eingebornen die Rede davon war, welch schönes, trockenes Wetter sie bisher an den Sonntagen gehabt hätten, sagte ein Kusaianer: „Herr Snow, warum kein Regen Sonntag lange Zeit? Jeder Sonntag schön“ und ein Häuptling fügte hinzu: „Ja; ich dasselbe denken; warum nicht regnen Sonntag?“ Die Antwort gab dann der Fragesteller gleich selbst mit den Worten: „Ich denke, Gott schaut aus!“

Neben der Predigtthätigkeit ging auch die Schularbeit einher, indem sich der Missionar bemühte, zunächst eine Schulklasse zur Erlernung der englischen Sprache zusammenzubringen, welche ja infolge des Schiffsverkehrs bereits oberflächlich manchen Insulanern bekannt war. Nun, es gelang dem Eifer des Missionars auch, zunächst 45 Schüler in seinem Hause zu versammeln, die freilich den verschiedensten Altersstufen — vom 7. bis 35. Jahre — angehörten. Hätte Snow mehr Schulbücher und eine geräumigere Wohnung gehabt, so wäre die Schülerzahl leicht auf das Doppelte und Dreifache gestiegen. Natürlich kamen die Eingebornen nicht regelmäßig zur Schule, nur die Hälfte der Schüler hielt in dem zunächst auf ein Vierteljahr berechneten Kursus treulich aus. Auch die der Schule fernbleibenden Kinder hatten wenigstens in etwas Nutzen von dem englischen Unterrichte, indem nämlich die kleinen Schüler während der Spielzeit ihren Kameraden die Buchstaben des Alphabetes in den Sand zeichneten und auf diese Weise der Schule vorarbeiteten.

Neben solch erfreulichen Kennzeichen des erwachenden neuen Lebens gingen indes auch trübe Erfahrungen her. So überschwemmte ein von den hawaianischen Inseln kommender Schoner im März des Jahres 1853 Kusaie mit Spirituosen, eine Versuchung, der auch König Georg nicht zu widerstehen vermochte; ja eines Sonntags kam derselbe im Zustande völliger Trunkenheit in den Gottesdienst und unterbrach, um das Argernis voll zu machen, den Missionar mitten in der Predigt, indem er seinen Unterthanen selbst eine Rede über den Nutzen der Mäßigkeit hielt, wobei er besonders gegen Rum und Tabak eiferte, dagegen Wasser und Kokosnüsse als ein von Gott den Menschen geschenktes Gut pries. Mit Mühe brachte damals die Königin die peinliche Scene zu einem friedlichen Ende. Im Herbst desselben Jahres verursachte die Anwesenheit mehrerer fremder Schiffe wieder ein Aufleben des alten sittenlosen Treibens, in welches der König durch zwei seiner Söhne ebenfalls verflochten ward. Da der Missionar alsbald im sonntäglichen Gottesdienste ein freimütiges Zeugnis gegen die Sündengreuel abgelegt hatte, schien es zunächst, als ob der König sich völlig vom Missionar zurückziehen wolle; aber Gott ließ es den vereinten Bemühungen Snows und seiner Gattin gelingen, den König in einer ersten Unterredung von seinem Unrecht zu überzeugen. Schwer lastete Gottes Hand



auf den Missionsgeschwistern, als im August 1853 durch einen plötzlichen Tod der treue hawaiische Missionsgehilfe Oponui von ihrer Seite genommen ward; doch zeigte gerade dieser Trauerfall, welcher liebevollen Theilnahme die Eingebornen fähig waren. Ein Jahr später hatte Missionar Snow die traurige Pflicht, König Georg auf seinem Sterbelager die letzten Liebesdienste zu leisten. Obwohl letzterer sich im allgemeinen der christlichen Lehre zugänglich gezeigt hatte, war ihm das Christentum bis dahin doch nicht Herzenssache geworden; erst in den letzten Wochen seines Lebens kam er zur Erkenntnis seiner Sünden und zum Glauben an Christum, so daß der Missionar ihm das Sakrament der Taufe spenden wollte; indes der unerwartet schnell eintretende Tod hinderte die Ausführung. Seine letzten Worte, die er an seinen Sohn und die Häuptlinge richtete, lauteten: „Sorgt mir treulich für den Missionar.“ Der neugewählte König ließ zwar für sein Volk nach dem Vorgange seines Vaters das Verbot, Spirituosen herzustellen oder zu kaufen, fortbestehen; er selbst aber erbettelte sich von jedem Kapitän, der in den Hafen einlief, berauscheude Getränke und erhielt dieselben leider auch, trotz der Abmahnungen des Missionars, im Übermaße. Dazwischen hinein nahm er am christlichen Unterrichte teil und übertraf in äußerlicher Kenntniss der christlichen Lehre alle seine Unterthanen; auch konnte er dann in guter Stunde die besten Versprechungen seinem Seelsorger geben, aber nur um dieselben in der nächsten versuchungsvollen Stunde wieder zu vergessen. Mit tiefer Betrübniß sah ihn Missionar Snow nach kaum zweijähriger Regierung im Herbst 1856 den Folgen seiner ausschweifenden Lebensweise erliegen.

Inzwischen hatte sich übrigens auf Rusaie, wenngleich nur zu vorübergehendem Aufenthalte, der Missionsarzt Pierson mit seiner Gattin und den hawaiischen Missionsgeschwistern Kanoa niedergelassen; ein der Mission sehr zugethener Kapitän eines Walfischfängers hatte die beiden Ehepaare von Honolulu umsonst nach Rusaie befördert. Da zu jener Zeit eine größere Anzahl von Schiffen im Hafen lag, benutzten beide, Snow und Pierson die Gelegenheit, den Seeleuten fleißig Gottes Wort zu predigen und hatten die Freude, manche Frucht ihrer Arbeit zu sehen. Daneben fand Dr. Pierson reichliche Arbeit für seine ärztliche Kunst; denn Trunkenheit und Unzucht zehrten an dem Marke des Inselvolkes und die Bevölkerung war zu jener Zeit in so rascher Abnahme begriffen, daß Snow damals die glücklichweise nicht in Erfüllung gegangene Befürchtung aussprach, in zehn Jahren würde kein Rusaianer mehr am Leben sein. Als im April 1856 über 100 Marschallinsulaner nach Rusaie verschlagen wurden, wo sie unter dem Schutz der Missionare sich einige Monate aufhielten, um dann auf neugezimmerten Fahrzeugen wohlbehalten wieder in ihre Heimat zurückzukehren, benutzte Pierson deren längeres Verweilen, um sich mit den Elementen der Marschallsprache vertraut zu machen und, wie die Zukunft lehrte, wertvolle Beziehungen zu der Bevölkerung der Marschall-



inseln im Interesse einer späteren Missionsthätigkeit anzuknüpfen. Drei von jenen Schiffbrüchigen blieben im Hause des hilfreichen Missionsarztes zurück, um denselben in seinen Sprachstudien weiter zu fördern und erst später zugleich mit ihm ihre alte Heimat aufzusuchen.

Vom Frühjahr 1856 ab begann Missionar Snow, der bis dahin die Heidenpredigt auf die beiden kleinen Tauben- und Vela-Inseln beschränkt hatte, auf der Ostküste Kusaies im Bezirke des Oberhäuptlings Bose die Missionsarbeit. Der viel versprechende Anfang derselben wurde freilich nur allzubald durch die mit dem Zorn der Anut (Geister) drohenden Sinlarker (Zauberpriester) zunichte gemacht, welchen ihr Plan um so leichter gelang, als kurze Zeit darauf der Oberhäuptling bei Gelegenheit eines Fischzuges durch einen Schwertfisch an der Schulter verwundet wurde. Wenn nun auch Piersons ärztliche Bemühungen und Snows freundliche Zusprache den eingeschüchterten Bose der Mission wieder etwas günstiger stimmten, so sah sich doch Snow durch die feindselige Haltung der Frau des Oberhäuptlings und durch das Ausbrechen einer von den Sinlarkern in ihrem Interesse wieder ausgebeuteten Influenzaepidemie schließlich gezwungen, im Herbst 1856 seine Predigtthätigkeit in Boses Bezirke auf längere Zeit hinaus aufzugeben.

Zu dieser betäubenden Erfahrung gesellten sich im nächsten Jahre noch die Schrecken des Krieges, welcher von mehreren auf der Insel ansässigen Weißen in der Absicht heraufbeschworen worden war, den König und damit überhaupt die eingeborne Obrigkeit zu beseitigen und eine Willkürherrschaft an die Stelle treten zu lassen. Zwei Monate lang wogte der Streit hin und her; das Blut floß und auch die Missionsgeschwister schwebten in Lebensgefahr; die Missionsarbeit selbst geriet natürlich unter solchen Verhältnissen ganz ins Stocken. Da erschien, wie ein von Gott gesandter Retter in der Not, am 8. September 1857 im Velahafen das an die Stelle der „Karoline“ getretene, aus den Gaben amerikanischer und hawaiischer Sonntagschulkinder erbaute Missionschiff „Morgenstern“,<sup>1)</sup> welches den Missionar Bingham und einen Delegierten der hawaiischen Missionsgesellschaft an Bord hatte und den auf Kusaie befindlichen Missionsgeschwistern nach zweijähriger Wartezeit wieder Nachrichten aus ihrer amerikanischen Heimat brachte. Nun wurde dem Kriege auch ein Ende gemacht, indem sich die meisten Friedensstörer samt ihrem Anhange bereit finden ließen, die Insel für immer zu verlassen. Snow und Pierson benutzten die Gelegenheit, um mit dem „Morgenstern“ auf einige

<sup>1)</sup> Näheres über die vier Missionschiffe dieses Namens findet sich in der „Aug. Miss.-Ztschr.“ 1888, S. 83 f.

Wochen ihre Brüder auf Ponape zu besuchen; letzterer lehrte nicht wieder nach Kusaie zurück, sondern ließ sich von dem Missionschiff auf einer der Marshallinseln absetzen, um den dortigen Eingebornen das Evangelium zu bringen, während der hawaiische Missionsgehilfe Kanoa zusammen mit Missionar Bingham die Gilbertinseln als Arbeitsfeld zugewiesen erhielt.

Am 2. Mai 1858 hatte Missionar Snow die große Freude, die ersten Früchte seiner Missionsarbeit ernten zu können, indem er vor einem Zuhörerkreis von 60 Eingebornen, unter denen alle angesehenen Häuptlinge der Insel waren, ein kusaianisches Ehepaar Redukka und Rutwe nebst ihrer 10jährigen Pfllegetochter durch die Taufe in die christliche Kirche aufnahm; überall regte es sich nun unter den Insulanern und in manchem Besucher des sonntäglichen Gottesdienstes erwachte das Verlangen, aus den Fesseln des Heidentums herauszukommen. Die Täuflinge selbst kamen an jedem Mittwochnachmittag in das Haus des Missionars, um sich von demselben in ihrer christlichen Erkenntnis fördern zu lassen, zu welchem Behufe Snow einzelne Abschnitte der Bibel für dieselben übersetzte und handschriftlich vervielfältigte; denn eine Druckerpresse stand ihm noch nicht zur Verfügung. Daneben fehlte es auch nicht an unfreiwilliger Komik, wenn einzelne Kusaianer ihre Sonntagsfeier dadurch genügend zu bethätigen glaubten, daß sie sich wuschen, reine Kleider anzogen und den lieben, langen Tag — schlafend verbrachten. Im August des Jahres 1858 starb übrigens auch der dem Missionar freundlich gesinnte König von Kusaie, der dritte Herrscher seit Snows Ankunft auf der Insel, welcher als Heide ins Grab sank, obschon er selbst seinen Unterthanen den Besuch des christlichen Gottesdienstes empfohlen hatte. Der neugewählte König verhielt sich dagegen der Mission gegenüber völlig gleichgiltig.

Gegen Ende des Jahres 1858 ließ sich mit Zustimmung ihres heidnischen Vaters auf ihrem Krankenlager eine Kusaianerin taufen, um bald danach, zur Heimfahrt durch das heilige Abendmahl gestärkt, im Frieden zu entschlafen. Auch kam um diese Zeit die öfters unterbrochene Schulthätigkeit wieder in flotteren Gang; 4 Erwachsene lernten aus einem kusaianischen Lesebuche, das Snow selbst abgefaßt hatte, während 15 Kinder zugleich die Elemente der englischen Sprache sich aneigneten. Einer der ältesten Häuptlinge gab seinen Amuletten und heidnischen Gebräuchen den Abschied und begann ein zu frohen Hoffnungen berechtigendes Gebetsleben. Auch im Jahre 1859 vermehrte sich das kleine Christenhäuflein und zwar durch die am 1. Mai stattfindende Taufe zweier Frauen; leider wurde diese Freude sehr getrübt durch die Entdeckung, daß der von Anfang an in Snows Familie lebende jüngste Sohn Georg des gleichnamigen verstorbenen Königs, welcher ursprünglich mit

jenen Frauen zusammen getauft werden sollte, sich als ein Heuchler erwies, der seines unwürdigen Lebenswandels wegen aus dem Hause des Missionars verwiesen werden mußte; das Gleiche machte sich gegenüber einer jungen Kusaianerin nötig, die ebenfalls längere Zeit im Hause Snows gelebt und das Vertrauen desselben gemißbraucht hatte. Ein Trost war es für den Missionar in dieser Aufsechtung, daß die 4 Erstlinge der kusaianischen Mission sich eines untadeligen Lebenswandels befleißigten und den Trieb hatten, ihre christliche Erkenntnis zu mehren; ja Kedukka machte sich sogar mehrere Sonntage hintereinander auf, um auf der Hauptinsel seinen Landsleuten nach seinen schwachen Kräften das Evangelium zu verkündigen. Die inzwischen in Verfall geratene Kapelle auf der Vela-Insel wurde auf die Mahnung Snows hin von dem König und dessen Leuten im Frühjahr 1860 schöner und solider wieder aufgebaut; der König hatte freilich zunächst Bezahlung verlangt und dann den Bau in liederlicher Weise überhasten wollen; schließlich aber Vernunft angenommen, da der Missionar seinen Weggang in Aussicht stellte, wenn sie nicht unentgeltlich und in ordentlicher Weise den Bau ausführen würden.

Beim Frühgottesdienst, der regelmäßig jeden Sonntag in der neuerbauten Kapelle abgehalten wurde, fanden sich durchschnittlich 50 ständige Zuhörer ein, von denen die Hälfte zugleich Besucher der Sonntagschule waren, welche sich unmittelbar an den Frühgottesdienst anschloß, und in welcher der Missionar mit den Männern und Knaben, die Missionarsfrau mit dem weiblichen Teile die in der Predigt vernommenen christlichen Wahrheiten noch einmal durchsprach. Die an jedem Mittwochnachmittag stattfindende Gebetsvereinigung wurde von den 4 Getauften und einigen Familiengliedern derselben besucht, desgleichen die zu Anfang jeden Monats wiederkehrende Missionsbetstunde. Im Frühling 1860 begann auch Snow wieder nach mehrjähriger Unterbrechung auf der Hauptinsel Kusaie, und zwar in 8 verschiedenen Stranddörfern das Evangelium zu predigen, wobei ihn Kedukka unterstützte, zu letzterem, welcher über die Empfänglichkeit seiner Landsleute verwundert war, sagte ein alter Zauberpriester nach gehörter Predigt: „Komm oft wieder und bring etwas Neues für meinen Magen!“

Das Jahr 1861 und das erste Halbjahr 1862 brachten der kleinen Christengemeinde den beträchtlichen Zuwachs von 28 Neugetauften, welche trotz der geheimen Gegenarbeit des Königs und seiner Häuptlinge und gegenüber den Verlockungen zur Sünde, welche von dem gottlosen Kapitän eines Walfischfängers ausgingen, dem Rufe des heiligen Geistes gefolgt waren. Nun verdoppelte sich auch die Zahl der andächtigen Teilnehmer am Gottesdienst und an den Betstunden; die Besucher der Sonntagschule konnten in mehrere Klassen eingeteilt werden, an deren Unterricht sich auch die Geweckteren unter den jungen Christen mit beteiligten. In einige der letzteren fuhren Sonntags zu zweien und dreien hinüber nach der Hauptinsel, um an verschiedenen Orten ihren Landsleuten zu predigen, und hatten oft mehr Zuhörer als Snow, der gewöhnlich Freitags seine Predigtausflüge dahin machte.



Den Anstoß zu jener neuen Bewegung, die mit der größeren Anzahl von Tausen abschloß, gab die Bekehrung eines im Hause des Missionars lebenden jungen Burschen, welcher seinerseits aus eigenem Antriebe nach Anleitung des von Snow verfaßten Lesebuches, welches Stücke aus der Heiligen Schrift und Kirchenlieder enthielt, seine Kameraden unterrichtet und mit ihnen fleißig gebetet hatte. Der Tod eines der Neugetauften, der bei Snow Hausdiener gewesen war, ging der Missionarsfamilie besonders nahe; die letzte Thätigkeit des Sterbenden, ehe ihn das Bewußtsein verließ, bestand darin, seine hochbetagten Mutter das Vaterunser zu lehren; auf den Bruder und den Schwager machten die Worte des Sterbenden einen solch tiefen Eindruck, daß sie von nun ab mit dem Heidentum brachen und sich ebenfalls zur Christengemeinde hielten. Wohl sollte auch die Erntefreude des Missionars diesmal keine ungetrübte sein; denn mehrere der Täuflinge wurden in Unkeuschheit, die „Schoßsünde der Südseeinsulaner“, verstrickt; aber ihre Reue und ihr späterer Wandel zeugten von einer solchen Sündenerkenntnis und aufrichtigem Verlangen nach Vergebung, daß Snow die zeitweilig Ausgeschlossenen getrost der Gemeinde wieder einverleiben konnte.

Inzwischen war von der heimatlichen Missionsleitung, die unter den Wirren des amerikanischen Bürgerkrieges und infolge mehrerer Todesfälle unter den Missionaren die Arbeit in Mikronesien zeitweilig etwas einschränken mußte, an Missionar Snow die Aufforderung ergangen, nach der Marschallinsel Ebon überzusiedeln, und von dort aus gelegentlich Kusaie, welches damals nur noch ca. 600 Einwohner hatte, mit zu besuchen. Als im September 1862 Snow die Insel verließ, schien es, als ob sich der bis dahin feindselig gesinnte König und seine Häuptlinge eines Besseren besonnen hätten; wenigstens war ihre letzte Bitte, daß der Missionar bald wieder unter ihnen seinen Wohnplatz nehmen möchte. Ein christliches Ehepaar begleitete die Missionarsfamilie von Kusaie nach Ebon, um derselben im Hause zur Seite zu stehen; auch sollte der betreffende Mann dem Missionar bei seinen Bibelübersetzungsarbeiten helfen; ein anderer Kusaianer wurde von Snow nach Honolulu gesandt, um sich dort für eine spätere Verwendung als Missionsgehilfe unter seinen Landsleuten ausbilden zu lassen. Die Aufsicht über die junge Christengemeinde zu Kusaie, welcher Snow als Abschiedsgeschenk das Evangelium Johannis in der Landessprache zurückließ, übernahm während der Abwesenheit des Missionars Likiaf Sa, ein durch seinen Eifer und seinen ernsten Wandel hervorragender Christ.

Schon das Jahr darauf — im Juli 1863 — benutzte Snow nebst seiner Gattin die sich darbietende Gelegenheit, auf dem „Morgenstern“ die ihm aus Herz gewachsene Stätte seiner ersten Wirksamkeit aufzusuchen. Als sie das Boot ihrer alten Heimat auf der Taubeninsel näher brachte, schlug den Missionsgeschwistern das Herz vor Bangigkeit, was wohl aus der jungen



christlichen Pflanzung, die 9 Monate hindurch jeder kundigen Pflege entbehrt hatte, geworden sein möchte. Da war es ihnen schon eine Beruhigung, von weitem zu sehen, wie fleißige Hände mit der Neubedachung der Kapelle sich zu schaffen machten; die Eingebornen, welche zum Willkommengruß bereit am Ufer standen, waren wohl meist unbekannte Gestalten, aber der freudige Händedruck derselben und der eigentümliche Glanz, der ihr Antlitz verklärte im Gegensatz zu dem stumpfen, gleichgiltigen Ausdruck in den Gesichtszügen der Heiden, ließ die Missionsgeschwister nicht lange darüber im unklaren, daß sie hier die Früchte der Missionsthätigkeit der kleinen Kusaianer Christengemeinde vor Augen hatten. Unter den Begrüßenden war auch das frühere Pflegekind Snows, der von seinen Irrwegen wieder umgekehrte Königssohn Georg mit seiner jungen Frau, die ebenfalls die Aufnahme in die Christengemeinde begehrte. Der Schmerz des Missionars darüber, daß ein Glied der Christengemeinde seines anstößigen Wandels wegen hatte ausgeschlossen werden müssen, wurde weit überwogen durch die Zeugnisse, welche Snow von dem frischen, in der Christengemeinde pulsierenden Leben empfing; die Sonntagsgottesdienste waren regelmäßig abgehalten und im allgemeinen treulich besucht worden; eine Schar junger Christen hatte eine Rundfahrt um Kusaie gemacht, um in allen Dörfern von der frohen Botschaft Zeugnis abzulegen; ganz besonders gesegnet aber war der Besuch Utiak Sas in seinem Heimatsorte Utwe, dem Hauptdorfe der Insel an dem sogenannten Südhafen, gewesen. Und dabei hatte die junge Christenschar offenbare Feindschaft und großes Unrecht von seiten des den heidnischen Tanzgelagen ergebene Königs zu ertragen gehabt, welcher kurz vor Snows Ankunft an einem Sonntage durch einen jähen Tod hinweggerafft wurde, und zwar merkwürdigerweise, während er seine Leute ein Stück Feld bestellen ließ, welches er mehreren Christen mit unrechtmäßiger Gewalt entzissen hatte. Der neue König Sibe, ein Bruder von Georgs Frau, ließ es zwar beim Abschiedsbesuche Snows nicht an den herzlichsten und zugleich zartesten Beteuerungen seiner Freundschaft für den Missionar fehlen, erwies sich aber hinterdrein als ein verlogener, falscher Mensch.

Während jener neunmonatlichen Abwesenheit Snows von Kusaie hatten, wie sonst alljährlich, die Zauberpriester eine Art Erntefest gefeiert und aus Veranlassung desselben auch die Kusaie vorgelagerten kleinen Inseln besucht. Anstatt nun der so naheliegenden Versuchung nachzugeben und die durch das Herkommen geheiligten heidnischen Gebräuche mitzumachen, feierte die junge Christengemeinde jenes Erntefest als einen Betttag, an welchem sie Gott inbrünstig ansahle, daß er ihren heidnischen Landsleuten die Augen öffnen wolle, damit sie die Thorheit ihrer alten Wege erkennen und sich zum Herrn bekehren möchten. Obwohl 22 Taufbewerber vorhanden waren, so gedachte doch Snow möglichst vorsichtig zu verfahren und taufte nach genauer Prüfung bei diesem seinem ersten Besuche bloß die 8 bewährtesten derselben.

Auch von seinem zweiten Besuche auf Kusaie im Januar 1864 nahm Snow wieder viel erfreuliche Eindrücke mit hinweg; wohl war auch diesmal wieder der Abfall einiger Christen zu beklagen, aber dafür harrten 50 Katechumenen auf das Taussakrament, welches Snow indes nur

11 von ihnen mit voller Freudigkeit zu spenden wagte. Unter den Täuflingen waren 2 junge Häuptlinge und eine vormalige Zauberpriesterin von hohem Range. Auch gehörten zu den Getauften 3 junge kranke Frauen, welche Snow in ihrem Wohnorte Utwe aufsuchte; hier hatten aus freien Stücken ohne eigentlichen Lehrer 21 Eingeborne das Lesen gelernt, um in dem Johannesevangelium studieren zu können; es war dies wohl mit eine Frucht von Likiaf Sas eifriger Evangelistenarbeit.

Das Jahr 1865, während dessen es Snow vergönnt war, Ausaie zweimal, im Januar und September, aufzusuchen, brachte der dortigen Christengemeinde einen Zuwachs von 33 erwachsenen Täuflingen.<sup>1)</sup>

Welch strenge Kirchenzucht die Gemeinde handhabte, ging daraus hervor, daß man einen Christen ausschloß, der beim Bootbau eines anderen Werkzeug zerbrochen hatte und nun fälschlicherweise die Schuld auf einen Knaben schob. Bei seinem Besuche im Herbst 1865 brachte Snow den darüber hocherfreuten Christen die Übersetzung des Matthäusevangeliums mit; das Johannesevangelium hatten einige Glieder der Gemeinde wörtlich ihrem Gedächtnisse eingeprägt. Welch erfreulicher Anblick war es für Snow, als er im Frühgottesdienste 153 reinlich gekleidete Eingeborne — es waren 93 Männer und 60 Frauen und Mädchen — im Gotteshause um sich geschart sah, die in andächtiger Stille Wort um Wort von seinen Lippen zu nehmen schienen; welch dankbare Bewegung ging durch des Missionars Herz, als danach in der Sonntagschule 118 Böglinge aus den verschiedensten Altersklassen in 12 Abteilungen in ruhiger und sittiger Weise sich von den eingebornen Lehrern unterrichten ließen. Der Nachmittagsgottesdienst trug einen mehr traulichen, familiären Charakter, indem die jungen Christen um Auskunft über ihnen dunkelgebliebene Schriftstellen und um Anweisung zu einer würdigen Gottesdienstfeier baten. In der abendlichen Betstunde fanden sich 110 Teilnehmer ein, und es fiel dem Missionar auf, in welch ernstlicher Weise und wie anhaltend sie für die irregangenen Glieder der Gemeinde beteten; und nicht umsonst; denn von den bis dahin Abgefallenen kehrte nur ein einziger nicht wieder in den Schoß der Gemeinde zurück.

Snow machte im Herbst 1865 auch eine Tour um die Insel Ausaie und taufte in Malem, wo eine von den Eingebornen erbaute Kapelle durch Redukka geweiht wurde, ferner in Utwe, wo sich 21 Christen zur Abendmahlsfeier einfanden, und in Nisse mehrere Ausaianer. Die Frauen des Königs und seines Bruders hatten sich auch der Christengemeinde anschließen wollen, sie wurden aber von ihren Gatten daran gehindert. Auf den König hatte die christliche Predigt wenigstens soviel Eindruck gemacht, daß er die Anbetung seines „Wettergottes“ als nutzlos aufgab.

<sup>1)</sup> Die Taufen von Kindern christlicher Insulaner übergehen wir in der Statistik.

Da die Christengemeinde ein so rasches Wachstum zeigte, hielt es Snow für geraten, auf einige Zeit den hawaiischen Missionsgehilfen Ranoa, der schon vorher zusammen mit Dr. Pierson auf der Insel verweilt hatte, dort zur Pflege der Gemeinde zu belassen. Daß derselbe sich der Missionsarbeit eifrig annahm, bewies der Zuwachs der Gemeinde um 93 Erwachsene, als Snow im Februar und September 1867 die Insel wieder besuchte. Auch hatten die Christen inzwischen auf ihre Kosten die alte, haufällige Missionarswohnung durch einen Neubau ersetzt, sowie 3 steinerne Kapellen erbaut, wobei ihnen ein freundlicher amerikanischer Schiffskapitän und ein deutscher Böttcher, Namens Hartmann, mit Rat und That zur Seite gestanden hatten. Die größte Kapelle, welche die stattliche Länge von 50 Fuß und eine Breite von 36 Fuß hatte und mit ihren Spitzbogenfenstern ein Schmuck der Königsinsel Vela war, wurde am 24. Oktober 1867 von Snow eingeweiht. Um jene Zeit holte der Missionar auch eine Versäumnis nach, insofern er behufs besserer Organisation der Christengemeinde 4 Diakonen ordinierte, unter welchen sein früherer Zögling, der Königssohn Georg, einer der hervorragendsten war.

Nährend war es für den Missionar, wenn einzelne Kusaianer ihm die liebevollen Grüße ausrichteten, welche inzwischen verstorbene Gemeindeglieder auf ihrem Sterbelager an ihren treuen Lehrer zurückgelassen hatten. Wunderbar war auch in einzelnen Fällen der erziehlche Einfluß, den die junge Christengemeinde der Insel auf einzelne Weiße, meist Seeleute, ausübte. So war eines Tages der Superkargo eines Schiffes, der unterwegs sein Christentum „über Bord geworfen“ hatte, an Land gegangen, um auf der seiner Meinung nach völlig heidnischen Insel seinen Lüsten freien Lauf zu lassen, als ihn der Weg an einer Stelle vorüberführte, wo die eingebornen Christen gerade eine Betstunde abhielten. Der Ernst ihrer Andacht, der Anblick der anbetenden Gemeinde ließ in dem Herzen des Mannes die Erinnerung an sein Vaterhaus wieder aufleben, wo er einst auch als ein frommes Kind seine Hände gefaltet hatte, so daß es ihm unmöglich war, den Becher der Lust weiter zu leeren. Solange sein Schiff vor Kusaie ankerte, nahm er regelmäßig am Gottesdienste der Eingebornen teil, ja er bekannte offen vor der Gemeinde seine Sünden — wobei Diakon Georg als Dolmetscher diente — und verließ als ein neuer Mensch die Insel.

Neben den Opfern, die den Kusaianern der Bau der Missionarswohnung und der 3 Kapellen auferlegt hatte, ließen es die dortigen Christen übrigens auch nicht an Missionsgaben fehlen, indem sie der hawaiischen Missionsgesellschaft in den Jahren 1866 und 1867 Kokosnußöl im Werte von 400 Mark übersandten. Es war das für die damals 197 Seelen zählende Christengemeinde — bei einer Gesamt-



bevölkerung von ca. 600 Insulanern — sicherlich eine beachtenswerte Leistung.

In den beiden folgenden Jahren 1868 und 1869 trat leider innerhalb der Kusaianer Christengemeinde ein Stillstand, ja ein Rückschritt ein. Denn gegenüber den 33 neuen Taufbewerbern stand eine größere Zahl von ausgeschlossenen Christen; und wenn auch eine Anzahl derselben um ihrer offenkundigen Reue willen wieder aufgenommen werden konnte, so empfing doch in dieser Zeit der Missionar den Eindruck, daß das Verlangen nach christlichem Unterricht bei der Bevölkerung nachgelassen hatte. Nur ein scheinbarer Trost war für Snow, zu hören, daß die Königin, deren Schwiegertochter und eine andere vornehme Häuptlingsfrau sich der Christengemeinde angeschlossen hatten und regelmäßig in ihrem Haushalt in Gegenwart ihrer Gatten und der Hausgenossen morgens und abends eine aus Schriftvorlesung, Gesang und Gebet bestehende Andacht abhielten; denn als Snow zwei Jahre danach von einer Urlaubsreise aus den Vereinigten Staaten zurückkehrte, waren die Frauen wieder vom Glauben abgefallen. Ehe Snow 1869 seine Erholungsreise antrat, ordinierte er den Diakon Georg, der zusammen mit seiner Frau aus eigenem Antriebe eine Schule für Erwachsene und Kinder ins Leben gerufen hatte, zum Pfarrer der Kusaianer Christengemeinde; leider war seine Gesundheit sehr geschwächt; ehe Snow aus Amerika zurückkehrte, hatte ihn der Tod aus der Mitte der ihm zugethanen Gemeinde hinweggerafft.

Im Jahre 1879 trat auch ein Wechsel im weltlichen Regiment auf der Insel ein; insofern der bis dahin absolute Inselherrscher vermocht wurde, als eine Art Senat die 7 Häuptlinge und je 7 Vertreter der einzelnen Inselbezirke zu Beratungen hinzuziehen und auf ihren Vorschlag hin die nötigen gesetzlichen Verordnungen zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Frieden zu erlassen.

Als Snow im Herbst 1871 nach 2jähriger Trennung die Gemeinde wieder sah, fand er viele Christen gestorben, andere auf Abwegen, einige, darunter einen Diakon von Seeräubern hinweggeschleppt; nur 9 neue Taufbewerber konnten aufgenommen werden. Um die Gemeinde nicht verwaist zu lassen, ordinierte Snow als Nachfolger des so früh verstorbenen Georg den durch seinen Wandel bewährten Ukiak Sa und setzte außerdem einen neuen Diakon ein. Bei einem Besuche, den Snow Ende 1873 auf Kusaie machte, zeigte sich, daß drei dort inzwischen eingetroffene gottlose Weiße,<sup>1)</sup> welche ein ganzes Gefolge von Halbblütigen von der Pleasant-Insel bei sich führten, einen sehr ungünstigen Einfluß auf den König und die Insulaner ausgeübt hatten.

Im November 1874 ward Snow Zeuge einer unblutigen Revolution auf Kusaie. In einer auf Betrieb der Häuptlinge berufenen mit Gebet

<sup>1)</sup> Näheres über diesen Auswurf der Menschheit findet sich in „Wood, A Yachting Cruise in the South Seas (London 1875)“ auf S. 189 f.



und Gesang eingeleiteten Volksversammlung wurde nämlich auf Antrag des angesehensten Häuptlings Ranku der bisherige König wegen seiner unwürdigen Aufführung abgesetzt und an dessen Stelle der Häuptling Sigeru einstimmig zum Tokusa — dies ist der kusaianische Königstitel — erwählt; Snow segnete den neuen Herrscher zu seinem Berufe ein und suchte auch den entthronten König über den Verlust seiner Würde zu trösten. Als eine willkommene Gabe an die Gemeinde hatte Snow diesmal die Übersetzungen der Episteln an die Philipper, Kolosser und Thessalonicher, sowie einiger neuer Kirchenlieder mitgebracht; es war eine Freude, wie schnell besonders die Kinder die einzelnen Choralmelodien sich einprägten und wie schön sie dieselben wiedergaben. Eine unverhoffte Überraschung war es auch für Snow, daß einer der wüfsten Händler, welcher auf der Insel lebte, ein gewisser Kapitän Hayes, sich zu Christo bekehrt hatte. Leider ist derselbe später, als er nach Ponape übergesiedelt war, wieder abgefallen. Bei einer damals vom Missionar veranstalteten sorgfältigen Volkszählung stellte es sich heraus, daß — Ende 1874 — 397 Kusaianer und 118 Fremde, also im ganzen 515 erwachsene Bewohner, auf der Insel lebten, von welchen 180 zur christlichen Gemeinde gehörten.

Bei seinem nächsten Besuche im Herbst 1875 schien es Snow, als ob mit dem Regiment des neuen, christlichen Königs auch ein neuer frischer Geist in die Christengemeinde eingezogen sei. Der Tokusa hatte mit den ausgeschlossenen Christen wöchentlich regelmäßig eine Betstunde gehalten, in welcher er sie zur Rückkehr von ihren Sündenwegen ermahnte. Ferner hatte er in freigebiger Weise zum Unterhalt des eingebornen Pfarrers und zur Unterstützung der Mission beigetragen, was die Gemeinde zur Nachahmung anreizte. Denn als Snow nach zweimonatlichem Aufenthalt sich von der Gemeinde wieder verabschiedete, übergab ihm dieselbe als Missionsopfer außer 80 Mark in Geld 510 Gallonen Kokosöl und als Bezahlung für erhaltene Bücher 118 Gallonen. Auch hatten die Christen eine solide Kirche erbaut, welche von Snow eingeweiht wurde, und beabsichtigten ein Schulhaus zu errichten. Der Gemeinde selbst konnte der Missionar 9 neue Glieder durch die Taufe einverleiben.

Als im Jahre darauf seiner gebrochenen Gesundheit wegen Snow nach Amerika zurückkehren mußte, machte an seiner Stelle von Zeit zu Zeit der auf Ebon stationierte Missionsarzt Pease einen Besuch auf Kusaie und hat die Freude, die Gemeinde unter der treuen Amtsführung Vikiak Sas und dem wohlwollenden Schutze des Tokusa, der seinen Unterthanen das Vorbild eines wahrhaft christlichen Herrschers gab, in gedeihlicher Weise sich entwickeln zu sehen; nur war leider ausgangs der siebziger Jahre die Zahl der erwachsenen Insulaner auf 200 zusammengeschmolzen. Eine größere Bedeutung gewann die Insel übrigens seit 1879 dadurch, daß Dr. Pease im September jenes

Jahres die Missionschule zur Heranbildung von jungen Marschallinsulanern von Ebon nach Kusaie verlegte, auf dessen Westküste der Tokusa der Mission bereitwilligst ein größeres Grundstück zur Verfügung stellte. Bald war von den fleißigen Händen der 26 Missionszöglinge der Urwald gerodet und das nötige Land für Plantagen zurecht gemacht. Um die Erbauung des gesund auf einem Hügel gelegenen Missionsinstitutes und der kleinen Häuser für die Zöglinge machten sich die Leute vom Missionschiffe „Morgenstern“ und Tokusa mit seinen Unterthanen in gleicher Weise verdient.

Von Kusaie aus wurde nun auch in jährlichen Rundtouren durch Dr. Pease die Aufsicht über die Marschallinsellstationen gehandhabt; es war dies leicht durchführbar, da Pease in dem Missionar Whitney noch einen Genossen zur Seite hatte. Bald wurde Kusaie auch der Mittelpunkt der Mission für den Gilbertarchipel, indem im Jahre 1882 Missionar Walkup mit dem für diese Gruppe eingerichteten Missionsinstitut von der Insel Apaiang nach Kusaie übersiedelte. Das fruchtbare vulkanische Kusaie erwies sich für die Gesundheit von Lehrern und Schülern bedeutend zuträglich, als die niedrigen Koralleneilande Ebon und Apaiang; ferner zeigten die eingebornen Zöglinge inmitten der Kusaianer christlichen Bevölkerung, die auch im Äußerlichen die guten Seiten christlicher Kultur angenommen hatte, bedeutend mehr Eifer als früher.

Da auch weibliche Hilfskräfte sich nötig machten — denn einzelne Zöglinge waren verheiratet —, so erbot sich die Witwe des inzwischen heimgegangenen Missionar Snow, die noch mit großer Liebe an der Inselbevölkerung hing, noch einmal, begleitet von einer einzelstehenden Lehrerin, hinauszuziehen; sie mußte aber, zu ihrem Leidwesen durch Krankheit veranlaßt, bald wieder nach Amerika zurückkehren. Der freigebige Tokusa, welcher auch für das Gilbertmissionsinstitut das nötige Land und bereitwillige Unterstützung beim Hausbau gewährt hatte, hob aus eigenem Antriebe einen lästigen, Sinaq genannten Gebrauch auf, der ihm mit dem christlichen Geiste in Widerspruch zu stehen schien; nach demselben mußte nämlich jeder Kusaianer sich nicht nur vor seinem König, sondern vor jedem im Range höher Stehenden auf den Boden werfen und in dieser demütigenden Lage die Unterhaltung führen; auch die Schwester mußte vor ihrem Bruder niederknien. Diese Unsitte beseitigte der König mit einem Wort; es bedurfte aber bei der freudig überraschten Bevölkerung wirklich einiger Zeit, ehe sie sich an den veränderten Gebrauch gewöhnte.

Einem langgefügten Bedürfnisse wurde im Jahre 1887 endlich durch die Einrichtung einer Kostschule für junge Mädchen von den Marschall- und Gilbertinseln, sowie von Kusaie abgeholfen; die hier unter der Leitung zweier amerikanischer Lehrerinnen ausgebildeten Mädchen — es waren zunächst 27 — werden einst, so hofft man, für die aus den beiden Missionsinstituten hervorgegangenen Missionsgehilfen geeignete Lebens-

gefährtnnen abgeben. Bis jetzt haben sich beide Missionsinstitute erfreulich entwickelt; das eine Anfang 1888 wurde von 19 Marschallinsulanern, das andere von 28 Gilbertinsulanern besucht, welche letztere teilweise schon auf Kusaie Missionsarbeit unter einer Anzahl dorthin verschlagener heidnischer Landsleute trieben und die Veranlassung gaben, daß sich 15 derselben taufen ließen. Die ganze Bevölkerung Kusaias — wenn man von der fluktuierenden fremden Bevölkerung absieht — bildet nunmehr unter ihrem Fokusa eine christliche Gemeinschaft, welche sich durch ein treues Festhalten an den gottesdienstlichen Gebräuchen und besonders durch eine strenge Sonntagsfeier auszeichnet. Letztere Gewohnheit hätte die Inselbevölkerung bald mit der deutschen Marine in Konflikt gebracht, als am 18. Oktober 1885 — einem Sonntage — Kapitän Plüddemann mit dem Kriegsschiff „Albatros“ dort vor Anker ging und die Insel für das deutsche Reich in Besitz nahm; denn die Inselaner weigerten sich standhaft, am Sonntag mit der deutschen Schiffsmannschaft in Handelsverkehr zu treten. Bekanntlich ist inzwischen die Insel durch den Schiedsspruch Roms Spanien zugeteilt worden, welches indes seine Souveränität bis jetzt thatsächlich noch nicht geltend gemacht hat. Hoffentlich werden spanischerseits dem christlichen Inselkönigreich ähnliche schmachvolle Szenen erspart, wie wir sie im folgenden Kapitel von Ponape berichten müssen.

(Fortsetzung folgt.)

## Was hat die gegenwärtige Mission für die Geographie geleistet?

Von P. E. Wallroth.

(Schluß.)

### III. Amerika.

1. Nordamerika. Unsere geographische Kunde von Grönland hat der Mission viel zu danken; der bekannte Hans Egede gründete 1721 die jetzigen dänischen Niederlassungen und beschrieb in: *Korte Beretning om den Grönlandske Missions Beskaffenhed* (Kbhg. 1737, deutsch Hamburg 1740) und „*Det gamle Grönlands nye Perlustration eller Natural-Historie*“ (Kbhg. 1741, deutsch Berlin 1763) sein kaltes Sehnsuchtsland. Der Sohn Paul Egede († 1789) seit 1779 Missionsbischof, gab neue geographische Bemerkungen und „höchst interessante Nachrichten“, schrieb auch: *Om Grönlands Oesterbyds Opdalgelses Mulighed*. — Aus Saabyes „*Brudstykker of a Dagbok holden in*



Grönland“ 1770—1778 (Abhg. 1816, Hamburg 1817) gab das Ausland 1886, 348 f. allerlei über Charakter, Sitten, häusliches Leben, Erziehung u. s. w. der Grönländer am Jakobshafen und der Diskobuch wieder; zur Statistik haben die dänischen Kirchenbücher auf der Westküste manchen Beitrag geliefert.<sup>1)</sup>

Auch die Herrnhuter haben fleißig Grönlands Geographie bearbeitet. David Kranz: „Historie von Grönland“ enthält die Beschreibung des Landes und der Einwohner, meistens an Ort und Stelle selbst gesammelt und durch Nachrichten der verschiedenen Missionare ergänzt; ein wahrheitsgetreues, noch heute sehr geschätztes Buch. Eggede und Kranz sind beide von Prof. Nagel in seiner Völkerkunde anerkannt worden.<sup>2)</sup> Ein anderer Herrnhuter, der Württemberger J. Brodbeck hat auf der Untersuchungsfahrt nach der Südküste Grönlands am 2.—12. Aug. 1881 die alten Normannenbaureste aufgefunden (Desterbygd), als der erste Europäer, welcher sie betrat und erzählte dies in einem bescheidenen Schriftchen „Nach Osten“ (Niesky 1882 mit Karte).<sup>3)</sup>

Ein dänischer Missionar Samuel Kleinschmidt († 1886 in Goodthaab), Verbesserer der grönländischen Sprachlehre, machte sich um die Geographie und Meteorologie dieser nordischen Lande, besonders durch eine Gesamtkarte Grönlands und Nordlicht-Beobachtungen sehr verdient.<sup>4)</sup>

Von der Cumberlandhalbinsel nahe der Davis-Straße, im Baffin-Land, hatte schon 1857 das Brüder-Missionsblatt durch den Herrnhuter Matthias Warmow wichtige Nachrichten über Land und Leute gebracht und kürzlich ist dies auch von Dr. Franz Boas öffentlich anerkannt worden.<sup>5)</sup> Das Reisetagebuch des Herrnhutermissionars Joh.

<sup>1)</sup> A. M.-Z. 1875, 282. Die zweite dänische Nordpolarfahrt Leipzig 1873. Bb. I, 263—269. Globus 219, 105. 51, 245.

<sup>2)</sup> Kranz Buch ist oft erschienen; ich benutzte die Ausgabe: Barby 1765 und 1770 mit acht Kupfern; sie enthält S. 29—34 Lars Dalagers Reisebericht im Auszug (von 1752) Globus 51, 244. P. g. M. 59, 125. 71, 378. 80, 101. vgl. Mission der evang. Brüdergemeinde in Grönland, Gnadau 1831 und verschiedene Jahrgänge des Missionsblattes aus der Brüdergemeinde. Nagel a. a. O. II, 7. 29. 735. 775. 778. 729. 734 f. 746 f. 752 f. über den Geistlichen Gudmundson auf Grimsøy, nördlich von Island vgl. Ausland 1885, 613.

<sup>3)</sup> Evang. Miss.-Mag. 1882, 303. A. M.-Z. 1882, 287. 84, 281. 318. 85, 94. Globus 44, 333. 381. 51, 229. Ausland 1882, 421 f. 84, 384. P. g. M. 82, 233 f. 439. 84, 45. Jenaer g. M. I, 105.

<sup>4)</sup> P. g. M. 60, 79 f. 61, 246 f. 87, 94. Globus 51, 256. Ausland 82, 499.

<sup>5)</sup> Missionsbl. a. d. Brüdergem. 1857, 40. 131 f. 58, 7 f. 23 f. 59, 7 f. (besonders 17 f.) P. g. M. 1885. Taf. 19. S. 424. 87, 303. Ergänzungsheft 80 (1885) S. 27 und 30 f.

Aug. Miertsching gab Kunde von der Melville Insel und Prinz Albert-Land.<sup>1)</sup> Herrnhuter wieder waren es, welche Labradors nördliche Spitze umfuhren und 1811 nach der Ungawa-Bucht eine Entdeckungsreise machten, nämlich Kohlmeister und Knoch; S. Weiz lieferte eine Karte der Nordspitze (1868)<sup>2)</sup> und Levin Th. Reichel, Mitglied der Direktion der Brüder-Unität, aus reicher eigener und fremder Erfahrung schöpfend, war nicht nur der Visitator, sondern auch der Geograph der Labrador-Mission.<sup>3)</sup> Neue Aufnahmen der Herrnhuter sind auf F. Leuthmers neuester Karte von Labrador 1887 verwertet und des englischen Missionars E. J. Peck 1884 ausgeführte Durchkreuzung des nordwestlichen Theils dieser Halbinsel von Little Whale River bis zur Ungawa-Bucht ist ein bedeutendes, keinem Europäer bisher gelungenes Unternehmen. Die von der übrigen Welt so sehr abgeschlossene und fast vergessene Westküste der Hudson-Bai schilderte 1857 Missionar Mason und 1872 W. W. Kirkby, welcher die Kutchin oder Pouchey-Indianer auf seiner Missionsreise den Mackenzie hinab u. s. w. 1862 ethnologisch beschrieb.<sup>4)</sup> Die kalten Landschaften des englischen Nordamerika durchforschte der Katholik Petitot (z. B. Les grands Esquimaux. Paris 1887), besonders das Gebiet des Mackenzie in erfolgreichster Weise.<sup>5)</sup>

Die Indianer der Vereinigten Staaten sind allerdings mehr von den Ansiedlern, Fachgelehrten u. a. geschildert, als von Missionaren, wie dies in der Natur dieser Sachen liegt; aber G. Heinr. Koskiels Ge-

<sup>1)</sup> Missionsbl. a. d. Brüdergem. 1853, 212—230. 54, 6—20. 46—48. 55, 121 bis 140. 141—148. 219.

<sup>2)</sup> Evang. Miss.-Mag. 1818, 135—152. 294—323 mit Karte; P. g. M. 85, 425. 73, 392.

<sup>3)</sup> P. g. M. 61, 213 und Taf. 9. 63, 122 f. 127. Taf. 5 f. (Reichels Aufnahmen der Umgegend von Ofak und Rain) 77, 42. 79, 99. 71, 239. 72, 116. 59, 125. Missionsbl. a. d. Brüdergem. 1862, 25—52. 60, 17—44. Land und Leute mit zwei Originalarten. Reichels Missions-Atlas 1860. „Labrador“. Gnadau 1871.

<sup>4)</sup> Ausland 1887, 333 f. A. M.-Z. 1888, 29. P. g. M. 85, 187. 87, 59. 88, 92. 73, 7—9. 57, 227. 63, 278. Britisch Kolumbia wurde von Dr. R. C. Brown (New-Westminster) 1863 geschildert. P. g. M. 64, 197.

<sup>5)</sup> P. g. M. 76, 158. 83, 466. 88. Litt.-Ber. S. 12 Nr. 32. Globus 31, 103—105. 38, 255. A. M.-Z. 1877, 9. Ausland 1875 Nr. 15 und 16. Kath. Miss. 77, 245 (P. 3 Bild). Petitots: En route pour la Mer glaciale. Paris 1888. P. g. M. Litt.-Ber. Nr. 421. S. 92; und H. J. Faraud: Quarante ans chez les sauvages d'Athabaska-Mackenzie. über des alten Perrots Schriften vgl. P. g. M. 65, 79. Der evang. Sendbote J. S. Green erforschte die nordwestliche Küste von 52—57° n. Br. 1830. Ely Vol. 10 f. —

schichte der Mission der evangelischen Brüder u. s. w. Barby 1789 hat doch auf Seite 1—206 zur Schilderung der Indianer die Berichte des Bischofs Aug. Gottl. Spangenberg und David Zeisbergers reichlich benutzt. Der später in Vorderindien arbeitende Leipziger Missionar Baierlein schildert „Sechs Jahre unter den roten Indianern“ „Indianische Sagen“, vergleicht auch den Indianer mit dem Hindu.<sup>1)</sup> Eine Untersuchungsreise am Missouri hinauf nach Council Buff machte S. Gidding, die Vagen beschreibt Bail<sup>2)</sup> und andere sonst.<sup>3)</sup> Kalifornien ist durch die Jesuiten bekannter geworden; aber die spanischen Missionare zwangen wohl den Indianer zum Christentum, beschäftigten sich aber dabei garnicht mit dem Studium dieser Völker und die Berichte der Jesuitenmissionare über die indianische Bevölkerung des mexikanischen Kaliforniens sind ungenau genug.<sup>4)</sup> Den Mississippi entdeckte 1673 der Jesuit Pst. Marquette, dessen Bildsäule seitens des Staates Wisconsin das Capitol zu Washington zieren wird (H. Hahn V, 246. Kath. Miss. 1888, 200).

2. Westindien und Mittelamerika. Der methodistische Apostel Westindiens Dr. Thomas Coke schrieb 1802 die dreibändige Geschichte Westindiens, welche auch geographisch beachtenswert ist, S. B. Fairbank lieferte eine List of Birds in Westindia, der Visitator Underhill eine Betrachtung über geschäftliche und religiöse Zustände (London 1862), der Baptiste J. S. Sobej beschreibt das südlich von Kuba gelegene Inselchen Cayman Brac.<sup>5)</sup> Der ganze erste Band von G. A. Oldendorps Geschichte der Mission der evangelischen Brüder auf den karaischen (dänischen) Inseln (Barby 1777; 2 Bde.) enthält für damalige Zeit manches Wissenswerte aus der Geographie, natürlichen Geschichte von St. Thomas, S. Croix und S. Jan, hatte doch Oldendorp selbst längere Zeit in Westindien zugebracht und viele Nachrichten der dortigen Herrnhuter Missionare

1) A. M.-Z. 1878, 265—277. 305—329. Evang.-luth. Missionsbl. 1848, 210 f. 49, 228 f. Ostind. Missionsnachrichten. Halle VII, 35 f.

2) Evang. Miss.-Mag. 1825, 219 f. und 200—212. Hodgsons Reisen im Interesse der Mission unter den Creeks, Choctaws, Chikasaws und Cherokesen. 1828, 625 ff.

3) S. Parkers Exploring Tour Beyond the Rocky Mountains. New-York 1838. Ely Vol. 11 f. 493 und Heßewelder im Evang. Miss.-Mag. 1838, 172. Der Katholik B. P. de Smet. Kalkar I, 101. über die Franziskaner in Südkalifornien vgl. Glob. 53, 170. Aus allen Weltt. XII, 227 f.

4) Für Texas: Emm. Domenech P. g. M. 58, 570. 575. Kalkar 1867. S. 218 aber P. g. M. 79, 241. vgl. noch P. g. M. 67, 159.

5) Evang. Miss.-Mag. 1825, 111. Ely Vol. 492. Burdhardt-Grundemann a. a. O. I, 1. XI. I, 3, 156. Ausland 1887, 74. Slavery in Cuba P. g. M. 57, 156. Pst. Sohn, Pst. Knor über St. Thomas. New-York 1852.

gesammelt.<sup>1)</sup> H. Ziock gab Beiträge zur Mythologie der Moskito-Indianer, und der Herrnhuter Jürgensen übers. Inselchen Rama Key an der Moskitoküste.<sup>2)</sup> Sehr gelobt wird wegen seiner gründlichen geographischen Nachrichten der Deutsche Aug. Thiel, Bischof von Costa-Rica, hinsichtlich der Chirripó- und Guatusos-Indianer.<sup>3)</sup>

3. Südamerika ist natürlich mehr von katholischen als von evangelischen Missionaren erforscht und geschildert; unter letzteren seien erwähnt: W. H. Bretts „The Native Tribes of Guayana“ (London 1868)<sup>4)</sup> und der Baseler Zögling F. H. Bernau, auch der Herrnhuter Schumann hinsichtlich der Arawaffen (1750)<sup>5)</sup>. Das Französisch-Guayana wurde von Jesuiten beschrieben in den: Voyages et Travaux etc. (Paris 1857)<sup>6)</sup>. In Brasilien war schon früher der Jesuit Rochus Hundertpfund auf dem Xingusfluß eine Strecke weit vorgeedrungen; eine Skizze des Rio Uaupes, Zufluß des oberen Rio Negro durch Missionar G. Coppi gab etwas nähere Kunde über das uns nur dürftig bekannte Grenzgebiet zwischen Columbia und Brasilien mit interessanten ethnographischen Mittheilungen. Im heutigen Ecuador hat — nebenbei bemerkt — der Franziskaner Sodoce Rixi den Weizen eingeführt und der Indianerstamm der Tschiriguanos im bolivianischen Distrikt Chipusaci wurde durch italienische Franziskaner geschildert.<sup>7)</sup> Ein Mitglied der Société des Prêtres de la Mission, Abbé Durand, bereiste Südamerika und wurde Archivar der Geographischen Gesellschaft in Paris († 1881). Der Franziskaner Nikolaus Armentia hat 1881–1884 in Bolivia den Rio Beni nebst dem Nebenfluß Madre de Dios und den Orton erforscht und die Bewohner, Tier- und Pflanzenwelt dieses Gebietes erörtert.<sup>8)</sup> — Mancherlei hatten

1) Oldendorps Buch ist auch für den Kongo und Ober-Guinea angeführt. P. g. M. 62, 444. 63, 171. Ergänzungsband II. Taf. 7.

2) Niesky 1888. A. M.-Z. 1885, 207. Missionsbl. a. d. Brüdergem. 1884, 128 f. Zenaer g. M. III, 41 f. 266–270. Über den Dominikaner J. Bapt. Labat († 1738) vgl. Embacher S. 179.

3) P. g. M. 83, 300–304. 84, 238. 86, 276 f. und ein unbekannter Katholik über die Cunos oder Tulé-Indianer in Darien. P. g. M. 86, 277–279.

4) Evang. Miss.-Mag. 1869, 433. Burdhardt-Grundemann I, 1. XI. I, 2, 24. Kalkar I, 227. Evang. Miss.-Mag. 1867, 86 f. 89. 91. Indian.-Mission in Guiana.

5) Evang. Miss.-Mag. 1858, 290. 67, 86. 38, 337. 56, I, 97 f.

6) Lombard 1723, Belfprat 1655, J. Grillet 1682.

7) P. g. M. 58, 570. 576. 85, 310. Ausland 1885, 17. A. M.-Z. 1886, 287–291. Daheim 1886, 746. Über die Indianerstämme Zivares und Zapares in Ecuador spricht der Dominikaner Magalli. Ausl. 1887, 718.

8) Aus allen Welttheilen XIII, 213. P. g. M. 88, 192. Die Araukaner beschreibt Pater Poutry (Kath. Miss. 1888, 258).



ältere katholische Missionare geliefert.<sup>1)</sup> Neuerdings schilderten die amerikanischen Board-Sendlinge Brigham 1823 f. die Araukaner, Titus Coan und Will. Arms die Patagonier (New-York 1880), der Führer des Missionschiffs „Allen Gardiner“ W. Parker Snow Patagonien, Feuerland und die Falklands-Inseln (London 1857) und Missionar F. Brydges (oder Bridge) die Tahgas.<sup>2)</sup>

#### IV. Oceanien.

„Die Geschichte der Südseevölker läßt sich von der Südseemission nicht trennen“, urteilt Karl Meinicke,<sup>3)</sup> wohl der beste Kenner dieser Inselwelt, ein Geograph und zugleich Missionsverteidiger. Wie in Afrika, begegnen wir auch hier vielen urkundlichen Forschungen verschiedener Missionare. Gefolgt sei der bekannten Einteilung, aber nach Dr. Gerlands Eingrenzung (P. g. M. 72, Taf. 8).

1. Polynesien. Vielen Schiffen nachteilend fahren auch wir von Amerika nach **Hawaii**, wo der amerikanische Board-Sekretär Rufus Anderson 1864 und Hire Bingham Selbsterlebtes und sicher Erfundetes zu einer Geschichte dieser Sandwich-Inseln verbanden und der Geographie wertvolle Beiträge lieferten.<sup>4)</sup> Für Hawaii wichtig ist auch R. Dan. Thermanns und George Bennets „Journal of voyages and travels“, als diese beiden von der Londoner Missionsgesellschaft abgesandt die Südsee, China, Indien, Mauritius u. s. w. bereisten (London 1831; 2 Bde.). Ein umfangreicher Auszug hinsichtlich dieses Archipels steht im Evang. Miss.-Mag. 1832, 163—295; vgl. Meinicke S. 7. William Ellis (vgl. oben bei Madagaskar) nach Berghaus einer der

<sup>1)</sup> Der Jesuit R. P. Antonius Sepp 1692 über Paraguay, vgl. Charlevoix: Geschichte von Paraguay, deutsch; Nürnberg 1768. 2 Bde. I, 5—40. Past. Beigt oder Murr bei Ralfar I. 180 f. 289. Berühmt ist H. Dobrichoffer: Historia de Abiponibus. Viennae 1784, vgl. auch Ratzel a. a. O. II, 621. 631. 547. 549. 150. 553. 565. 567. 631 f. 662 f. 705. 710. Vom Jesuit Mascardi 1690 unter den Araukanern sind noch die Obstbäume blühende Zeugen. P. g. M. 82, 42. Jesuit Thom. Falkners Description of Patagonia. Hereford 1774.

<sup>2)</sup> Ely Vol. 6 P. g. M. 57, 542. 545. 62, 119. A. M.-Z. 1888, 33. Globus 51, 317 f. 47, 331 f. Jenaer g. M. III, 268.

<sup>3)</sup> Die Südseevölker und das Christentum, eine ethnographische Untersuchung. Prenzlau 1844. Borrede. Derselbe: Die Inseln des stillen Oceans. Leipzig 1875. 2 Bände, besonders I, 13—14. Urteile über letzteres Buch in der A. M.-Z. 1876, 224 f.

<sup>4)</sup> R. Anderson: The Hawaiian Islands Boston-London 1864. Bingham-Twenty-one Years Residence at the Sandwich Islands and Story of the Morning-Star. Boston 1866. The Civil Religious and Political History of the Sandwich Islands Boston 1864. Ely Vol. 16, 489 f. P. g. M. 65, 79. Was der Missionary Herald an geographischen Karten gab, vgl. Ely Vol. 4.

gründlichsten Kenner Polynesiens, schrieb „Narration of a tour through Hawaii“ (1826); „eine Schilderung Hawaiis, wie es deren von keiner andern des ganzen Oceans giebt“ meint R. Meinicke 1844 S. 7.<sup>1)</sup> C. S. Stewart, gleichfalls amerikanischer Missionar, verfaßte das *Journal of a Residence in the Sandwich Islands 1823—1825* (London 1828. Boston 1839), sowie die „Visit to the South Sea“ 1829—1830 (New-York 1831; 2 Bde.) und wurde von R. Meinicke anerkannt.<sup>2)</sup> Meteorologische Beobachtungen lieferte für diese Inselgruppe E. Johnson und der uns von Patagonien her bekannte Amerikaner Titus Coan, einer der besten Kenner Hawaiis und Beobachter der dortigen Vulkane, mancherlei Derartiges.<sup>3)</sup>

Der genannte C. S. Stewart förderte erheblich die Kenntnis von den Markejas-Inseln, der Katholik Albert Mentiton schilderte die religiösen Sagen und Sitten auf Tuamotu (Paumotu) Eilanden, von denen der Missionskapitän James Wilson einzelne Inseln entdeckt hatte.<sup>4)</sup> Der oben erwähnte William Ellis lieferte „eine klassische Schilderung der Einwohner der Gesellschafts-Inseln“ (Tahiti) und seine „Polynesian researches during a residence of six years in the Southsea islands“ fand viel Beifall und war „das Hauptwerk für Tahiti und das gelungenste, was die Litteratur der Südseeinseln aufzuweisen hat.“<sup>5)</sup> Auch das bemerkte von Montgomery herausgegebene Werk des Dan. Tyermann und Bennet, wovon ein Tahiti betreffender Auszug im *Evang. Miss.-Mag.* 1832, 5—142. 1833, 28 f. sich befindet, ist nach Meinicke (1844 S. 7; II, 151. 426 f.) für den Societäts-Archipel wichtig. Über Tahiti et les îles adjacentes (Paris 1867) schrieb ferner der 25 Jahr in Afrika gewesene, dann hierher gekommene evang. Arbouffet.<sup>6)</sup> Diesen Inselarchipel erforschte 1797 schon der genannte James Wilson,<sup>7)</sup> welcher

<sup>1)</sup> Im *Evang. Miss.-Mag.* 1827, 581--664 ein reicher Auszug. — Berghaus: *Abriß u. f. w.* S. 195; ein anderer William Ellis veröffentlichte 1866: *The American Mission in the Sandwich Islands.* London; Ely Vol. 492.

<sup>2)</sup> Meinicke I, 14. — Auszug im *Evang. Miss.-Mag.* 1839, 1—171. Ely Vol. 118 f. 493.

<sup>3)</sup> *P. g. M.* 84, 107 († 1882). Aus allen *Weltt.* XV, 219. 362. Ely Vol. 95 f.

<sup>4)</sup> W. G. Richards *Among the Austral Islands.* *Chronicle* 87, 504. *P. g. M.* 88, 64.

<sup>5)</sup> Vier Bände 2. Aufl. 1853; Meinicke II, 236. 432. 151. 426 f. I, 14. *Kath. Miss.* 76, 72 f. Stewart: *Visit to the Southsea.*

<sup>6)</sup> *Evang. Miss.-Mag.* 1863, 536. *A.-M.-Z.* 81, 58. *P. g. M.* 68, 35.

<sup>7)</sup> Beschreibung der englischen Missionsreise nach dem stillen Ocean, deutsch von M. C. Sprengel. Weimar 1800. über Markejas Seite 158 f. und Tahiti S. 131 ff. 219 f. 327—471. Meinicke I, 10. *A. M.-Z.* 1888, 79 f.

auf dem Missionschiff Duff auch noch die Markesas-, Tonga- und Witt-Gruppen erkundete. Die Austral-Insel Rimatara ist im Calver Missionsblatt 1857, Märznummer, beschrieben; für die Statistik der Hervey (Cook)-, Ellice (Lagunen)-Inseln haben Missionare Stoff geliefert, welche bei der leichten Übersichtlichkeit ihrer kleinen Gemeinden und dem Interesse an der Zu- und Abnahme derselben verhältnismäßig sehr genaue Angaben über die Bevölkerung geben konnten; ja „wir müssen die Missionare, welche auch für die Topographie des Großen Oceans fortwährend viel mehr leisteten, als im allgemeinen bekannt ist, geradezu die Statistiker Polynesiens nennen.“ P. g. M. 66, 285.<sup>1)</sup> Für die Hervey-Inseln Mitutaki ist Missionar Royle, für die Geologie der Lagunen-Inseln Titus Coan nicht unwichtig; (Ely Vol. 95. Globus 43, 256) einen Vulkanausbruch bei Tonga-Tabu erzählt S. W. Baker, Wests Buch: Ten years in South Centralpolynesia (1865) giebt neues über Tonga, ebenso Walter Lawrns Friendly and Feejee Is (1850) und R. Meinicke meint, daß die Kenntnis von der Niue (Wilden) Insel, der Hervey-Gruppe und Karotonga erst einem J. Williams und andern Missionaren zu verdanken sei; so auch dem A. W. Murray (Missions in Western Polynesia. London 1863). Nach seinem Urteil ist auch Samoa der gebildeten Welt durch Missionare erschlossen<sup>2)</sup> und John Williams: Narrative of Missionary enterprises in the South Sea Islands (London 1837) ist ein Geographiebuch zugleich über diese Inseln.<sup>3)</sup> Auch der Globus (50, 81) gesteht ein: „erst den Missionaren in unserm Jahrhundert war es vorbehalten, Licht über den Samoa-Archipel zu verbreiten.“ In der Tokelau (Union)-Gruppe ist die Insel Fakaofo, Atafu und Nukunono 1861 vom Missionar P. Gould Bird besucht und beschrieben worden und die besten Nachrichten über diese Tokelau-Inseln verdanken wir den Mitteilungen der Missionare, so einem Whitmee u. s. w.<sup>4)</sup>

1) P. g. M. 57, 156. Behm-Wagner: Bevölkerung der Erde V, 48. 49<sup>17</sup>. I, 44. II, 49. 50<sup>21</sup>. VI, 55<sup>2</sup>. 53<sup>51</sup>. 52<sup>25</sup>. 54<sup>54</sup>. 51. V, 49<sup>15</sup>. 16. Globus 30, 234 f. W. W. Gill-Ascent of the Mist Peak (Rarotonga) P. g. M. 74, 233.

2) Vgl. zum Vorhergehenden noch Ely Vol. 95. Globus 43, 256 (362). Ferner: P. g. M. 61, 156. Ausland 86, 638. R. Meinicke II, 423. 137. 425. 426. 100; und William J. Turners Nineteen Years in Polynesia 1861. Evang. Miss.-Mag. 1862, 165. Burckhardt-Grundemann a. a. O. IV, 3, 109. R. Meinicke I, 14, 356. II, 100. 425. Glob. 11, 384. 34, 185—189. P. g. M. 67, 347. Auch enthält das von Londoner Missionaren auf Upolu seit 1845 herausgegebene „Samoan Reporter“ viel zur Kunde Samoas. P. g. M. 66, 285.

3) Auszug im Evang. Miss.-Mag. 38, 1—150. Marinepfarrer Wesenberg: Globus 37, 105 ff. Katholik Lamaze (R. R. Didier) P. g. M. 82, 400.

4) Missionary cruise in the South pacific. R. Meinicke II, 425. P. g. M.

2. Mikronesien. Hinsichtlich der Karolinen (von Jesuiten zuerst erforscht)<sup>1)</sup> und überhaupt betreffs Mikronesiens verdanken wir den amerikanischen Missionaren manche wichtige Mitteilung, so z. B. dem E. E. Strong, Dr. Pierson und Whitmee über die Gilbert-Inseln,<sup>2)</sup> besonders aber dem Missionschiff *Morning-Star*, welches auf seinen jährlichen Rundfahrten die geographische Kenntniss von vielen dieser Inseln und Eilande sehr vermehrte.<sup>3)</sup> Auch der Amerikaner Dr. E. S. Gulick hat abgesehen von Beschreibung und Karte der Markesas-Inseln, auch die Gilbert-, Marshal-, und Karolinen-Gruppen erforscht.<sup>4)</sup>

3. Melanesien wurde, gleich Mikronesien, durch die Fahrten des Missionschiffes „*Southern Cross*“ an einigen Inselgruppen erforscht; für die Witi-Inseln gab der Missionar Thomas Williams (nicht John Williams) und Calberts: „*Fiji and the Fijians*“ (G. St. Rowe 1858) Band I, Waterhouses „*King and people of Fiji*“ „höchst wichtige Mitteilungen hinsichtlich der Ethnographie.“ Auch Walter Lawry's „*Visits to the Friendly and Feejee Islands*“, sowie Rob. Youngs *Journal of a Deputation to the Southern World* (London 1855) gehört hierher.<sup>5)</sup> Noch 1882 haben Petermanns geographische Mitteilungen in einer dritten Einzelschrift über die Fidjji-Inseln „die unermüdblichen Bestrebungen der wesleyanischen Missionare“ auch hinsichtlich der Geographie Seite 179 f. anerkannt (vgl. P. g. M. 61, 68, 62, 63). — Mythologie und Sagen der Banks-Inseln und Neuhebriden behandelte R. S. Codrington 1879 in einem Vortrag in der Londoner anthropologischen Gesellschaft;<sup>6)</sup> auch G. Bennett hatte in dem erwähnten Werke für letzten Archipel allerlei Gediegenes geliefert, ebenso J. Williams. Wertvolle Mitteilungen verschiedener dortiger Missionare erbat und ver-

71, 201—206. 64, 197. Zur Taifun-Runde geben Missionare und Missionskapitäne z. B. Camden, John Wesley, John Williams wichtige Beobachtungen. P. g. M. 558, 87.

<sup>1)</sup> Globus 48, 299 f. Kath. Miss. 1886, 157 f. (R. Meinide II, 440, 441): Paulus Klein (1697) *Gobiens Histoire des Isles Marianes* 1700, fußend auf Berichten des Jesuitenmissionars Samitores 1668.

<sup>2)</sup> P. g. M. 58, 569. 71, 201 f. R. Meinide II, 435, 316.

<sup>3)</sup> Globus 49, 59. Ausland 1885, 890 f. (E. E. Strong). A. M.-Z. 88, 84. Glob. 32, 77—79. 34, 64. P. g. M. 74, 399. Missionar Doane 58, 569. Aufnahme der Radak-See.

<sup>4)</sup> P. g. M. 58, 568 f. Micronesia a. a. O. 62, 399, 435 f.; 64, 80 bearbeitet von R. Meinide; Statistisches: Behm-Wagner: Bevölkerung der Erde I, 44, II, 51, VI, 58<sup>44</sup>. Whitmee: Reise nach den Gilberts-Inseln. P. g. M. 71, 205 f.

<sup>5)</sup> P. g. M. 70, 349, 66, 361, 59, 167, 61, 69, 70, 369. R. Meinide II, 2, 418 f.

<sup>6)</sup> Globus 38, 73 f. W. Gills *Gems of the Coral Islands* bespricht das Sandelholz auf den Neuhebriden, vgl. Burdhardt-Grundemann a. a. O. IV. 3, 117.



arbeitete der bekannte Missionsgeograph Dr. R. Grundemann, welcher auf 28 Briefe hin 16 Antworten z. B. von Paton, Donald Morrison, Missionskapitän T. E. Tilly und anderen erhaltend, danach die Neuhebriden-, Banks- und Loyaltäts-Inseln kartographisch bearbeitete.<sup>1)</sup> Melanesiens Geographie hat auch durch John Coleridge Pattesons Fahrten, besonders in der Namensschreibung aller Inseln und der richtigen Niederlegung der Banks-Gruppe viel Zuwachs und Bereicherung erhalten. Aneityums langjähriger Glaubensbote J. Inglis hat durch sein Buch: *In the New Hebrides from 1850 till 1877* (London 1887) frisch und lebendig die gesellschaftlichen Verhältnisse und Naturereignisse geschildert.<sup>2)</sup> Über Karotonga und Neukaledoniens Religion giebt Buzacott Aufschluß und über Sitten und Sagen der Belep-Inulaner Neukaledoniens der Maristenmissionar Lambert.<sup>3)</sup> Die Sitten und religiösen Anschauungen der Bewohner der Florida-Insel und Isabel (in der Salomon-Gruppe), die Tropfsteinhöhle von Gaeta und die Fluterscheinungen sind von A. Penny (*Ten Years in Melanesia*, London 1887) beschrieben und auf Neupommern (Neubritannien) mußte selbst der bekannte Dr. Finsch eingestehen: „Für (zoologische) Novitäten, wenigstens innerhalb der Wirbeltiere, kam ich zu spät, da der eifrige Missionar Brown, welcher schon seit 1865 hier sammelte, wohl bereits die meisten erhielt und zur wissenschaftlichen Bearbeitung nach London sandte.“ George Brown, Ehrenmitglied der Zenaer geographischen Gesellschaft, hat z. B. die Küste Neupommerns 130 und die Neu-Mecklenburgs (Neu-Irlands) 150 engl. Meilen lang erforscht; auch letzte Insel 1876 durchkreuzt.<sup>4)</sup> — Die benachbarten Inseln Rook und Woodlark wurden vom apostolischen mailändischen Missionar Carlo Salerio 1857 f. und ihre Bewohner durch den Mitarbeiter Paul Reina bekannter gemacht.<sup>5)</sup>

Die Kenntnis aber der großen Insel Neuguinea ist uns durch verschiedene Londoner Missionare ungemein gefördert und ergänzt. Vor

<sup>1)</sup> R. Meinicke I, 179. 14. B. g. B. 70, 364—369 und Taf. 19. A. Miss.-Atl. v. Grundemann 1870. Polynes. Nr. 4.

<sup>2)</sup> B. g. M. 72, 66. J. Croil für Gromanga 85, 200. Zenaer g. M. VI, 56. Katholik R. B. Bionnier B. g. M. 88, 64.

<sup>3)</sup> Meinicke I, 374. II, 426. Rath. Miss. 1880, 72 f. 139 f. 185 f. 231 f. 81, 32 f. 186 f.

<sup>4)</sup> B. g. M. 88. Litt.-Ver. S. 8 Nr. 24. A. M.-Z. 1882, 328. Globus 31, 79 f. 32, 207. 39, 319 f. (Sandwich Id bei Neu-Hannover).

<sup>5)</sup> B. g. M. 58, 568 f. 59, 191. 62, 341—344. Taf. 12 nach Salerios Zeichnung; Hahn, Rath. Miss. IV, 112—119.

allen durch S. Macfarlane, welcher mit dem Missionschiff Ellengowan 1875 den Mai-Kassa-(Baxter)-Fluß entdeckte, auf dem Fly River weit aufwärts drang und an der Südostküste einige gute Häfen auffand, auch 1882 in dem Warrior-Riff nahe der Bristow-Insel die prachtvolle „Missionsdurchfahrt“ entdeckte.<sup>1)</sup> Auch W. G. Laves untersuchte den Saloke-Fluß 1875, das Hinterland am Port Moresby, entdeckte den Kamp-Welch-Fluß und mit Macfarlane zusammen das Südkap auf Stacey-Eiland; beide Sendboten gaben der geographischen Kunde Südost-Neuguineas vollkommen andere Gestalt.<sup>2)</sup> Berühmt durch seine Entdeckungsfahrten an diesen Küsten ist auch James Chalmers; sein und W. Wyath Gills Werk: *Work and adventure in New-Neuguinea 1877 to 1885* (London 1885, deutsch 1886) ist wissenschaftlicherseits sehr gerühmt und anerkannt worden. Chalmers Reise der Südostküste entlang 1877 und 1878, die Inlandreise von Port-Moresby nach dem Owen Stanley-Gebirge 1879, zum Fluß Aroa 1880, dem Hall-Sund 1881, die Entdeckung der Meikle-Bucht, Nachweis über den Wichhane-Fluß, Ersteigerung des Cloudy Mountain, fesselnde Schilderungen der Einwohner von 150 Dörfern,<sup>3)</sup> der Besuch von 90 Dorfschaften, welche nie der Fuß eines Europäers betreten hatte, machten Chalmers berühmt. Sein Mitarbeiter Thomas Beswick erforschte 1879 den Papua-Golf, die Distrikte Palawai, Rune und mit Chalmers zusammen 1880 Kabati.<sup>4)</sup> Alles dies rechtfertigt das Urtheil: „Die Aufnahme der Südküste Neu-

1) *N. M.-Z.* 1883, 525. 85, 305 f. 371 f. nebst Karte; *Lond. Miss. Chronicle* j. B. 1876, 57. 93 f. 84, 1 f. 99—104 und oft. *P. g. M.* 72, 210. 76, 85. 399. *Taf.* 6. 78, 123. 423. 83, 465. 84, 160. 275. 85, 398. 87, 252. 79, 73 f. Macfarlanes Leben in *Aus allen Welten* X, 52 f. *Ausland* 1886, 660. 775 f. *Globus* 30, 23 f. 140 f. 150 f. 31, 883. 34, 62. *Jenaer g. M.* I, 28—52. *Ragel* II, 247. 254. 264. 266. 272. 338. 346. Macfarlanes neuere Schrift: *Among the Cannibal of New-Guinea*. London 1888.

2) *Ausland* 1876, 417 f. 86, 778. *Chronicle* 1876, 98—103. 206—222. 77, 197 f. 78, 219—224. *Globus* 30, 140. 150 f. 41, 207. 47, 14. *P. g. M.* 76, 196. 80, 202. 81, 312. 83, 437. 84, 400. 85, 200.

3) *Globus* 36, 224. (!) 44, 160. 48, 45. 60 f. 74 f. 128. 49, 272. 50, 156. *Aus allen Welten* X, 231. *P. g. M.* 78, 444. 85, 398. 87, 192. 221. 88, 64. 91. Behm-Wagner: *Bevölkerung der Erde* II, 50. *N. M.-Z.* 85, 351 f. 86, 291 f. *Jenaer g. M.* I, 31—52. V, 37 f. *Ausland* 1886, 128. 85, 984. 1887, 671 f. *Tägliche Rundschau* 1886, 628. *Chronicle* j. B. 1881, 59 f. 80, 78 f. 219 f. über W. W. Gill vgl. oben und *P. g. M.* 74, 115. 75, 357. Gills: *Myths and Songs from the South Pacific* 1876 mit Max Müllers Vorwort.

4) *Chronicle* 1880, 194 f. 74, 145 f. *P. g. M.* 87, 320. 72, 210 (A. W. Murray) 74, 115. 400. Chalmers in *Globus* 53, 240.

guineas ist thatsächlich das Verdienst der englischen Missionare“ (P. g. M. 87, 192). — Von der Jule-Insel aus entdeckten die Katholiken Verius und Couppé den St. Joseph-Fluß (Paimono), einen Deltabruder vom Hilba und Ethel.<sup>1)</sup>

Auch auf der nordwestlichen Küste Neuguineas und auf den dieser vorliegenden Inseln haben holländische Missionare neben dem Licht der Heilsbotschaft auch bisher geographisch mehr oder minder dunkle Gegenden erleuchtet. Die Deutschen Ottow und Geißler leisteten der niederländischen Expedition 1858 als Dolmetscher in jenen Gegenden gute Dienste; Ottow und Fäserich geben Kunde vom Volksleben der Papua, besonders aber J. L. van Hasselt, welcher seit über 20 Jahren mit den Sitten, der Sprache u. s. w. jener Papua genau bekannt, sich z. B. 1884 holländischen Entdeckungsfahrten in Doreh anschloß und in der Allg. Miss.-Zeitschrift 1877, 304 f. 379 f. Land und Leute jener Gegenden schilderte.<sup>2)</sup>

Die Doppelinsel Neu-Seeland ist von den Missionaren Sam. Marsden, Kendall schon Anfang dieses Jahrhunderts beschrieben und Tate, sowie verschiedene Jahrgänge des Church Miss. Intelligencer<sup>3)</sup>, neuerdings W. S. Green haben sich um die Erdfunde verdient gemacht.<sup>4)</sup> Auerkannt ist besonders Richard Taylor († 1873) mit seinem: „The Jkaa Maui or NewZealand and its inhabitants“ (2. Aufl. 1870) und „The Past and Present of New-Zealand“ (1868); ersteres Buch ist durch die vielen Holzschnitte, Abbildungen von Vögeln, Reptilien, Insekten, Muscheln und Pflanzen inhaltsreich und wertvoll.<sup>5)</sup>

4. Australien. Die Ureinwohner Südaustraliens (Port Lincoln) schilderte der deutsche Sendbote Schürmann, in Point Maclean der zwanzig Jahr dort weilende Georg Taplin († 1879), Verfasser inter-

<sup>1)</sup> P. g. M. 87, 373. 88, 124. 351. Globus 52, 272. Über Kaiser Wilhelm-Land schrieb der evangelische Missionar J. W. Thomas Glob. 53, 303: Die evang. Missionare führten auf dem Inselchen Oroani von der Milne-Bai Maisbau ein. A. a. O. 54, 124.

<sup>2)</sup> Burdhardt-Grundemann IV, 1, 250. Ausland 1886, 775. 85, 334 f. 564 f. Regel II, 433. Jenaer g. M. IV, 117—119. P. g. M. 88, 64. Meeunig Ausland 1880, 592. Jenz und Woelbers Globus 46, 272.

<sup>3)</sup> Evang. Miss.-Mag. 1818, 423—465. 1817, 221—225. Über Brown vgl. R. Meinide. I, 379. Yates Account of Newzealand; Meinide (1814) S. 7. P. g. M. z. B. 61, 167.

<sup>4)</sup> Greens Alpen- und Gletscherreisen. P. g. M. 82, 380—386. 83, 53 f. 304 f. 84, 160. 85, 446.

<sup>5)</sup> P. g. M. 56, 163. 75, 52 f. R. Meinide I, 379.

effanter Schriften,<sup>1)</sup> in Mittelastralien die Herrnhuter Kramer, Meißel, Walder<sup>2)</sup>, welche 1867 westlich vom Hope=See Reisen machten, den Kopperama=See erreichten, die Bewohner nebst Land schilderten und eine Karte entwarfen. Ein anderer Herrnhuter Hagenauer beschrieb die Papua (Negritos) von Neu=Siid=Vales und Queensland und bewies, daß das Schnabeltier Eier legend doch zu den Säugetieren gehöre.

Die Hermannsbürger Missionare vom Cooper Creek und Kikalpanina=See haben weniger Geographisches geboten, als ihre Genossen z. B. Kempe zu Neu=Hermannsburg am Finke River unter dem Altolunga=Stamm im Herzen Australiens.<sup>3)</sup> Die Stämme nahe bei Port Darwin in Nordwestaustralien sind durch Katholiken z. B. österreichische Jesuiten wie Anton Strele beschrieben.<sup>4)</sup>

Zum Schluß sei noch an einigen Beispielen nachgewiesen, wie Entdeckungs- und Forschungsreisende durch Missionare persönliche Hilfe, Unterkunft, Fortkommen, Pflege erhielten, welche allerdings nachher in Europa nicht immer gedankt wurde. So z. B. Burton und Speke bei Missionar Rebmann in Kikilutini 1857, der Portugiese Cardezo 1885 in Blantyre, die Italiener Cecchi und Chiarini bei dem Katholiken Taurin in Roggié; der Katholik Comboni<sup>5)</sup> unterstützte alle Forschungsreisende im Sudan von Khartum aus (vgl. oben). Emin Bey erhielt Hilfe durch Mackay, Rob. Kegel am Kamerun durch Kirk, Fritzsche in He=shui (Mongolei) durch belgische Jesuiten, der schwedische Amerikaner und Afrikadurchkreuzer Gleerup durch Hore und Swan auf der Kavala=Insel im Tanganyika=See, Grabowsky bei den Rheinländern in Telang und Tameanglajang auf Borneo und rühmte die „herrlichste Gastfreundschaft“<sup>6)</sup>; Galton bei den Rheinischen Missionaren im Hereroland für seine Ovambo=Reise, Green bei Hugo Hahn daselbst; der völlig erschöpfte französische Lieutenant Giraud 1883 bei den englischen Missionaren am Tanganyika; von Heuglin 1862 in Abessinien

<sup>1)</sup> Evang. Luth.=Missbl. 1848, 35 f. 100 f. 113 f. 163 f. 70, 47 f. Globus 36, 272. Aus a. Weltt. I Nr. 15.

<sup>2)</sup> A.=M.=B. 1887, 427 f. 488. P. g. M. 67, 442—447. Taf. 17. 70, 81. Taf. 5. 75, Taf. 21. 80, Taf. 11. Regel II 117. Jenaer g. Mitt. V 129. (Hagenauer). — H. Th. Hahn: Grey Collection. Cape Town 1884. S. 192. 194. 196 (H. A. C. Meyer).

<sup>3)</sup> A.=M.=B. 1887, 441 f. 482 f. P. g. M. 69, 193. Hermannsburg. M.=Bl. 1866, 48 f. 67, 442. 78, 174. 80, 202. 81, 21 f. 83, 203 f. 238 f. —

<sup>4)</sup> Kathol. Miss. 1885, 198 f. 220 f. Von der Kaplansfrau Millet giebt Evang. Miss.=Mag. 1873, 177 f. mancherlei Auszüge aus dem Werk: An Australian parsonage etc. —

<sup>5)</sup> P. g. M. 59, 379. 61, 120. Ausl. 1886, 860. Globus 51, 266. P. g. M. 82, 100.

<sup>6)</sup> P. g. M. 86, 255. 343. 87, 183. 187. 85, 304. 74, 157. Globus 50, 252. Ausland 1884, 474.



durch Brunkhorst und andere Sendboten.<sup>1)</sup> Des verstorbenen Wilh. von Harnier's Tagebücher, Sammlungen u. a. wurden vom Katholiken Morlang am Weißen Nil heimgesandt, der früher missionsfeindliche Madagaskarforscher Dr. Joh. Hildebrandt starb versöhnt und getröstet im Hause des norwegischen Missionsarztes Borchgrevink in Antananarivo Mai 1881<sup>2)</sup> und Emil Holub's Sammlungen bewahrte der Sendbote Mackenzie in Schoschong 1875 auf; Alexander von Humboldt fand Hilfe bei katholischen Missionaren Südamerikas<sup>3)</sup>, die Hansaboote der zweiten Deutschen Nordpolfahrt landeten gerettet am 13. Juni 1870 in der Herrnhuter Missionsstation Friedrichsthal auf der Westküste Grönlands;<sup>4)</sup> Dr. Junker fand Unterstützung im September 1886 in Msalala am Ukerewe See, die Italienische Südpolarexpedition im Feuerland (Uschuwia), Kapitän's de Langhe Überreste von 1787 wurden aufgefunden und bewahrt durch Pater F. Vidal auf der Schifferinsel Manua (Tuluila); Dr. Oskar Lenz wurde von Missionar Hore in Mtowa am Tanganyika 1886 „gastfreundlich aufgenommen“;<sup>5)</sup> der französische Naturforscher Mouhot aus Mompelgard erhielt Beistand in der katholischen Station Pinhahu (Kambodscha), Gust. Mann bei Pinnock und Safer 1863 am Kamerun in Viktoria, der Befehlshaber des französischen Beobachtungszuges des Venusdurchgang am Kap Horn in Uschuwia, wo auch Lista's Expedition 1886 Aufnahme fand, Moffat half von seinem Kuruman aus vielen Forschern, welches „der Ausgangspunkt und Stützpunkt viele Jahrzehnte hindurch aller Forschungs Expeditionen zwischen dem Orangefluß und Sambesi war“.<sup>6)</sup> Wismann war 1882 in der englischen Missionsniederlassung Ruanda am Tanganyika, die Polarbeobachtungen der Deutschen unter Dr. Koch wurden gefördert auf den Herrnhuterstationen Labradors, zwei Punditen (indische Landmesser im englischen Dienste) 1882 im tibetanischen Darschendo (Tatfielul) der französischen Mission; der fieberkranke Révoil fand Verpflegung in

1) Rhein. Missbl. 1855, 98. 66, 293 f. Ausland 1885, 959. P. g. M. 67, 421, 444. Giraud vgl. Globus 53, 153. 165.

2) P. g. M. Erggsh. II (1863) 125. 131. 141. Allg. Miss.-Z. 1878, 197. 80, 81. 82, 132. Ev. Miss.-Mag. 1882, 10—12.

3) P. g. M. 76, 177 (Holub). M. v. H'. Reisen: Bibliothek d. Länder- u. Völkerkunde v. H. Kette. Berlin. 2 Bände I, 220 f. 250 f. 317—326. II, 9. 44 f. 59 f. 62 f. 80. 133. 151. 160 f. 168. 200 (!) 263. 298. 341. 349. 351 f. 257.

4) Die zweite deutsche Nordpolfahrt, Leipzig 1873. Bd. 1. Titelbild und Seite 128—138. Ausland 1884, 382.

5) P. g. M. 86, 117. Ausland 1882, 735. 84, 119. Allg. M.-Z. 87, 537.

6) Globus 6, 226. P. g. M. 63, 179. 182. Ausland 1884, 537. 1887, 654. Evang. Miss.-Mag. 1888, 62 f. P. g. M. 84, 103.

Mpwapwa (Südafrika), Ragozinski und Tomczek beim Baptisten Richardsen am Kamerun 1883,<sup>1)</sup> Gerh. Rohlfß traf 1867 zu seiner freudigen Überraschung den schwäbischen Missionar Hinderer in Ibadan auf dem Wege nach Lagos, Serpa Pinto wurde durch den evangelischen Missionar Coillard und Frau in Guijama (Südafrika) 1877 errettet und trennte sich von ihm erst in Schoschong. Auch Hans Schinz genoß von August 1885 bis Februar 1886 die Gastfreundschaft eines finnischen Missionars zu Olukanda im Ovamboland, ebenso Kurt Toeppen 1885 in Bagamayo, Morogro und Mpwapwa.<sup>2)</sup>

Oskar Beschel<sup>3)</sup> hat recht: „Der Entdecker ist der Vorbote des Missionars, der Missionar oft selbst wieder Entdecker. . . Die geographischen Wissenschaften sind den Missionsanstalten tief verschuldet. . . und die Geschichte der Entdecker ist aber wieder eine Geschichte der Missionen.“ — Wie viel reicher wäre obige Beantwortung der Frage nach der Förderung der Geographie seitens der Mission ausgefallen, wenn dem Schreiber die vielen Jahrgänge auch der außerdeutschen Missionen gleichfalls hinreichend zu Gebote gestanden hätten; so bleibt obige Abhandlung eben nur ein Versuch, ein Beitrag zu dieser Beantwortung.

## Die skandinavische Heidenmissionssthätigkeit, besonders im gegenwärtigen Jahrhundert.

Von Propst J. Bahl in N. Alslev.

### IV.

#### Finnland.

Finnland trat zuletzt unter den skandinavischen Ländern in die Missionsbewegung ein. Im Jahre 1809 wurde es von Schweden an Rußland abgetreten, und in der letzten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts hat die finnische Sprache auf allen Gebieten sich ihr natürliches Recht zurückerobert, während die schwedische Sprache immer mehr an Boden verloren hat.

Im nördlichen Finnland, und früher auch viel weiter südwärts, wohnten Lappen, von denen nur noch ein geringer Rest (ca. 1000) übrig geblieben ist. Wir übergehen hier deren Übertritt zum Christentum, welcher

<sup>1)</sup> P. g. M. 83, 74, 82, 394, 436, 83, 467, 85, 3. Globus 50, 252. P. g. M. 84, 138. Globus 44, 45.

<sup>2)</sup> P. g. M. Ergänzungsheft 34 (1872) 99. P. g. M. 79, 300 f. Globus 51, 333. Ausl. 1887, 658 f.

<sup>3)</sup> Abhandlungen über Land- und Völkerkunde, Leipzig 1877 S. 153.

durch die Arbeit der staatskirchlichen Pfarrer und Lehrer vermittelt wurde. Das Kirchenregiment hat bis auf die Gegenwart eine rühmenswürdige Fürsorge für deren geistliches Wohl offenbart.<sup>1)</sup>

Der erste finnische Missionar Nyberg ging nicht von Finnland direkt aus, sondern wurde in Kopenhagen, wohin er 1742 übersiedelte, mit der Brüdergemeinde bekannt, welche ihn 1756 von Herrnhut nach Surinam abordnete; dort ist er nach längerer Wirksamkeit gestorben.

Das erste Erwachen der Missionsbewegung in Finnland begann vor ungefähr 50 Jahren. In Österbotten und Savola hatte der Bauer Paavo Ruotsalainen eine große Bewegung hervorgerufen, und in Schweden war 1835 eine Missionsgesellschaft entstanden. Einige eifrige Pfarrer in Österbotten begannen für die Bekehrung der Heiden zu beten und Gaben für den gleichen Zweck zu sammeln; auch kaufte einer von ihnen, der Kaplan Jonas Vagus in Niiwiska, ein Grundstück und errichtete Baulichkeiten darauf, in der Absicht, eine Missionschule zu gründen. Er reiste umher, um das Missionsinteresse zu wecken; aber seine Oberen sahen mit dem größten Mißtrauen auf ein derartiges Vorgehen, und Vagus sowohl, als zwei andere Pfarrer wurden angeklagt, weil — sie Missionsbüchsen an ihren eigenen Thüren angebracht hatten! So mußte man sich denn darauf beschränken, für die schwedische Missionsgesellschaft Gaben zu sammeln, welche 1853 auf 3148 Mark gestiegen waren.<sup>2)</sup>

Im Jahre 1856 wurde Finnland von Dr. Graul besucht, welcher in Helsingfors in einem Privathause einen Missionsvortrag hielt; doch herrschte so wenig Verständnis für die Missionsache, daß man noch in jenem Jahre an mehreren Orten das Verbot erließ, Missionsgaben zu sammeln und außer Landes zu senden. Aber als im Jahre darauf die 700jährige Gedektfest der Bekehrung Finnlands zum Christentum begangen wurde und das Land nach beendigtem Krimkriege sich des Friedens erfreute, genehmigte der Kaiser auf Ansuchen des Domkapitels in Åbo, welchem sich die beiden andern Domkapitel anschlossen, nicht nur die Feier eines Jubelfestes, sondern auch eine Kollekte in allen Kirchen des Landes zum Besten der Heidenmission. Diese Veranlassung benutzend, verfaßten einige jüngere Geistliche einen Statutenentwurf für eine finnische Missionsgesellschaft und reichten denselben beim Senate ein. Von Seiten der Domkapitel wurde derselbe empfohlen, und am 28. Oktober 1858 genehmigte der Kaiser die Statuten und wies der Gesellschaft die Kirchenkollekte

<sup>1)</sup> Vergleiche: „Bahl, Lapperne etc.“ I, S. 69 f.; II, S. 161 f.

<sup>2)</sup> „Ärsberättningar för Finska M. S. Helsingfors“ 1859 f. „Missionstidning för Finland,“ Helsingfors 1859 f.

(4528 Rubel 86 Kopfen) und was sonst noch an Missionskollekten einkam, zu.

Die Gesellschaft ist lutherisch und ihr Zweck ist, finnischen Jünglingen eine vorläufige Ausbildung behufs späterer Aufnahme in ausländische Missionsanstalten (1863 in „vollständige Ausbildung“ umgeändert) zu geben. Eigentümlich ist es, daß bei der Wahl von Vorstandsmitgliedern abwesende Mitglieder der Gesellschaft ihre Stimmen schriftlich abgeben. Im Jahre 1863 wurde die Arbeit auch auf „Nichtchristen“ (also auch auf Juden) und 1865 auf die innere Mission ausgedehnt. Nach diesen beiden Seiten hin ist die Wirksamkeit indes nur eine unbedeutende gewesen.

Die Missionsgesellschaft fand schnell großen Anklang; in allen Propsteien des Landes unterhielt sie Agenten, um sie zu vertreten und Gaben entgegenzunehmen, und bereits der zweite Jahresbericht weist die für das arme Land bedeutende Einnahme von 10 938 Rubel 68 Kopfen auf; zur Missionsarbeit selbst meldete sich freilich niemand. Da machte man von der Berechtigung Gebrauch, wonach, wenn innerhalb zwei Jahren sich kein Finnländer zum Missionsdienst gemeldet hatte, ein Teil der Einnahme anderen lutherischen Missionsgesellschaften überwiesen werden konnte, und sandte 1860 je 2000 Rubel an die Leipziger und Hermannsburger Missionsgesellschaft. Als man hörte, daß Pastor Gofner Zöglinge zur Aussendung bereit, aber keine Geldmittel habe, schloß die finnische Missionsgesellschaft ein Übereinkommen mit ihm, dem zufolge sie 2000 Rubel an Gofner zahlte, welcher nun den Missionar Onasch nach Chota Nagpore aussandte; ferner wurde ausgemacht, daß, wenn eine Station der finnischen Missionsgesellschaft überlassen werden könne, dieselbe den Missionar Onasch und noch einen zweiten Missionar drei Jahre lang unterhalten wolle. Indes erhielt die Gesellschaft keine Befugnis darüber, wer auf der Station arbeiten und in welcher Weise die Missionsarbeit betrieben werden sollte. Im Februar 1861 kam Onasch nach Indien und zu Anfange des nächsten Jahres gründete er zusammen mit Missionar Batsch die Station Suomi (= Finnland), wohin eine Anzahl Koltschriften übersiedelten. Onasch' Thätigkeit war besonders auf die in der Nähe wohnenden Santal gerichtet, unter welchen er umherreiste. 1864 konnte er die Taufe der ersten beiden Santal und im folgenden Jahre den Übertritt einer ganzen Familie melden. Wohl erneuerte die finnische Missionsgesellschaft jene Übereinkunft auf unbestimmte Zeit, aber sie sollte keinen langen Bestand haben. Im Jahre 1865 wurde Onasch durch die Missionskonferenz in Chota Nagpore, unter Zustimmung der heimatischen Missions-



leitung, versetzt und dem Missionar Batsch in Hazaribagh in dem Lehrer Pohlenz ein Gehilfe zugewiesen, der zugleich die Aufsicht über Suomi führen sollte. Damit scheint die Verbindung ein Ende genommen zu haben; wenigstens heißt es im Jahresbericht (1866/67) der finnischen Missionsgesellschaft, daß man seit  $1\frac{1}{2}$  Jahren nichts mehr aus Ostindien gehört habe, und es ist in der Rechnung auch kein Beitrag für auswärtige Missionen aufgeführt. Batsch hatte vorgeschlagen, der finnischen Mission nordöstlich von Hazaribagh einen eigenen Arbeitsbezirk in Santalistan anzuweisen. Es scheint, als ob diese Missionare, die bald danach aus dem Verbande ihrer Gesellschaft austraten, ziemlich eigenmächtig gehandelt und das Übereinkommen mit der finnischen Gesellschaft nicht gut geheßen haben. Es war dies nicht recht, denn letztere hatte bedeutende Geldbeträge für diese Mission hergegeben (im ganzen 34 228 finnische Mark); aber es scheint, daß man sich die Lösung dieses Verhältnisses nicht sehr nahe gehen ließ, da die Aufmerksamkeit der finnischen Missionsfreunde bereits nach einer anderen Seite hingelenkt worden war.

Im selben Jahre, in welchem nähere Beziehungen zur Gofnerschen Missionsgesellschaft angeknüpft worden waren, meldeten sich eine Anzahl junger Männer zum Missionsdienste. Von diesen wurden zwei, Malmström und Turwelin, angenommen und nach Hermannsburg gesandt, von wo der erstere 1866 nach Südafrika auszog. Als später neue Meldungen erfolgten, errichtete man 1862 in Helsingfors eine Missionschule. Im selben Jahre besuchte der Rheinische Missionar Hugo Hahn (aus Riga), der das Jahr zuvor im Ausland mit einem Vorstandsmitgliede der finnischen Missionsgesellschaft zusammengetroffen war, Finnland, wo er in Helsingfors einige Missionsvorträge hielt; dieser Umstand wirkte bestimmd für die Wahl des Missionsfeldes. Bereits in einem Briefe vom 28. November 1863 spricht Hahn die Hoffnung aus, finnische Missionare in die Arbeit einführen zu können und nennt als ein passendes Arbeitsfeld das Ovamboland. Als dann 1868 fünf Missionare zur Aussendung bereit standen, war inzwischen in unverhoffter Weise Eingang zu dem Ovambovolke gewonnen; denn Hahn hatte 1866 von seiner Station Otjimbingue aus eine Reise zu den Ovambo gemacht und diesem Volke die Sendung von Missionaren innerhalb der nächsten zwei Jahre versprochen. Nunmehr beschloß die finnische Missionsdirektion, das Ovamboland zum Arbeitsfelde zu erwählen. Außerdem hatte man noch eine Übereinkunft mit der Rheinischen Missionsgesellschaft getroffen, deren wichtigste Bestimmungen besagten, daß die beiden Gesellschaften unter verschiedenen Stämmen missionieren und einander brüderlich beistehen sollten.

Im Jahre 1868 wurden demnach die Missionare Björklund, Kurwinen, Rautanen, Tolonen, Weikkolin, Turwelin nebst den vier Handwerkern Heinonen, Juntunen, Piirainen und Nissinen ausgesandt. Nachdem sie sich eine Zeitlang in Otjimbingue der Erlernung der Sprache wegen aufgehalten hatten, zogen sie im Ovambolande ein und legten Stationen in Ondonga oder Omandonga, in Ovakuambi (Elim) und 1871 in Ongandjera (Rehoboth) an. Aber bereits 1872 wurden die Missionare aus Elim vertrieben, und Rehoboth mußte ebenfalls im selben Jahre aufgegeben werden. Inzwischen war 1871 eine Station in Oufonda oder Oufonda angelegt worden; 1872 kamen dazu Stationen in Onipa oder Bethel (—1876), in Ondjumba (—1878) und 1874 in Omulonga.

Malmström war unterdes (1869) aus dem Dienste der finnischen Missionsgesellschaft ausgetreten; dafür waren neue Missionare eingetroffen; dieselben hatten aber nicht ordiniert werden können. Denn als deren Ausbildung abgeschlossen war und man bei der Regierung die Erlaubnis zu ihrer Ordination nachsuchte — was man gar nicht hätte thun sollen —, wurde diese verweigert. Die Ausgesandten waren Skoglund und Reijonen, welche 1871 in Otjimbingue anlangten. Alles sah vielversprechend aus, und die finnische Missionsgesellschaft dachte bereits daran, was schon Hahn (1866) angeraten hatte, einem Bischof oder Superintendent die Oberleitung der Mission zu übertragen; dagegen lehnte man 1869 einen Vorschlag des Dr. Gray, des anglikanischen Metropolitanbischofes am Kap, gemeinsam mit ihm einen Bischof für die Ovambomission einzusetzen, ab. Aber da trat ein Rückschlag ein. Von 47 895 finnischen Mark, welche im Jahre 1861 der Mission zugeflossen waren, sank die Einnahme im Jahre 1868 auf 20 041 finnische Mark herab, hauptsächlich infolge der fürchterlichen Mißernten in den Jahren 1863—1868. Wohl stiegen mit dem Beginne einer eigenen Mission die Einnahmen wieder, so daß sie im Jahre 1871 die Höhe von 45 630 finnischen Mark erreichten; aber die Kosten der Mission waren so hoch, daß man 1872 aus Ersparnisrücksichten die Missionschule aufhob. In Afrika herrschten gleichzeitig Schwierigkeiten, veranlaßt durch portugiesische Sklavenhändler; und es hat den Anschein, als ob es die Missionare nicht recht verstanden hätten, mit dem rohen, eigenwilligen Könige umzugehen, so daß es schließlich zur Aufgabe der einzelnen Stationen kam. Krankheiten und schlechte Nahrungsweise zerrütteten die Gesundheit der Missionare und ihrer Frauen. Im Jahre 1870 kehrte Juntunen heim, 1874 traten Turwelin und Malmström aus, 1874 kehrte ferner Tolonen, 1875 Kurwinen, 1878 Heinonen, 1885 Reijonen in die Heimat zurück; 1880 starb Skoglund; Piirainen

war bereits 1874 nach Omaruru übergesiedelt, um die geschäftlichen Angelegenheiten der Mission zu besorgen. Mit dem Jahre 1875 begann wieder neue Hoffnung zu tagen; denn in diesem Jahre wurde ein Ovambo-mädchen in Finnland getauft, worauf dann 1881 die Taufe von vier Ovambojünglingen folgte, welche von Weikolin in Omaruru unterrichtet worden waren. Die der Mission von Seiten der Jesuiten drohende Gefahr, welche letztere sich 1879 die Erlaubnis zur Gründung einer Station in Olukonda ausgewirkt hatten, ging glücklicherweise vorüber, da dieselben sich weiter nordwärts niederließen; als dann im Jahre 1882 andere Jesuiten im eigentlichen Ovambolande eine Mission begannen, wurden dieselben von den Eingebornen drei Jahre später getötet.

Im Jahre 1882 wurden Koisa und Hakala auf das Missionsgebiet entsandt, wogegen Björklund im selben Jahr heimkehren mußte; 1887 gelangten Hannula, Alén und Pettinen zur Aussendung; und diesmal wurde nicht nur die Ordination dieser drei Missionare gestattet, sondern die Erlaubnis dazu auch für die Zukunft in Bezug auf diejenigen gewährt, welche eine vollständige Ausbildung auf der Missionschule (wieder im Gange 1880—1886) durchgemacht hatten. Inzwischen kehrte Weikolin 1887 und Hakala 1888 (?) wieder heim. Auf allen drei Stationen waren um die Mitte 1888 189 Getaufte gesammelt. Das Missionsinteresse hat in Finnland sehr zugenommen, namentlich seit man 1872 einen Reiseprediger angestellt hat, um Missionsversammlungen zu halten und auf andere Weise das Missionsleben zu fördern. Die Einnahme, welche damals ungefähr 50 000 finnische Mark betrug, stieg 1882 auf 79 000, 1884 auf 91 095 Mark — die höchste bis jetzt erreichte Ziffer —; 1886/87 belief sich dieselbe auf 74 425 Mark.

Wir haben oben die finnischen Missionare Roos (1881—1884) und Hartmann (1884—1886), welche im Dienste der „Freunde der lappischen Mission“ arbeiten, und Fräulein Treskmann (1888), welche in Verbindung mit dem „Schwedischen Missionsbunde“ steht, erwähnt. Im ganzen sind 7 finnische Missionsarbeiter, 4 ordinierte, 1 unordinierter Missionar, 1 Missionsgehilfe und 1 Frau, im Missionsdienste thätig.

---

## Missionsrundschau.

### I. Die Heimat.

Vom Herausgeber.

Die hohen Wogen, welche vor einem halben Jahre die Antislavereibewegung schlug, haben sich leider schneller gelegt als selbst diejenigen geglaubt, welche von Anfang an dieser Bewegung keine große Ausdauer zugetraut. Zwar in spezifisch katholischen Kreisen hat sie eine Fülle von Afrikavereinen (außer 530, die dem Central-Verein Köln unterstehen, 800, welche zu acht Diöcesanvereinen gehören!!) und eine Einnahme von 280 000 M. zustande gebracht (Allg. ev. luth. R.-Z. 1889, 603), weil sich hier mit ihr eine Agitation zu gunsten der kathol. Missionen verband; aber gerade diese kathol. Missionshintergedanken haben die Lavigeriesche Antislavereibewegung ihres interkonfessionellen Charakters bald entkleidet. Daß der für Anfang August unter dem Vorsitz eines päpstlichen Delegaten nach Luzern ausgeschriebene Kongreß wie die viel genannte Gürzenich-Versammlung in Köln sich einer zahlreichen Beteiligung seitens überzeugungsvoller Protestanten zu erfreuen haben wird, dürfte kaum zu erwarten sein. Wird die Lavigeriesche Agitation protestantischerseits noch unterstützt, so geschieht das wesentlich, weil man glaubt, sie für kolonialpolitische Zwecke ausbeuten zu können. Und der kreuzzugpredigende Kardinal stellt seine Thätigkeit auch gern in den Dienst dieser Zwecke, wenn er seitens der kolonialen Mächte dafür nur eine Förderung seiner Missionspläne erwarten darf. Sehr bezeichnend für den Charakter der römischen Missionen ist in dieser Beziehung eine kürzlich erschienene Broschüre Lavigeries: *La nouvelle loi militaire et les missions catholiques à l'étranger. Lettre du cardinal Lavig. au président de la Republique française* (Alger, chez Ad. Jourdan. 1889) — ein klassisches Zeugnis dafür, daß die gegenwärtige römische Mission dem mittelalterlichen Ideale<sup>1)</sup> nachjagt: im Bunde mit der Eroberungspolitik die Herrschaft der römischen Kirche auszubreiten und sich das Schwert der weltlichen Mächte dienstbar zu machen. Wir kommen auf diese Broschüre später zurück.

Daß in unsern politischen und Kolonialkreisen, die anfänglich so enthusiastische Begeisterung für die Antislavereibewegung — um mit Fabri zu reden: Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik S. 53 — „stiller und stiller geworden“, „ohne daß irgend welcher Erfolg sichtbar geworden wäre“ kann den nicht überraschen, welcher nüchtern und aufmerksam ihre Genesis und Beweggründe von Anfang an beobachtet hat. Schon in den betreffenden Reichstagsdebatten, die beiläufig bemerkt zur Lösung der Sklavenfrage herzlich wenig sachliches Material geliefert, stellte es sich immer klarer heraus, daß die Antislavenhandels-Aktion mehr Mittel zum Zweck der Unterdrückung des ostafrikanischen Aufstandes als Selbstzweck war, daß sie, wie die Opposition sich ausdrückte, „nur als Vorspann dienen sollte“. Es bedurfte immer wieder der großen dialektischen Gewandtheit des Centrumsführers, die Sklaven bzw. Sklavenhandelsfrage

<sup>1)</sup> Auf dem Luzerner Kongreß soll auch die Neugründung geistlicher Ritterorden (für Afrika) angeregt werden!!!



wenigstens in thesi zu trennen von der kolonialpolitischen deutsch-ostafrikanischen. Es wird aber niemand behaupten können, daß das gelungen ist. Für weite Kreise und gerade für die einflußreichen Stellen war und blieb die Antislavereibewegung eine wesentlich kolonialpolitische Frage. Das verhalf ihr allerdings zu einem augenblicklichen Siege, aber es war auch ihre Schwäche. Es gehörte nicht gerade viel Prophetengabe dazu, um vorher zu sagen, daß nach der Bewilligung der betreffenden 2 Millionen für die kriegerische Aktion in Deutsch-Ostafrika und gar nach der Unterdrückung des dortigen Aufstandes eine Ebbe in der Antislavereibewegung eintreten würde. Allerdings wird man fortfahren, soweit Mittel und Macht reichen, den arabischen Sklavenhändlern ihr abscheuliches Geschäft zu erschweren, und das bleibt unter allen Umständen ein Segen für das arme Afrika; aber man wird es mehr thun um die Herrschaft derselben zu brechen als um den geknechteten Afrikanern die Freiheit zu erstreiten. Wie es scheint, wird man in gewissen Kolonialkreisen schon lange vor dem eignen furor antislavicus. Ein großer Teil der Rufer im Streit wider den Sklavenhandel macht halt vor dem Kampfe wider die Sklaverei, obgleich es doch offenbar und am Tage ist, daß dem Sklavenhandel die Art erst an die Wurzel gelegt wird durch die Bekämpfung der Sklaverei. Die deutsche Kolonial-Z. (1889, Nr. 20) erklärt ausdrücklich, „daß man nicht daran denke, die Sklaverei als sociale Institution in Afrika zu beseitigen;“ und schon mehrern sich wieder die eine zeitlang in Schweigen gehüllt gewesenen Stimmen, daß eine gewisse Form der Sklaverei aus kolonial-wirtschaftlichen Gründen unentbehrlich sei. Es liegt auf der Hand, daß Vertreter solcher Anschauungen unmöglich in sich Kraft und Ausdauer haben, um eine Antislavereibewegung zu tragen. Der Spott über die „Humanitätsduselei“, der von Anfang an in weiten Kreisen unserer jugendlichen Kolonialpolitiker das große Wort führte, war nur eine zeitlang zurückgedrängt aber keineswegs überwunden, und wo und solange die „Humanität“ gegen unsre schwarzen geknechteten Mitmenschen ein Gegenstand der Spöttelei bleibt, ist eine Antislavereibewegung — man verzeihe den Ausdruck — ein bloßes Maskenspiel.

Hoffentlich hat aber Fabri (a. a. O. S. 57) recht, wenn er der Zuversicht ist, daß trotzdem durch die gegenwärtige Antislavereibewegung eine bleibende Anregung gegeben sei, welche nicht im Sande verlaufen, sondern fortwirken und sich vertiefen werde. In England ist in Kirche und Parlament dazu bereits der Anfang gemacht (Int. 1889, 245. 314) und auch in Deutschland werden Mission, Kirche und Reichstag dafür sorgen müssen, daß die Sklavenfrage nicht eher von der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion schwinde, bis endlich „diese offene Wunde der Welt geheilt“ ist.

Auch in England trägt die Antislavereibewegung einen kolonial- bzw. handelspolitischen Charakter. Bekanntlich waren und sind noch die Stationen der englischen Seen-Handels-gesellschaft in Nyassaland (und mit ihnen allerdings auch die Missionsstationen) von arabischen Sklavenhändlern ernstlich bedroht und sie würden ohne Zweifel zerstört worden sein, hätten nicht die Eingebornen zu hunderten den kämpfenden Beamten der genannten Gesellschaft als Bundesgenossen zur Seite gestanden. Auf Grund dieser Thatsache und weil eine leidliche Straße (zum großen Teil Wasserweg) hier vorhanden ist, wird dem-

nächst von England aus vermutlich unter Camerons Führung eine kleine europäische Truppe ins Nyassaland eintücken, um im Bunde mit den dortigen Eingebornen eine kriegerische Aktion gegen die Sklavenhändler zu beginnen (Warned, Stellung der evang. Mission zur Sklavenfrage S. 31 u. Anm. 28 a). Diese kriegerische Expedition steht aber im engsten Zusammenhange mit ausgedehnten englischen Eroberungsplänen, weshalb es nicht unwahrscheinlich ist, daß sie zu einem Konflikt zunächst mit Portugal führt,<sup>1)</sup> welches einen Anspruch auf nicht bloß das Shire- sondern auch das Nyassagebiet zu haben behauptet. Diese englischen Pläne gehen auf nichts Geringeres hinaus als auf die Begründung eines großen süd- und centralafrikanischen Reiches, welches alle südlich und nördlich vom Sambesi gelegenen Länder umfassen soll (Deutsche Kol.-Z. 1889, Nr. 23). Kommt es wirklich zur Aussendung der geplanten Truppe und ist diese siegreich im Kampfe wider die Sklavenhändler, so wird England ohne Zweifel sich zur Herrscherin über Nyassaland proklamieren, worauf bereits seit Jahren hingearbeitet worden ist. Daß diese afrikanische Eroberungspolitik jetzt auch im englischen Kolonial- und auswärtigen Amte patronisiert wird, wird durch die Ersetzung des bisherigen ihr nicht gewogenen Gouverneurs der Kapkolonie (Sir H. Robertson) durch einen anders gesinnten Nachfolger (Sir H. Loch) ganz unzweideutig bestätigt. Wir haben uns also, und zwar zum Teil unter der Firma des Kampfes wider die Sklavenhändler auf ein zweites kolonialpolitisches Wettrennen gefaßt zu machen, bei welchem es auf eine zweite Auflage der „Aus Schlachtung“ des dunkeln Weltteils abgesehen ist. Vielleicht steht die diplomatische Konferenz der europ. Mächte in Sachen Afrikas, von welcher die Zeitungen berichten, mit dieser „Aus Schlachtung“ in Zusammenhang. Auch in Westafrika strecken die europ. Staaten nach immer weiteren Erwerbungen die Hände aus, so z. B. Frankreich nach Abeokuta (Yorubaland) mit Hilfe katholischer Missionare (Int. 1889, 125) und vermutlich wird Portugal und Italien an andern Orten ein gleiches thun, und Deutschland wenigstens die Grenzen seiner Hinterländer möglichst weit zu stecken suchen. Kurz wir stehen vor einer neuen Teilung Afrikas und — leider wird von allen Seiten bei diesem Teilungsgeschäfte auf die Hilfe der Mission, hier der katholischen, dort der evangelischen, bald der französischen, bald der englischen, bald der deutschen spekuliert und so die Gefahr einer mittelalterlichen Verquickung von Mission und Politik immer größer. Es wird allmählich stehend — Gott sei Dank noch nicht in den evangelischen Missionskreisen aber — in den politischen und kolonialpolitischen Argumentationen, daß diejenige europ. Macht einen „Rechts“anspruch auf ein afrikanisches (oder anderes überseeisches) Gebiet habe, welcher die in demselben arbeitenden Missionare angehören. Bekanntlich hat in seinem berühmten Karolinschiedsrichterspruche der Papst diesen Grundsatz feierlich kanonisiert. Also mit andern Worten: die Mission soll Wegbahnerin der europäischen Eroberungen sein. Ja, die kolonialpolitische Eifersucht geht so weit, daß sie sich die Begründung einer Mission, heute besonders einer englischen, gar nicht anders als „nur aus politischen Grün-

<sup>1)</sup> Es ist eine man möchte fast sagen Ironie der Geschichte, daß dem Kard. Lavigerie ein hoher Orden gegeben worden ist von — Portugal, dem Staate, der bis heute den Sklavenhandel am meisten unter seine Flügel genommen!!

den“ erklären kann. So z. B. die der englischen Mission bei Mandara am Kilimandscharo (D. R.-Z. 1889, 188), obgleich sie lange vor dem kolonialen afrikanischen Wettrennen stattgefunden. Daß bei den katholischen, besonders den französischen Missionaren die politischen Motive stark mitwirken, des rühmen sie sich selbst: *C'est pour la France aussi que nous allons travailler.* Und Lavigerie erinnert wieder daran in dem oben angeführten Briefe an den französischen Präsidenten. Gott schütze die evang. Mission, die unter dem Drucke der neuesten kolonialpolitischen Bewegung vor dieselbe Gefahr gestellt worden ist.

Wie mit der Antislavereibewegung so gehts auch mit den Emin-Be-Expeditionen: sie sind nicht aus lauterlich humanen Beweggründen unternommen. Auch nach dieser Seite hin ist zunächst die Stanley'sche Unternehmung in tiefes Dunkel gehüllt. Ohne uns auf eine Erörterung der Glaubwürdigkeit der romantischen Berichte über die Erlebnisse des genialen Reisenden einzulassen, ohne auch Schlußfolgerungen zu ziehen aus der Thatsache, daß seine so großartig angelegte Expedition sich in sich selbst erschöpft hat, bemerken wir nur, daß ohne Zweifel diese Expedition kolonial-, bzw. handelspolitische Hintergedanken hat. Ob und wie weit dieselben zu Stand und Wesen kommen, das ist eine andere Frage, aber vorhanden sind sie und den deutschen Interessen günstig sind sie gewiß nicht. Mit der deutschen Emin-Be-Expedition wird es nicht anders sein: auch sie hat vermutlich ihre Hintergedanken, sonst würde man unter den äußerst ungünstigen Umständen, unter denen sie ins Werk gesetzt worden ist, nicht auf ihre Ausführung so hartnäckig bestanden haben. Über das Schicksal derselben enthalten wir uns jeder Vermutung; große Hoffnungen werden wohl jetzt von keiner Seite mehr auf sie gesetzt.

Von mindestens eben so großer Wichtigkeit für das Wohl Afrikas wie die Bekämpfung des Sklavenhandels ist die Beschränkung des Branntweinhandels. Auch diese Frage hat in seiner letzten Session den deutschen Reichstag beschäftigt. Durch die Zahnschen Aufsätze über den überseeischen bzw. afrikanischen Branntweinhandel in dieser Zeitschrift<sup>1)</sup> sind unsre Leser über den Inhalt und die Bedeutung derselben völlig orientiert, auch dürfen die betreffenden Reichstagsverhandlungen (vom 14. Mai cr.), insonderheit die treffliche Rede des Antragstellers Stöcker, als bekannt vorausgesetzt werden. Der allerdings in der Form etwas zahme Antrag: „Der Reichstag wolle beschließen: die verbündeten Regierungen zu ersuchen, in erneute Erwägung zu nehmen, ob und wie dem Handel mit Spirituosen in den deutschen Kolonien durch Verbot oder Einschränkung wirksam entgegenzutreten sei“ fand, wie der Präsident konstatierte, „fast einstimmige Annahme“. Freilich das mußte aufs höchste befremden, daß bei einem Gegenstande von solcher Bedeutung für Afrika und speciell unsre dortigen Schutzgebiete die Regierung — nicht vertreten war. Auch das mußte überraschen, daß der Abg. Wörmann quasi offiziös die Erklärung abgeben konnte, daß „die allerzuständigsten und für ihn unparteiischsten Organe, nämlich die Vertreter der deutschen Regierung in Togo und Kamerun stets offiziell und unoffiziell ihm die Antwort gegeben, daß von Mißständen,

<sup>1)</sup> Sie sind beide auch als besondere Broschüren erschienen.



welche infolge der Importation von Brauntwein und Spirituosen dort eingetreten seien, nichts bekannt sei.“ „Auf diesen Mitteilungen kann ich fußen und ich bedaure nur, daß von seiten des auswärtigen Amtes kein Vertreter hier ist, welcher diese meine Mitteilungen bestätigen könnte. Ich bin sicher, wenn das auswärtige Amt vertreten wäre, daß die Bestätigung erfolgen würde.“ Merkwürdig — — so hätten sich also alle die Männer: Reisende, Kaufleute, Beamte, Missionare, welche jahrelang das durch den Brauntwein angerichtete Elend mit ihren leiblichen Augen gesehen und es einmütig wieder und wieder bezeugt haben, so hätten sie sich — geirrt??? Freilich Windthorst entgegnete: „daß ein solches allgemeines Zeugnis der betr. Beamten für ihn gar keinen Wert habe, denn zuvor müßte er genau wissen, wie die Fragen lauteten, die man ihnen stellte, und er würde sie dann, wenn sie dieselben nicht richtig beantworteten, in ein Kreuzverhör nehmen, das wahrscheinlich zu ganz andern Resultaten führen würde.“ Jedenfalls werden die von Wörmann citirten Vertreter der deutschen Regierung, wenn sie Land und Leute noch etwas genauer kennen gelernt haben, auch ohne das angedrohte Fragen-Kreuzfeuer anders urteilen.

Gegen den Stöckerschen Antrag erhob nur der Hamburger Großhändler Wörmann selbst seine gewichtige Stimme. Wir wollen bloß auf einen Punkt seiner, wie der Abg. Bebel sie bezeichnete, „ganz vortrefflichen pro domo-Rede,“ die übrigens durchaus nichts Neues, wohl aber viel längst Widerlegtes vorbrachte, dieses Orts genauer eingehen und zwar durch Wiedergabe eines sehr sachkundigen Artikels von Zahn in der Weser-Zeitung, um dessen Weiterverbreitung wir ausdrücklich bitten.

Der Sachwalter des Spirituosenhandels hat auch am 14. Mai, wie er schon zweimal früher gethan, sich bemüht, das Übel als nur klein darzustellen, indem er behauptete, das gar nicht bedeutende Quantum von Brauntwein ergieße sich über eine so ungeheure Menschenmenge, daß auf den Einzelnen nur wenige Tropfen kämen. In seiner letzten Rede sagte derselbe:

„Ich muß doch sagen, daß das (nämlich für 8—10 Millionen Mark Spirituosen jährlich) auf eine Küstenstrecke, welche sich vom 20. Grad nördlicher Breite bis 12. Grad südlicher Breite erstreckt, welche mindestens 3—4000 englische Meilen lang ist, mit zum Teil recht starker Bevölkerung nicht viel ist, insbesondere wenn man bedenkt, daß auch die Hinterländer, wie das uns auch in der Broschüre des Herrn Zahn dargestellt wird,<sup>1)</sup> ganz bedeutend von diesem Spiritus abnehmen. (Es wird dann nach Stanley und Wisßmann die Bevölkerung des Kongogebiets auf 40 Millionen angegeben; ebensoviel sollen im Nigerbecken wohnen.) Wenn ich daher sage, daß sich diese Quantität auf etwa 100 Millionen Einwohner verteilt, so glaube ich allerdings, daß ich vollständig berechtigt bin, aus diesen Zahlen ebenfalls zu schließen, daß die Angaben unserer deutschen Beamten, welche sagen, daß sie keine schlechten Einflüsse durch die Spirituosen gesehen haben, auf Wahrheit beruhen. Denn thatsächlich, wenn wir bedenken, daß hier in Deutschland der Konsum von Brauntwein auf 4½ Liter pro Kopf geschätzt worden ist pro Jahr und daß

<sup>1)</sup> Dieselbe wurde sämtlichen Mitgliedern des Reichstags zugestellt; aber sie sagt ungefähr das Gegenteil von dem, was W. sie hier sagen läßt.



in den 17 Millionen Liter in Westafrika eingeführten Spiritus auch das Wasser mit enthalten ist, da der Spritgehalt im Durchschnitt etwa 40 Prozent ausmacht, und wenn ich annehme, daß von anderen Ländern auch ein solches Quantum eingeführt wird, so kann ich sagen, daß dieses Quantum, auf eine Bevölkerung von 100 Millionen Köpfen verteilt, kein besonders großes ist."

... Es ist uns jetzt nur um das Rechenexempel zu thun, welches zeigen soll, wie unbedeutend das Übel ist. In der Broschüre, welche der Redner citiert, war behauptet worden, wenn man weder Divident, noch Dividendus kenne, sei man nicht imstande, den Quotient zu nennen. Dadurch hat sich aber der Redner nicht abhalten lassen, es dennoch zu versuchen, das Unmögliche möglich zu machen. Er hat gesagt: 100 Millionen Afrikaner bekommen 34 Millionen Liter Brauntwein, also pro Kopf viel weniger, als die Deutschen, die pro Kopf  $4\frac{1}{2}$  Liter genießen. Nun weiß der Redner aber erstlich nicht, ob 34 Millionen Liter hinkommen, zweitens weiß er nicht, auf wie viele das Quantum, das hingeht, sich verteilt, und drittens könnte er wissen, daß dies keinesfalls 100 Millionen sind. Das ist ihm schon vor drei Jahren bewiesen, er hat es aber dennoch wiederholt.

Was nämlich das Quantum betrifft, so ist allerdings gewiß, daß 1887 von Hamburg 17 400 000 Liter nach Westafrika ausgeführt sind. Aber die andere Hälfte beruht auf einer Schätzung, die kaum einen Anhalt hat. Für einigermaßen sicher mag gelten, daß 1 900 000 Liter die 1887 von Großbritannien nach Afrika gingen, fast ganz nach Westafrika gekommen sind. Aber wie viel Spirituosen von Deutschland aus anderen Häfen als dem Hamburger, wie viel von Frankreich, Belgien, Holland, von den Vereinigten Staaten nach Afrika kommen, weiß niemand zu sagen. Es können Millionen mehr oder auch weniger sein.

Schlimmer ist es aber mit dem Dividendus bestellt. Wer von der Einwohnerzahl Afrikas redet, muß wissen, daß er sich auf einem ganz ungewissen Boden bewegt. Professor v. Zuraschel in der eben erschienenen neuen Auflage der Hübnerschen geographisch-statistischen Tabellen wagt zwar sogar eine Schätzung von Pferden, Eseln und anderm Vieh, das in Afrika existiert, aber er ist sich wohl bewußt, daß er nur „Näherungswerte“ geben kann. Und es ist nicht viel mehr, wenn man von der Einwohnerzahl Afrikas redet. Wie kann man auch etwas Gewisses von einem Erdteile sagen, in dem nur hier und da in einem kleinen Teile eine Volkszählung geschehen ist! Wer es schon einmal erlebt hat, wie groß dem Besucher eine afrikanische Ortschaft erscheint und wie klein sie wird, wenn derselbe nun anfängt die Einwohner zu zählen, hat ein tief gewurzelttes Mißtrauen gegen diese Schätzungen der Bevölkerung in weiten Gegenden, welche vielleicht noch nie ein Forschungsreisender gesehen, oder doch nur mit flüchtigem Fuß berührt hat. Wenn Stanley und Wissmann dem Kongogebiet 40 Millionen und Professor v. Zuraschel dem Kongostaat 27 Millionen zurechneten, so sieht man, das ist ein Raten. Was ist das für ein vager Begriff: „Die Bevölkerung des Nigergebiets, des Nigerdeltas und der an jenen Flüssen liegenden Länder“ und welche Unterlage hat denn die Behauptung, dieselbe sei „ganz gewiß“ auch 40 Millionen stark? Unsere

Kenntnis von Afrika ist durchaus nicht hinreichend um Zahlen zu nennen, auf die man eine solche Berechnung bauen könnte.

Doch wir wollen annehmen, die Zahl, welche gewöhnlich für Afrikas Gesamtbevölkerung genannt wird, 203 Millionen nach den geographisch-statistischen Tabellen, sei annähernd richtig. Wie kann man nun aber behaupten, daß die westafrikanische Spirituoseinfuhr 100 Millionen, die Hälfte also erreicht? Die Breitengrade und die Länge der Küstenentwicklung bestimmt doch nicht die Bevölkerung! Professor v. Juraschek rechnet

auf die Länder Nordafrikas . . . . .	22 260 511
auf die Ostafrikas . . . . .	10 494 912
auf die Südafrikas . . . . .	2 745 143
auf die Innerafrikas: Sudan . . . . .	81 700 000
„mittleres Afrika“ . . . . .	51 300 000
	<hr/> 168 500 566

„Mittleres Afrika“ wird bezeichnet als das Gebiet zwischen den Sudanstaaten und Abessinien im Norden, dem Kongo und den europäischen Besitzungen im Westen und Süden. Die genannten Länder alle werden vom westafrikanischen Handel nicht berührt. Für das Gebiet desselben bleiben demnach nach dieser Rechnung nur 35 500 000 übrig. Wir behaupten nicht, daß diese Rechnung richtig sei, aber wir fragen, was hat es für einen Zweck dem deutschen Reichstage zu sagen, daß sich die 34 Millionen Liter auf 100 Millionen Menschen verteilen, wenn Autoritäten die Bevölkerung des Gebietes nur auf 35½ Millionen annehmen?

Doch es sei, daß 100 Millionen an der Westküste vom 20. Grad n. Br. bis zum 12. Grad s. Br. und vom Küstenrand bis zu irgend einer angenommenen Grenzlinie im Osten wohnen. Bekommen denn diese 100 Millionen mit irgend einer Gleichmäßigkeit ihren Branntwein? In Deutschland klagt man bei einem Verbrauch von 4½ Liter pro Kopf über das Elend, welches dadurch angerichtet wird, aber die Klagen würden, wenn nicht verstummen, so doch wesentlich gemindert sein, wenn die Verteilung gleichmäßig wäre. Allein in Wahrheit kommt viel mehr auf den Kopf der branntweintrinkenden Bevölkerung, weil ganz Süddeutschland und andere Striche Deutschlands verhältnismäßig wenig genießen. So ist es in erhöhtem Grade in Afrika. Wenn 100 Millionen gleichmäßig 34 800 000 Liter jährlich verzehrten, d. i. pro Kopf 0,35 Liter, so wäre jetzt noch nicht viel zu klagen. Aber von einer solchen gleichmäßigen Verteilung ist ganz und gar nicht die Rede. Um gleich ein großes Beispiel zu nehmen, so figurirt in jener Rechnung das Nigergebiet mit 40 Millionen Bewohnern. In dies Gebiet gingen aber infolge der Maßregeln der Royal Niger Company 1887 auf dem Wasserwege nur 335 800 Liter. Wir wollen annehmen, daß von Kamerun an den Vinue, wo die Einfuhr ganz verboten ist, Branntwein geschmuggelt wird, und daß auch von der Sklavenküste an den oberen Niger manches durchdringt. Nehmen wir statt der 335 800 auf dem regelmäßigen Handelsweg 1 Million Liter, so kommt im Nigergebiet auf den Kopf nur 0,025 Liter, dagegen bei den übrigen angeblichen 60 Millionen Westafrikas schon 0,56 Liter. Man sieht an diesem Beispiel, daß diese auf Beruhigung abzielende Berechnung, wonach jeder West-

afrikaner nur ein Drittel Liter bekommt, ganz nutzlos ist. Und in dem übrigen bleibenden Gebiet ist es gerade so. Die Ränder sind „durchfeuchtet“ vom Brantwein, wie ein Zeuge vom Voltafluß sich ausdrückt, das Innere ist noch nicht so in Mitleidenschaft gezogen. Auch tief im Innern findet man schon Schenken, welche die Brantweinflasche als Wirtszeichen aushängen, aber es sind einzelne, und einer Hochzeitsgesellschaft oder bei einem Leichenschmaus kann der Brantwein ausgehen, was an der Küste bei den vielen Brantweinschenken nicht zu befürchten ist. Gerade darum handelt es sich in diesem Kampfe, daß dies Elend nicht ins Innere weiter vordringe, daß nicht einmal so allgemein und gleichmäßig die verderbliche Flut sich verteile, wie das Rechenexempel jetzt schon annimmt. Einstweilen ist dies nicht der Fall, und auch aus dem Grunde ist die Aufstellung unzutreffend, welche zudem nur mit Zahlen operiert, von welchen die einen ungewiß, die anderen zweifellos unrichtig sind.

Zur Zeit können wir noch nicht sagen, wie viel Brantwein nach Westafrika geht, und auf wie viele er sich verteilt. Was wir sicher sagen können ist, daß zahlreiche Zeugen aussagen, wie groß die Menge Brantweins ist, die an ihrem Orte ins Land kommt, und wie verderblich die von ihnen beobachteten Folgen sind. Wir können an einzelnen Stellen Westafrikas die Sachlage einigermaßen übersehen und was wir sehen, erlaubt keine Täuschung über die Gefährlichkeit der Lage.

Vor uns liegt die „Government Gazette“, Accra Gold Coast, am 30. März 1889 ausgegeben. Dieselbe bringt mehrere für unsere Frage interessante Mitteilungen. Die erste findet sich in den Angaben der Einfuhr vom Monat Februar d. J. Danach sind in der Goldküstenkolonie in diesem Monat bei einer Gesamteinfuhr von 31715 Pfd. St. außer Wein und Bier für 3726 Pfd. St. Spirituosen eingeführt, d. i. 11,7 Proz. Vielleicht ist es ein anderes Mal gestattet, an diesen Zahlen nachzuweisen, wie von ganz unrichtigen Voraussetzungen aus dem Reichstage vorgerechnet ist, es sei das Verhältnis von Spirituosen zu anderen Waren in Togo und Kamerun viel besser, als das in den englischen Kolonien. Dagegen möchten wir gleich jetzt im vorbeigehen bemerken, daß diese Einfuhr von Brantwein der Kolonialkasse im Monat Februar allein fast 5000 Pfd. St. eingetragen hat. Denn der Brantwein trägt eine hohe Steuer. Der Verteidiger des Spirituosenhandels hat am 14. Mai dem Reichstage versichert, „gerade das, was der Herr Kollege Stöcker wünscht und vorschlägt, sei bereits in vollem Maße und in großem Maße“ in den deutschen Kolonien geschehen. In Wirklichkeit ist es so, daß auf den Gallon Spirituosen erhoben wird:

in den deutschen Kolonien	45 Pf.
in Lagos	50 Pf.
an der Goldküste links vom Volta	1 M.
an der Goldküste rechts vom Volta	2 M. 50 Pf.

(bis 1. Januar 1889)

Der „parlamentarische Ausdruck“ dafür, daß die deutsche Steuer in dieser Skala die unterste Stufe einnimmt, daß in der englischen Goldküstenkolonie fünfmal so viel erhoben wird, ist: „es geschieht bereits in vollem Maße, in ganzem Maße.“ Der Gouverneur der Royal Niger Company, Sir G. Taub-



mann=Goldie, hat dem Marquis von Salisbury vorgeschlagen, durch internationale Vereinbarung einen Zoll 22mal so hoch wie den deutschen, 4mal so hoch wie den auf der Goldküste, d. h. 10 M. pro Gallon vom Senegal bis Kamerun einzuführen; dann wäre Westafrika vor diesem Unheil einigermaßen gesichert.

Doch dies nur im vorbeigehen. Zur Frage von der Verbreitung des nach Westafrika eingeführten Branntweins ist es wichtiger, daß nach dieser offiziellen Angabe in der Goldküstenkolonie im Monat Februar allein 180 738 Liter eingeführt sind. Dürfte angenommen werden, daß die Einfuhr jeden Monat dieselbe, so würde diese Kolonie, welche mit dem Protektorat 1 426 450 Einwohner zählt, 2 168 000 Liter Branntwein zugeführt bekommen, d. i. 1½ Liter pro Kopf. Je näher man der Sache tritt, desto höher steigt der Branntweinverbrauch. Es ist aber, wie wir zeigen können, durchaus nicht so, daß dieses Quantum über die ganze Kolonie samt Protektorat gleichmäßig verbreitet wird. Es mag manches Fäßchen über die Grenze noch weiter ins Innere gehen, aber weitaus das meiste bleibt an den Küstenrändern.

In dieser Kolonie muß nämlich eine Abgabe bezahlen, wer Spirituosen verkauft und zwar 50 M. pro Halbjahr, 100 M. pro Jahr. Die vor uns liegende Nummer der „Gouvernement Gazette“ giebt die Liste derer, welche im Januar und Februar dieses Jahres die Lizenzabgabe bezahlt haben. Es sind 611, die für ein halbes Jahr, 108 die für ein ganzes Jahr bezahlten. Die ganze Summe ist 2067 Pfd. St. 10 Sch. Da die halbjährigen Lizenzen im Laufe des Jahres erneuert werden müssen, so darf man annehmen, daß die Kolonie aus den Schanklizenzen ein jährliche Einnahme von 3594 Pfd. St. 10 Sch. = 73 330 M. hat. Mit dem Zoll auf den Branntwein wird demnach die Kolonie gegen 63 270 Pfd. St. aus dem Spirituosenhandel einnehmen, d. i. 1 290 000 M. oder fast die Hälfte der Einnahme, die 1887 2 496 000 M. betrug. Nach dem dort geltenden verständigen Steuersystem tragen Getränke, Tabak, Gewehre und Munition allein Steuer, und 1887 bildeten diese bis auf ⅓, welches aus anderen Quellen floß, die Einnahme der Kolonie.

Diese Lizenzen geben nun einen guten Einblick in die Verbreitung des westafrikanischen Spiritushandels. Zunächst ist zu bemerken, daß die Lizenzen in 11 Distrikten gekauft sind, die alle an der Küste liegen, von Elmina bis Quitta und am Voltafluß. Es sind aber Lizenzen nicht für einen Großhandel, sondern für jedes Geschäftslokal, in dem Branntwein verkauft wird. So hat die Firma F. und A. Swanzy nicht weniger als 41 Lizenzen gekauft, darunter 2 halbjährlich, 39 jährlich. Da es keinerlei Vorteil bringt, wenn man fürs ganze Jahr bezahlt, so darf man annehmen, daß die 108 Lizenzen fürs Jahr von Kaufleuten bezahlt sind, denen es nichts ausmacht, gleich 100 M. zu bezahlen, während die 611 halbjährigen Lizenzen wohl kleineren Händlern zukommen und das repräsentieren, was wir im Deutschen Branntweinschenken nennen. Daß deren eine große Menge sein muß, scheint, wenn diese Damen den Schluß verzeihen wollen, auch daraus hervorzugehen, daß in dem Verzeichnis den Namen nach zu schließen, 54 Frauen als Inhaberinnen von Lizenzen sich finden. Denn daß „Madam Tschinto“ und „Madam Ardoo“



und „Madam Dyeworm“ und wie sie heißen, einen Großhandel treiben, möchte weniger wahrscheinlich sein, als daß sie eine Branntweinkneipe mit Erfolg unterhalten.

Man bekommt so einen Einblick in das Geschäft. In dem schmalen Küstenstrich sorgen einige hundert von Schenken dafür, daß die zwei Millionen Liter auf der Goldküste in kleinen Quantitäten verkauft werden. Dahin deutet auch die Verteilung der Lizenzen in den einzelnen Distrikten. Im Distrikt Akra z. B. fallen von den 168 Lizenzen nur 17 auf andere Orte, 151 sind für die Hauptstadt Akra-Christiansburg erteilt. Das ist nach Weise der westafrikanischen Städte ein Konglomerat von verschiedenen Ortschaften, jede unter eigenem Namen, die eine Stadt geworden sind. Auf einem Terrain, viel kleiner als das von Bremen, wohnen da 20 000 Menschen und unter ihnen sind 151 Schanklokale, in welchen europäischer Branntwein verkauft werden darf, d. h. auf 132 Einwohner kommt eine Schenke. Im Distrikt Quitta kommen auf die Stadt Quitta, die vielleicht 1500 Einwohner, höchstens 2000 hat, 17 Schenken, d. i. für 111 Einwohner eine. Wenn sie daran nicht genug haben, so brauchen sie nur eine halbe Stunde hinüber zu gehen nach Dschelukowe, da haben sie noch 8 weitere Wirtshäuser. Es ist psychologisch erklärbar, daß man, je näher man Rom kommt, die Leute um so gottloser findet. Daß man, je näher man diesen Küstenorten mit zahlreichen Wirtshäusern kommt, die Leute um so nüchterner finden sollte, ist weniger glaublich. Die an der Küste werden schmerzlich die verführerische Flüssigkeit mit ihren Brüdern im innern Lande gleichmäßig teilen. Afrika ist ein großes Stück Land, und man kann viel darüber phantastieren. Aber so wie man ein kleines Stück näher ansieht, verfliegen diese Phantasien. Wie auf der Goldküste, so wird es überall sein. Einige Tropfen spritzen weit und weiter ins Innere; die Masse des Stromes trinken die an der Küste und gehen darüber zu Grunde. Möge sich das deutsche Volk nicht täuschen lassen! Es ist kein harmloses Geschäft, 17 oder 34 oder wie viel es denn sein mögen, Millionen Liter Branntwein den Westafrikanern zu bringen; es verteilt sich nicht so, daß die kleinen Quantitäten Gift unschädlich werden; sondern wie an der Goldküste, so wird es überall sein oder werden, daß in den Küstenorten und Küstendistrikten das Volk davon ruiniert wird. Möchte unserm Volke nicht die Hauptschuld daran zufallen!

Man muß ja nun abwarten, was die Reichsregierung thun wird; hoffentlich erkennt sie der pro domo-Rede Wörmanns keine Unsehlbarkeit zu. Große Übel werden, zumal wenn sie mit dem Geldbeutel zusammenhängen, nie schnell beseitigt. Auch gegen den afrikanischen Branntweinhandel wird man sich auf einen langen Kampf gefaßt machen müssen. Hoffentlich wird auch der deutsche Reichstag mit Ausdauer diesen Kampf führen.

Wir kommen nun zu den heimatischen Vorgängen in den Kreisen der Missionsgesellschaften zunächst in Deutschland und beginnen mit denjenigen, welche in Beziehung zu Afrika stehen.

In ihrer diesjährigen Versammlung hatte die sächsische Prov. Missionskonferenz auch eine Resolution dahin gehend gefaßt: „... der Unterstützung bedarf jetzt insonderheit die ostafrikanische Mission. Da aber die drei jungen deutschen Gesellschaften, welche seit einigen Jahren in Ostafrika thätig sind,

für die großen Aufgaben, die dort die evang. Mission zu lösen hat, voraussichtlich genügende erfahrene Kräfte nicht zur Verfügung zu stellen vermögen, so ist es ein unabweisbares Bedürfnis, daß eine von den erfahrenen, größeren, älteren Miss.-Gesellschaften dort in die Arbeit tritt, sobald das Land einigermaßen beruhigt sein wird. Und da zum Eintritt in diese Arbeit keine andre deutsche M.-G. so berufen zu sein scheint wie die Berliner südafrikanische, so richtet die Versammlung an diese die dringende Bitte, sobald die Verhältnisse es gestatten, eine Mission in Deutsch-Ostafrika zu beginnen und die bisherige deutsch-ostafrikanische M.-G. (unter P. Diestelkamp) womöglich in ihren Verband aufzunehmen.“

Als diese Resolution — von einer großen Versammlung einstimmig — gefaßt wurde, waren, wie dem Antragsteller genau bekannt, Verhandlungen betreffs einer Verschmelzung der beiden genannten Missionen bereits im Gange, aber man hoffte durch die betreffende Ründgebung zur Beschleunigung eines befriedigenden Abschlusses ein wenig beizutragen. Indes hat sich bis heute diese Hoffnung nicht erfüllt, trotzdem die Verhandlungen lebhaft fortgeführt worden sind, auf beiden Seiten der beste Wille vorhanden ist, zu einer Einigung zu kommen und — die deutsch-ostafrikanische M.-G. bald ohne Inspektor sein wird, da sie dem Dr. Büttner auf Ende d. Js. gekündigt hat.<sup>1)</sup> Lassen wir diese für die Außenstehenden etwas rätselhafte Ründigung samt allem, was mit ihr in Zusammenhang steht, als ein internum unbesprochen, so bleiben, wie es scheint, wesentlich 2 Gründe, welche zur Zeit die Vereinigung hindern: 1. die Krankenpflege. Bekanntlich hat die deutsch-ostafrik. M.-G. je länger je mehr ihre Hauptthätigkeit auf das in Sansibar etablierte zur Pflege erkrankter deutscher Landsleute (wesentlich Kolonialbeamter und Marinemannschaften) bestimmte Hospital gerichtet und sie wünscht durchaus, daß die Berliner südafrikanische Mission auch diese Krankenpflege mit übernehme, worauf einzugehen dieselbe ablehnt. Und mit vollem Recht. Die Pflege unsrer kranken deutschen Landsleute in Ostafrika ist selbstverständlich eine gute Sache, aber sie hat doch mit der Mission ebensowenig etwas zu thun, wie die freiwillige Krankenpflege in den europäischen Kriegslazaretten. Bloß dadurch, daß das Lazarett in Sansibar ist, wird die in ihm geübte Thätigkeit doch keine Mission. Nur eine Unklarheit über Zweck und Ziel der Mission kann die Pflege kranker Landsleute unter die Missionsaufgaben aufnehmen. Wohl rechnen wir ärztliche Missionen zu den indirekten Missionsmitteln, aber diese ärztlichen Missionen haben es mit der Pflege kranker Eingeborner (Heiden wie Christen) zu thun. Wohl thun die Kaiserswerther Diakonissen durch ihre Krankenpflege einen indirekten Missionsdienst im Orient, aber sie thun ihn, indem sie diese Pflege wesentlich den Eingebornen widmen; dabei kommt es der Kaiserswerther Diakonissenanstalt nicht in den Sinn sich Missions-Gesellschaft zu nennen. Ganz ein ander Ding ist was die deutsch ostafrik. M.-G. thut: sie pflegt und behandelt ärztlich ihre deutschen Landsleute. Wir wiederholen: das ist eine gute Sache, aber sie soll nicht von einer Missions-G. gethan werden, sondern von einem kolonialen Krankenpflege-, oder meinetwegen kolonialen Diakonissen-Verein, welcher seitens der ostafrik. Kolonial-G. und der deutschen Reichsregierung zu unterhalten ist. Die Missions-Bei-

<sup>1)</sup> Unterdes erfahren wir, daß sie in der Person des Goknerschen Missionars Beyer bereits einen neuen Inspektor gewählt hat!!

träge werden zum Zweck der Bekehrung der Heiden gegeben und weder eine Kolonialgesellschaft noch die deutsche Reichsregierung sollte es annehmen, daß dieselben auf die Krankenpflege von solchen Deutschen verwendet werden, die in ihrem Dienst stehen und für welche zu sorgen ihre Pflicht ist. Also daß die Berliner südafrikanische Mission auf die Übernahme einer Krankenpflege nicht eingeht, welche keinen missionarischen Charakter trägt, ist ganz in der Ordnung. Man kann sich aber vielleicht so vereinigen, daß die deutsch-ostafrik. Miss.=G. ihre eigentliche Missionsarbeit an die Berliner südafrikanische abtritt, sich selbst als kolonialen Diakonissen=V. konstituiert und die Krankenpflege fortreibt.

Der zweite Grund scheint, wenigstens nach dem Berichte des Reichsboten, in der bekannten offiziellen Erklärung des deutschen Reichskommissars Wismann zu liegen, daß die Missionare seine „Daumschrauben“ seien. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese allerdings wenig zur deutsch-ostafrikanischen Mission lockende Bezeichnung nicht so schlimm gemeint gewesen und nur der Ausdruck des Unwillens des Soldaten darüber ist, daß die gefangenen Missionare die Freiheit seiner militärischen Operationen hindern, wenn er nicht das Leben derselben riskieren will, obgleich dasselbe bis jetzt wenig der Fall gewesen. Allein auch, wenn sie nur so gemeint gewesen, so bleibt sie immer unbillig, da doch einzig und allein unsre kriegerische Aktion die Missionare in die Hände Buschiris gebracht hatte, und es eine ganz selbstverständliche ritterliche Pflicht des deutschen Reichsvertreters in Ostafrika sein muß, die durch unsre Schuld gefährdeten Missionare zu schützen. Auch nur in diesem Lichte betrachtet nimmt sich die offizielle Titulatur „Daumschrauben“ gerade nicht liebenswürdig aus und man kann wohl begreifen, daß diese Wismannschen „Daumschrauben“ zu einer deutsch-ostafrikanischen Mission wenig Lust machen. Ohne Zweifel wird dieser drastische Ausdruck die Runde machen durch die außerdeutsche Presse und nicht gerade dazu beitragen, die Unbeliebtheit, in welcher leider, leider in derselben der deutsche Name fast überall steht, zu verringern. Es wäre sehr zu wünschen, daß die deutsche Reichsregierung bald eine Gelegenheit ergriffe, um das Mißverständnis zu korrigieren, welches über ihre Stellung zur Mission durch die Wismannschen „Daumschrauben“ weithin in der Welt verbreitet werden wird, besonders im Zusammenhange mit den bevormundenden Einschnürungsmaßregeln, mit welchen höchst überraschende konsularische Verfügungen die evangelische Mission auf den Marshallinseln in Bedrängnis bringen (vgl. S. 393 und den Bericht über die Bremer Miss.=Konf. S. 20). Wie frei bewegt sich auf allen englischen Kolonien die Mission und zwar ohne daß die Nationalität ihrer Arbeiter einen Unterschied macht!! Die deutschen Kolonialregierungen dürften sich sehr irren, wenn sie meinten, ihrer Kolonialpolitik einen Dienst zu leisten, so sie die Mission entweder durch bureaukratische Bevormundung und kleinliche Vielregiererei oder durch harsche Behandlung von der Arbeit auf den deutschen Schutzgebieten abschreckten. Eine Handlungsweise, die schwer zu begreifen ist, da man doch durchaus Missionen auf den deutschen Schutzgebieten haben will.

Vielleicht könnte man auch noch ein drittes Hindernis nennen, nämlich den Mangel einer organisierten Vertretung der heimatl. Missions-gemeinde. Es ist durchaus berechtigt, daß die Leitung der Berliner Mis-



sions-G. bei der Übernahme eines neuen Missionsgebiets nicht bloß der Zustimmung seitens ihrer heimatlichen Missionsgemeinde sicher sein will, sondern auch eine gewisse Garantie verlangt, daß dieselbe die entstehenden Mehrausgaben aufzubringen den ernstlichen Willen hat. Eine solche organisierte Vertretung fehlt zur Zeit der Berliner M.-G. und es ist sehr erfreulich, daß sie jetzt ernstlich in Angriff genommen zu werden scheint. Mit dem Wachstum des Missionswerks hat sich die alte patriarchalische Verfassung, wenn man überhaupt von einer solchen reden darf, überlebt, nach welcher der Inspektor oder Direktor in Gemeinschaft mit einem sich selbst ergänzenden Vorstande alle Entscheidungen ausschließlich in den Händen hatte. Wie die Ausdehnung des Werks die Übertragung einer Reihe von Machtbefugnissen auf mitleitende Organe draußen gebieterisch verlangt, so macht sie auch die Organisation einer mit wirklichen Rechten ausgestatteten Missionsgemeindevertretung daheim notwendig.

In einer ausführlichen Denkschrift (Berliner M.-Berichte 89, 182) entwickelt D. Wangemann sein Programm bezüglich einer solchen Missionsgemeindevertretung. Eine Allg. Miss.-Z. kann sich natürlich nicht in eine detaillierte Reproduktion bzw. Kritik dieses ziemlich umfangreichen Schriftstückes einlassen, sondern muß sich mit der Besprechung seiner Grundgedanken begnügen. Der Grundgedanke der betreffenden Denkschrift ist aber die Gründung von Provinzialvereinen für die Berliner M.-G., ein Gedanke, den Wangemann allerdings schon 1875 in einer gleichfalls ausführlichen Denkschrift ausgesprochen und jedenfalls jetzt wieder aufgenommen hat, seitdem er gesehen, was für einen Aufschwung die Prov.-Missionskonferenzen bei uns genommen.<sup>1)</sup>

Die von ihm in Vorschlag gebrachten Prov.-Vereine sollen eine Mittelinstanz bilden zwischen den lokalen Zweigvereinen und einer Generalversammlung bzw. dem Vorstande der Berliner M.-G. zum Zwecke der Wahrung und Förderung speciell der Interessen dieser Gesellschaft. Ob dieselben dazu das geeignete Organ sind, ist uns sehr fraglich. Und zwar aus folgenden Gründen: 1. weil eine Provinz ein zu großer Bezirk ist, um ein wirkliches Aktionszentrum zu bilden; 2. weil schwerlich auf den Zusammenkünften dieser Prov.-Vereine die sämtlichen provinziellen Lokalvereine vertreten sein werden; 3. weil die Beschränkung ihres Interesses auf eine M.-G. ihnen nicht Stoff genug bietet für wirklich anziehende Verhandlungen und 4. weil da, wo lebendige Prov.-Missionskonferenzen bestehen, entweder diese die größere Anziehungskraft üben oder dieselben durch die Prov.-Vereine zerstört werden. Zwei Prov.-Missionsversammlungen in jedem Jahre dürften schwerlich auf zahlreichen Besuch zu rechnen haben.

Wangemann beruft sich auf den schlesischen Prov.-Verein; der branden-

<sup>1)</sup> Es ist ein völliger Irrtum Wangemanns, wenn er a. a. O. S. 182 behauptet, daß die Prov.-Missionskonferenzen „angeregt“ seien durch die von ihm in der Denkschrift von 1876 vorge schlagenen ganz andere Zwecke verfolgenden Provinzialvereine und daß sie „sich angegeschlossen“ hätten an „die Vollendung des Verfassungsaufbaus unsrer Kirche,“ wie auch der Ausdruck: „Berufung“ der Prov.-Missionskonferenzen ganz vergriffen ist. Der Schreiber dieses, dem eine gewisse Vater schaft der Prov.-Missionskonferenzen eignet und der daher über ihren Ursprung wie über ihre Zwecke recht genau unterrichtet ist, kann aufs bestimmteste versichern, daß weder die genannte Denkschrift noch unsre Kirchenverfassung bei ihrer Entstehung irgendwie mitgewirkt hat. Vgl. Allg. M.-Z. 1879, 193. Von einer „Berufung“ dieser Konferenzen kann einfach darum gar keine Rede sein, weil sie auf dem Principe völliger Freiheit und Freiwilligkeit beruhen und in keiner Weise einen offiziellen oder offiziösen Charakter tragen.



burgische, den er auch anzieht, ist jedenfalls ein — kaum geborenes Kindlein. Mit dem schlesischen Prov.-Verein für Berlin I, der übrigens auch noch ziemlich jungen Datums ist, hat es aber, wie dem Schreiber dieses genau bekannt ist, eine eigene Bewandnis. Vermutlich würde er gar nicht existieren, wenn die schlesische Prov.-Missionskonferenz aus Gründen, die öffentlich zu erörtern indiskret wäre, nicht — wir wollen sagen gekränkelt hätte. Täuscht nicht alles, so wird nun in Schlesien der Prov.-Verein die Prov.-Missionskonferenz absorbieren; Wangemann wird damit ja nicht unzufrieden sein, aber er würde sich täuschen, wenn er dies als Beweis dafür ansehen wollte, daß seinen Prov.-Vereinen naturgemäß die größere Lebenskraft innewohnt. Die Gründe liegen ganz wo anders, wie die Leiter des schlesischen Prov.-Vereins am besten wissen.

Seit einer langen Reihe von Jahren existiert ein Prov.-Verein in Sachsen für die Gögnerische Mission. Er hatte eine kurze Zeit der Blüte, aber jetzt sind seine Jahresversammlungen eine wahre Ironie auf den Namen Provinzial-V. Mag sein, daß Berlin I wegen seiner vielen Lokal- bzw. Ephoralvereine besser daran ist als Berlin II; es mag auch sein, daß zu diesem Niedergang des Gögnerischen Prov.-V. Umstände mitgewirkt haben, welche sich der öffentlichen Besprechung entziehen — ein großer Teil der Schuld liegt aber gewiß in der Institution als solcher; sie ist kein geeignetes Aktionsorgan.

Es geschah nach reiflicher Überlegung, daß wir 1879 in Halle nicht einen Prov.-Verein, sondern eine Prov.-Miss.-Konferenz gründeten. Wir wollten nicht zu den vielen alten Vereinen einen neuen hinzufügen, nicht die Vereinsmaschinerie um ein neues Glied beschweren, am allerwenigsten aber, wie Wangemann den Verdacht nicht loszuwerden scheint, „als ein Mittelglied zwischen dem Komitee und der Missionsgemeinde uns hinstellen“, sondern wir wollten in freier Weise die Missionsarbeiter der Provinz ohne Unterschied der Gesellschaft, welcher sie sich angeschlossen, sammeln, um durch sachliche und sachkundige Besprechung theoretischer und praktischer Missionsfragen aller Art das Missionsverständnis zu vertiefen, den Missionsgesichtskreis zu erweitern, den Missionseifer zu beleben und die Missionsarbeit sowohl zu klären wie zu befruchten. Wir schlugen diesen Weg ein, gerade weil unsre Erfahrung uns zeigte, daß die Missionsvereine diese Aufgaben nicht lösten. Unter Gottes Segen haben auch die Missionskonferenzen ein wenig zu ihrer Lösung wirklich beigetragen; sie haben auch die Missionsleistungen z. B. der Provinz Sachsen — über die der übrigen Provinzen hin ich nicht so speciell unterrichtet — beinahe verdoppelt und ganz vorwiegend ist dieser Gewinn der Berliner M.-G. I zu gute gekommen. Man sollte also denken, daß Berlin I erfreut sein müßte über die neue Institution der Prov.-Missionskonferenzen und nicht Organe schaffen sollte, die diesen ausblühenden Konferenzen möglicherweise eine unerbauliche Konkurrenz machten.

Wenn man sich nun fragt: warum haben die Prov.-Missionskonferenzen so gezogen? so lautet die Antwort: weil sie Speise geboten haben. Wangemann scheint allerdings von den verhandelten Themen nicht gerade viel zu halten. „Der Vortrag Warneds“, heißt es S. 193, „daß die Mission eine Wissenschaft sei, hat ja sein volles Recht, aber bliebe sie bloß eine Wissenschaft, wie würden die Heiden getauft?<sup>1)</sup> Deshalb lassen wir die theoretische Be-

<sup>1)</sup> Diesen Einwand verstehe ich einfach nicht, da kein einziger Mensch daran denkt, daß die Mission „bloß eine Wissenschaft bleiben“ soll.

handlung der Mission in den Missionskonferenzen in allen Ehren, bemühen uns aber andererseits nicht minder die Praxis der Mission in gesunden Bahnen zu erhalten, und das eben ist die Aufgabe der von uns erstrebten Missions-  
Prov.-Hilfsvereine nach Maßgabe des Wortes: Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert.“ Also: das „aufblähende Wissen“ in den Prov.-Miss.-Konferenzen, die „bessernde Liebe“ in den Prov.-Vereinen?<sup>1)</sup>

Ganz davon abgesehen, daß in den Prov.-Missionskonferenzen missionspraktische Fragen in der ausgiebigsten Weise behandelt worden sind und fortgehend behandelt werden, der von Wangemann gemachte Gegensatz also gar nicht zutrifft, so muß es als eine große Kurzsichtigkeit bezeichnet werden, zu meinen, daß man die praktische Missionsarbeit nur dann fördere, wenn man ohne Unterlaß das Thema variiert: was müssen wir thun, um die Missionsgaben (und speciell die für Berlin I!) zu erhöhen, Missionschriften (und speciell die über Berlin I!) zu verteilen u., kurz um die heimatische Gemeinde leistungsfähiger zu machen? Es stumpft ab, wenn man beständig dieses selbe Lied singt und — ich bin auch ein alter Praktikus — ich glaube, daß das gerade so viele Missionsvereins-Versammlungen so langweilig gemacht hat. Es ist gewiß sehr notwendig, Erweckungspredigten zu halten und ich wünschte, es würden ihrer mehr gehalten; aber die Bibel ist doch nicht bloß eine Textsammlung für Erweckungspredigten. Ebenso ist es mit der Mission. Es ist sehr notwendig, häufig auf die Frage zurückzukommen: was und wie muß ich für sie arbeiten? u. dergl., aber sie umschließt doch auch noch eine Fülle andrer großer Gesichtspunkte und Fragen, und auch das ist ein Weg zur Erweckung der Arbeitsfreudigkeit, daß mir der Blick für diese großen Gesichtspunkte geöffnet und das Verständnis für die großen Missionsfragen erschlossen wird und in dieser Richtung haben die Provinzial-Missions-Konferenzen offenbar eine Speise geboten, nach der viele gehungert haben.

Die Wangemannschen Prov.-Missionsvereine sollen sich grundsätzlich mit diesen „theoretischen“ Dingen nicht beschäftigen. Es ist meine feste Überzeugung, daß sie dann an Stoffmangel bald lahmen werden; falls man nicht durch Mitteilungen aus der Berliner Miss.-Geschichte sie zu einer Art von Missionsstunden machen will, was aber auch kaum dazu beitragen würde, ihnen Zugkraft zu geben. Der schlesische Prov.-Verein hat das wohl auch gefühlt, denn er hat schon auf seiner diesjährigen (zweiten) Versammlung über Kirchenzucht in den heidenchristlichen Gemeinden verhandelt. Ist das nicht auch ein „theoretisches“ Thema? Und doch hat der gegenwärtige Wangemann nicht gewehrt. Wo

1) S. 194 geht Wangemann mit Vorwürfen, wie dieses Schlusswort sie enthält, noch viel weiter. Da scheint es sogar, als ob die Missionskonferenzen die evang. Grundwahrheit gefährdeten: es ist in keinem andern Heil u. und als ob die Prov.-Missionsvereine „das altbewährte Panier“ erst wieder „entfalten“ müßten. Diese ganze S. 194 ist überhaupt sehr wunderlich, und — ich wünschte um Wangemanns selbst willen, er hätte so nicht geschrieben. Sicher besucht mancher die Missionskonferenzen, der daheim nicht für die Mission betet. Aber wenn man eben vorher die eigne Klage Wangemanns über den Tod in vielen Vereinen seiner Gesellschaft gelesen hat, so fragt man sich verwundert: und durch einen neuen Prov.-Verein will derselbe Mann diese toten Vereine lebendig machen? Meint Wangemann im Ernst, daß in seinen Prov.-Vereinen keine Leute sein würden, die daheim nicht für die Mission beten? Und daß sie das Zaubermittel wären zur Erweckung der „bessernden“ Liebe?

bleibt nun der von ihm selbst gesetzte Unterschied von den Prov.=Missions-Konferenzen?

Die Prov.-Vereine können, wo Prov.=Miss.-Konferenzen bestehen, nach meiner Auffassung wesentlich nur die Bedeutung von Wahlkörpern für eine die Missionsgemeinde repräsentierende Generalversammlung haben, und es dürfte sich empfehlen, die Zusammenkünfte derselben mit denen der Prov.=Missions-Konferenzen dann zusammen zu legen.<sup>1)</sup> Aber auch als Wahlkörper scheinen mir Prov.-Vereine zu unhandliche Organe. Die Wahlkreise müssen kleiner sein. Wangemann selbst redet in seiner Denkschrift auch von Bezirksvereinen, die sich aus 3, 4 benachbarten Lokal- oder Ephoralvereinen zusammensetzen. Solche Bezirksvereine, etwa wie der altmärkische, der im Kreise Neuhaubensleben u., deren Vorstände zusammenkommen können und wirklich zusammenkommen, sind nicht bloß die gesündesten Wahlkörper, sondern auch die natürlichsten Aktionsorgane für eine bestimmte M.-G., und nur auf ihnen als Unterbau läßt sich eine gliedlich organisierte heimatliche Missionsgemeindevertretung, eine Art heimatlicher Missions-synode aufbauen.<sup>2)</sup>

Und darum handelt es sich, daß eine solche Missions-synode zustande kommt. Dies ist in der Wangemannschen Denkschrift lange nicht scharf genug hervorgehoben. Wird dieser Gesichtspunkt klar gestellt und festgehalten, dann ist auch die reinliche Scheidung von den Prov.=Missionskonferenzen da, und die ganze Wangemannsche Polemik gegen dieselben, der in der Denkschrift so breiter Raum gegeben ist, überflüssig.

Bezüglich der Notwendigkeit, Zusammensetzung und Rechte der betreffenden Generalversammlung, darf auf den Vortrag über „Kirchenmission oder freie Mission“ auf der vorjährigen sächsischen Prov.=Miss.-Konf. (A. M.=Z. 1888, 97) und speciell auf die geradezu vorbildliche Organisation dieser Generalversammlung in der Rheinischen M. G. (ebend. S. 116 und Wangemanns Denkschrift S. 196) verwiesen werden.

Nur 2 Punkte seien hier noch besonders betont: 1. daß die qu. Generalversammlung auch wirkliche Rechte haben muß. Sie sorgt für die Aufbringung der Missionskosten, und ihr Verantwortlichkeitsgefühl wie ihre Aktionsfreudigkeit wird nur dann gesteigert werden, wenn sie auch im Ernste etwas zu sagen hat; nicht zu viel, aber etwas. Und 2. daß diese Generalversammlung nicht aus zu vielen Gliedern, höchstens aus 60, bestehen darf; sonst wird sie zu einer schwerfälligen Körperschaft von zweifelhafter Bedeutung. „Sämtliche Mitglieder der Hilfsvereine“ und gar aus „allen Christen, Männern, und Frauen, welche teilnehmen wollen“, bestehende „Gäste“ als „beratende Mitglieder“, wie Wangemann vorschlägt (S. 202) müssen durchaus ausgeschlossen sein, wenn nicht der Charakter einer auch interna der M.-G. beratenden Generalversammlung völlig illusorisch gemacht werden soll.

<sup>1)</sup> Die Prov. Miss.-Konferenzen stehen statutengemäß neutral zu den einzelnen Missionsgesellschaften, d. h. sie dienen jeder. Wo nun in einer Provinz mehrere M.-G.G. Vereine haben, können ja die Vertreter derselben gelegentlich der Konferenz-Zusammenkünfte zu einer Art Sektionsversammlungen zusammentreten, in welchen sie die speciellen Angelegenheiten ihrer bezüglichen G.G. beraten. Vielleicht ist das der einfachste und natürlichste Weg Prov.-Verbände für die resp. Gesellschaften herzustellen.

<sup>2)</sup> Aber Prov.-Vereine und auch noch Bezirksvereine, das ist eine schwerfällige Maschinerie, in welcher ein Glied das andere lähmt.



Dagegen empfiehlt es sich, wie die Rh. M.-G. gethan, eine kleine Anzahl sachkundiger Missionsfreunde, etwa 8—12, als stimmberechtigte Mitglieder zu ernennen, und dem Kirchenregiment durch je einen General-Superintendenten jeder der zur heimatlichen Gemeinde der betreffenden M. G. gehörenden Provinzen Sitz und Stimme zu gewähren.

## Literatur-Bericht.

1. **Fabri:** „Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik. Rück- und Ausblicke.“ Gotha, Perthes. 2,60 M. Eine Broschüre, welche die Aufmerksamkeit der Kolonial- wie Missionsfreunde in hohem Grade verdient, obgleich ihre positiven Vorschläge schwerlich auf ungetheilten Beifall zu rechnen haben werden. Fabri geht aus von der Thatfache, daß unsre junge Kolonialpolitik „in einer schweren Krisis steht. Seit September v. J. ist die ostafrikanische Kolonialbevölkerung im Aufstande, die Beamten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft sind von fast allen Plätzen vertrieben, einige derselben sowie etliche Missionare sind getödet, mehrere erfreulich aufblühende Plantagen zerstört, Handel und Wandel stockt und der Zugang ins Innere ist verschlossen. An diese traurigen Vorgänge reihte sich im Dezember die Nachricht von einer sehr bedenklichen Niederlage in Deutsch-Südwestafrika. Der Oberhäuptling Maharero hat, aufgestachelt von einem englischen Händler, alle mit Deutschland geschlossenen Verträge, alle an Deutsche erteilten Konzessionen für null und nichtig erklärt, worauf der Reichskommissar und alle Deutschen, mit Ausnahme der Missionare das Land verließen. So hat die deutsche Schutzherrschaft, vorläufig wenigstens, dort ein nicht minder klägliches Ende genommen als 1850 die englische. Unmittelbar an diese beklagenswerte Meldung reihte sich eine Trauerpost aus Samoa, einer Inselgruppe, die für die überseeische Politik Deutschlands ein Schmerzenskind geworden ist . . . Die Empfindung macht sich geltend, daß wir mit unsrer Kolonialpolitik auf eine schiefe Ebene, wo nicht in Trübsand geraten sind. Zwei Millionen sind kürzlich für Ostafrika bewilligt worden, aber welches Reichstagsmitglied hat sich wohl nicht im stillen gefragt: wie viele werden noch nachfolgen?“ Der Verfasser forscht nun nach den Ursachen dieses Mißerfolgs und findet, daß — von einer Reihe Nebendinge abgesehen — wesentlich die Halbheit des kolonialpolitischen Programms bzw. kolonialpolitischen Handelns der Reichsregierung die Hauptschuld trägt. Allerdings stellt er nicht in Abrede, daß auch auf die Kolonialgesellschaften bzw. deren Vertreter und auf die Organe der Reichsregierung in den Schutzgebieten ein Teil dieser Schuld fällt, aber — wie uns scheint — geht seine Kritik über diesen wichtigen Punkt mit zu großer Nachsicht hinweg. Täuscht nicht alles, so ist das Gelingen kolonialpolitischer Unternehmungen heut weit weniger abhängig von der Entfaltung einer bewaffneten Macht, so unentbehrlich unter gewissen Umständen dieselbe auch sein mag, als von der weisen Behandlung der Eingebornen durch humane und erfahrene Kolonialbeamte. Und hieran hat es bei uns gefehlt. Soll es in Zukunft besser gehen, so darf man vor allem diese Thatfache nicht verschleiern. Wie die Weißbücher zeigen und die Äußerungen des Reichskanzlers über den morbus ja furor consularis, so sieht auch die Reichsregierung einen Hauptgrund der Verwicklungen und Mißerfolge in den Fehlern, welche die unerfahrene Schneidigkeit in der Be-



handlung der Eingebornen gemacht hat. Fast überall hat man teils durch barsches Auftreten, teils durch rücksichtslose Maßregelungen, teils durch nicht gehaltene Versprechungen, teils durch verkehrte Einmischung in ihre Angelegenheiten die Eingebornen verstimmt, ja gereizt, und nun sind wir leider in unsrer kurzen Kolonialära fast überall soweit gekommen, daß wir zu Blutvergießen schreiten müssen, wenn wir uns halten und unser Ansehen aufrecht erhalten wollen. So kommt z. B. neuerdings von den Marshallinseln die Nachricht, daß der deutsche Konsul der hawaiisch-amerikanischen Mission, welche seit 37 Jahren wesentlich mit eingebornen Christen dort arbeitet und die Schöpferin der dortigen Civilisation ist, die Erwerbung, ja selbst die Pachtung von Grund und Boden für eingeborne Lehrer zu Wohnungen, Schulhäusern, Kirchen zc. verwehrt und ihrem Missionsschiffe eine Lizenzabgabe von 1000 Mk. für jede Reise abgefordert hat!! Auch soll den Eingebornen eine ganz unverhältnismäßig hohe Steuer (tax) aufgelegt worden sein (Miss. Her. 1889, 89). Daß solche Maßregeln — der bekannten früheren Vorgänge auf Ebon ganz zu geschweigen — gegen die deutsche Herrschaft, mildest gesagt, sehr verstimmt machen müssen, liegt auf der Hand. Wie wir hören, hat der American Board durch den amerikanischen Gesandten Beschwerde eingereicht bei unserm Auswärtigen Amt gegen diese konsularischen Maßregeln, und man wird wohl hoffen dürfen, daß Remedur eintritt. Wir führen in diesem Zusammenhange die betreffenden Verfügungen, die jedenfalls auf den Einfluß der deutschen Kaufleute zurückzuführen sind, nur an, um an einem neuen konkreten Beispiele die Mißgriffe zu illustrieren, durch welche der deutsche Name fast überall in der Welt unbeliebt gemacht wird und um zu zeigen, wie kurzfristig ein solches Kolonialregiment handelt. Wir haben nicht überflüssig viel Freunde weder in noch außer Europa; darum sollte doch gerade in unsrer jungen Kolonialpolitik jede unnütze Reizung vermieden werden. Man sollte denken, es sei politisch weise, sich mit einer langjährigen und einflußreichen Mission auf guten Fuß zu stellen, wenn aus keinem andern Grunde, so doch darum, weil sie die Eingebornen auf ihrer Seite hat. Statt dessen ist seit der kurzen Zeit, daß die deutsche Flagge über den Marshallinseln weht, eine verstimrende Maßregel über die andre gegen die dortige evangelische Mission ergriffen worden. Wenn unter solchen Umständen das deutsche Regiment gerade von den besten Elementen der eingebornen Bevölkerung, den Christen, die übrigens bereits ziemlich zahlreich sind, als ein hartes Joch empfunden und Gegenstand der Unzufriedenheit wird, und die sich natürlich weit verbreitende Kunde von diesen Maßregelungen es auch bei den Weißen, soweit sie nicht Deutsche sind, mißliebig macht, so braucht man sich nicht zu wundern.

Doch kehren wir zu der Fabrischen Broschüre zurück. Ohne uns auf eine Besprechung ihrer Kritiken und Vorschläge im einzelnen einzulassen, bemerken wir nur, daß der Verfasser das bisherige kolonialpolitische Programm der Reichsregierung für zu kurz erklärt und sich nachzuweisen bemüht, warum und auf welche Weise über dasselbe hinausgegangen werden muß, daß er die koloniale Verwaltung aus den Händen der Privaten in die des Reichs gelegt, also eine Verwandlung in Kronkolonien haben will, und für die Errichtung einer stehenden Kolonialtruppe<sup>1)</sup> (eines Seebataillons) wie eines eignen Kolonial-

<sup>1)</sup> In seiner Gürzenichrede (vom 17. Okt. 1888) scheint der Verfasser die Dinge noch etwas anders angesehen zu haben. „Wie soll — heißt es da — dem zum

amts eintritt — Vorschläge, welche unter der Voraussetzung der Nichtigkeit der Fabriſchen Prämiſſen auf dem Papier ſo übel nicht ſind. Allein angenommen, daß ſie zur Ausführung kämen, würden die Verhältniſſe dadurch weſentlich geändert? Allerdings könnte eine bewaffnete Macht, die ſchnell zur Verfügung ſtände, unter Umſtänden ſehr entſcheidend eingreifen, obgleich ſie keineswegs a priori den Sieg garantiert; aber der Übergang der Verwaltung in die Hände des Reichs würde doch erſt dann einige Garantie für einen glücklicheren Fortgang unſrer kolonialen Politik bieten, wenn das Reich befähigtere perſönliche Organe zu ſtellen vermöchte als Privatgeſellſchaften. In Samoa war die Kolonialpolitik Reichsſache und wohin hat dort der „furor consularis“ geführt? Die Maſſchallinſeln ſind „Kronkolonie“; ſind darum die Eingebornen zufriedner mit dem deutſchen Regiment? Ja wir fürchten, daß die Vielregiererei und kleinliche Bevormundung erſt recht ſchlimm wird, wenn die Verwaltung lediglich in den Händen von geſchulten Reichsbeamten liegt. Auch bei Fabri iſt die Befürchtung zwiſchen den Zeilen zu leſen, daß unſre juridiſch gebildeten Berufsbeamten möglicherweise ſehr unqualifiziert gerade für den Kolonialdienſt ſein können, ebenſo wie die „ſchneidigen Lieutenants“, gegen die er gleichfalls proteſtiert. Auch in dieſer Beziehung können wir viel von England lernen, das ſeine Kolonialbeamten aus allen Berufskreiſen nimmt, wenn ſie nur in Kolonialſachen erfahren ſind und mit den Eingebornen umzugehen verſtehen. Und ſo kommen wir wieder auf unſer *ceterum censeo* zurück: nicht Formen, ſondern lebendige Menſchen ſind die beſten Reformatoren auch unſrer Kolonialpolitik, Männer, die mit wirklicher Sachkenntnis und Erfahrung einen humanen Sinn, pädagogiſche Weiſheit, Geduld mit und Achtung vor den Eingebornen verbinden. Unter allen Vorſchlägen Fabriſ iſt daher die Einſetzung eines Kolonialamtes derjenige, welcher unter allen Umſtänden zu empfehlen iſt. Nur wird es ſchwierig ſein, die rechten Männer für dieſes Amt zu finden; daß dieſelben ſehr dünn unter uns geſät ſind, das haben nicht bloß die kolonialpolitiſchen Reichstagsdebatten außer Zweifel geſtellt, auch die betreffende Literatur beſtätigt es.

Da die Frage nicht mehr iſt, ſollen wir uns überhaupt in koloniale Unternehmungen einlaſſen? ſondern wir uns bereits thatſächlich in ſie eingelassen haben und es ſich nun darum handelt, die Fehler zu erkennen, die wir gemacht, und dieſe Fehler zu verbessern, ſo muß man die Fabriſche Broſchüre als ein Wort zu ſeiner Zeit begrüßen und ihr um ſo mehr hüben und drüben ernſte Beachtung wünſchen, als ſie zu den wirklich bedeutenden Produkten der kolonialpolitiſchen Literatur gehört und mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken zu kämpfen ſich ehrlich bemüht.

Ihr Inhalt umfaßt außer einem Vor- und Schlußwort in ſieben Kapiteln folgende Gegenſtände: die Anfänge der deutſchen Kolonialpolitik; das kolonialpolitiſche Programm der Reichsregierung; die Lage in Oſtafrika, die Emin-Paſcha-Expedition und die Antiſklavereibewegung; die Wirren in Südweſt-Afrika; das Bedürfnis einer kleinen kolonialen Militärmacht; allerlei Aufgaben

Angriff übergehenden Arabertum die Spitze geboten werden? Nicht die Regierungen als ſolche können in den Kampf eintreten, ſondern derſelbe muß durch freiwillige Expeditionen in der Weiſe der in Deutſchland bereits vorbereiteten Emin-Paſcha-Expedition aufgenommen und geführt werden. Auch von Lavigerie, von Cameron u. a. wird dieſer Weg als der wohl einzig mögliche befürwortet.“

für ein deutsches Kolonialamt; ein Wort über Samoa. Auf eine sachliche Prüfung der Kritiken und Vorschläge Fabris im einzelnen können wir uns dieses Ortes nicht einlassen. Von kundigster Seite hat sie stattgefunden in einem längeren Artikel der *Weser-Zeitung*. (Beilage zu 1206, am 15. Juni cr.), auf den wir hiermit verweisen.

2. **Warned:** „Die Stellung der evangelischen Mission zur Sklavenfrage. Geschichtlich und theoretisch erörtert.“ Gütersloh 1889, C. Bertelsmann. 1,50 Mk. — Wie bereits aus dem Berichte über die Bremer kontinentale Missionskonferenz bekannt, war der Verfasser mit einem Referate über die obige Frage für diese Konferenz beauftragt worden, was ihn zu weit umfänglicherem Studium über dieselbe führte, als er beabsichtigt. So wurde aus dem Referat eine kleine Broschüre, von welcher knapp der zweite Teil in Bremen zum Vortrag kam. Nun ist allerdings die vor einem halben Jahre in so hohen Wogen gehende Antisklavereibewegung heute bereits ziemlich matt geworden, eine Erscheinung, die dem Kundigen gerade nicht überraschend gekommen; dennoch dürfte das vorliegende Schriftchen zeitgemäß sein, da es sich bemüht, eine Frage, die uns vermutlich noch manches Jahr beschäftigen wird, also mehr als flüchtige Tagesfrage ist, in sachlich nüchterner Weise zu behandeln. Allerdings faßt dasselbe wesentlich die Stellung der Mission zur Sklavenfrage ins Auge; aber auch in dieser Beschränkung dürfte es für die übrigen an der Lösung dieser Frage beteiligten Instanzen manches Lehrreiche bieten. Besonderes Interesse hat es natürlich für die Missionstheorie, da es meines Wissens die erste selbständige Monographie über den genannten Gegenstand ist. Die Anmerkungen enthalten ein ziemlich reichhaltiges geschichtliches und statistisches Material, welches eine nicht wertlose Ergänzung des Textes bildet.

Der Inhalt ist folgender: Die Sklavenfrage ein kompliziertes Problem. Verschiedene Interessenten. Katholische und evangelische Mission. Zwei Formen der Sklaverei: I. die auswärtige mit dem Sklavenhandel und II. die inländische. I. Warum die mit dem portugiesisch-spanischen Entdeckungszeitalter beginnende europäische Kolonialära den beschämendsten und dunkelsten Abschnitt in der Geschichte der Sklaverei eröffnet. Die römische Kirche und Mission keine Bekämpferin des christlichen Sklavenhandels und der kolonialen Sklaverei. Die Bullen Nikolaus V. und Eugens IV. Las Casas. Wie sich die römische Kirche mit der Sklaverei abfindet. Neutrale, ja gegnerische Stellung derselben in der älteren Antisklavereibewegung. Ungünstige Lage der evangelischen Mission. Älteste Proteste. Der Kampf gegen Sklavenhandel und Sklaverei geboren aus den Freiheits- und Humanitätsgedanken des Evangelii, aber kein rein religiöser, auch kein einheitlich kirchlicher Kampf. Antisklavereibewegung und Missionsbewegung fördern sich gegenseitig. Verschiedenes Maß der Anteilnahme an der ersteren seitens der verschiedenen Missionen. Haß der Sklavenbesitzer gegen die evangelischen Missionare. Kritik der Emanzipation. Der mohammedanische Sklavenhandel. Aktion Englands gegen denselben. Anteil der evangelischen Mission an dieser Aktion. Die gegenwärtige Antisklavenhandel-Bewegung. Kritik der Lavigerieschen Kreuzzugsidee. Anti-evangelischer Charakter derselben. Gefahr für die Mission. Ein Beispiel zur Warnung. Gewaltaktion der weltlichen Mächte. Schwierigkeiten derselben. Die Aktion auf dem Festlande. Unter welchen Bedingungen ist sie zu empfehlen?



Mithilfe der Afrikaner. Wovon dieselbe abhängt? Ein gutes Wort eines katholischen Missionsbischofs. Die christliche Mission hilft das Vertrauen der Eingebornen zu erwerben. Am Nyassa ein vorbereitetes Terrain. Der Mombas-distrikt. Die Missionen in Deutsch-Ostafrika. Der Anteil des Handels an der Unterdrückung des Sklavenhandels. Die Aktion zur See. Ergebnis der Blockade. Was soll mit den befreiten Sklaven werden? Sierra Leone. Freretown und Risulutini. Eine lehrreiche Korrespondenz betreffs Sierra Leones aus 1844. Überweisung der befreiten Sklaven an Kolonisten bedenklich. Aus der Geschichte von Sierra Leone. Die Sklavenfreistätten in Ostafrika. Schwierigkeiten derselben. Stellung der englischen Regierung. Überweisung der befreiten Sklaven an Missionsstationen unter welchen Bedingungen empfehlenswert. Eine staatliche Kolonie. Der Loskauf von Sklaven. Katholische Missionspraxis. Warum dieselbe eine Legalisierung des Sklavenhandels bedeutet. Widerspruch dieser Praxis mit dem Lavigerieschen Kreuzzugsprojekt. Der Arbeiterhandel. II. Erst die Beseitigung der Sklaverei legt die Art an die Wurzel des Sklavenhandels. Die Schwäche der gegenwärtigen Antisklavereibewegung. Stellung der evangelischen Mission. Charakteristik der einheimischen Sklaverei. Warum dieselbe zu bekämpfen ist. Schwierigkeiten dieses Kampfes. Unter welchen Bedingungen ist eine gesetzliche Aufhebung der Sklaverei möglich. Sklavenemanzipation auf der Goldküste 1874. Lehren aus derselben. Die eine gesetzliche Aufhebung der Sklaverei vorbereitende Thätigkeit. Anteil der evangelischen Mission an derselben. Gefahren eines abolitionistischen Zelotismus. Stellung der apostolischen Mission zur Sklavenfrage. Modifikation der apostolischen Praxis unter veränderten Zeitverhältnissen, aber keine Verleugnung des apostolischen Princips. Die missionarische Kernarbeit. Vier Hauptgrundsätze. Sklaven als Mitglieder christlicher Gemeinden. Unter welchen Bedingungen dürfen auch Sklavenbesitzer Mitglieder christlicher Gemeinden werden bezw. bleiben. Eine radikale Baseler Verordnung aus 1861. Kritik derselben. Missionsangestellte dürfen keine Sklaven halten. Ein Konflikt im Porubalande und seine Lösung. Die Arbeitsfrage. Das wirtschaftliche Dogma von der Unentbehrlichkeit der Sklavenarbeit. Die wirklichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Anteil der Mission an der Beseitigung derselben. Die neue sittliche Wertung der Arbeit durch Wort und Vorbild der Missionare. Die Bedeutung der finanziellen Selbstunterhaltung der heidenschristlichen Gemeinden für unsre Frage. Unterschied zwischen evangelischer und katholischer Arbeitserziehung. Zusammenhang der Sklaverei mit der Vielweiberei. Bekämpfung der letzteren. Welchen Einfluß übt die Beseitigung der Vielweiberei auf die freie Arbeit. Beseitigung des Weiberkaufs wegen seines Zusammenhangs mit der Sklaverei. Selbstloskauf der Sklaven. Regulierung desselben durch die Mission innerhalb der Grenzen ihrer Kompetenz. Möglichste Vermeidung einer wirtschaftlich-socialen Krisis. Endliche Lösung der Sklavenfrage durch Gesetzgebung. Anmerkungen.



## Die Mission als Wissenschaft.

Obgleich die Mission als die auf die Pflanzung des Christentums unter nichtchristlichen Völkern gerichtete Arbeitsorganisation eine durch und durch praktische Thätigkeit ist, so hat sie doch ebenso den Anspruch auf wie das Bedürfnis nach einer wissenschaftlichen Behandlung. Wenn ihr, von vereinzeltten Ansätzen in verschiedenen Systemen der praktischen Theologie und einer Reihe zerstreuter vorwiegend missionsmethodischer Aufsätze abgesehen, als Ganzem bis heut eine solche wissenschaftliche Behandlung noch nicht zuteil geworden ist, so ist das kein Beweis, daß sie derselben nicht fähig wäre.

Die Mission befindet sich eben heute noch in derselben Lage, in der sich alle praktischen Thätigkeiten mehr oder weniger lange befunden haben, ehe sie wissenschaftlich an- und ausgebaut wurden. Man hat z. B. lange gepredigt, ehe es zu einer Wissenschaft der Homiletik, lange Erziehung geübt, bevor es zu einer Wissenschaft der Pädagogik gekommen ist. Jahrhunderte lang sind große welt- und kirchengeschichtliche Ereignisse geschehen, bevor es eine wissenschaftliche Geschichtschreibung gegeben hat.

Und dieser Verlauf ist auch ganz naturgemäß. Aller gesunden Wissenschaft ist die Praxis vorausgegangen. Im Grunde ist doch die Wissenschaft nichts anderes als die über sich selbst reflektierende, sich selbst begründende, sich selbst normierende, sich selbst beschreibende bzw. systematisierende Praxis. Die Wissenschaft begründet, normiert, systematisiert die Praxis und klärt, vertieft, fördert sie dadurch; aber die Praxis, das Leben, ist die große Materiallieferantin der Wissenschaft. Die Wissenschaft, selbst die Philosophie, ist keine eigentliche Schöpferin, sondern die Nachdenkerin über gegebene Dinge. Je weniger eine Wissenschaft auf Grund des von der Praxis gelieferten Materials, je aprioristischer, sie arbeitet, desto unfruchtbarer wird sie.

So ist es auch für die Mission gerade kein Unglück gewesen, daß sie sich ziemlich lange ohne wissenschaftliche Behandlung hat behelfen müssen. Sie hat derweilen eine große Fülle praktischer Erfahrungen gesammelt und diese Erfahrungen sind für eine werdende Wissenschaft der Mission, was die Experimente und Beobachtungen für die Naturwissenschaft sind. Je geklärt diese Erfahrungen, desto reifer ist nun die Mission für eine wissenschaftliche Behandlung.

An wissenschaftlichem Grundbesitz fehlt es ihr wahrlich nicht, nur ist derselbe zur Zeit noch sehr wenig bebaut. Am einfachsten und

naturgemähesten teilt man diesen Grundbesitz in zwei große Gebiete: in Missionsgeschichte und Missionslehre. Der Nachweis, daß jedes dieser Gebiete des wissenschaftlichen Ausbaus ebenso bedürftig wie fähig ist, wird am überzeugendsten durch einen Einblick in die Inhaltsfülle und Gliederung derselben geführt.

## I. Die Missionsgeschichte.

Auf Grund seines Universalismus erhebt das Christentum im Ernst den Anspruch, die Weltreligion zu sein und durch seine missionierende Thätigkeit hat es von Anfang an diesen Anspruch praktisch zur Geltung gebracht. Mit periodischen Unterbrechungen hat es seit den Tagen der Apostel missioniert und zwar in allen Erdteilen und unter Menschen aller Religionen, Sprachen, Kulturstufen und Farben, bis in der Weltmission der Gegenwart diese missionierende Thätigkeit ihren Höhepunkt erreicht hat. Die Mission hat also eine Geschichte und zwar eine nicht bloß mit der Kirchengeschichte, sondern auch mit der Welt- und Kulturgeschichte eng verflochtene; denn zu allen Zeiten und an allen Orten ist die Pflanzung des Christentums auf die Entwicklung der Welt- und Kulturgeschichte von epochemachendem Einfluß gewesen, wie umgekehrt die Ereignisse der Weltgeschichte und die Fortschritte der Kulturgeschichte sehr bedeutungsvoll in den Gang der Missionsgeschichte eingegriffen haben.

Den Inhalt der Missionsgeschichte bildet die gesamte Arbeit der Kirchenpflanzung, wie sie daheim und draußen vorbereitet wird und zustande kommt; die sämtlichen Zeiten, in welchen, die Orte, an welchen, die Organe, durch welche, die Methoden, nach welchen sie ausgeführt wird; die Hindernisse, die ihr in der Christenheit wie auf den verschiedenen Missionsgebieten entgegenstehen und die Wirkungen religiöser, sittlicher und kultureller Art, die sie auf Individuen und Gemeinschaften ausübt.

Dieser umfangreiche Inhalt gliedert sich am einfachsten und übersichtlichsten zeitlich nach Missionsperioden und örtlich nach Missionsgebieten.

Die Fixierung und Charakterisierung der Missionsperioden muß notwendigerweise mit einer Darstellung der Missionsausgangspunkte verflochten werden, so daß sich die pragmatische Behandlung beider zu einer Missionsvorgeschichte gestaltet.<sup>1)</sup> Die Aufgabe dieser Missionsvorgeschichte besteht in dem doppelten Nachweise: 1. welche kirchen-, welt-

<sup>1)</sup> Zahn: Die Aufgaben der Missionsgeschichtschreibung. Allg. Miss.-Z. 1877, 494, 531.

und kulturgeschichtlichen Ereignisse, welche sachlichen und persönlichen Faktoren zusammen wirkten, damit für eine neue Missionsperiode „die Zeit erfüllt war“ und 2. wie sich das Missionsleben in der Heimat gestaltete und welche Organe seine Träger und Leiter wurden.

Die Periodisierung der Missionsgeschichte muß eine ganz selbständige sein. Nicht einmal die großen kirchengeschichtlichen Epochen decken sich ohne weiteres mit den missionsgeschichtlichen. Die hierdurch der Missionsgeschichtschreibung gestellte Aufgabe wird am besten an einem konkreten Beispiele ersichtlich.

Die Reformation ist ohne Zweifel die gewaltigste Epoche der christlichen Kirchengeschichte und doch bildet sie keine selbständige Missionsperiode. Allerdings fällt in das Zeitalter derselben eine nicht unbedeutende katholische Mission, die ja insofern mit der Reformation in einem gewissen Zusammenhange steht, als sie durch Eroberungen in fremden Erdteilen die Verluste einigermaßen auszugleichen suchte, welche Rom durch den Protestantismus erlitt. Aber erstens kann man unmöglich sagen, daß die Reformation zu diesen römischen Missionen die eigentliche Anregung gegeben, da sie schon vor derselben wesentlich durch die überseeischen Entdeckungen und Erwerbungen Portugals und Spaniens ins Leben getreten waren; und zweitens begründeten dieselben überhaupt keine neue Missionsperiode, sondern müssen schon um ihrer ganz mittelalterlichen Methode willen als die Ausläufer der mittelalterlichen Mission bezeichnet werden. Wäre die Reformation missionsperiodebildend gewesen, so hätte sie doch natürlich eine evangelische Mission hervorbringen müssen; aber abgesehen von ein paar dürftigen Versuchen im Norden ist das thatsächlich nicht geschehen. Diese charakteristische Thatsache zeigt, daß eine religiöse bzw. kirchliche Bewegung für sich allein noch keineswegs notwendig eine Missionsbewegung hervorruft, so gewiß es auch ist, daß es ohne mächtige religiöse Triebkräfte zu einer solchen Bewegung nicht kommt. Der religiösen Bewegung der Reformationszeit fehlte die Missionsrichtung; warum? Weil den Reformatoren der Blick für die Missionsaufgabe und der evangelischen Christenheit die göttliche Thüröffnung in die Heidenwelt fehlte. Die Zeit war noch nicht erfüllt. Ohne Zweifel ist die Reformation auch für die Mission insofern von großer sachlicher Bedeutung als sie eine nach evangelischen Grundsätzen getriebene Mission später ermöglichte;<sup>1)</sup> aber in der Missionsgeschichtschreibung datiert von ihr nicht eine neue Periode.

<sup>1)</sup> Warneß, Reformation und Heidenmission A. M.-Z. 1883, 433. Der selbe, Abriss einer Gesch. der protest. Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart. Leipzig. 2. Aufl. 1883. S. 7.

Dagegen ist das 19. Jahrhundert das Missionsjahrhundert geworden. Es existierten allerdings vereinzelt evangelische Missionsversuche schon während des 17. und 18. Jahrhunderts; unter ihnen besonders hervorleuchtend die dänisch-hallische und die brüdergemeinliche Mission. Man kann aber diese Missionsanfänge nur als die Vorläufer der gegenwärtigen Missionsperiode bezeichnen, wie die römischen Missionen vom 15. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die Ausläufer der mittelalterlichen Missionsperiode bildeten. Diese Vorläufer haben die gesamte Gestaltung der evangelischen Mission wesentlich beeinflusst, so daß man keine moderne Missionsgeschichte schreiben kann, ohne der Darstellung des Zusammenhangs, und zwar des äußern wie innern, von Pietismus und Mission ein eingehendes Kapitel zu widmen. Und doch geht es nicht an, die gegenwärtige Missionsperiode mit der pietistischen Bewegung bzw. der Gründung der Brüdergemeine zu beginnen. Die dänisch-hallische und die brüdergemeinliche Mission blieben isolierte Erscheinungen, und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war die erste am Absterben und trat auch die zweite in eine Winterperiode. Die Schuld daran trägt weder allein der alte unfruchtbare Orthodoxismus noch der ihn ablösende ausdörrende Rationalismus, sondern die weltgeschichtliche Missionsstunde war noch nicht gekommen.

Diese kam als mit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts Ereignisse einzutreten begannen, welche der pietistisch-methodistischen Erweckung eine Missionsrichtung gaben. Wir stehen hier vor einer der leuchtendsten Kundwerden der göttlichen Weltregierung. Während die evangelische Christenheit im tiefen rationalistischen Schlafe liegt, werden die Verbindungswege hergestellt, welche die sich öffnende überseeische Welt zugänglich machen, und der Anblick dieses ganz und gar weltlichen Vorganges macht in den sehr kleinen religiös erweckten Kreisen, die es damals gab, den vergessenen Missionsbefehl Jesu so lebendig, daß eine Missionsbewegung entsteht, welche nach und nach nicht nur alle protestantischen Nationen und Kirchenabteilungen ergreift, sondern sogar die abgestorbenen römischen Missionen neu belebt. Welch ein Paradoxon: in pietistisch-methodistischen Kreisen, die ihrer innersten Natur nach weltflüchtig sind, steht die Wiege der Mission, d. h. wird der Gedanke der Welteroberung für Christus gefaßt und ausgeführt. Ohne Zweifel liegt die Erklärung dieses Paradoxons teilweise in dem praktischen Christentum, welches der liebethätige Glaube des alten Pietismus und Methodismus pflegte; aber noch mehr in den geschichtlichen Ereignissen, durch welche die Zeit für die gegenwärtige Missionsperiode erfüllt wurde.



Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts begann nämlich mit dem Erwachen eines mächtigen geographischen Forschungstriebes ein Zeitalter überseeischer Entdeckungen, an welches sich bald ein Zeitalter großartiger Entdeckungen angeschlossen, welche ebenso durch die Schaffung neuer, die weitesten Entfernungen kürzender Verkehrsmittel wie durch eine ungeheure Steigerung der Produktion einen bis dahin unerhörten Weltverkehr herbeiführten. In dieses Zeitalter allgemeiner Weltöffnung, steigenden Welthandels und wachsender kolonialer Erwerbungen der christlichen, vornehmlich protestantischen Mächte fiel ferner eine große freiheitlich-humanitäre Gärung, welche wesentlich angeregt wurde durch den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg, die französische Revolution und die englische Antisklavereibewegung.

Hier haben wir die Fäden, welche in ihrer Verknüpfung mit der pietistisch gearteten religiösen Erweckung zur Erzeugung des Missionslebens der Gegenwart zusammenliefen,<sup>1)</sup> die Gestaltung desselben in der Form der freien christlichen Association konstituierten und durch beides die neue Missionsperiode begründeten.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, diese Fäden weiter zu verfolgen, oder gar uns auf eine Umgrenzung und Charakterisierung der sämtlichen Missionsepochen einzulassen; es handelte sich uns hier nur um eine Illustration, welche ebenso die Notwendigkeit einer selbständigen Periodisierung der Missionsgesch. veranschaulichen wie nachweisen sollte, daß schon dieses Periodisierungsgeschäft eine ganz ernste wissenschaftliche Arbeit sei. Denn es ist bei der apostolischen und mittelalterlichen Mission nicht anders; eine jede hat ihre eigenartige Vorgeschichte, und es ist die Aufgabe der Missionsgeschichtschreibung, all den Wegen nachzugehen, welche eine Missionsära vorbereiten, und die in ihrem Zusammenlaufe sich als eine „Fülle der Zeit“ offenbaren.

Die Missionsvorgeschichte hat aber noch andre wichtige Gesichtspunkte zur Darstellung zu bringen. Einer ist bereits angedeutet worden, daß sich nämlich das heimatliche Missionsleben der Gegenwart in der Form freier Association organisierte, wie im Mittelalter die Mönchsorden seine Träger waren. Die Missionsgeschichtschreibung hat nun ebenso diese Organisationen im einzelnen zu beschreiben, wie ihre Entstehung aus den kirchlichen und weltlichen Zeitverhältnissen zu erklären. Es gehört also in diese Vorgeschichte nicht nur die Geschichte der Gründung und Entwicklung der Missions-Gesellschaften und ihres Verhältnisses zu den Missionaren und zur organisierten Kirche, sondern auch der Nach-

<sup>1)</sup> Warnock, Warum ist das 19. Jahrhundert ein Missionsjahrhundert? Halle Friede. 1880.

weis, wie sich die Missionsgedanken bei ihren Hauptträgern allmählich ausarbeiteten und in größere Kreise einlebten. Da immer und überall persönliche „Gefäße der Wahl“, welche gleichsam beseelend auf andre einwirken, die Führer reichsgöttlicher Bewegungen sind, so ist es selbstverständlich, daß auch das biographische Element in der Missionsvorgeschichte nicht fehlen kann. Da die Mission ferner nicht bloß seitens einer feindlichen Welt sondern auch von der Kirche selbst allezeit Widerstand erfahren hat, so muß auch dieser Widerstand in seinem innern Zusammenhang mit dem kirchlichen bzw. religiösen Denken und Leben wie seine Bekämpfung, die verschiedene Wertung der Mission in der öffentlichen Meinung u. s. w. zur Darstellung gebracht werden. Welch ein bedeutendes Kapitel bildet z. B. in der Geschichte der apostolischen Mission der Kampf zwischen der gesetzlichen, nationalengherzigen judenchristlichen und der evangelisch freien, universalen heidenchristlichen Richtung. In der gegenwärtigen Missionsperiode kommt zu dem Widerspruch des alten Orthodoxyismus und Rationalismus auch noch der Widerstand der politischen bzw. kolonialen Mächte. Dieser Widerstand geht später allerdings in eine gewisse Gunst über, aber diese Gunst, wie überhaupt alle Weltgunst, bringt für die Mission neue Gefahren, sofern sie sie mit einer Unterordnung ihrer Aufgabe durch Unterordnung derselben unter kolonialpolitische und bloß kulturelle Zwecke bedroht. So stehen wir auch in der Gegenwart wie im Mittelalter vor der Erscheinung, daß dieselben Zeitmächte, welche Träger der Mission werden, zugleich ihre Versucher sind. Das alles bildet wieder ein sehr lehr- und inhaltreiches Kapitel in der Entwicklungsgeschichte des heimatischen Missionslebens. — Endlich nur noch eins. Je kräftiger die Mission ihr Werk treibt, desto mächtigere Rückwirkungen übt sie auch auf das Leben der Heimat aus<sup>1)</sup> und zwar nicht bloß auf das religiöse, sondern auch auf das wissenschaftliche, wirtschaftliche und selbst das politische bzw. kolonialpolitische, wie es ja jetzt offenbar und am Tage ist, daß die Mission zur Legitimierung kolonialer Erwerbungen selbst vom Papste gemißbraucht wird. Nimmt man endlich dazu, daß auch die römische Mission ihre charakteristische Heimatgeschichte hat und daß diese schon wegen der Vergleichung mit der evangelischen ebenfalls zur Darstellung kommen muß, so wird zugegeben werden müssen, daß bereits die Missionsvorgeschichte an eine wissenschaftliche Behandlung hohe Aufgaben stellt.

Noch umfangreicher und vielseitiger gestaltet sich natürlich die Dar-

<sup>1)</sup> Warneck, Die Rückwirkungen der Heidenmission auf das religiöse Leben der Heimat. N. M.-Z. 1881, 145.

stellung der Pflanzung des Christentums in der nichtchristlichen Welt, d. h. die eigentliche Missionsgeschichte. Am naturgemähesten gliedert sie sich geographisch nach Missionsgebieten. Welche Umstände ziehen in den verschiedenen Missionsperioden die Grenzen dieser Gebiete, welche Umstände führen zur Wahl derselben im einzelnen Falle? — Das sind die nächsten hier sich aufdrängenden Fragen, deren Beantwortung ein umfassendes Specialstudium erfordert und zum Auffuchen und zur Verknüpfung vieler einzelner Fäden nötigt.

Selbstverständlich bedürfen dann die Missionsgebiete selbst einiger Charakterisierung. Je nach der Verschiedenheit des Bodens, in welchen gepflanzt wird, ist auch die Pflanzungsarbeit und zum Teil die Pflanze selbst verschieden. Es ist ein großer Unterschied, ob die Mission ihr Werk treibt in Jerusalem oder in Rom, in Griechenland oder dem alten Germanien, in Arabien oder in China, in Indien oder in Centralafrika; unter freien oder geknechteten, unter civilisierten oder uncivilisierten, unter sesshaften oder nomadisierenden Völkern; unter Nationen, welche eine alte religiöse Literatur besitzen oder bei denen es kaum eine Tradition giebt; unter Monogamisten oder Polygamisten u. s. w. Eine plastische Schilderung der geographischen, ethnologischen, kulturellen, socialen, sittlichen und religiösen Verhältnisse, wie sie auf den verschiedenen Missionsgebieten herrschend sind, gehört daher notwendig in die missionsgeschichtliche Darstellung. Aber diese Schilderung muß im gesunden Ebenmaß zu und im ersichtlichen Zusammenhang mit der eigentlichen Hauptaufgabe der Missionsgeschichtschreibung sich halten, so daß sie sich nicht in geographische, geologische, zoologische, botanische und dergl. Specialitäten verliert. Erd- und Völkerkunde, Kultur- und besonders Religionsgeschichte sind unentbehrliche Quellen für die Missionsgeschichtschreibung; aber diese Quellen dürfen sie nur bewässern, nicht überfluten.

Bei der Charakterisierung der einzelnen Missionsgebiete sind neben den Eingebornen, auch die mancherlei Fremdlinge ins Auge zu fassen, welche als Kaufleute, Kolonisten, Beamte, Soldaten im Lande sich aufhalten und einen meist großen aber leider nicht immer segensreichen Einfluß auf die Eingebornen ausüben. Es ist wieder ein großer Unterschied, ob die Mission einen noch jungfräulichen oder einen von der abendländischen Kultur bereits überschwemmten Boden bearbeitet. Das Verhältnis, in welchem die abendländische Kultur zur Förderung oder Hinderung der Mission steht, muß in der Missionsgeschichte eine ebenso eingehende Darstellung finden, wie später bei den Missionswirkungen der Einfluß, welchen die Mission auf die Verbreitung der Kultur übt. Auch das ist ein großer



Unterschied, ob ein Missionsgebiet unter der Regierung eingeborner Fürsten oder europäischer Kolonialmächte steht, und wiederum wie beschaffen die Kolonialpolitik dieser Mächte ist, sodaß auch eine quellenmäßige Kenntnis der alten und neuen Kolonialgeschichte für die Missionsgeschichtsschreibung unerläßlich wird.

Aber den eigentlichen Hauptinhalt der Missionsgeschichte muß die Beschreibung des Ganges der direkten missionarischen Arbeit bilden samt den Widerständen, auf die sie stößt und den Erfolgen, die sie hat. Abgesehen von der Charakteristik der persönlichen Hauptträger der Arbeit und der Erzählung ihrer Erlebnisse, die sich naturgemäß durch die gesamte Geschichte hindurchsicht, erwarten wir hier vornehmlich eine Geschichte der missionarischen Methoden, d. h. eine Darstellung der Art und Weise, wie in den verschiedenen Missionsperioden, auf den verschiedenen Missionsgebieten und von den verschiedenen Kirchenabteilungen das Werk der Mission praktisch ausgeführt worden ist.

Also z. B. um mit den mehr äußerlichen Dingen zu beginnen: Sind die Missionare nur Reiseprediger oder missionieren sie wesentlich von festen Stationen aus oder thun sie beides? Wie reisen sie? Wie sind die Stationsanlagen beschaffen? Bilden bereits bestehende größere Orte die Missionsmittelpunkte oder werden erst die neuangelegten Stationen Siedelplätze für eine zerstreute Bevölkerung? Wie sind die gesundheitlichen Verhältnisse beschaffen, machen sie einen häufigen Wechsel der Missionsarbeiter notwendig? Sind die Missionare verheiratet; stehen außer ordinierten Arbeitern unverheiratete Frauen, stehen Ärzte Handwerker, Kolonisten, stehen vielleicht weltmächtige Schutzmannschaften im Missionsdienste? — lauter Fragen, deren Beantwortung für eine verständniswirkende Anschaulichkeit der Geschichtsschreibung unerläßlich ist.

Was die direkte missionarische Arbeit betrifft, so muß ihre Darstellung einen Blick thun lassen in die Art und Weise wie der Verkehr mit den Eingebornen angeknüpft und gepflegt, wie das Vertrauen derselben und wie ihre Aufmerksamkeit für die Heilsbotschaft gewonnen wird; einen Blick in die Schwierigkeiten, welche die Bewältigung der fremden Sprache und die Wiedergabe der christlichen Grundwahrheiten in ihr darbietet; einen Blick in die Orte, wo und in die Weise, wie gepredigt wird; einen Blick in die mancherlei Missionschulen und in die mannigfaltige literarische, besonders die Bibelübersetzungsarbeit; einen Blick in die vielgestaltigen missionarischen Hilfs- und Nebenarbeiten teils barmherziger Liebesthätigkeit teils landwirtschaftlicher und industrieller Art; einen Blick in die Anforderungen, welche man an die Taufkandi-



daten stellt, wie in die Wege, welche zur Sammlung und Organisation von Gemeinden führen; einen Blick endlich in die Erziehung eingebornen Lehrer und Prediger und in die missionarische Selbstthätigkeit der Gemeinden.

Mit dieser Schilderung muß sich ferner verbinden die Darstellung derjenigen Umstände, welche die Annahme des Christentums entweder begünstigen oder erschweren; der Reformversuche des Heidentums wie der Gärungen und Mischungen, welche stets eintreten, wenn zwei Religionen mit einander ringen; der Verfolgungen, die nirgends ausbleiben; der Gestaltung des christlichen Denkens und Lebens bei den Getauften und des Einflusses der in Kurs gesetzten christlichen Ideen auch auf die Nichtgetauften. Gerade die Darstellung dieser Partien bedarf einer besonders sorgfältigen Individualisierung sowohl je nach den verschiedenen Religionen und Nationen, unter welchen, wie nach den verschiedenen Kirchen und Kirchenabteilungen, durch welche missioniert wird.

Damit sind wir bereits in das Gebiet der Missionswirkungen eingetreten. Diese Wirkungen gestalten sich wieder verschieden, abgesehen von den Gebieten und missionierenden Kirchen, in den verschiedenen Stadien einer Missionsperiode. Im wesentlichen verläuft eine Missionsperiode in drei Stadien, die freilich weder scharf von einander abgegrenzt sind noch überall die gleiche Zeitdauer haben. Das erste Stadium ist das der eigentlichen Sendung, der langsamen Grundlegungsarbeit durch die fremdländischen Missionare, der Einzelbekehrung, der Einleitung eines Gärungsprozesses, der Schwängerung der geistigen und sittlichen Atmosphäre mit neuen Anschauungen und Lebenselementen. Das zweite Stadium ist das des Aufbaus eines Stockwerks auf den gelegten Grund, der umfangreichen Mitarbeit der Eingebornen, der Organisation der wachsenden Gemeinden, der Durchsäuerung des Volkslebens mit den Kräften des Evangeliums. Das dritte Stadium ist das der eigentlichen Volkschristianisierung, des Zusammensturzes des unterminierten Heidentums, der Massengewinnung und meist tritt es ein infolge bedeutender geschichtlicher Ereignisse wie z. B. der Annahme des Christentums seitens regierender Häupter und dergl.

Zu der Charakteristik dieser hier mehr stufenmäßig dort sprunghaft sich vollziehenden Entwicklung des christlichen und kirchlichen Lebens, in welche reichlich biographische Skizzen hervorragender Heidenchristen einzuflechten sind, muß endlich hinzutreten eine Veranschaulichung der umgestaltenden Beeinflussung, welche mit der Pflanzung des Christentums allmählich auch auf das gesamte sittliche, geistige, sociale und selbst das

wirtschaftliche Leben der Völker ausgeübt wird. Gemeindebildung, Schulerziehung, Bibelübersetzung, Literaturerzeugung, Bekämpfung der Polygamie, des Weiberkaufs, der Kinderheiraten, der Kaste, der Sklaverei samt aller Art heidnischer Grausamkeit, Erneuerung des Familienlebens, Sicherung eines friedlichen Handelsverkehrs, gesteigerte Produktion, die schon durch Mehrung der Bedürfnisse notwendig gemacht wird, welche die Erziehung zu einem gesitteteren Leben mit sich bringt — das alles sind civilisatorische Faktoren von eminenter Bedeutung, welche die missionarische Thätigkeit in Bewegung setzt und durch die sie die Missionsgeschichte zugleich zu einer Kulturgeschichte macht.<sup>1)</sup>

Doch nun genug dieser Andeutungen. Daß es der Missionsgeschichtsschreibung weder an Inhaltsfülle noch dieser Inhaltsfülle an lebensvoller Gliederung fehlt, die ebenso eine pragmatische wie künstlerische Darstellung erfordert — das dürfte durch diese Andeutungen wohl außer Zweifel gesetzt und damit das Recht zunächst der Missionsgeschichte auf die Würde einer wissenschaftlichen Disciplin bewiesen sein.

Wir meinen einer selbständigen Disciplin. Denn allerdings hat die apostolische und mittelalterliche Mission in den wissenschaftlichen Kirchengeschichten längst einen Platz gefunden, während der gegenwärtigen Mission selbst dieses Gastrecht kaum im dürftigsten Maße zuteil geworden ist. Allein angesichts der Aufgaben, welche an die Missionsgeschichtsschreibung zu stellen sind, kann man die bisherige Behandlung der Missionsgeschichte im Rahmen der allgemeinen Kirchengeschichte nur als eine sehr stiefmütterliche bezeichnen. Wir wollen keine Untersuchung anstellen über die Gründe dieser merkwürdigen Vernachlässigung. Jedenfalls war der bisherigen Kirchengeschichtsschreibung der Blick für die Bedeutung der Mission nur in einem beschränkten Maße geöffnet. Wenn aber jetzt durch die wachsende Großartigkeit und den Einfluß der gegenwärtigen Mission dieser Blick immer mehr erschlossen wird auch für die hinter uns liegenden Missionsperioden, so kann das nur die Erkenntnis zur Folge haben, daß die allgemeine Kirchengeschichte für eine der vielseitigen Bedeutung des Gegenstandes entsprechende Darstellung der Missionsgeschichte den genügenden Raum nicht hat. Selbstverständlich muß die Missionsgeschichte immer einen integrierenden Abschnitt der allgemeinen Kirchengeschichte bilden; aber weil dieser Abschnitt im Ebenmaß gehalten werden muß zu dem Ganzen der Kirchengeschichte, so muß, mindestens mit demselben Recht, mit welchem sich die Dogmengeschichte als eine selbständige Disciplin aus ihr heraus-

<sup>1)</sup> Warnock, Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur. Gütersloh. 1879.

gesetzt hat, auch die Mission als Geschichte der Ausbreitung des Christentums die Stellung einer selbständigen historischen Disciplin beanspruchen.

Die Schwierigkeit, welche der faktischen Erfüllung dieses Anspruchs entgegensteht, liegt nicht in dem Zuwenig sondern umgekehrt in dem Zuviel des vorhandenen Stoffs und in dem Mangel an genügenden Vorarbeiten. Abgesehen von einer Reihe wertvoller Monographien haben wir bis heut selbst über die abgeschlossen hinter uns liegenden Missionsperioden noch keine einzige wissenschaftliche Gesamtgeschichte, der gegenwärtigen Mission ganz zu geschweigen, deren riesenhaftes Quellenmaterial bis jetzt kaum auch nur in einzelnen Partien kritisch gesichtet und wissenschaftlich verarbeitet ist. So liegt also die Missionsgeschichte vor uns als ein großes der wissenschaftlichen Bearbeitung harrendes Feld. Die nächste Aufgabe wird allerdings die Specialforschung sein müssen; aber ohne Zweifel ist es nur eine Frage der Zeit, daß die Missionsgeschichte den ihr gebührenden Rang einer selbständigen kirchenhistorischen Disciplin einnehmen wird.

## Mikronesien und die Mission daselbst.

Von G. Kurze.

### 6. Die Mission auf Ponape.

Die Missionsgeschwister, welche von der „Karoline“ im Konfithafen auf Ponape zurückgelassen worden waren (vergleiche Kapitel 4 „Die Anfänge der mikronesischen Mission“), erfreuten sich auch nach der Abfahrt des Missionschiffes der rücksichtsvollsten Behandlung von seiten des mächtigen Ministers, des Nanikin und der Mehrzahl der im dortigen Hafen sich zeitweilig aufhaltenden Schiffskapitäne. Dr. Gulick's ärztlicher Rat wurde von mehreren Häuptlingen des Kitistammes, sowie von der Gattin des Nanikin in Anspruch genommen, welcher letzterer, als einen Beweis seines Vertrauens, seine Lieblingsnichte zur Erziehung der Familie Gulick übergab.

An einem der ersten Sonntage nach der Abfahrt der „Karoline“ kam ein Bote vom Nanikin mit der Einladung zu Missionar Sturges, in der Festhalle des Stammes einen Gottesdienst zu halten. Als die Missionsgeschwister diesem unverhofften Rufe freudig Folge leisteten, fanden sie eine große Menge Eingeborner und einige weiße Händler ihrer harren, die mit großer Aufmerksamkeit Sturges' Predigt über das Texteswort „Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird“ lauschten. Den Dolmetscher machte ein seit 20 Jahren auf Ponape



lebender katholischer Händler Gorgat, welcher bei Einheimischen, wie Fremden in großem Ansehen stand und den Missionaren bereitwilligst seinen Schutz zugesagt hatte. Die erste Frau Gorgat's hatte einer ponapesischen vornehmen Häuptlingsfamilie angehört und seine Kinder von derselben galten in dem Stamme ihrer Mutter als hohe Häuptlinge, da sich auf Ponape die sociale Stellung der Kinder stets nach dem Range der Mutter richtete. Wenige Tage nach jener merkwürdigen gottesdienstlichen Feier, bei welcher der Nanikin ausdrücklich seine Zustimmung zu dem Gehörten ausgesprochen hatte, erfüllte Sturges gern den Wunsch zweier weißer Händler, ihrem Ehebunde mit eingeborenen Frauen die kirchliche Weihe zu geben, eine ermutigende Erscheinung für die Missionare im Gegensatz zu dem sonst so wüsten Treiben der Weißen in der Südsee.

Ein im November 1852 zwischen den Stämmen der Riti und Metalanim ausgebrochener Krieg ging glücklicherweise ohne viel Blutvergießen bald zu Ende und als Friedensratifikation wurde das beliebte Kawagetränk zwischen den feindlichen Nachbarn ausgetauscht. Darum konnte es Dr. Gulick auch wagen, von Konfiti aus auf mehreren Ausflügen seine Umgebung etwas kennen zu lernen, indem er zunächst die Wana genannte, 14 Meilen östlich von Konfiti gelegene Hauptstadt des Ritistammes, besuchte, in welcher die angesehensten Stammeshäuptlinge residierten. Der andere Ausflug führte ihn längs der West- und Nordküste Ponape's zu den Gebieten der Sokoits und Metalanim, in welchen er von seiten der Häuptlinge und der Bevölkerung eine freundliche Aufnahme fand; ersteres Gebiet erschien ihm besonders geeignet zur Anlage einer zweiten Missionsstation. Kaum war Dr. Gulick nach Konfiti heimgekehrt, als ihn ein Eilbote vom Nanikin der Sokoits zu seinem kranken Herrn berief. Gott segnete die Kur des Missionsarztes mit Erfolg, sodaß dieser nun gleich die Gelegenheit benutzen konnte, auch den Häuptlingen des benachbarten Wanega-Stammes einen Besuch abzustatten. Bei letzteren waren nämlich die Missionare durch gewissenlose Händler in möglichst unvortheilhaftem Lichte dargestellt worden; beispielsweise hatte man ausgesprengt, daß es die erste Aufgabe der Missionare sein würde, sämtliche Brotfruchtbäume umzuhauen. Es gelang Gulick, der mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit empfangen und angehört wurde, diese bösen Gerüchte zu widerlegen, so daß beim Abschied der Nanmaraki (König) des Stammes seinem Gaste gegenüber offen erklärte: „Wir dachten, die Missionare wären schlechte Menschen; aber nun wissen wir es besser.“

Dank der freundschaftlichen Vermittelung zweier amerikanischer Kapitäne sahen sich die Missionsfamilien im Januar 1853 bereits im Besitze eigener, an der Mündung des Konfitißflusses gelegener Häuser, die allerdings nach eingeborenem Baustil etwas primitiv hergestellt waren, aber

für die erste Zeit völlig genügten. Um dem Versprechen betreffs der Anlage einer Station im Gebiete des Metalanimstammes, welches die Missionare bei ihrer ersten Landung auf Ponape den dortigen Eingeborenen gegeben hatten, treu zu bleiben, siedelte Dr. Gulick im Juni 1853 von Konfiti nach der an der Einfahrt in den Metalanimhafen sehr günstig gelegenen Insel Taman über, wo er auf dem sogenannten Schalong-Vorland den Grund zur zweiten ponapesischen Missionsstation legte.

Hierbei leistete der bereits genannte Katholik Corgat dem Missionar Gulick wieder die besten Dienste; um so größer war die Trauer der Missionsfamilien, als ihr treuer Freund kurze Zeit danach starb. Als ein teures Vermächtnis des Verstorbenen nahm Missionar Sturges Corgat's zwei Kinder in seine Familie auf; leider konnte er es nicht hindern, daß die Eingebornen nach alter Ausritte, gleich nachdem Corgat die Augen geschlossen hatte, den Nachlaß desselben plünderten. Unter dem ihm zugesagten Schutz der drei Hauptwürdenträger des Metalanimstammes, des Idschibau (König), des Nanikin und Wadschai (Oberhäuptling) ging nun Dr. Gulick zunächst daran eine Schule einzurichten, in welcher die Eingeborenen in den Anfangsgründen der englischen Sprache unterrichtet werden sollten; es fanden sich auch eine Anzahl ganz gelehriger Schüler ein, die willig 3—4, ja 6 Stunden hintereinander mit ihren Lesebüchern in der Vorhalle der Missionarwohnung saßen, einige davon freilich nur in der Absicht, dabei eine Gelegenheit zum Stehlen ausfindig zu machen. Unter den Schülern befanden sich auch Männer in mittleren Jahren; drei davon gehörten sogar dem Häuptlingsstande an; einer unter ihnen, dessen Titel „Nangro in bontaka“ lautete, zog besonders die Aufmerksamkeit des Missionars durch sein verständiges, zuverlässiges Wesen auf sich. An jedem Sonntag hielt Dr. Gulick in seinem Hause für diejenigen Eingeborenen, welche von dem Verkehr mit den Händlern und den Seelenten sich ein wenig Englisch angeeignet hatten, Gottesdienst in letzterer Sprache.

Im Dezember 1853 konnte Gulick bereits ein besonderes Schulhaus einweihen, in welchem nun auch die Frau des Missionsarztes einige Mädchen aus dem Metalanimstamme — es waren ihrer zunächst 11 — zur Unterweisung in Lesen, Schreiben, Rechnen, Englischsprechen und Handarbeiten sammelte. Der stets in die Wintermonate fallende sehr rege Schiffsverkehr erwies sich nicht nur im allgemeinen für die Mission hinderlich, indem dann die Eingeborenen durch den Tauschhandel sehr in Anspruch genommen waren; sondern lockerte auch die Schuldisciplin; hatte doch Frau Gulick den Schmerz, zu erfahren, daß zwei von ihren Schülerinnen während dieser Zeit zu unsittlichen Zwecken an Bord der im benachbarten Bonatikhafen ankernden Schiffe verkehrten. Auch die Missionsgeschwister Sturges, hatten unter dem feindseligen Einflusse verworfener Händler zu leiden, auf deren Anstiften z. B. ein denselben zur Erziehung übergebenes eingeborenes Mädchen, von welchem man sich das

Beste für die Zukunft versprechen durfte, aus dem Hause des Missionars entführt wurde. Dazu kam als erschwerendes Moment für die Wirksamkeit der beiden Missionare, daß im Winter 1853—1854 im Norden der Insel wieder einmal Kriegsunruhen ausgebrochen waren. Schon atmeten Sturges und Gulick auf, als im Frühjahr 1854 die letzten Schiffe die Inselgestade verließen und gedachten mit frischen Kräften die Schulthätigkeit wieder in Angriff zu nehmen und mit der Predigt des Wortes die Insel zu durchwandern, als eine neue, viel schwerere Heimsuchung über die ponapesische Mission hereinbrach, eine Blatternepidemie, die im Laufe eines halben Jahres gegen 7000 Insulaner, die Hälfte der ganzen Inselbevölkerung hinwegraffte.

Im Februar 1854 hatte nämlich ein amerikanischer Schiffskapitän zwei blatternkranke Matrosen auf dem isoliert gelegenen Inselchen Paniau an der Südküste Ponape's gelandet, damit dieselben sich hier, wo keine Eingeborenen lebten und somit keine Ansteckungsgefahr zu befürchten war, auskurieren sollten. Aber in der ersten Nacht, die die Matrosen dort verbrachten, kamen diebische Eingeborene von Ponape herübergefahren und stahlen die Kleider der Pockenkranken. Obgleich nun alsbald nach dem Bekanntwerden des Geschehenen auf Sturges Anraten der Nanikin des Ritistammes jene Eingeborenen möglichst isolieren und die gestohlenen Sachen verbrennen ließ, so war es doch bereits zu spät, um dem Ausbruche einer furchtbaren Opfer fordernden Epidemie vorzubeugen. Es schien nun, als ob alle bösen Geister über die Insel losgelassen wären; flüchtend durchheilten ganze Stammesgeschlechter die Berge und Thäler Ponape's; bald war es der Urwald, wo sie vergeblich Schutz vor der Krankheit suchten; bald hofften sie auf abgelegenen Inseln draußen im Meere der Seuche zu entrimmen. Hatten sie aber eine Weile dort gelebt, so zog es sie wieder in die alte Heimat zurück, wo sie schließlich doch noch der Krankheit zum Opfer fielen. Am besten sah es anfänglich noch im Gebiet des Ritistammes aus, weil hier der Nanikin auf möglichste Isolierung von anderen Stämmen hielt; aber schließlich half auch diese Maßregel nicht mehr. Die Missionare hätten nun gar zu gern durch die Schutzpockenimpfung den weiteren Verheerungen der Krankheit nach Kräften vorgebeugt; aber hier hatten sie es mit dem durch die böswilligen Einflüsterungen einiger Händler noch genährten, fast unbefieglichen Vorurteile der Insulaner zu thun, welches dahin ging, daß die Missionare den Giftstoff in einer Büchse aus ihrer Heimat mit auf die Insel gebracht hätten und nun die Überlebenden durch das Impfen noch vollends beseitigen wollten. Von verschiedenen Seiten wurden die Missionsgeschwister mit dem Tode bedroht; auf Gulick's Leben hatten es sogar der Idschibau, Nanikin und Wadschai des Metalaninstammes abgesehen. Als die Seuche aber immer mehr Opfer forderte, trieb die Todesfurcht doch einzelne dazu, sich der Behandlung der Missionare anzuvertrauen, so ließ sich der Nanikin des Ritistammes von Sturges und der gleichnamige Würdenträger, sowie der Wadschai der Metalanim von Dr. Gulick impfen; nur der Idschibau konnte sein Mißtrauen gegen den Missionsarzt nicht überwinden und starb,



während die Geimpften, trotzdem die Dymphe viel zu wünfchen übrig ließ, meift genafen. Als das gewöhnliche Volk dies merkte, drängten auch die andern Kranken fich zu den beiden Glaubensboten und als im Spätherbft die Seuche endlich erlofch, hatte fie neben dem vielen Herzeleid doch wenigftens das eine Gute zur Folge gehabt, daß das anfängliche Mißtrauen der Eingeborenen gegenüber den Miffionsgefchwiftern einer gewissen dankbaren Anhänglichkeit Platz machte. Die Miffionarsfamilien felbft, bis auf den hawaiifchen Miffionsgehilfen Kaakaula und deffen Angehörige waren von der Epidemie glücklich verfchont geblieben.

Aber noch waren die Schreckniffe des Jahres 1854 nicht zu Ende; denn im Oktober 1854 brannte Sturges' Haus plötzlich ab, ohne daß etwas aus den Flammen gerettet werden konnte, und zur felben Zeit brach ein längerer Krieg zwischen den Riti und Metalanim aus, der zwar keinen großen Menschenverlust im Gefolge hatte, aber doch für die Wirkfamkeit der Miffionare fehr hemmend war. Letztere wurde auch dadurch in ungünstiger Weife beeinflusst, daß nach dem Aufhören der Seuche die Überlebenden durch die Neuwahl von Häuptlingen und fonftigen Würdenträgern und die damit verbundenen großen Feftegelage faft ganz in Anspruch genommen wurden. Dazu kamen in den Wintermonaten die fchädlichen Wirkungen des Schiffsverkehrs.

Erft im Frühling 1855 konnten die Miffionare wieder etwas aufatmen; hatten fie doch auch um diefe Zeit die große Freude, neue Arbeitsgenoffen in den Gefchwiftern Doane und Ramakahiki — letztere Hawaier — begrüßen zu können, welche vorläufig auf der Konfiti-Station ihren Aufenthalt nahmen. Nachdem es im Mai diefes Jahres den Bemühungen Gulick's und Sturges' gelungen war, eine — freilich bald wieder gelöste — Einigung zwischen dem Nanikin der Riti und dem Vorfchibau des Metalanimftammes herbeizuführen, begannen beide von ihren Stationen aus des Sonntags Predigtgottesdienfte in der Ponapefprache abzuhalten, welch letztere fie nunmehr notdürftig gebrauchen konnten; bei ihren Sprachftudien hatten fie die Entdeckung gemacht, daß fich die Ponapefen — ähnlich wie die Malayen — einer Doppelfprache bedienten, von der die eine unter dem gewöhnlichen Volke, die andere im Verkehr mit Häuptlingen und vornehmen Perfonlichkeiten zur Anwendung kam; letztere benutzten die Miffionare nach Kräften auch bei ihren Erzählungen aus Gottes Wort und in ihren fonntäglichen Gebeten, weil dadurch von vornherein in den Augen der Infulaner der Gottesdienft eine höhere Bedeutung erhielt. Im Ritigebiete hielt Sturges zunächft auf der Station Konfiti, wo der Nanikin einen aufmerkfamen Zuhörer abgab, und in dem drei Meilen davon entfernten Rapar — hier unter dem Schutze



des Häuptlings Notsch — des Sonntags, ferner in dem fünf Meilen von der Station abgelegenen Anapen, wo der energische Häuptling Krolifiark viel Interesse an Gottes Wort zu nehmen schien, in der Woche regelmäßig Gottesdienst. Der Nanikin kam nicht nur Sonntags mit seiner Familie nach Konfiti in die Kirche — welche übrigens an all den genannten Orten vorläufig mit dem Klubhause der Eingeborenen identisch war —, sondern war auch täglich ein stehender Gast im Hause des Missionar Sturges, der ihn unterrichtete und als Gegenleistung vortreffliche Unterweisung in der ponapesischen Sprache von seinem Schüler empfing.

Über dies suchte der Nanikin nach Kräften in seinem Bereiche den Diebesgelüsten, der Trunksucht und den geschlechtlichen Ausschweifungen seiner Untergebenen zu steuern. Ein „Weißer“, und zwar ein „Beachcomber“ (Strandjäger) von der echten Sorte, welcher mit 5 eingeborenen Frauen zusammenlebte und für seine Haremswirtschaft allerlei Störungen besorgte, falls der Nanikin zum Christentum übertreten würde, hatte letzteren ausdrücklich gewarnt, mit den Missionaren zu verkehren; aber der Nanikin ließ sich nicht beirren. Nur in Wana, der Residenz des machtlosen Ritikbnigs, welcher ganz in den Händen lieberlicher Händler war, konnte Sturges keinen Eingang finden; daher kamen Eingeborene aus Wana öfters nach Konfiti in den Gottesdienst. Auch an den Wochentagen zog Sturges durchs Land und benutzte jede Gelegenheit den Samen des göttlichen Wortes in die Herzen williger Zuhörer auszustreuen. Leider wurde den Missionsgeschwistern viel Zeit, die sie zu direkter Evangelisationsarbeit hätten verwenden können, dadurch geraubt, daß sie sämtliche häusliche Arbeiten und sonstige äußere Verrichtungen — z. B. das beschwerliche Rudern der Boote auf den Missionstouren längs der Küste — im ersten Jahrzehnt ihrer Wirksamkeit selbst verrichten mußten, weil die Eingeborenen zu träge oder zu stolz waren, derartige Hilfsleistungen gegen Entgelt zu übernehmen. Daher kam es auch, daß die von den Missionarsfrauen im Frühjahr 1855 wieder eingerichteten Schulen öfters eine unliebsame längere Unterbrechung erleiden mußten.

In ähnlicher Weise, wie Sturges, hatte auch Dr. Gulick im Mai 1855 von Schalong aus angefangen, an zwei, dann an drei Stranddörfern des Metalanimahafens das Evangelium zu predigen und schließlich im 5 Meilen entfernten Ponatikhafen, wo der Idschibau residierte, einen regelmäßigen Sonntagsgottesdienst eingerichtet; leider starb im Juni desselben Jahres der dem Missionar freundlich gesinnte Herrscher — es war der zweite seit Ankunft der Missionare — und sein Nachfolger, durch Händler aufgehetzt, nahm dem Missionsarzt gegenüber eine feindliche Stellung ein; dies bewies er unter anderm dadurch, daß er Gulick verbot in Ponatik für die dort in den Wintermonaten vielfach verkehrenden fremden Seeleute eine Kapelle zu erbauen.

Abgesehen von der Furcht kranker Ponapesen, durch die Annahme der

bereitwilligst dargebotenen ärztlichen Hilfe Dr. Gulick's die Geister („Ani“) zu erzürnen, welcher Umstand der Ausübung dieses besonderen Zweiges der Missionsthätigkeit etwas hindernd im Wege stand, hatten sich die Missionare damals wenig oder gar nicht über eine aus der Eigenart der ponapesischen Religion hervorgehende Gegnerschaft zu beklagen. Die Religionsübungen der Ponapesen gingen im wesentlichen bloß die Priester an, welche zu bestimmten Zeiten des Jahres auf der östlich von der Insel Taman gelegenen Tempel- und Ruinenstätte auf bestimmten Steinaltären in wenig ehrerbietiger Weise zu den Geistern ihrer Vorfahren beteten und denselben Opfergaben darbrachten; die große Masse des Volkes verhielt sich dabei völlig gleichgültig. Nur im Winter 1855—1856, als eine ganz ungewöhnliche, 4 Monate anhaltende Trockenheit die Damsennte zu vernichten drohte, erwachten die Heiden etwas aus ihrer Lethargie und ließen von der Nordseite der Insel eine gefeierte Priesterin kommen, von welcher man glaubte, daß sie mit dem Geiste eines alten berühmten Häuptlings Schokulekul im Verkehr stünde, und bewirtete sie auf das Feinste, um sie und durch ihre Vermittelung jenen Häuptling dem Volke günstig zu stimmen. Als bald danach einige Regenschauer erfolgten, beickten sich die Priester natürlich, diesen Umstand in ihrem Interesse auszuheuten. Doch konnten am Ende des Jahres 1855 die Missionsgeschwister sich wenigstens über das eine Resultat freuen, daß 5 oder 6 Eingeborene die Verehrung der „Ani“ aufgegeben hatten und dafür Gott anbeteten.

Im folgenden Jahre verdoppelte sich die Zahl der Missionsstationen dadurch, daß Doane nach der Insel Fokoits und der hawaiische Missionsgehülfe Kaai-kaula nach dem an der Westküste gelegenen Orte Tomora übersiedelte; beide Stationen lagen im Gebiete des Fokoitsstammes. Das Oberhaupt des letzteren, der Wadschai, nahm den Missionar Doane und dessen Frau sehr freundlich auf und machte im Anfange mit eiserner Strenge darüber, daß seine Unterthanen sich nicht am Eigentume der Missionsfamilie vergriffen. Wenn an den Sonntagen bald nach Doane's Ankunft sich regelmäßig gegen 100 Zuhörer im Gottesdienst, den der Missionar halb in englischer, halb in ponapesischer Sprache abhielt, einfanden, so war auch hierbei die Hand des Oberhäuptlings im Spiel; denn dieser wollte auf Doane einen günstigen Eindruck machen, nicht aus einer gewissen Hinneigung zum Christentum, sondern einzig und allein, weil er hoffte, Doane werde dann einen Teil des Schiffsverkehrs nach dem bis dahin öden Fokoitshafen lenken.

Missionar Sturges konnte unter dem Schutze des ihm gleichmäßig wohlgesinnten Nanikin, welcher den Ponapesen und den Händlern gegenüber seine Unabhängigkeit durch einen der Mission zu gute kommenden Ausflug nach Kusaie bezeugte, im Jahre 1856 von Konkiti aus das Missionswerk rüstig weitertreiben; freilich mußte er es sich gefallen lassen, daß ein paar Engländer und ein Amerikaner in unmittelbarer Nähe der Missionsstation 5 Bordelle für die an Land kommenden Matrosen unterhielten, und es kam wohl vor,

daß mitten in den Sonntagsgottesdienst hinein der Hilferuf armer ponapesischer Mädchen erklang, die den Wüstlingen entflohen waren und mit Gewalt wieder in jene Häuser zurückgeschleppt wurden. Am meisten Grund zur Freude über die Ausdehnung seiner Arbeit hatte in diesem Jahre Dr. Gulick, der nicht nur zusammen mit seiner Frau an 6 verschiedenen Orten gegen 100 Schüler sammelte, sondern auch außerhalb Schalong's noch in den Küstenorten Tula-pail, Mutakalodsch und auf der Insel Na im sonntäglichen Gottesdienste, sowie in Ua und Uru an den Wochentagen je 25—40 eifrige Zuhörer hatte. Ihm war der zweitmächtigste Häuptling der Metalanim, der Wadschi — identisch mit dem vorher unter dem Titel „Nangro in Bontaka“ angeführten Schüler Doane's — besonders wohlgeneigt; er ließ sich nebst seinen beiden Frauen von Dr. Gulick unterrichten und feierte äußerlich den Sonntag.

Einen neuen Impuls erhielt die Schultthätigkeit auf der ganzen Insel, als Gulick zusammen mit Sturges im Januar 1857 anfang, auf einer kleinen von Honolulu gesandten Druckerpresse die ersten Bücher — eine Bibel, biblische Geschichten, Lieder — in ponapesischer Sprache zu vervielfältigen. Auch hatte Gulick Ende 1856 bereits eine vorläufige Übersetzung der Evangelien des Matthäus und Johannes, sowie der Briefe Johannis, nebst einer kurzen Grammatik und Wortsammlung der ponapesischen Sprache fertiggestellt, bei welcher Arbeit ihm ein seit 20 Jahren auf Ponape ansässiger, von seinem früheren liederlichen Lebenswandel bekehrter Portugiese Joaquim wertvollen Beistand geleistet hatte. Einen der Eingeborenen zu taufen, hatten die Missionare noch nicht die rechte Freudeigkeit, obschon unter Gulick's Zuhörern ein mit der Schriftwahrheit ziemlich vertrauter Mann war, welcher an jedem Sonnabend 1½ Meilen weit her nach Schalong kam, um dort den Sonntag mitzufeiern und sich weiter in der christlichen Lehre unterrichten zu lassen. Derselbe trat auch sehr energisch den heidnischen Priestern entgegen, obgleich ihm diese baldigen Tod wegen seines Abfalls androhten. Daß aber auch im Jahre 1856 die Arbeit der amerikanischen Glaubensboten nicht ohne sichtbaren Erfolg blieb, zeigte sich deutlich in der Abnahme des Einflusses, den die „Beachcomber“ bisher auf die Häuptlinge und das Volk ausgeübt hatten; es kam jetzt vor, daß einzelne liederliche Weiße von den Orten, wo Predigtgottesdienst gehalten wurde, hinwegzogen, weil sie sich ihrer leiblichen und moralischen Verwahrlosung vor den Ponapesen zu schämen angingen.

Im September 1857 besuchte zur großen Freude der Glaubensboten das Missionschiff „Morgenstern“ zum ersten Male die Küsten Ponape's; besonders rührend war das Wiedersehen Dr. Gulick's mit seinem greisen Vater, der als Delegierter der Hawaiischen Missionsgesellschaft die erste Rundfahrt des „Morgenstern“ mitmachte. Freilich nahm das Schiff den Missionar Doane von seiner Station auf Fokoits mit fort nach Ebon, wo er zusammen mit Missionar Snow sich den Marshall-Inulanern widmen sollte. Auf So-



toits hatte Doane nämlich, nachdem der Reiz der Neuheit vorüber war und des Wadschai Erwartungen betreffs der Zunahme des Schiffsverkehrs nicht in Erfüllung gehen wollten, die Zahl seiner Zuhörer sich sehr bald mindern sehen; auch war sein Eigentum nicht mehr wie früher vor den Diebesgelüsten der Iokoits sicher. Die anfangs eingerichtete Schule löste sich bald wieder auf, seitdem die Bevölkerung merkte, daß der Wadschai dem Missionar seine Gunst entzogen habe. Trotz alledem bißte der Oberhäuptling den Missionar ungern ein und es machte einen komischen Eindruck, daß der Wadschai, als die Sachen Doane's an Bord des „Morgenstern“ gebracht wurden, im Arger darüber seine Untergebenen zu steinigen drohte, weil sie durch ihren unregelmäßigen Kirchenbesuch die Schuld an Doane's Weggange trügen. Bald danach bewog Sturges seinen hawaiischen Mitarbeiter Kaakula auch die andere Station im Iokoitsgebiet, Tomora, aufzugeben, weil er dessen Kraft besser innerhalb des Ritistammes verwenden konnte; leider war diesem treuen Mann nur noch eine kurze Arbeitszeit beschieden; denn im Januar 1859 raffte ihn eine Krankheit hinweg.

Auf der Missionsstation Konfiti hatte im Februar 1857 der Nanikin Veranlassung genommen, seinen Unterthanen gegenüber offen zu erklären, daß die von dem Missionar abgehaltenen gottesdienstlichen Versammlungen seine volle Billigung hätten. Ferner begleitete er, ohne irgend welche Einladung von seiten Sturges', ein volles Vierteljahr hindurch, denselben Sonntags und bisweilen auch Wochentags auf sämtliche Außenplätze, wo Predigtgottesdienst abgehalten wurde; erst seine Übersiedelung nach seiner gewöhnlichen Sommerresidenz auf dem Eiland Tolitik machte diesen gemeinsamen Wanderungen ein Ende; denn als er von dort zurückkam, unterließ es Sturges absichtlich, ihn zu erneuter Begleitung einzuladen, da des Nanikin Anwesenheit zwar eine zahlreichere Beteiligung am Gottesdienst bewirkt hatte, andererseits aber auch den Eingeborenen einen gewissen Zwang auferlegte. Dagegen sprach der Nanikin seinen Stammesgenossen gegenüber den Wunsch aus, daß sie am Sonntag die Arbeit ruhen lassen möchten, — ein Wunsch, der natürlich in solchem Munde einem Befehle sehr nahe kam, und allgemeine Beachtung fand; fortan wurde am Sonnabend, der den Namen „Rochtag“ erhielt, in den Hütten der Insulaner vom Ritistamme gleich für den Sonntag mitgekocht. Für seine Person war der Nanikin allezeit gewissenhaft im sonntäglichen Kirchenbesuch. Als eine große Wohlthat wurde es von Sturges empfunden, daß der Oberhäuptling um dieselbe Zeit, da der Sonntag zum Ruhetag erklärt wurde, die 5 Bordelle in der Nähe der Missionsstation aufhob; es war dies ein kühner Schritt: aber der Nanikin verstand es die Opposition zum Schweigen zu bringen.

Obwohl sich auf den verschiedenen Predigtplätzen innerhalb des Riti-



stammes durchschnittlich nur je 20 getreue Zuhörer um Sturges versammelten, so war es doch merkwürdig, wie schnell sich das Gehörte unter den andern Stämmen auf der ganzen Insel verbreitete; dasselbe galt von den im Gottesdienst gesungenen Liedern, die von Mund zu Mund weiter getragen wurden. Allerdings hatte auch, wie sich immer mehr herausstellte, Konkiti die günstigste Lage für eine Missionsstation, weil es zugleich die Residenz des Nanikin war, dessen stetig wachsendes Ansehen aus den anderen Inselstämmen zahlreiche Besucher herbeilockte; solche Gäste pflegten dann gewöhnlich auch dem Gottesdienste beizuwohnen und von ihren Erfahrungen daheim zu berichten. Bemehrte sich so der Einfluß des Missionars fühlbar machte, um so mehr schwächten sich auch die vormalig so unheilvollen Wirkungen des Schiffsverkehrs ab. Weigerte sich doch auch seit Anfang 1858 der Nanikin standhaft, an Sonntagen mit der Bemannung einlaufender Schiffe in Handelsverkehr zu treten, ebenso wie er es ablehnte den Häuptlingen an solchen Tagen Feste zu Ehren der „Ani“ zu geben.

Das Jahr 1858 beseitigte für Sturges insofern ein Hindernis seiner Missionsarbeit, als drei der schlimmsten „Beachcomber“ — darunter ein durch seine Wildheit berühmter Neger aus den Vereinigten Staaten — verstarben, sodaß im Bereiche des Ritistammes nur noch vier weiße Händler übrig blieben, die es für gut befanden, sich ruhig zu verhalten. Im folgenden Jahre trübte sich das Verhältnis des Missionars zum Nanikin insofern etwas, als bei Gelegenheit der tödlichen Krankheit von dessen Frau, die sonst dem Evangelium sehr nahe gestanden hatte, beide Gatten sich in die Hände der heidnischen Priester gaben und von deren Beschwörungen Rettung, natürlich vergeblich erwarteten; auch kaufte im Dezember 1859 der Nanikin dem Kapitän eines Walfischfängers einen größeren Posten Rum ab, den er zusammen mit seinen guten Freunden austrank. Als indes am Weihnachtstage desselben Jahres der König des Ritistammes mit seinen Anhängern eine Bootfahrt nach dem Konkitihafen machte und während derselben ein Saufgelage veranstaltete — um die „Christfeier der Beachcomber“ getreulich nachzuahmen — verschloß der Nanikin seine Thür vor der trunkenen Horde. Es war nur eine vorübergehende Verirrung des Oberhäuptlings gewesen, der bald wieder die Rückkehr zu dem früheren freundschaftlichen Umgang mit dem Missionar folgte.

Seit 1859 beschränkte Sturges die sonntäglichen Gottesdienste auf Konkiti und eine einzige Außenstation; er konnte auf diese Weise Gottes Wort eingehender seinen Zuhörern auslegen, zu welchen sich die meisten Eingeborenen aus den früher besuchten Außenstationen gesellten; besonders regelmäßig kam die frühere Königin des Ritistammes, Limopoeti, mit ihren Frauen aus ihrer Residenz Inu herüber nach Konkiti. Nach achtjährigem Harren und Seufzen brach endlich mit dem 11. November des Jahres 1860 der ersehnte Tag herein, an welchem Sturges in Konkiti die Erstlinge Bonape's durch die heilige Taufe in die Christenheit aufnehmen konnte; die Täuflinge waren jene Königin Limopoeti, ferner Narcissus de Santos, ein in früher Jugend von der Philippinen-

insel Mindanao nach Ponape verschlagener Tagale, und dessen Frau Maria, welche einem angesehenen Priestergegeschlechte der Insel entstammte.

Auch das folgende Jahr — 1861 — sah 3 Tauffeste auf Konkiti, durch welche zu jenen 3 Erstlingen noch 12 eingeborne Christen hinzukamen. Mit diesen Erfolgen der Mission regte sich aber zugleich die Feindschaft von seiten der Häuptlinge und Priester; Drohungen wurden laut und einzelnen Besuchern des christlichen Gottesdienstes wurden die Rähne weggenommen; der Nanikin rührte sich nicht und schien sich diesen Übergriffen seiner Unterhäuptlinge gegenüber vorläufig neutral verhalten zu wollen. Inzwischen hatte auch im Metalanimstamme die christliche Bewegung einen neuen Anlauf genommen. Dr. Gulick hatte bis zum Herbst 1859, zu welcher Zeit er nach Ebon übersiedeln mußte, um dort Dr. Pierson abzulösen, in gewohnter Weise von Schalong aus seine Predigtouren nach den verschiedenen Küstenorten des Metalanimgebietes gemacht und die Freude gehabt, seine ärztliche Thätigkeit immer mehr von den Eingeborenen geschätzt zu sehen, welche sich jetzt auch erkenntlich zeigten, indem sie als Entgelt für dargereichte Arzneien dem Missionsarzt Geflügel, Fische, Yams und sonstige Nahrungsmittel zukommen ließen. Auf der Außenstation Tulapail zeichneten sich die des Lesens kundigen Frauen durch ihr Bestreben aus, sich eine züchtigere Bekleidung zu verschaffen, als sie sonst auf der Insel gebräuchlich war. Im Jahre 1858 erhielt Dr. Gulick Mitarbeiter in den Missionsgeschwistern Roberts, welche aber bereits nach dreijähriger Wirksamkeit — aus welcher Veranlassung, darüber schweigen die Berichte — aus dem Missionsdienste schieden und nun auf längere Zeit hinaus Sturges als einzigen Missionar auf Ponape zurückließen. Daß aber die bisherige Missionsarbeit unter den Metalanim nicht fruchtlos war, lehrte das Tauffest, welches am 6. März 1861 in Schalong stattfand und auf welchem Sturges 3 Ehepaare in die christliche Gemeinschaft aufnehmen konnte. Die Standhaftigkeit dieser Täuflinge wurde alsbald auf die Probe gestellt; denn ihre heidnischen Landsleute begannen sie zu verfolgen; besonders bedroht war das Leben eines der jungen Christen von Schalong, Namens Jonathan, welcher sich indes dadurch nicht einschüchtern ließ, sondern wie seine Genossen dem christlichen Glauben treu blieb. Um das kleine Häuflein zu stärken, kam Missionar Sturges seit dem Herbst 1861 fast jeden Monat von Konkiti auf einige Tage nach Schalong; dazwischen suchten die 3 Männer auch Sturges bisweilen in Konkiti auf, besonders geschah dies vom Frühjahr 1862 ab, da sie sich zusammen mit dem Christenhäuflein in Konkiti an dem Bau der ersten stattlichen Inselfirche beteiligten. Diese Abwesenheit benutzten dem Christentum feindselig gesinnte Häuptlinge im Metalanimstamme, um die Häuser von zwei jener Christen zu zerstören und deren Frauen und Kinder fortzujagen.

In dieser Zeit der Verfolgung offenbarte es sich in rührender Weise, wie der Geist Christi erneuernd auf die Herzen der sonst so habgütigen und begehrliehen Ponapesen eingewirkt hatte, denn die kleine Christengemeinde von Konkiti veranstaltete alsbald auf die Nachricht von dem Geschehenen hin eine Sammlung zum besten ihrer beraubten Glaubensgenossen, an welcher sich auch der Nanikin durch Darreichung einer feinen Matte beteiligte; diese letztere Gabe an sich war ja nicht von großem Wert, aber sie erhielt in den Augen der

Beschenkt und ihrer Landsleute eine ganz außerordentliche Bedeutung, weil sie aus der Hand des Nanikin kam.

Hatte das Jahr 1862 mit seinen Anfechtungen das innere Wachstum der jungen Christen gefördert, so sollte nun im folgenden Jahre die Seelenzahl der kleinen Christengemeinde sich um 5 Tauslinge mehren, die sämtlich dem Kitistamme angehörten. Wie die Gemeinde gleich im Anfang ihre Dankbarkeit gegenüber der hawaiischen Missionsgesellschaft durch ein Missionsopfer im Betrage von 85 Mark an Geld und 3 Gallonen Kokosöl bezeugt hatte, so wollte sie nun auch selbst missionierend auftreten, indem sie durch Missionar Sturges den Erstling Narcissus, welcher von seiten Sturges' besonderen Unterricht empfangen hatte, als Sendboten abordnen ließ, um im Juni 1863 das Evangelium den Bewohnern der Insel Pingelap — in der Mitte zwischen Ponape und Rusaie gelegen — zu bringen. Schlug auch dieser erste Versuch fehl, weil die wilden Insulaner eine Landung unmöglich machten, so war doch schon die bloße Absicht ein gutes Zeugnis für den Geist, der in der jungen Christengemeinde Ponape's wirksam war.

Bei dem regen Verlangen des Christenhäufleins nach Mehrung christlicher Erkenntnis traf es sich glücklich, daß Sturges um jene Zeit den Druck des Markusevangeliums beendet hatte; das Johannesevangelium war den Insulanern von Honolulu aus gesandt worden. Fast jedes Glied der Christengemeinde that nun die Arbeit eines Missionars an den eigenen Landsleuten; so wanderte z. B. eine ponapefische Christin im Frühsommer 1863 von Konfiti über die mit Urwald bedeckte Bergkette im Innern nach Norden in das Gebiet der Rot und begann in der 20 Meilen von Konfiti entlegenen Ortschaft Tokola aus den Evangelien den Dorfbewohnern vorzulesen, von welchen einige daran Interesse fanden und sich zu einer Art von Sonntagsfeier vereinigten. Als dann noch andere Christen aus dem Kitistamme, von gleichem Missionseifer beseelt, nach Tokola kamen, wurde die ganze Nachbarschaft von der Bewegung ergriffen und es kamen regelmäßige Gottesdienste zustande. Das war zu viel für einige feindselig die Bewegung verfolgenden Häuptlinge. An einem Sonntage drangen sie in das Versammlungshaus der Christen und ihrer Anhänger, schleppten drei derselben heraus und richteten sie mit Steinwürfen derartig zu, daß einer davon tödlich verwundet wurde. Nach diesem Ausbruch heidnischer Wut trat wieder eine Zeitlang Ruhe ein; Christen von Konfiti wanderten aufs neue über die Berge nach Tokola und die dortige Bevölkerung, anstatt sich abschrecken zu lassen, verlangte nur um so



eifriger nach christlicher Unterweisung. Da erhob sich die Verfolgung von Seiten derselben Häuptlinge in verstärktem Maße.

Von einem größeren, mit Flinten und Steinen versehenen Gefolge begleitet geboten sie den dem Christentum geneigten Eingeborenen den Ort zu verlassen. Die Mündungen der Gewehre wurden auf die zum Gottesdienst Versammelten gerichtet und Steine auf sie geschleudert, welche mehrere verwundeten, aber glücklicherweise nur ungefährlich. Als unter solchen Umständen einige der Angegriffenen nach ihren Gewehren suchten und sich zur Gegenwehr rüsteten, baten die anwesenden Christen aus Konkiti, sie möchten ihre Waffen wieder beiseite thun, da es sich für Christi Jünger nicht gezieme, Gewalt zu brauchen. Die Eingeborenen gehorchten, verließen das Versammlungshaus und mußten zusehen, wie ihre Schweine sämtlich abgeschlachtet und ihre Häuser ausgeplündert wurden. Auch ihre Schiefertafeln und Pesebücher wurden ihnen abgenommen.

Als Sturges von diesen Vorfällen erfuhr, sandte er den Verfolgten an den folgenden Sonntagen wieder einige Christen seiner Gemeinde, welche die Bewohner Tokolas zum Ausharren ermutigen sollten, und machte sich bald danach — im November 1863 — selbst auf, um auf beschwerlicher Wanderung durch den dichten Urwald und über die das Innere durchziehende Bergkette das abgelegene Dorf zu besuchen.

Einer der Taufbewerber, der alte Simeon, war dem Missionar ein Stück Weges entgegengekommen, um ihm den ersten Willkommengruß zu bieten. Die vier Tage, welche Sturges in diesem Bergdorfe verbrachte, blieben ihm unvergeßlich; den Tag über machte der Missionar den Baumeister; denn die Tokolaner hatten mit großer Mühe über steile Abhänge und durch tiefe Schluchten vortreffliches Bauholz herbeigeschleppt und zugerichtet und bauten nun unter Anleitung Sturges ein stattliches Kirchlein von 26 Fuß Länge und 22 Fuß Breite; des Abends aber und bis tief in die Nacht hinein saßen die Dorfbewohner um den Missionar herum und wurden nicht müde, von ihm im christlichen Glauben sich unterweisen zu lassen. Am letzten Abend, den Sturges in Tokola verbrachte, fühlte er sich gedrungen in dem überfüllten Gotteshause diesen Erstlingen der Gemeinde die heilige Taufe zu spenden; die Feier ging in schlichtester und doch so erhebender Weise vor sich; als Taufbecken mußte eine halbe Kokosnuß dienen; das Taufwasser spendete der nächste Bergstrom. Nach der Taufe wurde die Ehe zweier Paare eingesegnet. Schwer ward beiden Teilen das Scheiden; eine Anzahl Tokolaner geleiteten den Missionar ein Stück Wegs, dann knieten sie nieder zum Gebet, ehe sie sich trennten; die Eingebornen kehrten heim, um ihr Gotteshaus zu vollenden, und der Missionar zog lobend und preisend seine Straße gen Konkiti.

Hier waren übrigens im selben Herbst die Christen auch der Verfolgung ausgesetzt gewesen. Als eines Abends Sturges nebst seiner Frau und Maria, der Gattin des Narcissus, an dem Bette seines todkranken Kindes wachte, kamen auf einmal sämtliche Christen aus der Umgebung Konkiti's mit ihren Kindern und ihrer tragbaren Habe auf die Missions-



station geflüchtet und berichteten dem Missionar, daß sie von einem Häuptlinge aus ihren Häusern verjagt worden wären, und zwar auf Weisung des Nanikin. Am nächsten Tage eilte Sturges, dem das Vernommene ganz unglaublich vorkam, von dem Krankenbette seines Kindes zum Nanikin, der ihm allerdings bestätigte, daß er die Ausweisung der Christen angeordnet habe; es stellte sich indes bei genauerem Nachforschen heraus, daß von seiten der den Christen feindlichen Partei allerlei falsche Anschuldigungen gegen die Gemeindeglieder beim Nanikin vorgebracht worden waren, welchen der letztere nur allzurasch Glauben geschenkt hatte. Auf das ernste Zureden Sturges hin nahm der Nanikin seinen Befehl zurück, und die Verjagten konnten ruhig wieder in ihre Wohnungen zurückkehren; nur bedurfte es einige Wochen, ehe der Unterhäuptling, welcher von des Narzissus' Hause Besitz ergriffen hatte, sich mit dem Gedanken befreundete, das Geraubte wieder fahren zu lassen.

Über diese eben genannte Verfolgung wurde die Gemeinde zu Konkiti aufs reichste durch zwei bald darauf folgende Freudentage im Dezember 1863 und im Januar des folgenden Jahres getröstet. In ersterem Monat konnte das kleine Christenhäuslein die 60 Fuß lange und 40 Fuß breite, auf Steinfundamenten in solidem Holzbau errichtete, 38 Fuß hohe Kirche, an welcher von seiten der Christen 1½ Jahre lang gearbeitet worden war, mit einem Dankgottesdienste und darauf folgendem fröhlichem Feste einweihen. Die Kirche, welche aus dem besten Bauholz gezimmert war, trug insofern dem Geschmack der Eingeborenen Rechnung, als sämtliche Pfeiler und Balken mit bunten Schnüren von Kokospalmsfasern umwickelt waren, wodurch der Eindruck zierlicher Mosaikarbeit hervorgerufen wurde. Um die Zeit der Kirchweihe wurde in unmittelbarer Nähe der Missionsstation das sogenannte „Pilgerhaus“ erbaut, welches den aus dem Innern zu Besuch auf die Station kommenden Taufbewerbern als Unterkunftsstätte dienen sollte; die Bauleute waren in diesem Falle die Bewohner Tokola's, die in ihrem Verneiser den Missionar am fleißigsten aufsuchten. Im Januar 1864 brachte der „Morgenstern“ zur freudigen Überraschung der Konkittier Christengemeinde eine acht Centner schwere Kirchenglocke, die — anstatt des bisher zu diesem Zwecke gebrauchten Hornes — alsbald mit ihrer weithin in die Bergschluchten des Innern schallenden Stimme die Eingeborenen ins Gotteshaus einlud. Die Ponapesen nannten die Glocke in bezeichnender Weise „die Stimme Gottes, welche die Menge an seinem Busen sammelt.“

Den fröhlichsten Wiederhall fand die neugeschenkte Kirchenglocke im Herzen des Missionars und seiner Christen am 24. Januar 1864, als 16 neugewonnene Christen das Sakrament der Taufe und des heiligen Abendmahles empfangen; unter den Neugetauften war der Nanikin und seine Gattin; so sollte denn auch auf Ponape die Verheißung in Erfüllung gehen, daß der Herr die Starken zum Raube haben wird. Nunmehr war auf der Insel bereits eine Christengemeinde von 40 Erwachsenen gesammelt. Leider starb der Nanikin schon ein Vierteljahr nach diesem Tauffeste; mit seinem Tode be-

gann für den Missionar und die junge Christengemeinde eine Zeit der Sorge; denn der neugewählte Nanikin, welcher im Gegensatz zu seinem Vorgänger sich nicht im geringsten um die Leitung der Stammesangelegenheiten kümmerte, sondern sich dem Trunke und dem Einflusse der „Beachcombers“ völlig überließ, schreckte seine Untergebenen durch sein gewalthätiges Wesen von einem etwaigen Anschlusse an die Christengemeinde ab. Unter solchen Verhältnissen war es auch nicht zu verwundern, daß die Missionarswohnung in Konkiti nicht mehr wie früher, vor plünderungslustigen Eingeborenen sicher war; ein Umstand, der natürlich hemmend auf Sturges' Wanderungen nach den Außenstationen einwirken mußte, da der Missionar um seiner schutzlosen Frau willen fast regelmäßig abends wieder heimzukehren hatte.

An einem Januarsonntage des Jahres 1865 kam es sogar soweit, daß der Nanikin an der Spitze einer trunkenen Horde mit brennender Fackel auf die Missionsstation zog und die neue Kirche, den Stolz der jungen Christengemeinde, völlig einäscherte, sodaß letztere nun wieder in der Klubhalle des Dorfes ihre Gottesdienste halten mußte, bis durch den von Sturges angefachten Eifer der Konkitier Christen im nächsten Jahre eine neue, zugleich als Schullokal dienende Kirche hergestellt war. Es blieb nicht bei dieser Unthat; denn als der Nanikin im Sommer 1865 die zwei hinterlassenen Frauen eines verstorbenen Bruders zwangsweise seinem Harem einverleiben wollte, und die eine derselben mit Hilfe einer Freundin entfloh, erschloß er die letztere, welche wieder eingeholt worden war, in der Frühe eines Sonntags dicht neben der Missionsstation und schlachtete tags darauf seine ebenfalls wieder eingefangene Schwägerin mit eigener Hand ab. Zwei Jahre danach verkaufte er dann das zur Missionsstation gehörige Grundstück an einen berühmten Kapitän und Händler, Namens Pease, damit derselbe darauf einen Kaufladen errichte und den Missionar samt seiner nächsten Umgebung vertreibe.

Es war ein Wunder Gottes, daß trotz der Feindschaft des Nanikin und der vielerlei Versuchungen, welche die ponapesischen Christen im Kitistamme auf Schritt und Tritt umgaben, die junge Christengemeinde sich nicht nur in ihrem Bestande erhielt, sondern auch eine, wenn gleich geringe Zunahme aufzuweisen hatte. Eine große Erleichterung war es für Sturges, als im Herbst 1865 Doane nach Ponape zurückkehrte und sich zunächst zwei Jahre lang auf Konkiti mit niederließ, um sich besonders der bis dahin unter dem Drang äußerer Umstände vernachlässigten Schulthätigkeit mit regem Eifer anzunehmen. Bald machte sich auch auf indirekte Weise der Einfluß der Mission in doppelter Beziehung geltend, indem einerseits bei einem Teil der heidnischen Bevölkerung die frühere gleichgültige Stimmung sich in feindseligen, bewußten Gegensatz gegen die Christengemeinde und deren Leiter verkehrte, andererseits das Ansehen der heidnischen Priester bei ihren Landsleuten auf das niedrigste Niveau herabsank.

Da sich inzwischen im östlichen und nördlichen Teile Ponape's die

Aussichten für einen schnelleren Fortgang des Missionswerkes am günstigsten gezeigt hatten, wurde die bisherige Hauptstation Konkiti in einen Außenposten unter der Leitung eines eingeborenen Diakonen umgewandelt, während Doane im Jahre 1867 seinen Wohnsitz in Renan innerhalb des Sokoitsgebietes — an der Nordküste Ponape's — nahm und Sturges im darauf folgenden Frühjahr sein Hauptquartier unter den Metalanim in Ua, einem mehrere Stunden nordwärts von Schalong gelegenen Küstenorte, aufschlug. Letzterer besuchte von seinem neuen Wohnplatz aus regelmäßig Konkiti und die im Ritigebiete zerstreut wohnenden Christenhäuflein.

Unter den Metalanim hatte Sturges übrigens schon vor seiner endgiltigen Übersiedelung im Jahre 1868 wacker vorgearbeitet, so daß in jenem Jahre in diesem Stamme bereits eine Christengemeinde von 70 Seelen vorhanden war, von denen die meisten auf die Orte Aru und Takai Tu entfielen. An ersterem Orte hatte sich der zweitmächtigste Häuptling der Metalanim, der Wadschai Hefesia, zu Christo bekehrt und dafür gesorgt, daß im Sommer 1865 eine stattliche Kirche eingeweiht werden konnte, bei welcher Kirchweihe nicht weniger als 700 Stammesangehörige Gelegenheit hatten, das Wort Gottes zu hören. Auch in Ua, wo der dem Christentum feindlich gesinnte König des Metalanimstammes residierte, erhob sich unter den fleißigen Händen der Neubefehrten bald ein Gotteshaus und eine Missionarswohnung. Als im Herbst 1869 Missionar Sturges seiner Gesundheit halber auf zwei Jahre in seine amerikanische Heimat reiste, übernahm es Doane von Renan aus die kleinen Missionsgemeinden im Metalanimgebiet mit zu pflegen, und der neu gestärkt auf das Arbeitsfeld zurückkehrende Glaubensbote hatte dann die Freude zu sehen, wie inzwischen 163 Seelen zu den Metalanimgemeinden hinzugethan worden waren. Seit der Wiederkehr Sturges' wuchs auch allmählich die Zahl der Außenstationen unter den Metalanim, unter welchen sich besonders Tapa Lap — 1872 gegründet —, die Bergstation Kapina (1874) und Metip (1878) eines fröhlichen Wachstums erfreuten. Um die von Ua abgegrenzten neun Außenstationen besser pflegen zu können und die Jugend nicht aus den Augen zu verlieren, entsandte Sturges seit 1873 auf dieselben einzelne von ihm herangebildete eingeborene Lehrer, welche zugleich auch den Gottesdienst in ihren Gemeinden zu leiten hatten. Es wurde dies dadurch möglich, daß die Lehrer die beiden letzten Tage jeder Woche nach Ua kamen, um sich im Hause des Missionars auf die sonntägliche Verkündigung des göttlichen Wortes vorzubereiten, während daheim ihre Frauen als Stellvertreterinnen in der Schule eintraten. Als im November 1872 der treuebewährte Hefesia starb, hatte Sturges wenigstens den Trost, daß mit Zustimmung der heidnischen Stammesmajorität ein Glied der Christengemeinde die Wadschawürde übertragen erhielt.

Ehe Doane im Jahre 1867 seinen Wohnsitz aufs neue unter den Angehörigen des Sokoitsstammes aufschlug, hatte auch hier Missionar Sturges noch von Konkiti aus auf öfteren Rundreisen den Boden für eine spätere



Wirksamkeit vorbereitet und besonders in Tomora und Palikir (Paliga), sowie auf den Riffinseln Fokoits und Param die ersten Christenhäuflein gesammelt. Auf Fokoits, wo im Jahre 1865 bereits einige Heidenpriester von selbst ihre religiösen Ceremonien für Betrug erklärten, schenkte der dort residierende Nanikin des Fokoitsstammes Jepenala der Christengemeinde seine Zuneigung und verhalf ihr zu einer Kapelle; er selbst wurde vom Übertritt zunächst noch durch seine Frauen, von denen er sich nicht trennen wollte, zurückgehalten, aber im Jahre 1870 überwand er auch dieses Hindernis und ließ sich mit der einen zurückgehaltenen Gattin durch die Taufe in die Christengemeinde aufnehmen. In schreiendem Gegensatz zu dem freundlichen Benehmen des Nanikin stand das Verhalten des Fokoitskönig, welcher in Renan in der Nähe von Missionar Doane wohnte. Derselbe, ein Säufer, war von cäsaropapistischen Ideen beherrscht und hätte trotz seines unwürdigen Lebenswandels gern auch das geistliche Oberhaupt im Fokoitsstamme dargestellt. So fühlte er sich z. B. sehr in seiner Ehre verletzt, wenn Doane ihm nicht gestatten wollte, in der Kapelle öffentlich zu beten, und betrachtete die Gebetsübungen der Christen unter seinen Unterthanen als einen Eingriff in seine landesherrlichen Gerechtsame. Im Dezember 1869 ließ er sich von seiner Leidenschaft so weit fortreißen, daß er von der Missionsstation unter den Augen Doane's und dessen Gehilfen Narcissus des letzteren 12jährige Tochter Karoline als Beute für seinen Harem hinwegschleppen ließ; vergeblich waren die Klagen und Beschwerden der jammernden Eltern und Doane's. Erst im Sommer 1870, als das amerikanische Kriegsschiff „Jamestown“ Ponape anlies, gelang es dem mannhaften Auftreten des missionsfreundlichen Kapitäns, die geraubte Tochter ihren Eltern wieder zuzuführen. Die Anwesenheit dieses Kriegsschiffes übte auch sonst einen heilsamen Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse auf der Insel aus; denn die fünf Inselkönige ließen sich herbei, in einem Freundschaftsvertrage mit der Unionsregierung die Sicherheit der Missionsgeschwister zu verbürgen und die Abstellung der auf der Insel im Schwange befindlichen Blutrache zu versprechen; ferner wurde dem in der Folgezeit etwas eingeschüchterten Nanikin des Ritistammes für seine Unthaten eine Geldbuße auferlegt, und das von Kapitän Pease mit Beschlagnahme belegte Missionsgrundstück in Konfiki kam wieder in die Hände der Christengemeinde, die dort ein Dorf gründete, um ungestört von ihren heidnischen Stammesgenossen leben zu können.

Als das Kriegsschiff die Gewässer Ponape's verlassen hatte, stellte es sich übrigens heraus, daß der König von Fokoits aufs neue wieder Böses gegen



Narcissus' Tochter und Frau im Schilde führte, sodaß Doane in aller Stille Narcissus und die Seinen nach Konfiti in Sicherheit brachte. Konnte sich der letztere hier auch in Kirche und Schule nützlich machen, so vermißte Doane doch in Renan den treuen Mitarbeiter um so schmerzlicher, als gerade um jene Zeit die dortige Christengemeinde bei ihrem schnellen Wachstum — im Jahr 1870 wurden allein 78 Erwachsene getauft — besonderer Pflege und Überwachung bedurfte. Zerrüttete Gesundheit nötigte im Herbst 1874 Doane auf längere Zeit, dem ihm liebgewordenen Wirkungskreise den Rücken zu kehren; glücklicherweise trafen aber gerade um jene Zeit zwei neue Missionare Pogan und Rand ein, von denen der erstere die Station Renan übernahm, während Rand zunächst einen neuen Missionsposten in Ua unter dem Stamme der Wanega — auf der Nordostküste der Insel — gründete.

Hier im Gebiete der Wanega hatten sich seit dem Jahre 1866 bereits einzelne Eingeborene für die christliche Lehre empfänglich erwiesen, und der König des Stammes, welcher sich im Jahre 1872 zuerst dem Bau einer Kapelle in Ua widersetzt hatte, wurde das Jahr darauf in demselben Gotteshause mit noch 23 Genossen — darunter mehrere Häuptlinge — vom Missionar getauft. Auch unter Rand's Leitung mehrte sich die Gemeinde, welche freilich seit 1879 wieder zur Außenstation wurde, weil Rand von da ab zu Sturges nach Ua übersiedelte, um auf der dortigen Station seinen Genossen von der Schulthätigkeit etwas zu entlasten.

Auch unter dem Notstamme an der Nordküste Ponape's, dessen Gebiet von dem der Sokois und Wanega umgrenzt wird, hatte die christliche Bewegung seit 1864 Fortschritte gemacht. Denn von dem Bergdorfe Sokola aus verbreitete sich das Christentum über das Stammesgebiet, nicht zum wenigsten durch die Bemühungen Simeons, des „Patriarchen vom Berge“, der im Jahre 1872 vom Glauben zum Schauen einging; so entstanden z. B. in Tulinier und Ana k blühende Christengemeinden; auch der König der Not, Leben Not, der erst ein berühmter Kavaßäufer war und seinen Gefallen daran hatte, die Gebetsversammlungen in seinem Volke zu stören, räumte dem Geiste Gottes Macht über sein Herz ein und bekehrte die Taufe.

Fassen wir die Gesamtlage Ponape's mit Bezug auf die Ausdehnung der Missionsarbeit ins Auge, so konnte es im Jahre 1866 für ausgemacht gelten, daß von der damals auf 6000 Seelen geschätzten Bevölkerung ungefähr die Hälfte der Mission freundlich gesinnt war und christlichen Unterricht begehrte. Damals wurde auch in vielen Teilen der Insel die Kavamurzel, die den Ponapesen die Veranlassung zu schädlichen Trinkgelagen gab, ausgerottet; freilich kamen später Zeiten, wo man dem liebgewordenen Genußmittel aufs neue sich hingab. Im Jahre 1869 betrug die Zahl der erwachsenen Christen auf ganz Ponape 250 und drei Jahre später bereits 518 Seelen. Obgleich die vielen Kapellenbauten, zu denen die heimatlichen Missions-

gemeinden keinen Pfennig beisteuerten — ebensowenig wie zu den Schulhäusern und Pfarreien — schon ein deutliches Zeichen bildeten, wie lieb dem größeren Teile der Inselbevölkerung das Evangelium geworden war, so hatten doch die amerikanischen Glaubensboten ihre größte Freude an dem regen Missionseifer, der inmitten der ponapesischen Christengemeinden hell aufflammte und Ponape zum Mittelpunkt einer neuen Mission für die benachbarten Karolineninseln machte, wie die folgenden Kapitel des nähern zeigen sollen. Hier sei nur bemerkt, daß am 11. Juni 1873 sieben ponapesische Missionsgehülfen zum Dienst unter den Heiden eingeseget werden konnten, um dann bald danach zunächst auf der Insel Pingelap und in der Mortlock-Gruppe ihre Arbeit zu beginnen, deren Kosten ein in Ponape sich bildender „Missionsverein“ übernahm. Um von Zeit zu Zeit diesen Außenposten die nötige Verstärkung an Missionsarbeitern zuführen zu können und auch für die Heranbildung von Hilfskräften zur Pflege der einzelnen Christengemeinden auf Ponape selbst Vorkehrungen zu treffen, begründete Sturges seit Anfang der 70er Jahre in Ua ein Missionsinstitut, dem sich seit 1884 auch eine von amerikanischen Missionslehrerinnen geleitete Mädchenkostschule angeschlossen, in welcher die späteren Lebensgefährtinnen der angeborenen Missionsgehülfen eine passende Vorbildung und Erziehung erhielten.

Reich an Wechselfällen waren die letzten fünf Jahre für die ponapesische Mission. Während im Jahre 1884 das vordem so rege christliche Leben unter den Eingeborenen eine Zeitlang erstorben schien und die alten heidnischen Laster, Unzucht und Trunksucht, ihr Hydrahaupt wieder erhoben und in der Folgezeit ein unentschiedener Kampf zwischen christlichen und heidnischen Strömungen hin- und herwogte, überflutete gegen Ende des Jahres 1886 eine ungeahnte religiöse Bewegung wie mit elementarer Gewalt die Insel und rüttelte die Volksseele in ihren Tiefen auf. Von den fünf Königsfamilien der Insel schlossen sich vier der Christengemeinde an und auch im Gebiete des fünften Königs ließen sich die angesehensten Häuptlinge taufen, sodaß die Zahl der in 12 Gemeinden gesammelten erwachsenen Christen auf 1000 stieg, während die Gesamtbevölkerung Ponape's sich damals nur noch auf 2000 Seelen belief. Inzwischen stieg eine Wetterwolke am Horizont auf, die drohendes Verderben für die Inselbewohner in ihrem Schoße barg. Im Frühjahr 1887 zogen spanische Truppen und Kapuzinermönche auf der Insel ein, die kraft des bekannten päpstlichen Schiedspruches nebst den übrigen Karolinen Spanien zugeteilt worden war. Und nun begann ein wahrer Hexensabbath.<sup>1)</sup> Auf der gewaltsam von den Spaniern in Besitz genommenen Missionsstation Renan erstanden binnen kurzem Schnapsläden und Bordelle, in welche letztere die arme weibliche Jugend der Insel zum Teil gewaltsam geschleppt

<sup>1)</sup> Die näheren Einzelheiten über die spanische Besitzergreifung Ponape's siehe A. M.-Z. 1888, S. 153. „Spanisches von den Karolinen.“

wurde, um die Rüste der spanischen Sträflingsoldaten zu befriedigen. Kirchen wurden geschlossen, und die Christengemeinden verscheucht, während die Kapuziner unter Zuhilfenahme des „weltlichen Armes“ die verhafteten „Rezer“ zwangsweise zu Katholiken machten, darunter auch den bald danach durch den Tod von seinen Peinigern erlösten Missionsgehilfen Narcissus. Von dem spanischen Gouverneur Posadilla und seinen Unterbeamten wie Sklaven geknechtet erhoben sich endlich im Juli 1887 die Eingeborenen Ponape's gegen die Tyrannenherrschaft, und in einem blutigen Treffen fiel der Gouverneur nebst einem Teil der Seinen. Inzwischen war Missionar Doane auf allerlei lächerliche Anschuldigungen hin von Posadilla als Gefangener nach Manila geschickt worden, von wo er indes gerechtfertigt und als freier Mann an Bord eines spanischen Kriegsschiffes nach Ponape zurückkehrte. Als dann im Herbst 1887 ein neuer Gouverneur mit einer größeren Truppenmacht auf Ponape anlangte, gelang es dem Einflusse der beiden Missionare Doane und Rand auf die Bevölkerung und der menschenfreundlichen Gesinnung des spanischen Gouverneurs, die Insulaner zu beruhigen und zu einer billigen Genugthuung gegenüber der spanischen Flagge zu bewegen. Da seitdem der Gouverneur sich eines gerechten Regimentes beleihtigt und die versprochene Gewissensfreiheit aufrecht erhalten hat, ist es den Missionaren in wunderbar schneller Weise gelungen, die Wunden, welche die spanische Occupation und der durch dieselbe hervorgerufene Aufstand der Missionsarbeit auf Ponape geschlagen hatte, zu heilen und die Christengemeinden zu neuer, eifriger Arbeit nach innen und außen anzufeuern. Wohl droht noch die katholische Gegenmission; denn die Kapuziner, welche sich nach dem ersten Mißerfolge ziemlich ein Jahr lang ruhig innerhalb des spanischen Forts in Kenan hielten, haben im September 1888 in Wana, der Residenz des Rittkönigs, das Terrain für eine Niederlassung rekognosziert; aber wenn sich die Evangelischen Ponape's unter der treuen Führung ihrer Missionare um Gottes Wort — das Neue Testament ist seit 1885 in der Ponapesprache gedruckt, die letzte Arbeit des im Jahre 1887 entschlafenen Missionars Sturges — scharen, so dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß ehe das Jahrhundert zur Rüste geht, das Evangelium jenes Inselvolk an den Klippen des Heidentums und Romanismus vorbei sicher in den Friedenshafen geleitet.

---

## Die gegenwärtige Lage der evangelischen Mission in Kamerun.

Von P. Wurm.

In der ersten Juliwocde war die Baseler Missionsgemeinde in freudiger Bewegung und von Dank gegen Gott erfüllt zur Feier der Jahresfeste versammelt. Der Inspektor Dehler war kaum vorher von seiner beinahe zehnmonatlichen Visitationsreise in China und Ostindien gesund und frisch zurückgekehrt und konnte über diese zwei großen, wichtigen Arbeitsfelder aus eigener Anschauung berichten. Von dem Fortgang des Werkes in China, namentlich in dem Bergland östlich von Kanton, dem Tschong-lok und den angrenzenden Kreisen, war der Inspektor äußerst befriedigt. Er konnte auf einer zweimonatlichen Reise von etwa zweihundert Stunden im Innern von China fast immer bei Christen herbergen, außer in den Nächten, welche er auf dem Boot zubrachte. Ueberall, wo die Reisenden hinkamen, wurde dem „Obermissionar von Deutschland“ ein sehr lauter öffentlicher Empfang bereitet mit fliegenden Fahnen, Flintenschüssen, Schwärmergeknatter u. dgl. Die chinesischen Beamten haben es nicht verhindert, daß in der bedeutenden Stadt Hinnen, wo erst wenige Christen sind, eine Fahne mit dem Zeichen des Kreuzes vorangetragen wurde.

Derselbe Missionar Dehler, welcher vor 40 Jahren verkleidet durch das Land ziehen mußte, wurde jetzt in solch feierlichem Aufzug durch Städte und Dörfer geführt. Die Zahl der chinesischen Gemeindeglieder in der Baseler Mission war am 1. Januar d. J. 3286. Der Hakkastamm, unter dem sie arbeitet, scheint empfänglicher zu sein für das Evangelium als andere Stämme, und ein Ältester versicherte dem Inspektor, wenn auch eine Verfolgung die Christen zerstreuen würde, würden sie sich doch wieder sammeln.

Nicht so befriedigend lauteten die Berichte des Inspektors über die Baseler Mission in Ostindien, wo mit ungleich größerer Ausbietung von Kräften und Mitteln gearbeitet worden ist, wo allerdings größere Gemeinden sind, aber auch eine zweite Generation heranwächst, welche den Missionaren ähnliche Nöte bereitet wie die Gemeinden in der Heimat ihren Geistlichen, und wo die Zahl der Christen verhältnismäßig langsam sich vermehrt (jetzt 9400 Seelen). Ostindien wird wohl von der afrikanischen Goldküste, wo die Baseler Mission jetzt 8224 Christen zählt, bald überholt sein.



Aber als ein besonderes Schmerzenskind erschien in dem Berichte von diesem Jahr die Kamerun=Mission. Bekanntlich wurde Basel auf der Konferenz deutscher Missionsgesellschaften zu Bremen im Oktober 1884 aufgefordert, diese deutsche Kolonie zu besetzen. Nicht ohne ernstliches Bedenken wurde diese Arbeit übernommen. Denn man wußte in Basel, was es heißt, neben der Goldküste noch ein westafrikanisches Gebiet zu besetzen. Man ließ sich nicht täuschen durch die Berichte von einzelnen Reisenden, die behaupteten, das Klima von Kamerun sei nicht ungesund. Man war darauf gefaßt, daß auch dort mancher tüchtige Arbeiter in ein frühes Grab sinken werde, noch ehe er die Sprache gelernt und irgend etwas hatte wirken können, und daß deswegen auch die erforderlichen Geldmittel nicht unbedeutend sein werden. Aber man erkannte auch, daß die evangelischen Christen deutscher Zunge in erster Linie berufen seien, in dieses von den englischen Baptisten verlassene Missionsgebiet einzutreten, und es wurden auch aus dem Norden Deutschlands namentlich durch die Sammlungen des Herausgebers dieser Zeitschrift schöne Summen für die Mission in deutschen Kolonien zur Verfügung gestellt. Das freundliche Entgegenkommen der Reichsregierung erschien gleichfalls als ein Wink vom Herrn, daß Basel in diese Arbeit eintreten sollte. Aber schon einer der zuerst ausgesandten Missionare starb wenige Tage nach der Ankunft, und von den 12 Brüdern, die bis jetzt ausgezogen, sind bereits 4 gestorben, 8 stehen in der Arbeit, 3 rüsten sich zum Auszug. „Mehr als einmal, hieß es im Jahresbericht, sind wir durch die Nachrichten von Kamerun tief bewegt und erschüttert worden; aber wie wir nicht im Leichtsinne, sondern im Glauben nach Kamerun haben gehen wollen, so harren wir auch im Glauben aus.“

Zu den betäubenden Nachrichten gehört auch die Trennung der von den Baptisten gesammelten Gemeinde in Bethel. Wir haben im Jahrgang 1888 S. 278 ff. berichtet, daß die Baptisten in den letzten Jahren vor der Abtretung nur noch schwarze Missionare in Kamerun stationiert hatten, und daß in dieser Zeit die Gemeinde Bethel zu einer Gesellschaft von Branntweinhändlern herabgesunken ist, die sich die Zucht der Baseler Mission nicht gefallen ließen und den Missionaren gegenüber eine sehr independente Stellung einnahmen. Diese Bethelgemeinde ist nun ausgetreten, während die Missionsgebäude der Baseler Mission verbleiben, und der Jahresbericht erwartet, daß auch die anglikierte, 30 Seelen starke Viktoriagemeinde, welche einst von Fernando Po übergesiedelt war, sich lossagen werde. Dagegen sind die Außenstationen von Bethel, am Kamerunfluß aufwärts und abwärts, den deutschen Missionaren treu ge-

blieben, und diese dringen immer weiter ins Innere vor und hoffen, am Oslabhang des Gebirges eine gesündere Station errichten zu können, die dem Bakwiri-Volk näher wäre. Trotz der Trennung haben doch die Baseler noch 160 Gemeindeglieder, 88 Taufbewerber und etwa 350 Schüler. In freundschaftlicher Verbindung mit ihnen steht auch der deutsche Regierungsschullehrer Christaller, welcher gegenwärtig zur Erholung in Europa weilt, der Sohn des um die Bearbeitung der Sprachen auf der Goldküste besonders verdienten Missionars Christaller. Er kam mit einem Dualla-Jüngling, der ihn in seinen sprachlichen Arbeiten unterstützen soll, während der Festwoche in Basel an.

In Bezug auf die Missionschulen wurde geklagt, daß es noch immer an brauchbaren Lehrern fehle. Doch werden in der Katechisten- u. Lehrerschule in Bethel nicht nur solche herangezogen, sondern auch den bereits im Amt stehenden Gelegenheit zur Fortbildung gegeben. Daß der große Landkomplex bei Viktoria bedeutend reduziert worden ist dadurch, daß der Besitztitel der Baptisten zum Teil bestritten wurde, ist der Baseler Gesellschaft eine wesentliche Erleichterung.

Allein der Rassenbericht stellt sich trotzdem sehr ungünstig. Neun- und sechzigtausend Franken mußten für Kamerun im abgelaufenen Jahr ausgegeben werden, während die Einnahme nur 23000 Fr. betrug. Bei der gegenwärtigen politischen Spannung zwischen Deutschland und der Schweiz dürfte es noch mehr als bisher Ehrensache der deutschen Christen sein, daß sie die Kosten für die Kamerunmission aufbringen. Es kann also die besondere Kamerunkasse nicht entbehrt werden, um so weniger, da die Generalkasse eine Schuld von 29000 Fr. hat. Die schweizerischen Komiteemitglieder haben zwar die Kamerunmission keineswegs als Stiefkind oder als bloßes Accidens behandelt, sondern sie in dieselbe Liebe und Fürsorge aufgenommen wie die älteren Arbeitsfelder. Aber namentlich in der französischen Schweiz war von Anfang an eine gewisse Opposition gegen die Übernahme dieses deutschen Schutzgebiets, die nur dadurch beschwichtigt werden konnte, daß man sagte: „Die Gaben für die allgemeine Kasse werden nicht dahin verwendet.“ Die französische Schweiz wendet sich übrigens trotzdem mehr und mehr von Basel ab, seitdem die Waadtländer Mission unter dem Titel Mission Romande Anspruch auf die ganze französische Schweiz macht. Um so mehr dürfte es angezeigt sein, daß die deutschen Christen das Werk in Kamerun wieder kräftiger unterstützen. Die neuen Missionsfreunde, welche aus Begeisterung für die Kolonien etwas gegeben haben, sind bald wieder abge-

fallen. Das hat auch der Stuttgarter Kamerunverein erfahren. Das Werk hängt wieder an den alten bewährten Freunden, die aus Liebe zu Christo und seinem Evangelium dasselbe fördern. Bei der Gründung der Kamerunmission haben nicht bloß Württemberg, Baden, Rheinpfalz und Hessen die deutschen Lande, welche sonst die Baseler Mission vorzugsweise unterstützen, Beiträge dazu gegeben, sondern dieselben sind aus ganz Deutschland geflossen. Es wäre zu wünschen, daß auch zur Fortsetzung ein größerer Kreis von deutschen Christen sich vereinigte. Es sind allerdings auch von Schweizern Gaben für die Kamerunmission eingelaufen, aber man darf, wie gesagt, bei der gegenwärtigen Stimmung, die von den Baseler Missionsfreunden sehr beklagt wird, dem Komitee nicht zumuten, daß es die Kamerunmission auf die allgemeine Kasse übernehme.

Vielleicht möchte jemand sagen: Die Baseler könnten die Kamerunmission wohlfeiler betreiben, indem sie weniger europäische Missionare hinaus schicken; sie würden dadurch auch nicht so viele kostbare Menschenleben opfern. Das ist bald gesagt. Allein die leidigen Erfahrungen mit den von den Baptisten gegründeten Gemeinden müssen jeden unbefangenen Beobachter in der Überzeugung bestärken, daß dort noch nicht die Zeit gekommen ist, die schwarzen Gemeinden selbständig zu machen, daß erst ein soliderer Grund gelegt werden muß, und dazu müssen Europäer ihr Leben wagen. Können das Kaufleute um zeitlichen Gewinnes willen, oder Reisende im Dienst der Wissenschaft oder um der Ehre willen, oder Beamte im Dienst des Staates, darf man es nicht auch den Missionaren zumuten um des Herrn willen und aus Liebe zu den schwarzen Völkern, über welche unser deutsches Reich die Schutzherrschaft übernommen hat! — Wenn einmal die schwersten Jahre überstanden sind, wird die Frucht auch in Kamerun, wie gegenwärtig auf der Goldküste, unter Gottes Segen desto reichlicher eingebracht werden. Würde die deutsch-evangelische Christenheit das Werk in Kamerun lässig treiben, so lauert schon Rom, um die Kolonie der evangelischen Mission zu entreißen. Bereits sind einige junge Kameruner, namentlich Häuptlings söhne, in deutschen katholischen Erziehungsanstalten und Missionsseminaren untergebracht, und kürzlich ist einer in Paderborn getauft worden. Sie werden jede Gelegenheit benutzen, um der katholischen Mission den Weg zu bahnen. Aber wir hoffen, unsre deutsch-evangelische Christenheit werde das mit so großen Opfern verbundene Werk nicht liegen lassen.

Nachschrift der Redaktion: Auch uns erscheint es als eine Ehrensache für Deutschland, besonders für die deutschen Kolonialfreunde, die Kamerunmission wenigstens durch reichliche Geldgaben fort

und fort zu unterstützen. Basel ist von den deutschen Kolonialfreunden seinerzeit hart gedrängt worden, nach Kamerun zu gehen und es hat dem Drängen nachgegeben, in dem guten Vertrauen, diese deutschen Kolonialfreunde würden ihre begeisterten Unterstützungsversprechungen auch ehrlich halten. Wie es scheint, ist aber die Begeisterung verflogen und Basel hat nun die Last. Das ist eine traurige Erfahrung, die zu neuen Kolonialmissionen gerade keine große Lust machen kann. Wir appellieren also nochmals an das Ehrgefühl besonders der deutschen Kolonialfreise: die deutsche Kolonialmission in Kamerun zu unterstützen. Die Kolonialvereine zählen ja tausende von Mitgliedern; wenn dieselben ihre freiwilligen Beiträge den Kolonialmissionen zuwenden wollten, so würden sie ohne Zweifel ein fruchtbareres Werk thun als z. B. mit der Unterstützung aller Emin-Expeditionen.<sup>1)</sup>

## Missionsrundschau.

### I. Die Heimat.

Vom Herausgeber.

Neue deutsche Missionen sind seit unsrer vorjährigen Rundschau nicht in Angriff genommen worden. Die Norddeutsche M.-G. ist angesichts der wachsenden Aufgaben, welche die Arbeit auf der Sklavenküste an ihre kleine Kraft stellt, noch immer nicht imstande im Togolande eine Küstenstation anzulegen. Wohl verkündigt sie auch im Togogebiet das Evangelium, stellt auch in Aussicht, daselbst eine Außenstation zu errichten und mit eingebornen Lehrern zu besetzen, aber einen europäischen Missionar an der dortigen Küste zu stationieren erlauben ihr die Anforderungen nicht, welche ihre Emission gerade jetzt stellt (Monatsbl. der Nordd. M.-G. 1888, 190). Wesentlich Hamburg und Bremen haben es in der Hand, daß der Wunsch der deutschen Kolonialfreunde nach einer Küstenstation im Togolande erfüllt werde: sie brauchen nur, was die beiden reichen Städte leicht könnten, ihre Missionsbeiträge zu verdoppeln. Die Hamburgischen sind unverhältnismäßig niedrig. Die Arbeiter werden sich gewiß finden.

Im Bismarckarchipel gedenkt die Rheinische M.-G., nachdem sie bereits auf Neuguinea eine zweite Station angelegt hat, demnächst auf einer der Salomoninseln einige Missionare zu stationieren, während sie abgelehnt hat auf die Marshallinseln zu gehen, weil sie der gesegneten Arbeit der amerikanisch-hawaiischen M.-G. keine unbrüderliche Konkurrenz machen will. (Berichte der Rh. M.-G. 1889, 237.) Es ist nur dringend zu wünschen,

<sup>1)</sup> Gaben sind direkt zu senden an die deutsche Adresse der Baseler M.-G. — Missionsbuchhandlung, Leopoldshöhe, Baden.



daß die deutsche Kolonialregierung sich wohlwollender zu dieser Gesellschaft stellt.

Daß wie die Baseler so auch die Rheinische M.=G. jetzt zwei Missionsärzte in ihrem Dienste hat, einen in China und einen auf Sumatra, ist ein Beweis dafür, daß auch in Deutschland sich wohl Missionsärzte finden, wenn man nur erst anfängt, sie zu suchen. — An die Stelle ihres im Februar heimgegangenen ersten Inspektors, des treuen von Rohden, (ebd. 99) hat die Rh. M.=G. den bisherigen zweiten Insp. Dr. Schreiber berufen (ebd. 228).

In Ostfriesland hat sich schon seit einigen Jahren eine neue lutherische M.=G. gebildet, die aber jetzt erst in eigentliche Wirksamkeit tritt. Unsere Leser wissen, daß unsere Freude über die Gründung neuer Missionsgesellschaften, bei denen nach nüchterner Würdigung der Verhältnisse wenig oder gar keine Aussicht auf ein bedeutendes Wachstum ist, nur eine sehr mäßige ist. Wir wollen die Gründe dafür nicht wiederholen. Glücklicherweise beabsichtigt aber diese neue luth. Miss.=G. in Ostfriesland nicht eine selbständig aussehende G. zu werden, sondern will sich mit einer Vorschule für Hermannsburg und der Übernahme zweier Hermannsburger Zulustationen begnügen (Hannov. M.=Bl. 1889, Nr. 5). Ob die Einrichtung einer Vorschule seitens einer ad hoc gebildeten Gesellschaft praktisch ist, wird ja die Zeit lehren. Billiger ist sie jedenfalls nicht als wenn man die Mittel für dieselbe Hermannsburg zur Verfügung gestellt hätte. Gegen die Übernahme zweier Stationen ist nichts einzuwenden, wenn mit ihr kein Eingriff in die einheitliche Missionsleitung verbunden ist. Sonst ist sie bedenklich.

Die Hermannsburger Visitatoren sind im Frühjahr von Afrika glücklich zurückgekehrt. Ein ausführlicher Bericht des P. Haccius über den Verlauf der Visitation steht in Aussicht. Begreiflicherweise ist man auf denselben einigermaßen gespannt. Daß vor dem Erscheinen desselben jede Kritik unbillig ist, geben auch diejenigen zu, welche aus dieser Kritik einen Beruf machen. Wie wir unter der Hand erfahren, hat die Visitation im ganzen ein günstiges Ergebnis geliefert. Auch das ist sehr erfreulich, daß sich ein freundlicheres Verhältnis zwischen Hermannsburg und der hannoverschen Landeskirche wieder anzubahnen beginnt.

Auch die Baseler Visitatoren sind aus China und Indien glücklich wieder in der Heimat angekommen. Ob ihrerseits ein Visitationsbericht zu erwarten steht, ist uns nicht bekannt.

Das Missionsdepartement der Brüdergemeine hat für die diesjährige Generalsynode, auf deren Tagesordnung neben Fragen über die Verfassung der Unität besonders Missionsfragen<sup>1)</sup> standen, einen höchst lehrreichen Bericht

<sup>1)</sup> J. B. Ob man sich von Grönland ganz zurückziehen und den Dänen das von ihnen längst gewünschte Arbeitsfeld ganz überlassen soll; ob in Labrador der Handel eingeschränkt oder ganz abgeschafft werden kann; ob Westindien jetzt schon oder erst in einigen Jahren als selbständige Provinz erklärt werden soll; ob die auf der Moskitoküste und in Surinam gewünschte starke Vermehrung der Arbeitskräfte zu bewilligen ist, damit die in den Hinterländern jener zwei Distrikte offenen Thüren besetzt werden können; wie die in der Indianer-Mission in Alaska sich zeigenden großen Schwierigkeiten mit den zahllosen Dialekten der Stämme zu überwinden sind; wo neue Arbeit aufgenommen werden kann und muß; ob Missions-

über die Missionsthätigkeit der letzten 10 Jahre erstattet, der aber freilich nur als Manuscript gedruckt ist. Im Laufe dieser 10 Jahre hat sich die Zahl der brüdergemeinlichen Missionshauptstationen von 96 auf 109, die der Missionsgeschwister von 327 auf 343 (darunter 181 Brüder incl. 21 eingeborne) und die der Heidenchristen von 73 170 auf 84 201 vermehrt. Die grönländische Mission, welche insofern ihre Aufgabe erreicht hat, als das Volk im ganzen christianisirt ist, aber die sowohl wegen der Natur des Landes wie des Charakters des Volkes keine Aussicht bietet jemals es bis zur kirchlichen Selbständigkeit zu bringen, der dänischen Kirche zu übergeben, der bekanntlich die weit größere Zahl der christlichen Grönländer bereits zugehört und die auch ein Seminar zur Ausbildung eingebornen Katecheten besitzt, hat sich die Gen.-Synode nicht sofort entschließen können, doch hat sie dem Miss.-Departement Vollmacht erteilt, diesen Schritt zu thun, falls Umstände eintreten, die denselben wünschenswert machen. In Labrador haben besonders die in dem genannten Bericht detaillirt dargelegten Handelsverhältnisse große Schwierigkeiten gemacht, welche sich, weil man dem Borgsystem entschieden entgegenzutreten gezwungen war, teilweise bis zum Aufstande steigerten, sodaß man auf einer Station den Kaufladen schließen mußte. Dennoch konnte sich aus Rücksicht auf die armen Eskimo die Generalsynode nicht dafür entscheiden, den dortigen Handel ganz aufzuheben. Im Nordwesten von Alaska haben sich der Brüdergemeine neue Thüren aufgethan, nur bereiten hier die zahlreichen Dialekte, welche die kleine zerstreute Bevölkerung spricht, große Hindernisse. Die nicht unbedeutenden Kosten (92 000 Mk.) dieser schwierigen Mission trägt allein die amerikanische Unitätsprovinz. Auf der Moskitoküste hat sich die christliche Gemeinde in Folge einer Erweckung, die im ganzen mehr als Strohfeuer war, um c. 1000 vermehrt und soll das Werk bedeutend erweitert werden. Eine Übersetzung der 4 Evangelien und der Apostelgesch. in die Moskitosprache ist soeben vollendet worden. In Westindien hat die Selbständigkeitsentwicklung im Laufe des letzten Jahrzehnts zwar erfreuliche Fortschritte gemacht, aber in Folge einer unvorhersehbaren wirtschaftlichen Krisis (des Sinkens der Zuckerpreise) ist die finanzielle Selbständigkeit in der vor 10 Jahren geplanten Ausdehnung noch nicht möglich geworden. In Suriname, wo die Zahl der Christen von 21 247 auf 26 106 gestiegen ist, (in der Stadt Paramaribo, in die sich die Plantageneger drängen, von 7324 auf 13 140) haben die besonders mit den ehelichen Verhältnissen zusammenhängenden Kirchenzuchtsfragen ungeheuer viel Not gemacht. Man muß die ausführlichen Mittheilungen des qu. Berichts (S. 61—72) lesen, um einen Einblick in die Schwierigkeiten zu erhalten, welche in dieser Beziehung eine frühere Sklavenbevölkerung der Mission bereitet. Die kleine Arbeit in West-Himalaya ist noch immer eine Saat auf Hoffnung; dennoch hat man den Mut zur Begründung einer neuen (dritten) Station, Leh in Ladakh, gehabt, wo auch ein Missionsarzt stationirt ist. 1884 wurde der Druck der tibetischen Übersetzung des N. T.s vollendet. Die beiden australischen Missionsstationen feierten 1885 und 1888 das Jubiläum ihres 25jährigen Bestehens, sie werden vermutlich aber wohl aufgegeben werden müssen, weil die Zahl der Schwarzen

bischöfe für die einzelnen Arbeitsgebiete ernannt werden sollen; ob die Anstellung eines befähigten Bruders sich empfiehlt, der sich nur mit „Missions-Literatur“ zu befassen hat etc.

immer mehr abnimmt, die Mischlinge aber infolge eines neuen Gesetzes genötigt worden sind, ihren Erwerb außerhalb der Stationen zu suchen.

Der Durchschnitt der Missionseinnahmen im letzten Jahrzehnt betrug 445 900 Mk.; aber weder stammt diese ganze Summe aus der Brüdergemeine noch wird mit ihr der gesamte Missionsaufwand bestritten. Zwei Drittel der Missionskosten für das ausgedehnte Werk der Brüdergemeine werden von dem Handel und den Gewerben geliefert, welche in verschiedenen Missionsprovinzen getrieben werden, durch Beihilfen der Regierungen namentlich für Schulen u. s. w.

Im Jahre 1887 beliefen sich die sämtlichen Missionsausgaben auf 1 229 630 Mk., diese Summe wurde auf folgende Weise aufgebracht:

An Ort und Stelle (wesentlich durch den Handel)	437 490 Mk.
Für Schulen (wesentlich von den Kol.-Regg.)	225 070 "
Zinsen der fürstl. Stiftung	30 170 "
„ des Sustentationsfonds	45 010 "
Jahresrechnung (Beiträge 2c)	491 890 "

Die Missionsschuld von 1887 ist nun so zu sagen getilgt; der Abschluß von 1888 wird voraussichtlich besser ausfallen, d. h. ohne einen bedeutenden Ausfall.

Eine in Irland der Br.=G. zugefallene Erbschaft von c. 100 000 Mk. ist so verklauzuliert, daß sie nur für „Neue Missionsarbeit“ verwendet werden darf.

Eine andere Erbschaft, von der die Zeitungen viel gefabelt haben, und die nach und nach in den Berichten auf einige Millionen angeschwollen ist, hat der Br.=G. bisher nur großen Schaden gethan, indem die alten Freunde ihrer Mission glaubten, daß dieselbe jetzt keine Beiträge mehr nötig hätte, und ihre Gaben deshalb anderswo hinrichteten. Es handelt sich um eine allerdings ziemlich bedeutende Hinterlassenschaft eines der Brüdergemeine völlig unbekannten Erblassers in Breslau, die, wie es scheint, der Brüdergemeine zuge-dacht ist, aber nicht mit dem Recht freier Verfügung, sondern in Form einer Stiftung mit dem Zweck afrikanische Sklaven loszukaufen. Dieses Testament wird zunächst von den Verwandten bestritten, dann müßte die sächsische Regierung die Stiftung genehmigen, dann erst würde die Brüdergemeinde gefragt, ob sie die Verwaltung der Stiftung, deren genaue Vorschriften ihr noch unbekannt sind, überhaupt übernehmen will, und schließlich wäre sie dann an die Vorschriften der Stiftung gebunden. Es liegt auf der Hand, daß eine derartige Erbschaft für die laufenden Bedürfnisse der Missionsverwaltung keinen direkten Wert hat.

Über die Gossner'sche M. hat die A. M.=Z. (S. 257 und 305) erst kürzlich so eingehende Mitteilungen gebracht, daß es dieses Orts genügt, ihren Freunden eine kräftigere Unterstützung derselben nochmals aus Herz zu legen. Sie bedarf ihrer.

Der Allg. ev.=prot. M. Verein macht stätige Fortschritte. Er hat neuerdings zwei bzw. drei neue Arbeiter und eine Arbeiterin gewonnen; der eine der ersteren geht nach Shanghai in China, um dort zunächst die deutsche Gemeinde zu sammeln, die übrigen nach Japan, wo sich die Thätigkeit des Vereins beständig ausdehnt. Die Einnahmen pro 1888/1889 beliefen sich



auf c. 35000 Mt. (J. M. R. 89, 192). Besonders erfreulich ist ein offenes Bekenntnis des im Segen arbeitenden Missionars Spinner. Bekanntlich erhoben die Gründer des A. ev.-prot. M.=V. gegen die bisherige (pietistische) Mission wesentlich den Vorwurf, daß — von den dogmatischen Aussetzungen abgesehen — ihre Methode nichts taue (A. M.=J. 1877, 371. 416; 1883, 463. 473), und sie gingen mit der ausgesprochenen Absicht ans Werk, durch neue Methoden neue Wege zu bahnen. Schneller als wir gedacht, hat die Praxis die Vorurteile der Theorie korrigiert, und es verdient alle Anerkennung, daß das Organ des Vereins mit Spinner dies offen ausspricht (J. M. R. 1889, 59). Das Bekenntnis lautet: „Die amerikanischen Unitarier, hauptsächlich durch den bekannten Redaktor Fano hergerufen, haben Ende letzten Jahres einen Missionar gesandt. Ob er seine Arbeit schon begonnen, weiß ich nicht. Ein Unitarier kann hier gewiß eine segensreiche Arbeit haben; aber er muß eine gediegene, religiös erfahrene Persönlichkeit sein, wenn er dem Sirenenruf der großen Zahl der „Freunde“ widerstehen will, die nicht den religiösen Schwerpunkt zum Centrum ihres Interesses an ihm machen. In dieser Beziehung bietet Japan ganz besondere Gefahren. Ich erinnere mich z. B. eines Aufrufs, den vor etwa 1½ Jahren die Japan Mail aus der Feder eines Japaners gebracht.<sup>1)</sup> Er verlangte die Verbreitung eines dogmatisch unbefangenen Christentums in Japan. Nach einiger Zeit las ich ihn englisch und deutsch in europäischen Blättern, die wohl keine Ahnung hatten, welchem allem tiefern religiösen Interesse fernstehenden Kreise jene oft ungerecht urteilenden Worte entstammten, daß z. B. ein Mann, der im Vertrauen auf derartige Schilderung im Anschluß an des Verfassers Freunde hergekommen, nach wenigen Wochen hätte erfahren müssen, daß er auf Sand gebaut. Auch für mich gab es einmal eine Zeit, da ich am Studierstisch in der Heimat gemeint, daß eine Änderung der Missionsmethode im Principe wünschenswert wäre. Jetzt stehe ich nicht an zu bekennen, daß ich nicht wüßte, in welcher Weise die Mission in Japan, speciell die protestantische, hätte weiser, zweckentsprechender arbeiten können. Ich hoffe noch einmal Muße zu bekommen, meine Auffassung eingehend zu begründen. Nur anzudeuten wage ich noch, daß gerade die halientische Arbeit am Einzelnen und Gemeindegründung und nicht die Wirkung auf die Masse in einem Lande wie Japan der Ausgangspunkt für solche Mission sein muß. Die Massenwirkung ergibt sich von selbst nachher.“

Das ist der Segen der praktischen Arbeit, daß sie von den a priori-Konstruktionen der Studierstubentheorien frei macht. Hoffentlich geht die Erkenntnis bald noch einen Schritt weiter, nämlich daß man auch von den Vorurteilen gegen unsern dogmatischen Standpunkt geheilt wird und immer mehr in den alten biblischen Glauben hineinwächst, der allein die Verheißung hat, die Welt, auch die heidnische Welt zu überwinden.

<sup>1)</sup> Vgl. A. M.=J. 1887, 372. Ep. M. Mag. 1886, 420. J. M. R. 1887, 45. — Bezüglich des erwähnten unitarischen Missionars meldet der Miss. Herald (1889, 268), daß seine Erfolge sehr problematischer Art seien, viel Geschrei und wenig Bollen, daß er die Landessprache nicht verstehe und nach einjähriger Thätigkeit schon — nach Amerika gekommen sei, um über seine Großthaten daselbst zu berichten.



Nachdem schon vor längerer Zeit der in Diensten der Ch. M. S. gestandene jüngst verstorbene deutsche Missionar Schön in England den theologischen Doktorgrad erhalten, haben nun auch zum ersten male zwei deutsche Universitäten, Jena und Berlin, diese Würde zweien im Dienste deutscher M.-G.G. (des Allg. ev.-prot. M.-V.8 und der Berliner M.-G. I) stehenden wissenschaftlich verdienten Missionaren erteilt, nämlich Faber in China und Kropf in Südafrika.

Eine statistische Übersicht über die sämtlichen deutschen M.-G.G. pro 1888 zu geben, geht noch nicht an, weil noch nicht von allen die Jahresberichte vorliegen.

Über die skandinavischen Missionen hat erst kürzlich eine Artikelserie in dieser Zeitschrift bis auf die Gegenwart orientiert, und da wir demnächst auch einen Bericht über die Anfangs Juli stattgehabte skandinavische Missionskonferenz in Christiania bringen werden, so können wir dieses Ortes die nordische Rundschau übergehen.

In Niederland befindet sich, wenn nicht alles täuscht, das Missionsleben in einer aufsteigenden Bewegung. Wir sind allerdings nicht imstande für diese erfreuliche Thatsache einen statistischen Beweis zu führen, da es die holländischen Quellen noch immer an authentischen Übersichten dieser Art fehlen lassen und es uns nicht möglich wird, von den vielen einzelnen kleinen holländ. M.-G.G. die nötigen Data zusammenzubringen. Die Ernennung des entschieden missionsfreundlichen und durch seinen Aufenthalt in niederländ. Indien mit den gesamten dortigen Verhältnissen wohlvertrauten Keuchenius zum Kolonialminister, die Vereinigung der holländ. Missionsfreunde zu einer jährlichen allgemeinen Missionskonferenz und die Begründung einer allgemeinen „Niederländischen Missionszeitschrift“ haben dem Missionseifer neue Anregung gegeben. Über die vorjährige (zweite) Zusammenkunft der Missionskonferenz in Amsterdam vergl. den Bericht in *J. M. R.* 1889, 53. Sowohl seitens der Nederlandsche Zendinggenootschap wie der Nederl. Zendingvereeniging sind Aufrufe zur Steigerung der Missionsleistungen erlassen worden, von denen der erstere besonders vor dem Mißverständnis warnt, als ob die Mission durch die Missionsfreundlichkeit des Ministeriums zu einer Staatsache werde (*Nederl. Zend. Tijdschrift* 89, 124).

Aus Frankreich ist eine frische Steigerung der Missionsthätigkeit zu berichten. In kurzer Zeit hat die Pariser evang. M.-G. acht neue Missionare (an den Senegal, Sambesi, Congo, ins Lessuto und auf die Inseln unter dem Winde, Gesellschaftsinseln) gesandt. Vor kurzem hat nämlich Frankreich die Inseln unter dem Winde (Rajatea, Tahiti, Huahim, Borabora und ihre Dependancen) annektiert, auf denen bekanntlich die Londoner M.-G. seit 70 Jahren (S. Williams hatte seinen Wohnsitz auf Rajatea) das Werk der Evangelisierung getrieben und im wesentlichen vollendet hat. Nun müssen aber unter dem Drucke der franz. Reg. die englischen Missionare weichen und deshalb hat die Pariser M.-G. einen ihrer Boten dorthin gesandt. In der franz. Bassutomission macht die römische Gegenmission eine Verstärkung der evang. Arbeiter notwendig. Wie überall, so bedienen sich auch hier die

römischen Eindringlinge der fleischlichsten Mittel, indem sie im Gegensatz zu der sittlichen Strenge der evang. Mission schlechte heidnische Sitten begünstigen (Journal des Miss. évang. 88, 466. 89, 10. 12. 67. 128. 266).

Auch in England ist das Missionsinteresse lebendiger als je. Voll Anerkennung über das, was er selbst davon gesehen und gehört, berichtet darüber der Missionar des Allg. ev.-prot. M.-V.s, Munzinger, in J. M.-R. 1889, 180: „Wenn ich bedenke, welche Ansammlungen von Meetings und speciell Missions-Meetings in diesen Wochen (Mai) in London abgehalten wurden; wenn ich bedenke, wie da die Leute oft 3—6 Stunden in einem drückend heißen Saal — ohne Bier! — beharrlich eine Rede um die andere anhören; wenn ich bedenke, daß außerdem täglich so und so viele andere religiöse Versammlungen stattfinden, dazu oft noch Wochengottesdienste; und wenn man mir dann sagt, daß all diese Meetings, all diese Gottesdienste, Sonntags und Werktags, morgens, mittags und abends immer gleich gut besucht sind, so kann ich doch nicht umhin zu zweifeln, ob deutsche Beharrlichkeit in solchen und ähnlichen Dingen soweit gehen würde. Es muß eben doch ein heiliges Interesse vorhanden sein, ein treibender Geist der Liebe zu einer guten Sache, wo solche Regsamkeit möglich ist. Oder sollte es doch anders sein?

Sollte die Ursache doch vielleicht nur in der Macht der Gewohnheit und Mode zu suchen sein? Wohl mag es eine gewisse Richtigkeit haben, daß in England die Frömmigkeit vielfach Gewohnheit und Mode ist; aber was schadet es? wenn nur Gewohnheit und Mode einen guten Kern in sich bergen! Dieses aber ist, wie mich dünkt, hier thatsächlich der Fall. Denn wenn auch das kirchliche Leben hier einen deutschen Protestanten oft antipathisch berührt, wenn es auch nach mehr als einer Hinsicht Mechanismus, ja ich möchte fast sagen „Sport“ zu sein scheint; im Innersten ist es doch erfüllt von einem lebendigen Interesse. Der sinnlich stumpfe Ritualismus, welcher unser protestantisches Gefühl in abstoßender Weise an den toten katholischen Ceremonien erinnert, und die oft zur Schau gestellte oberflächliche Bigotterie, welche dem gedankenlosen Lippendienst und der geistig hochmütigen Scheinheiligkeit der alten Pharisäer wenigstens äußerlich oft recht ähnlich sieht, beweisen wenig dagegen; und im allgemeinen werden doch bei dem Beobachter, der nicht an der Oberfläche haften bleibt, die guten Eindrücke überwiegen. Auf jeden Fall werde ich mir gegenüber dem in unserm Deutschland viel verbreiteten Indifferentismus jederzeit das frische Leben der englischen Kirche loben.

Den Beweis für dieses Leben zu erbringen, ist nicht schwer. Das Leben eines Organismus wird gemessen, an seinen Lebensfunktionen; und das Leben eines christlichen Organismus möchte ich vor allem messen an den Äußerungen seines Liebesgeistes. Diese Äußerungen aber sind in der englischen Kirche ganz außerordentliche. Es soll hier nicht die Rede sein von allen Zweigen der englischen Opferwilligkeit, die eine sehr große ist, ob auch das furchtbare Elend z. B. in einigen Stadtteilen Londons dem zu widersprechen scheint. Ich will die Leser nur hinführen auf das Gebiet, das uns hier am nächsten liegt, auf das Gebiet der Mission. Wir werden dabei zugleich die Bestätigung des im Anfang ausgesprochenen Satzes finden, daß die Mission in England populär ist.

Zwar die Begeisterung für Mission ist nicht ganz allgemein. Vielmehr wurden in den letzten Jahren, und zumal im verflossenen, verschiedene heftige

Angriffe auf die Mission gemacht. Insbesondere ist hier zu nennen Kanon Isaak Taylor, der mehrere Artikel gegen Mission veröffentlicht hat. Dieselben scheinen aber gerade den umgekehrten Erfolg gehabt zu haben, eine neue Variation zu dem alten Jakob Böhme: „Wo Gegensätze sich reiben, ist Leben die Folge.“ So ist denn der Stand der Einnahmen im letzten Jahre ein recht befriedigender: 1274841 Pfd. St. gegen 1218339 Pfd. St. im Vorjahre. Überhaupt sind die Einnahmen im Wachsen begriffen; nur die Bemerkung Spinners (J. M.-R. I. S. 114) „die Wesleyan Society gehe zurück“ scheint sich zu bestätigen. Den Löwenanteil ziehen die Societies der Staatskirche. Wenn vor vier Jahren Spinner schon ihre Einnahme von 146 300 Pfd. St. für eine im Vergleich zu früher niedrige hielt, so ist der Rückgang noch viel deutlicher sichtbar in den Einnahmen der beiden letzten Jahre mit 119 898 bzw. 140 546 Pfd. St. Diese letztere verhältnismäßig größere Summe für das verflossene Jahr, beweist nichts gegen die Annahme eines Rückganges im allgemeinen. Überhaupt glaube ich berechtigt zu sein, aus dem Stand der Missionsgesellschaften einen Schluß zu ziehen auf den Stand der bezüglichlichen Kirchen selbst, und demgemäß möchte ich behaupten: „Die Church of England erstarkt zusehends auf Kosten der Dissenters.“

Über die Angriffe Taylors sind unsre Leser ziemlich genau unterrichtet (A. M.-Z. 1888, 287, 449, 504, 555, 576, 587, Bbl. 77. 1889, 21. 57). Die Engländer sind praktische Leute. Sie beantworten solche Angriffe nicht bloß durch widerlegende Worte sondern durch Thaten. Um der Church M. S. zu beweisen, daß das Vertrauen ihrer Freunde zur Leitung derselben nicht erschüttert sei, waren bis Ostern dieses Jahres über 4000 Pfd. St. (80 000 Mk.) Ertragabgaben eingegangen, und die Jahreseinnahme der Gesellschaft betrug 252 016 Pfd. St. (c. 5 050 000 Mk.), die höchste Summe, welche bis jetzt überhaupt eingekommen (Int. 1889, 49. 121. 313). Auch in Bezug auf Arbeiter war das Angebot bedeutend. Es hatten sich bei der Ch. M. S. 350 Männer und Frauen gemeldet, von denen 59, unter ihnen 12 Geistliche und 6 Ärzte, in den Missionsdienst berufen wurden. Nur 14 von den 59 bedurften noch einer weiteren Vorbereitung auf dem Missionsseminar. Unter den 26 Damen, welche meist den höheren Ständen angehörten, geht der dritte Teil aus auf eigene Kosten (Ebd. 313).

Alljährlich giebt der Kanonikus Robertson eine statistische Übersicht der sämtlichen britischen Missionsbeiträge nach Abzug der Zinsen von Kapitalien und aller auswärtigen Einnahmen. Für 1887 lautet diese Übersicht folgendermaßen:<sup>1)</sup>

#### 1. Kirchliche M.-GG.

Church M. S.	Pfd. St.	207 704
Prop. G. Soc.		98 811
*London S. for prom. Christ. among the Jews		28 174
Ch. of England Zenana M. S.		22 674
*Colonial and continental Ch. S.		18 395
Soc. for prom. christian knowledge (Anteil für die Heidenm.).		12 000

<sup>1)</sup> Die von uns mit einem Stern versehenen müssen in Wegfall kommen, wenn es sich nur um Beiträge für die Heidenmission handelt.

Universities M.	12 169
South American M. S.	8 745
Miss. Leaves Assoc.	8 315
15 kleine GG.	20 249
Specialgaben für besondere Zwecke, geschätzt	24 000
Pfd. St.	461 236

## 2. Vereinigte kirchl. und freikirchl. GG.

Brit. and for. Bible Soc. (Anteil für die Heidenm.)	Pfd. St.	89 000
Relig. Tract. Soc. (desgl.)		16 812
China Inland M.		29 961
Indian Femal Normal Soc.		9 883
*Brit. Soc. for the Prop. G. among the Jews		8 109
Soc. for prom. fem. educ. in the East		5 171
6 kleinere GG.		21 112
Specialgaben, geschätzt		7 000
Pfd. St.		187 048

## 3. Engl. Freikirchen.

Wesl. M. S.	119 898
London M. S.	118 554
Baptist M. S.	56 173
Engl. Presbyt. for. Miss.	13 400
Friends' for. M. Assoc.	8 529
Unit. Meth. Free Ch. M.	7 722
Welsh Calv. Meth. for. M.	5 118
9 kleine GG.	31 721
Specialgaben, geschätzt	6 000
Pfd. St.	367 115

## 4. Schottische und irische Presbyterianer.

Free Ch. of Scotland	61 668
Unit. Presbyt. <sup>1)</sup>	53 388
Church of Scotl.	43 422
?National Bibl. Soc. of Scotl.	15 266
Edinb. Medical M. S.	6 481
3 kleinere GG. und Specialgaben	8 074
Irish Presbyt. M.	14 621
Pfd. St.	202 920

<sup>1)</sup> Wie es scheint bilden die Vereinigten (schottischen) Presbyterianer unter allen Kirchengemeinschaften die opferwilligste. Ende 1888 zählte diese Kirche 182 963 selbstständige Gemeindeglieder. Die Einnahme für kirchl. Gemeindezwecke betrug in demselben Jahre Pfd. St. 243 575, d. h. es kamen auf den Kopf: c. 27 M.; sämmtl. Einnahmen also inkl. für christl. Liebeszwecke und Mission beliefen sich auf Pfd. St. 375 106, d. h. es kamen auf den Kopf 41 M. (Miss. Rec. Unit. Presbyt. Ch. 1889, 141).



## 5. Römisch-kath. Mission.

Pfd. St. 10 420

Sa: Pfd. St. 1 228 759

Mk. 24 575 180

In besonderer Bedrängnis befand sich die London M. S. nicht bloß durch ein Defizit von 214 000 Mk. sondern auch durch das stationär gewordene Zurückbleiben der Jahreseinnahmen hinter den wachsenden Jahresausgaben, ein Zustand, der offiziell geradezu als Krisis bezeichnet wurde. Infolge eines beweglichen Aufrufes sind nun allerdings bedeutende Summen, bis jetzt zusammen über 300 000 Mk., einkommen, ob aber, wie die Direktion verlangt, dieselbe Summe jährlich zu den bisherigen Einnahmen hinzukommen wird, das heißt den Bogen doch wohl zu straff spannen (Chron. 89, 67. 105. 170. 180.).<sup>1)</sup> Auch die Bapt. M. S. hatte wesentlich durch ihre Kongomission eine Schuld von c. 60 000 Mk., die aber bald getilgt worden ist. Die Jahreseinnahme dieser G. war gleichfalls die höchste bis jetzt erreichte: 1 600 000 Mk. (Bapt. M. Her. 89, 198.).

Und da wir einmal bei den Missionseinnahmen sind, so will ich gleich noch einige Notizen über zwei besonders bemerkenswerte Missionsgaben beifügen. Ein Mr. D. Hand in Konnektikut hat der amerik. Miss.-Assoziation zur Erziehung der Neger,<sup>2)</sup> unter denen sie vornehmlich arbeitet, 1898 000 Dollars (über 7 1/2 Mill. Mk.) geschenkt, unsres Wissens die größte Einzelsgabe, welche bis heute der evang. Mission zuteil geworden ist (Calw. M.-Bl. 89, 8). — Eine arme fromme Schottländerin, welche täglich einen Penny für die Mission zurückzulegen pflegte, erhielt kürzlich von einem Fremden, der sie besuchte, einen halben Schilling, damit sie sich etwas Fleisch kaufen sollte, weil er merkte, daß sie sich diesen Luxus seit lange nicht gegönnt. Die Frau nahm die Gabe, aber dann sprach sie zu sich selbst: „ich habe mich immer wohl befunden bei meiner Mehlsuppe und so will ich den halben Schilling dem lieben Gott geben.“ Diese Thatsache kam zur Kenntnis eines Missionssekretärs, der sie gelegentlich einer Missions-Morgenversammlung, die in einem Privathause gehalten wurde, erzählte. Der Wirt und seine Gäste waren tief davon ergriffen und der erstere sagte: „ich habe um der Sache Gottes willen mir noch nicht einen Bissen versagt.“ Sofort verpflichtete er sich 10 000 Mk. Beiträge mehr zu zahlen und andere aus der Gesellschaft folgten seinem Beispiel, so daß an diesem Morgen 44 000 Mk. für die Mission extra gezeichnet wurden. Ein schönes Beispiel von einem fruchtbaren Witwenscherflein (Miss. Her. 89, 268).

In Nordamerika geht die allerdings etwas methodistisch forcierte Missionsbewegung unter den Studenten noch immer fort. Es sollen

<sup>1)</sup> Vielleicht dient diese Not dazu, etwas erfinderisch in der Sparsamkeit zu machen, was mancher englischen M.-G. zu wünschen wäre. Bisher sind die Missionare der Londoner M.-G. auf den Dampfschiffen stets I. Klasse gefahren, nun sollen sie, wie die unsern, II. Klasse reisen. Auch wird das Organ der G., der Chronicle, hinfort nicht mehr umsonst verteilt werden.

<sup>2)</sup> Die Zahl der in den Ver. St. lebenden Neger soll c. 7 Millionen betragen, unter ihnen 2 340 290 evang. Abendmahlsgenossen. Zur kath. Kirche sollen nur c. 1/2 Mill. Neger gehören (Calw. M.-Bl. 89, 40).

jetzt gegen 3000 stud. Jünglinge sein, welche sich durch ihre Namensunterschrift verpflichtet haben, in den Heidenmissionsdienst zu treten, sobald ein Ruf an sie ergeht.<sup>1)</sup> 240 colleges sollen sich dieser Bewegung angeschlossen haben (Chron. 88, 487. Miss. Rev. 89, 361. 442). So erfreulich das ist, so läßt sich doch auch nicht leugnen, daß in dieser Treiberei etwas Bedenkliches liegt, und daß vermutlich viel von dieser Begeisterung sich als Strohfeuer erweisen wird.

Nach einer in der Miss. Rev. (89, 158) mitgetheilten tabellarischen Übersicht sollen die 30 hauptsächlichsten M.-GG. der Vereinigten Staaten im Jahre 1887/1888 zusammen c. 15 Millionen Mk. für die Mission aufgebracht haben, eine Summe, von der aber vermutlich mehrere Millionen nicht auf die Arbeit unter den Heiden kommen. Die Zahl der amerik. Missionare soll 927, die der im Missionsdienst stehenden Frauen 1200 betragen, doch ist nicht angegeben, wie viel von den letzteren verheiratet sind.

Der große Am. Board, der 167 ord. Missionare und 19 Ärzte und andre Laien in seinem Dienste hat, veranschlagt die Einnahmen, die er pro 1889 braucht, auf 2 500 000 Mk. und verlangt sofort (without delay) „32 weitere Missionsfamilien und 29 ledige Damen“ (M. Her. 89, 9. 50). Für die geplante japanische Universität (cf. A. M. Z. 1889, 93) sind bei ihm von einem ungenannt sein wollenden Geber weitere 400 000 Mk. eingegangen (ebd. 222).

Bischof Taylor, der Ende v. J.'s wieder nach Afrika zurückgekehrt ist, giebt jetzt unter dem Titel African News ein selbstständiges Missionsblatt heraus (ebd. 91), das uns jedoch noch nicht zu Gesicht gekommen ist.

Bezüglich des von Kardinal Lavigerie geplanten Antisklaverei-Kongresses ist nachzutragen, daß derselbe aus Gründen, welche durch die Angaben des Kardinals wohl nur verschleiert werden, aufgeschoben, wenn nicht aufgehoben ist. Wie es scheint sind hinter den Koulißen politische Machinationen vorgegangen, welche unsern von Anfang an gehegten Vermutungen, daß Rom arge Hintergedanken hat bei dieser so ostentativ betriebenen Antisklavereibewegung, neue Nahrung geben. Vergl. Kirchl. Korresp. 1889, Nr. 32. Sehr charakteristisch ist auch die Thatsache, daß die deutsche Kolonialgesellschaft, welche sich doch den Lavigerieschen Plänen so geneigt gezeigt, selbst auf ihr ausdrückliches Gesuch keine Einladung zu dem Luzerner Kongreß erhalten hat (D. R.-Z. 1889, 234). Hoffentlich sind nun unsern Kolonialpolitikern endlich die Augen aufgegangen und vermutlich — kommt eine zweite Gürzenich-Versammlung nicht wieder zustande.

Hinsichtlich der Peterschen Emin Bei-Expedition ist nachzutragen, daß sich jetzt auch die offiziöse Nordd. Allg.-Z. in sehr unmißverständlicher Weise gegen dieselbe erklärt hat. Wir haben immer vor dem unvernünftigen Engländerhaß gewarnt und der ostafrik. Gesellsch. wiederholt gesagt, daß nicht England sondern sie selbst den Schaden davon haben werde. Besonders Herr Peters hat alles gethan, um England gegen sich aufs höchste zu reizen; es ist

<sup>1)</sup> Mit dieser Zahl stimmt nicht die von dem Miss. Her. 88, 547 gelegentl. des Berichts über die 9. Jahresversammlung der Interseminary Miss. Alliance zu Boston, auf der 34 theol. Seminare vertreten waren, gemachte Angabe, daß 235 Mitglieder stud. M.-Vereine den Missionsberuf ins Auge gefaßt hätten!!

nun so sehr unnatürlich nicht, wenn ihn die Engländer nicht auf den Händen tragen. Unfre ostafrikanische Kolonialpolitik hat sich selbst viel Schwierigkeiten bereitet durch ihre ebenso unweise wie ungerechte Behandlung Englands. Es wäre jetzt wirklich das Klügste, die Emin Bei-Expedition aufzugeben. Wir haben für lange in Deutsch-Ostafrika alle Hände voll zu thun. Mit den Wißmannschen Siegen ist das Land noch nicht beruhigt und wenn es wirklich beruhigt sein wird — nun, so fangen die Koloniarbeiten erst an. Also immer neue, noch dazu phantastische Unternehmungen dürften keine weise Kolonialpolitik sein.

Endlich wird zu berichtigen gewünscht, daß der schlesische Prov.-Verein für die Berliner M.-G. nicht erst seine zweite, sondern schon seine dritte Generalversammlung gehalten habe.

## Literatur-Bericht.

1. **Von Strauß:** „Die altägyptischen Götter und Göttersagen. Erster Teil: der altägyptische Götterglaube.“ (Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung 1889. In das alte Wunderland der Pharaonen führt uns mit diesem seinem neuesten Werk der vielseitige Verfasser. Noch vor fünfzig Jahren war uns das Glaubenswesen der Ägypter nur durch die mehr oder weniger einseitigen und befangenen Schriften heidnischer Griechen und christlicher Kirchenväter bekannt. Welche Wendung, seit Champollion als der erste in einer Reihe vorzüglicher Forscher durch das Studium des Koptischen, der Tochtersprache des Ägyptischen, sowie durch einige doppelsprachige ägyptisch-griechische Inschriften dazu kam, die alten Schriftzeichen zu entziffern! Nun sind uns auf einmal zahllose zuverlässige Quellen aufgeschlossen worden. Denn die Ägypter übertreffen bekanntlich noch unsere Zeit in der Vielschreiberei. Sind doch Wände und Säulen ihrer Tempel von oben bis unten mit Inschriften bedeckt. Dazu noch die vielen Papyroshandschriften, unter ihnen jene Texta, die man unter dem Namen des Totenbuches zusammenfaßt. So fehlt es denn unserem Verfasser wahrlich nicht an reichlichem Stoff. Und mit sicherer Hand führt er uns hinein in diese für den ersten Blick verwirrende Menge von Gottheiten und zeigt uns, wie die Ägypter gleich allen ältesten Völkern ursprünglich den Himmel, nach ihrer Auffassung den Himmels-ocean als einheitlichen Gott verehrten, wie sie von ihm aus zur Setzung mehrerer Götter fortgeschritten, bis sie den Kreis der ältesten Götter (Nu, Schu, Tefent, Seb, Nut, Ufiri, Ufit, Set, Neb'hat) mit Hor abschlossen, wie sie dann aber zur Einheit zurückstrebten und als diese den Sonnengott setzten, dem sie nun jene ältesten Götter nach und nach unterordneten. Ursprung und Bedeutung dieser mythologischen Thatfachen soll zwar erst der zweite Band erklären; aber schon jetzt zeigt sich uns, daß die auch nach unserer Ansicht ebenso einfachen als richtigen Grundprincipien von Schelling's „Philosophie der Mythologie“ dabei die maßgebenden sein werden. „Die Mythologie,“ sagt letzterer, „ist keine bloß als successiv vorgestellte Götterlehre. Der successive Polytheismus ist nur zu erklären, indem man annimmt, das Bewußtsein der Menschheit habe nacheinander in allen Momenten desselben wirklich ver-



weilt. Die aufeinander folgenden Götter haben sich des Bewußtseins wirklich nacheinander bemächtigt. Die Mythologie als Göttergeschichte, also die eigentliche Mythologie, konnte sich nur im Leben selbst erzeugen, sie mußte etwas Erlebtes und Erfahrenes sein.“

Höchst interessante Streiflichter fallen dabei auch auf das sociale und ferner auf das sittliche Leben. Wer hätte sich nicht schon angesichts der vielen siegreichen Feldzüge einzelner ägyptischer Könige, angesichts der ungeheuren Pyramiden, der prachtvollen riesenhaften Tempel, des sogenannten Mörissees u. s. w. aufs höchste verwundert über die zahllosen Menschenkräfte, welche zu solchen Unternehmungen erforderlich waren und dem König jedesmal zu Gebote standen? Aus Anwendung äußerer Gewaltmittel kann dieser Gehorsam nicht erklärt werden. Denn ein vom Gewalthaber allein abhängiges stehendes Heer gab es nicht. Strauß löst uns das Rätsel, indem er uns hinweist auf den mit solcher Bestimmtheit anderswo nicht vorkommenden Gedanken, daß die Könige als göttlich galten. Ja sie hielten sich selbst dafür. Betet doch auf einem Bildwerk Rameßu II sich selbst, den unter den Göttern befindlichen an. — Wer wollte sich ferner nicht immer wieder freuen, wenn er sieht, wie einige Lichtstrahlen der göttlichen Wahrheit auch in die sonst so dunkle Nacht des Heidentums gefallen sind, wie sie, die das Gesetz nicht hatten, sich selbst ein Gesetz geworden sind? Man lese Kap. 125 des Totenbuches, eine von den vielen trefflichen Übersetzungen. Man sehe, wie das Volk durch priesterliche Waschung seine Sünde zu tilgen sucht, wie der Verstorbene sich vor den Totenrichtern nicht etwa mit Tugenden rühmt, sondern nur die einzelnen Missethaten verneint, wie das Herz auf der furchtbaren Wage geprüft wird — und man wird staunen über diese wunderbaren Anklänge an den Decalog, an die Soteriologie und Eschatologie des Christentums.

Kurz das gut ausgestattete Buch, wissenschaftlich und doch frei von unnötigem gelehrten Apparat, voll selbständiger Kritik und doch in seiner edeln Sprache lesbar für jeden Gebildeten, bietet uns einen höchst schätzenswerten Beitrag zu der des Ausbaus ja noch so sehr bedürftigen allgemeinen Religionswissenschaft. Möge es dem auch durch seine Übersetzung des Schi-king und durch seine Essays über Buddhismus u. s. w. rühmlichst bekannten Verfasser vergönnt sein, durch Ausarbeitung des zweiten Teiles, dem er dann vielleicht noch die von uns vermißten Götterbildnisse beifügt, sein Werk bald zu vollenden.

R.

2. Von den durch Dr. Friedl herausgegebenen „Geschichten und Bildern aus der Mission“ ist Nr. 8 bereits vor c. 1 Monat erschienen. Die Nummer enthält als buntes Bild den Empfang der Missionare Gordon und Walker bei dem Könige Munga von Uganda und das Porträt L. Krapps. Das einleitende erbauliche Vorwort: „Glaube und Mission“ ist von Missionar Rosch; „Dr. L. Krapp, der Bahnbrecher der ostafrik. Mission“ von Warneck; und „Bilder aus der 11jährigen Missionsarbeit in Uganda“ von Busse geschrieben. Hoffentlich findet auch dieses Heft weite Verbreitung. Zu beziehen ist es durch die Waisenhausbuchhandlung in Halle a. S.; 1. Er. 25 Pfg. 50 Ex. 10 Mk.

3. Plath: „Sieben Tage in Jerusalem.“ Berlin 1889, Gösnersche Miss.-Buchhandlung. — Ein ansprechender Vortrag, den man gern



liest, zumal die sieben Tage, welche der Verf. in Jerusalem zubringen durfte, gerade in die Osterwoche fielen.

4. **Pfau:** „Wallmann, Missionslesestücke für Kinder.“ Aus dem kleinen Missionsfreund. 1855—1856. Leipzig 1889, Vereinshausbuchhandlung. 60 Pf. — Ein allerliebstes Buch, das man den Kindern und Kinderfreunden unter den Liebhabern der Mission nicht dringend genug empfehlen kann. Der alte Wallmann veraltet nicht; er bleibt ein Erzähler und ein Kinderschriftsteller von Gottes Gnaden. Möchte das Buch sich in recht vielen Häusern und Schulen einbürgern.

5. **Deinzer:** „Die Mission im Lichte des hohenpriesterlichen Gebets Jesu. Predigt über Joh. 17, 15—21 gehalten am Missionsfeste zu Nürnberg am 18. Juni 1889.“ Nürnberg, Baur'sche Buchhandlung. 20 Pf. — Eine tief gründende treffliche Predigt, die wir zur weitesten Verbreitung bestens empfehlen.

6. Neu erschienen sind folgende Missionstraktate:

a) im Verlage des Barmer Missionshauses:

Reiseerlebnisse eines Hereromissionars . . . . .	10 Pf.
Johanne Karika. Ein Bild aus der Hereromission . . . . .	10 „
Wie der Herero lebt und stirbt . . . . .	10 „
Kornelius Itat, ein Evangelist aus den Dajakken . . . . .	10 „
Durch Knechtschaft zur Freiheit . . . . .	10 „
Ein Mörder und ein Kopfab Schneider . . . . .	10 „
Der schwarze und der braune David . . . . .	10 „
Ein Schäfchen aus dem andern Stalle . . . . .	5 „
Was die Liebe vermag . . . . .	5 „

b) im Verlage des Berliner Missionshauses:

Ntsikana, der Erstling aus den Kaffern und ein Prophet unter seinem Volk . . . . .	10 „
Die Lügenpropheten des Kafferlandes . . . . .	10 „

Wir haben unsern Lesern die betäubende Mitteilung zu machen, daß am 15. August unser geschätzter Mitarbeiter und Mitbegründer dieser Zeitschrift, der

Professor und Doktor der Theologie

**Theodor Christlieb**

gestorben ist. Die nächste Nummer wird seiner ausführlicher gedenken.

Warneck.

## Zur Erinnerung an Th. Christlieb.

Von ihrem ersten Erscheinen an ist die Allg. Miss.-Zeitschrift mit dem Namen Christliebs verbunden gewesen; so hat sie beides: das Recht und die Pflicht, ein Wort zu seinem Gedächtnis zu sagen, nachdem es Gott gefallen hat, ihn aus der Arbeit dieses Lebens — wir sagen mit Trauer und Schmerz: ach, viel zu früh! — abzurufen zu der seinem Volke vorbehaltenen Ruhe.

Es ist aber nicht unsre Absicht, dieses Gedächtniswort auszudehnen über das gesamte Leben und Wirken des Entschlafenen.<sup>1)</sup> An diesen Ort gehört nur, was er uns, der Allg. Miss.-Ztschr. und der Sache der Mission überhaupt gewesen.

Als in mir über der praktischen Arbeit im Dienste der Rheinischen M.-G. 1873 der Entschluß reifte, eine Zeitschrift ins Leben zu rufen, welche neben der geschichtlichen auch die theoretische Missionskunde zu pflegen, die Missionsgesichtspunkte zu erweitern, das Missionsverständnis zu vertiefen und eine wissenschaftliche Behandlung der Mission anzubahnen Handreichung thun sollte, da suchte ich nach Männern, welche dem mir damals sehr gewagt erscheinenden und mit großer Schüchternheit meinerseits in die Hand genommenen Unternehmen ihren bewährten Rat und ihre stehende Mitarbeit zu teil werden zu lassen die Freudigkeit hatten. Die damals schon über ein Jahrzehnt alte Freundschaft, welche mich mit Grundemann verband, richtete selbstverständlich mein Augenmerk zuerst auf diesen, der damals bereits durch seinen klassischen „Allgemeinen Missionsatlas“ sich als einen der gründlichsten und nüchternsten Missionskenner weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt gemacht hatte. Er verband sich sofort mit mir zu der gemeinsamen neuen Arbeit und die Leser der Allg. Miss.-Ztschr. wissen, mit welcher Treue er diesen Bund gehalten hat bis auf den heutigen Tag, und wie er sonderlich in der Zeit, wo anhaltende Krankheit mich arbeitsunfähig machte, als helfender Freund für mich eingetreten ist. Es ist eine angenehme Pflicht der Dankbarkeit, daß ich bei dieser Gelegenheit hiervon öffentlich Zeugnis gebe.

Nun hatte ich während meines Aufenthaltes in Barmen die Freude, mit dem mir bis dahin persönlich unbekannten Professor Christlieb in

---

<sup>1)</sup> Dies ist geschehen in dem bei J. Schergens in Bonn erschienenen Schriftchen: „Zum Gedächtnis Theodor Christliebs“ und in einer Reihe von Nekrologen in verschiedenen Kirchenzeitungen.

Bonn in nähere Beziehung zu treten und in ihm einen Mann kennen zu lernen, der mich ebenso an sich zog durch die Wärme seiner Glaubensüberzeugung wie durch sein lebendiges Interesse an den praktischen Aufgaben der Kirche. In ihm fand ich einen Professor der Theologie, der ein begeisterter Missionsfreund und zugleich ein umfassender Missionskenner war, der vornehmlich durch seinen siebenjährigen Aufenthalt in England sich nicht bloß eine große Vertrautheit mit dem englischen kirchlichen Wesen und speciell der ausgebreiteten englischen Missionsthätigkeit, sondern auch einen ökumenischen Sinn angeeignet hatte, welcher ihn zu einem wirklichen Reichsgottestheologen und Reichsgottesarbeiter machte. Neben Grundemann diesen theologischen Professor für das neue Unternehmen zu gewinnen, lag mir um so mehr an, als sein Name auch jenseit des Kanals und des Oceans einen guten Klang hatte. Nach seiner Art ergriff er mit Feuer den ihm mitgetheilten Plan, und es bedurfte keiner langen Überredung, ihn willig zu machen, unser Bundesgenosse zu werden. Als wir das Programm in allen seinen Einzelheiten durchgesprochen, schloß er die Unterredung, indem er mich mit seinen leuchtenden Augen ansah und meine Hände ergriff mit den Worten: „Und nun lassen Sie uns keine einzige Nummer in die Welt senden ohne Gebet.“ Ich bitte um Verzeihung, daß ich diese Wurzel bloß lege; aber ich glaubte jetzt dieses Wort mitteilen zu sollen, weil es einen Blick gestattet in das innere Leben des Heimgegangenen.

Nun hat Christlieb allerdings an der eigentlichen Redaktion der Zeitschrift so gut wie keinen Anteil gehabt; er hätte das auch schon wegen der Fülle der sonst auf ihm lastenden Arbeit nicht gekonnt. Aber er hat besonders in den ersten Jahren durch manches Wort des Rats, der Ermunterung, auch der Zurechtweisung in meiner Arbeit mich getragen und ohne Zweifel durch seine persönliche Empfehlung wie durch seine ziemlich zahlreichen Beiträge zu dem unsre Erwartungen weit übersteigenden Erfolge der Zeitschrift wesentlich mit geholfen.

Was diese Beiträge betrifft, so sind die hervorragendsten folgende, sämtlich auch in Separatausgaben erschienen und in eine oder mehrere fremde Sprachen übersetzt:

1. 1875: „Der Missionsberuf des evangelischen Deutschlands;“
2. 1877: „Der indobritische Opiumhandel und seine Wirkungen;“
3. 1879: „Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission.

Eine Weltüberschau“; und

4. 1888: „Ärztliche Missionen.“

Eine weitere Arbeit, um welche ich ihn schon lange gebeten und für

die er auch bereits mit der Sammlung des Quellenmaterials sich beschäftigte, werden wir nun aus seiner für diesen Gegenstand besonders qualifizierten Feder nicht mehr erhalten, nämlich: „Der Dienst der Frauen in der Mission.“

Es ist nicht nötig, daß ich diese Arbeiten speciell charakterisiere, da sie unsern Lesern ja bekannt sind. Nur das sei bemerkt, weil es bezeichnend ist für den Mann selbst, daß sie mit großer quellenmäßigen Sachkenntnis große Sachliebe und mit großer Klarheit des Gedankenausdrucks große Wärme der Empfindung verbinden, so daß sie nicht bloß auf die Erkenntnis, sondern auf das Herz einen Einfluß üben, wie denn z. B. der zuletzt genannte Artikel in mehreren Medicinern den Entschluß gereift hat, in den Missionsdienst zu treten. Bei Christlieb hieß es wahrhaftig: *pectus est quod facit theologum*, darum konnte er auch in alles, was er für die Mission schrieb und redete, *pectus* hineinlegen. Unter seinen Worten wurden die Herzen warm, weil diese Worte aus einem brennenden Herzen kamen.

Seines ökumenischen Sinnes habe ich bereits vorübergehend gedacht. Gottes Name werde verherrlicht; Gottes Reich werde gebaut; Gottes Wille werde erfüllt — das war sein weitherziger Standpunkt; auf das kirchliche Habit, welches die Bauleute trugen, kam ihm soviel nicht an. Nur eine Einschränkung machte er mit rücksichtslosem Ernst: „Daß Christus — der Paulinische: gekreuzigte und auferstandene — verkündigt werde.“ So hatte er ein Verstandnis für alle zerstreuten Kinder Gottes in der Welt, auch in den verschiedenen Kirchengemeinschaften, und das machte ihn zu einem Hauptträger der Evangelischen Allianz. Da aber unsre Stärken gemeiniglich auch unsre Schwächen sind, so ist es begreiflich, daß gerade durch seine ökumenische Weitherzigkeit Christlieb auch vielfach verstimmt, weil es schien, als ob sie ihn gegen die Form des vaterländischen und landeskirchlichen Christentums nicht gerecht genug werden ließ. Es mag sein, daß der lebhafteste Mann besonders in früherer Zeit in dieser Richtung nicht immer das gesunde Maß inne gehalten: manches Fremdländische und Nebenkirchliche überschätzt, wie manche heimatliche Erscheinung der Frömmigkeit, und die landeskirchliche Gestaltung der Reichsgottesarbeit je und je etwas unterschätzt hat. Das bleibt indes sein großes Verdienst, daß er wie kaum ein anderer Professor in Deutschland uns erstens den Blick für die überseeischen theologischen wie für die auf die praktische Arbeit im Reiche Gottes gerichteten Leistungen erweitert, und zweitens sich ernstlich und ehrlich bemüht hat, zwischen den freikirchlich gerichteten Kreisen der Gläubigen innerhalb der Landeskirche und dieser selbst



das Gemeinschaftsband zu erhalten. Gerade indem er sich dieser Kreise annahm und in ihnen ein Vertrauensmann wurde, hat er vielleicht der Landeskirche größere Dienste geleistet als manche derjenigen, welche ihm aus seiner Stellung zu den Gemeinschaftsleuten einen Vorwurf machten. Auch soll es ihm unvergessen bleiben, daß er den Mut hatte, auf verschiedenen Allianzversammlungen gegen die unartige methodistische Propaganda in Deutschland sich frei öffentlich zu erklären, wie daß er dasselbe in der trotzdem viel angefochtenen Schrift: „Zur methodistischen Frage in Deutschland“ gethan, in welcher er sich aufrichtig bemühte, mit Waffen der Gerechtigkeit zur rechten wie zur linken zu kämpfen. Was den ersten Punkt betrifft, so ist neben seinen bereits angeführten Missionsarbeiten besonders seine in Herzogs Realencyclopädie erschienene „Geschichte der Predigt“ bedeutungsvoll.

Christlieb ist nur 56½ Jahr alt geworden. Er hat gewirkt solange es Tag war und seine Arbeit, auch seine Arbeit in Wort und Schrift für die Mission, ist nicht vergeblich gewesen. Viele Seelen haben von ihm die „ewige Bewegung“ erhalten, und das war ihm bei allem, was er that und redete und schrieb, die Hauptsache, daß ein reeller Gewinn für die Ewigkeit dabei heraus kam. Er war ein wirklicher Professor der praktischen Theologie, der die höchste Aufgabe auch der theologischen Wissenschaft darin erblickte, daß sie im biblischen Vollsinn des Wortes dem „Leben“ diene.

Es hat Gott gefallen, ihn noch zuletzt in eine schwere Leidenschule zu nehmen, in der, wie er sich ausdrückte, „die Schmerzen ihn zersägten“; aber durch Gottes Gnade hat sein Glaube die Aufsehtung bestanden. Am Abend des 13. August ist er selig heimgegangen.

Das ewige Licht leuchte ihm. Bei uns aber wird sein Gedächtnis in Segen bleiben.

Warneck.

## Die Mission als Wissenschaft.

### II. Die Missionslehre.

#### a) Begriff und Name.

Während die Missionsgeschichte die Thatfachen darzustellen hat, welche daheim und draußen zur Pflanzung des Christentums zusammen wirken, bildet den Gegenstand der Missionslehre das missionarische Thun an sich: seine Begründung, seine Normierung, seine Theorie. Die Missionsgeschichte verhält sich also zur Missionslehre etwa wie eine Kriegs-

geschichte zur theoretischen Kriegswissenschaft, wie die Geschichte der Sitte zur Ethik, wie die Geschichte der Predigt zur Homiletik. Was die Wissenschaft der Praktischen Theologie für den Kirchendienst ist, das soll eine Wissenschaft der Missionstheologie für den Missionsdienst sein. Ist die Praktische Theologie oder Kirchendienstlehre die Theorie der kirchlichen Thätigkeiten, so ist die Missionsdienstlehre die Theorie der missionarischen Thätigkeiten, und zwar dieser Thätigkeiten nicht in ihrer Vereinzelung, sondern als Organismus. Wie die Praktische Theologie notwendigerweise aus dem Wesen der Kirche selbst die kirchlichen Thätigkeiten herleiten und legitimieren muß, also muß die Missionsdienstlehre mit den missionarischen Thätigkeiten auch thun. Dadurch wird sie aber zu einer eigentlichen Lehre von der Mission, zu einer Missionslehre. Man könnte kurzweg die praktische Theologie, da ihr Gegenstand die Kirche ist, auch als Kirchenlehre d. h. als Lehre von der Kirche, ihrem Wesen, ihren Ämtern, ihren Thätigkeiten bezeichnen, wenn dieser Name nicht doppeldeutig und daher mißverständlich wäre. Da dies bei dem Namen Missionslehre nicht der Fall ist, so acceptieren wir ihn als die einfachste und natürlichste Bezeichnung für den theoretischen Teil der Missionswissenschaft.

Damit lehnen wir alle anderen Namen ab, die man bisher in Vorschlag gebracht hat: Halieutik, Keryktik, Evangelistik, selbst Missionsmethodik, weil sie sämtlich einerseits nur Bezeichnungen für einzelne Teile der theoretischen Missionswissenschaft nicht für das Ganze sind und andererseits wieder einen zu weiten Begriff haben, als daß sie den specifischen Missionscharakter ausprägten. Die von Ehrard<sup>1)</sup> Dödes<sup>2)</sup> und van Oosterzee<sup>3)</sup> nach Sicksels<sup>4)</sup> Vorgang adoptierte Bezeichnung Halieutik (von ἁλιεύς Matth. 4, 19. Mark. 1, 17. Luk. 5, 10. Matth. 13, 47: Menschenfischerlehre) umfaßt weder die gesamte Missionsthätigkeit, da sie z. B. für das große Gebiet der Gemeindeorganisation und -pflege gar keinen Raum bietet, noch trägt sie einen specifisch missionarischen Charakter, da jeder Arbeiter Christi, ja jeder bekehrte Christ auch ein Menschenfischer sein soll. Dazu ist Halieutik ein viel zu gesuchter Name. Eine „Menschenfischerlehre“ aufzustellen und sie zu einer „Theorie der Ausbreitung des Christentums“ zu stempeln ist jedenfalls etwas Gefünstestes.

1) Vorlesungen über Praktische Theologie. Königsberg, 1854. S. 186.

2) Encyclopedie der Christelijke Theologie. Utrecht 1876. S. 241.

3) Praktische Theologie. 2 Bde. Deutsch. 1878. S. 588.

4) Grundriß der christlichen Halieutik. 1829. Aber Sicksel versteht unter Halieutik keine Missionslehre sondern Homiletik.

Auch der wie es scheint von Stier<sup>1)</sup> aufgebrachte und von Jezschwitz<sup>2)</sup> aufgenommene Name Keryktik ist nicht zutreffend. *Κηρύσσειν*: die Botschaft Gottes ausrufen, als ein Herold die Himmelreichseinladung hinaustragen, das ist allerdings eine sehr wesentliche Aufgabe des Missionars, aber sie umfaßt nicht die gesamte Missionsthätigkeit. Z. B. weder die Unterweisung noch die Taufe der Katechumenen kann man in eine Keryktik eingliedern und doch bezeichnet der Missionsbefehl das Lehren und Taufen ausdrücklich als Thätigkeiten des missionarischen Zünger-machens. Von Jezschwitz verengert denn auch den Begriff der Mission auf den einer bloßen Einladung, Katechese und Taufe von ihr ausschließend; eine sowohl angesichts des Missionsbefehls wie der missionarischen Praxis ganz unhaltbare Begrenzung.<sup>3)</sup> Stier war gar nicht der Meinung, daß Keryktik und Missionslehre sich deckende Begriffe seien. Ihm ist die Keryktik „die Anweisung zur Kunst ein Prediger Gottes zu sein“ und er redet in einem von den vier Hauptkapiteln seines Buchs ganz korrekt von einer besonderen „Missions-Keryktik“ da die missionarische Predigt sich vielfach anders gestalten müsse als die kirchliche. Man kann also wohl die missionarische Verkündigung unter den Begriff der Keryktik subsumieren, aber nimmermehr Keryktik mit Missionstheorie identifizieren. Keryktik ist im Grunde doch nur ein biblischerer Name für Homiletik und Homiletik wird niemand als zutreffende Bezeichnung für Missionslehre erklären.

Nicht viel anders ist es mit dem von Plath<sup>4)</sup>, Harnack<sup>5)</sup> u. a. angenommenen Namen Evangelistik. *Εὐαγγελίζεσθαι* bezeichnet allgemein eine Verkündigung ausrichten, deren Inhalt Evangelium, vielleicht vorzugsweise evangelische Geschichte ist. Wer diese Verkündigung ausrichtet, der ist ein *εὐαγγελιστής*, ein Herold der evangelischen Geschichte, und wird Eph. 4, 11 unterschieden vom Apostel, Propheten, Hirten und Lehrer. Jedenfalls sind die Evangelisten auch innerhalb der christlichen Gemeinden thätig, und selbst aus der nachapostolischen Zeit ist nicht erweislich, daß sie identisch mit Missionaren sind. Nach Hieronymus ist allerdings *omnis apostolus evangelista, sed non omnis evangelista apostolus*;

<sup>1)</sup> Grundriß einer biblischen Keryktik oder einer Anweisung durch das Wort Gottes sich zur Predigtkunst zu bilden. Halle, 1844. 2. Aufl.

<sup>2)</sup> System der Praktischen Theologie. Leipzig 1876. Zweiter Hauptteil. A.: die Keryktik.

<sup>3)</sup> Vergl. A. M.-Z. 1877, 445.

<sup>4)</sup> Evangelistik. In Zöcklers Handbuch der theol. Wissenschaften. Tübingen, 1883. III. E. 2.

<sup>5)</sup> Praktische Theologie. Erlangen 1877. I. S. 54.

und so ist auch heute wohl jeder Missionar ein Evangelist, aber nicht jeder Evangelist ein Missionar. Der Terminus ist gebräuchlich geworden für erweckliche Reiseprediger, die kein Hirtenamt an einer bestimmten Gemeinde haben, besonders für solche aus dem Laienstande. Die Anweisung zu ihrem Dienst würde man also korrekterweise Evangelistik nennen können. Der Missionar muß aber mehr sein als Evangelist: Apostel, Lehrer, Sakramentsverwalter, Gemeindeorganisator, Erzieher eingebornen Arbeiter u. s. w. Der Name Evangelistik würde also nur einen Bruchteil der Missionstheorie umfassen und kann daher nicht an die Stelle von Missionslehre treten.

Wollte man durchaus einen fremdländischen Namen erfinden mit dem Nimbus eines gelehrten Klanges, so müßte man nach Analogie von Dogmatik, Pädagogik, Liturgik, Poimenik und neuerdings auch Diakonik — so müßte man Missionik, Propagandik oder Apostolik sagen. Da aber doch die Wissenschaftlichkeit einer Sache nicht abhängt von der Schwerfälligkeit eines geschraubten und möglichst wenig verständlichen Rätselnamens, und wir der zungenbrecherischen id's auch gerade genug haben, so werden wir bei der ebenso allgemein verständlichen wie korrekten Bezeichnung Missionslehre bleiben.

### b) Inhalt und Gliederung.

Den Inhalt der Missionslehre bildet zunächst die gesamte organisierte Thätigkeit, welche in der christlichen und nichtchristlichen Welt notwendig ist, um das Christentum zur Weltreligion zu machen, also die wissenschaftliche Anweisung für den gesamten praktischen Missionsbetrieb. Diesen Teil der Missionslehre könnte man wohl als Missionsmethodik bezeichnen. Da die Anweisung für den Missionsbetrieb aber die Erledigung einer Reihe wichtiger Principienfragen zur unerläßlichen Voraussetzung hat, so muß die Missionslehre neben der Missionsmethodik auch eine Missionsprincipienlehre enthalten.

Nur würde es keine gesunde Gliederung sein, wollte man die theoretische Missionswissenschaft in eine Missionsprincipien- und eine Missionsmethodenlehre teilen, einfach darum nicht, weil diese Teilung eine lediglich abstrakte, keine sachliche wäre. Eine gesunde Gliederung darf aber nicht eine Art Registratur sein, die man lediglich nach einer logischen Schablone künstlich fabriziert, sondern sie muß einem Baume gleichen, der nach den Lebensgesetzen des natürlichen Wachstums sich entwickelt. Da nun die Erörterung der missionarischen Prinzipienfragen beinahe auf Schritt und Tritt mit der missionarischen Methodik lebendig



verwachsen ist, so muß die Gliederung der Missionslehre nach solchen sachlichen Gesichtspunkten geschehen, welche der Ausgestaltung des Missionswerkes nach jenen Naturgesetzen der Lebensentwicklung gerecht werden.

Diese Naturgesetze weisen uns zunächst auf die Wurzel, aus welcher das gesamte Missionswerk herauswächst. Diese Wurzel gründet in doppeltem Boden: in einem übermenschlichen und in einem menschlichen. Der übermenschliche Boden ist der universale göttliche Heilswille, der die Erlösung Jesu Christi zu einer Rettungsthat für alle Menschen gemacht hat. Aus diesem universalen göttlichen Heilswillen ist der Missionsgedanke herausgeboren, von ihm ist er in der Fülle der Zeit zu Stand und Wesen gebracht, durch ihn wird auch fort und fort seiner Realisierung Weg und Bahn gemacht. Der menschliche Boden ist der irdische Ausgangspunkt der Mission, nämlich die heimatliche Christenheit, welche das Werk der Sendung trägt. Sie sorgt sowohl für die Veranstaltung wie für die Unterhaltung der Sendung.

Auf Grund dieser Thatsachen ergibt sich der erste grundlegende Abschnitt der Missionslehre, der am kürzesten als die **Sendung** bezeichnet wird. Dieser Abschnitt gliedert sich in drei Kapitel: die Begründung, die Organe, die Fürsorge für den Bestand der Sendung.

Die Begründung muß eine fünffache sein: eine biblisch-theologische, eine kirchliche, eine geschichtliche, eine völkerpsychologische oder anthropologische und eine apologetische. Die biblisch-theologische führt aus den alt- und neutestamentlichen Urkunden wie aus dem Grundwesen des christlichen Glaubens den Nachweis, daß die Mission ein integrierender Bestandteil der gesamten göttlichen Heilsoökonomie ist. Die kirchliche Begründung zeigt, daß die christliche Kirche auf Mission angelegt, daß sie naturnotwendig eine Missionskirche ist, daß die Mission eins ihrer Lebensgesetze bildet. Die geschichtliche Begründung läßt aus den Thatsachen der Kirchen-, Welt-, Religions- und Kulturgeschichte die Mission als göttliche Führung erkennen. Die völkerpsychologische Begründung hat zu zeigen, daß Gott das Christentum zu einer für alle Völker passenden Religion gemacht und daß er die Menschen so organisiert hat, daß für sie alle das Christentum paßt. Die apologetische Begründung endlich widerlegt alle die Einwände, welche durch die bisherigen mannigfachen Begründungen noch nicht erledigt sind.

In dem von den Missionsorganen handelnden Kapitel ist zuerst die Notwendigkeit einer besonderen Veranstaltung behufs der Ausführung der Sendung nachzuweisen; sodann zu untersuchen, welches die geeignetsten Missionsorgane für diese Sendung sind: die freie

Association oder die amtliche Kirche, und endlich das Verhältniß beider zu einander wie die Stellung der Mission zum christlichen Staate, bezw. den christlichen Kolonialmächten zu fixieren. Die Fürsorge für den Bestand der Sendung hat es zu thun mit den menschlichen Garantien dieses Bestandes, den persönlichen Trägern der Fürsorge für denselben und der auf die Weckung und Pflege des Missionsfinnes gerichteten Thätigkeit.

Man könnte in diesen Abschnitt auch noch ein viertes Kapitel eingliedern, nämlich die Zurüstung der Missionare, da dieselbe noch in den Bereich der Missionsveranstaltung fällt und die Missionare doch das nächste Objekt der Sendung bilden. Allein, da sie als die Gesandten doch zugleich das Subjekt der eigentlichen missionarischen Thätigkeit sind und als die Vermittler zwischen der sendenden Christenheit und der zu christianisierenden Welt dastehen, so dürfte es der Bedeutung dieses Gegenstandes entsprechen, ihm einen selbständigen Abschnitt zu widmen. Dieser zweite Abschnitt der Missionslehre trägt also die Überschrift: die **Gesandten** und gliedert sich in sechs Kapitel: die Berufung, Qualifikation, Ausbildung, Unterhaltung, Leitung und die Gehilfen der Missionare (Frauen, Ärzte, Handwerker, Kolonisten). Da der Inhalt dieser Kapitel schon aus ihren Überschriften ziemlich deutlich erhellt, so ist eine weitere Angabe desselben hier nicht nötig.

Kann man die Sendboten als die Träger der praktischen Missionsarbeit dem Stamme des Baumes vergleichen, von dessen Wurzeln der erste Abschnitt handelte, so erübrigt nun nur noch die Krone des Baumes. Entsprechend der bisherigen Gliederung in: die Sendung und die Gesandten, dürfte der dritte Abschnitt am korrektesten als der **Sendungsauftrag** bezeichnet werden. Wohin weist dieser Auftrag? Was enthält er? Wie soll er ausgeführt werden? Wann ist er vollbracht? — Das sind die Fragen, welche diesem dritten Abschnitte seine Disponierung geben in: das Missionsfeld; die Missionsaufgabe; die Missionsmittel; das Missionsziel.

Das erste dieser Kapitel hat Umfang, Beschaffenheit und Wahl des Missionsfeldes zu erörtern. Selbstverständlich darf die Behandlung der beiden ersten dieser Gegenstände nicht in eine allgemeine Länder-, Völker-, Sprachen- und Religionenkunde ausarten. Diese Disciplinen sind allerdings wichtige Hilfswissenschaften der historischen wie theoretischen Missionskunde, aber nicht eigentliche Teile derselben, sondern selbständige Wissenschaften, welche wiederum durch die Missionskunde wesentliche Bereicherung erfahren. In das genannte Kapitel gehört nur soviel aus die-

sen Wissenschaften als zur individualisierenden Charakteristik der Mannigfaltigkeit des Missionsfeldes und der dadurch bedingten Verschiedenartigkeit der Missionsmethode notwendig ist. Denn allerdings hängt die Art und Weise eines verständnisvollen Missionsbetriebs sehr wesentlich ab von der auf eingehender Kenntnis beruhenden Berücksichtigung nicht bloß der nationalen und religiösen Eigenart der zu christianisierenden Völker, sondern selbst der herrschenden Bodenverhältnisse und Kulturzustände.

Das von der Missionsaufgabe handelnde Kapitel hat zunächst im Unterschiede von den falschen Aufgaben civilisatorischer, kolonialpolitischer oder wissenschaftlicher Art, welche aus Unklarheit an die Mission gestellt werden, die religiöse Arbeit der Christianisierung als die Missionsaufgabe zu erweisen und diesen Begriff festzustellen. Sodann ist das Objekt der Christianisierung ins Auge zu fassen und zu untersuchen: ob ganze Völker oder nur einzelne Individuen aus den Völkern Gegenstand der missionarischen Bekehrungsarbeit sind und auf die praktischen Konsequenzen zu verweisen, welche für die gesamte Missionsmethode sich ergeben, je nachdem die Bildung von Volkskirchen oder die Sammlung von Auswahlgemeinden als Missionsaufgabe betrachtet wird. — Endlich muß unter Klarstellung des Unterschiedes zwischen Christianisierung und Europäisierung (Anglikanisierung, Germanisierung u. s. w.) hier aufmerksam gemacht werden auf die Gefahren der Entnationalisierung und die Frage zur Besprechung kommen: wie weit die nationalen Sitten und Gebräuche ein Recht auf Schonung, ja auf Pflege und Verchristlichung haben und wieweit sie zu bekämpfen sind. In das große Gebiet dieser wichtigen Untersuchung gehört also beispielsweise das Verhalten der Mission gegen die Volkssprache, Volkstracht, Volksfeste; gegen die nationalen Rechtsbegriffe, Eigentumsverhältnisse, Stammes- bzw. Familiengliederungen (clans); gegen Vielweiberei, Weiberkauf, Kinderheirat, Sklaverei, Kaste u. dergl.

Die Missionsmittel, welche im Unterschiede z. B. von der mohammedanischen Missionsmethode jede Anwendung von Gewalt ausschließen, kann man am einfachsten in direkte und indirekte teilen. Zu den direkten gehört das mündliche und das schriftliche Wort und die Taufe; also die missionarische Rede, die missionarische Schule, die missionarische Literatur, besonders Bibelübersetzung. Allein die Behandlung der missionarischen Predigt liefert eine solche Stofffülle, daß sie als Missions-Keryktik oder Evangelistik eine stattliche homiletische Monographie abgiebt. So bildet auch die Taufe mit dem ihr vorausgehenden Katechumenate und

ihren mannigfachen pädagogischen, kirchenordnungsmäßigen und kultischen Fragen einen Gegenstand von großer Bedeutung in der Missionslehre.

Zu den indirekten Missionsmitteln ist zu rechnen erstens die religiöse Einwirkung auf die abendländischen Christen innerhalb der Missionsgebiete wie die an den jungen Heidenchristen geübte Kirchenzucht, da das Leben beider von großem Einfluß auf die Ausbreitung des Christentums ist. Zum andern die mannigfaltige Barmherzigkeit, welche die christliche Mission an Armen, Kranken, Waisen, Unterdrückten übt. Hierher gehört also z. B. die ärztliche Mission. Zum dritten die vielgestaltige civilisatorische Beeinflussung, welche absichtlich und unabsichtlich von der christlichen Mission ausgehen muß. Hierher gehören nicht bloß die sog. industrial missions, sondern die gesamten Einwirkungen, welche die civilisatorische Hebung besonders auf die Untergrabung heidnischer Sitte und heidnischen Aberglaubens ausübt, wie beispielsweise die Lockerung der Kastenstrenge in Indien durch die Eisenbahn. Die ganz unaufhaltbare Kultureinflutung übt auch einen karifizierenden und demoralisierenden Einfluß, welcher gleichfalls berücksichtigt werden muß.

Das Missionsziel endlich kann einfach als Selbständigkeit bezeichnet werden, nur stellt es sich unter einem dreifachen Gesichtspunkte dar, je nachdem der einzelne Christ, die einzelne Gemeinde oder das gesamte Volk ins Auge gefaßt wird. Die Unterabteilungen dieses Kapitels werden demnach die Überschriften tragen: der mündige Christ; die selbständige Gemeinde; die organisierte Volkskirche. Christlich mündig ist der Getaufte, wenn seine geistliche Reife ihn zur Teilnahme am heiligen Abendmahl berechtigt; selbständig ist die Gemeinde, wenn sie aus eigenen Mitteln sich unterhält und aus ihrer eigenen Mitte Hirten und Lehrer stellt; organisiert ist die Volkskirche, wenn sie, unabhängig von der Sendung, durch eingeborne Organe sich selbst regiert. Da dieses Ziel ohne selbständige Arbeiter aus den Eingebornen niemals erreicht werden kann, so ist die Heranbildung derselben seine unentbehrliche Voraussetzung und muß dieselbe durch alle Stufen des Christianisierungswerkes sich hindurchziehen.

Hoffentlich hat diese Skizze einer Gliederung der Missionslehre gezeigt, daß es derselben ebensowenig wie der Missionsgeschichte an Inhaltsfülle und der Inhaltsfülle an Qualifikation zur wissenschaftlichen Behandlung fehlt und dadurch das Recht auch der Missionslehre auf die Stellung einer selbständigen theoretischen Disciplin erwiesen.

Allerdings muß die Missionslehre einen integrierenden Teil der Praktischen Theologie bilden, gerade so wie die Missionsgeschichte einen



solchen in der allgemeinen Kirchengeschichte bilden muß. Lassen wir dieses Orts die Frage ganz ununtersucht, ob die organisierte Kirche als solche oder die freie Association den Missionsbetrieb in die Hand nehmen soll: so viel steht außer Zweifel, daß die Kirche, da ihr die Pflicht obliegt, den Missionsbefehl ihres himmlischen Hauptes zur Ausführung zu bringen, das lebhafteste Interesse auch daran haben muß, wie dieser Missionsbetrieb geschieht. Daraus ergibt sich speciell für diejenige theologische Disciplin, welche den praktischen Kirchendienst behandelt, die Pflicht, auch über den Missionsdienst Anweisung zu geben, sei es auch nur um die künftigen Kirchendiener instand zu setzen, mit Verständniß über den Missionsbetrieb zu urtheilen. Allein dieses Gastrecht der Missionslehre in der Praktischen Theologie, selbst wenn ihm, wie z. B. bei Ehrenfeuchter<sup>1)</sup> und von Zejschwig in einem selbständigen Abschnitt ein ziemlich breiter Raum gewährt wird, genügt dem missionarischen Bedürfnis nicht. Die angedeutete Fülle der missionarischen Probleme erfordert, zumal bei der Bedeutung, welche die Mission in der Gegenwart gewonnen hat und immer mehr gewinnt, durchaus eine selbständige Missionslehre.

Glücklicherweise ist die Zeit vorbei, wo die Wissenschaft sich der Mission schämte, oder — um mit Graul<sup>2)</sup> zu reden — „ihr gegenüber die Miene annahm, welche etwa die vornehme Stadtdame der bauerlichen Verwandten gegenüber zeigt, die unerwartet in den glänzenden Salon tritt.“ Nachdem Geographie, Ethnologie, Linguistik und Religionsgeschichte durch Anerkennung der großen Dienste, die sie ihnen geleistet, die Mission aus ihrer wissenschaftlichen Aschenbrödelstellung zuerst befreit, beginnt jetzt auch die Theologie nicht nur die vielseitige Bereicherung zu erkennen, welche ihren verschiedenen Disciplinen durch die Mission zu teil wird, sondern auch die Berechtigung derselben anzuerkennen, als ebenbürtige Schwester in den Kreis dieser Disciplinen einzutreten.

Es ist eine ganz andre Frage, auf deren Beantwortung wir uns jetzt nicht einlassen, ob ein besonderer Lehrstuhl an den Universitäten für die Missionswissenschaft errichtet werden soll. Uns war es lediglich um den Nachweis zu thun, daß die Mission eine Stellung auch als Wissenschaft zu beanspruchen berechtigt ist. Lassen wir die Frage ganz unentschieden, wie lange es angeht, sowohl die Geschichte wie die Theorie der Mission auf der Universität lediglich innerhalb der legitimierten theologischen

<sup>1)</sup> Die Praktische Theologie. Erste Abteilung: das vorbereitende Handeln. Göttingen, 1859.

<sup>2)</sup> Über Stellung und Bedeutung der christlichen Mission im Ganzen der Universitätswissenschaften. Erlangen, 1864. S. 5.

Disciplinen, besonders der allgemeinen Kirchengeschichte und Praktischen Theologie zu behandeln, so steht außer Zweifel, daß selbst diese gastweise Behandlung erst dann sachlich bedeutend werden wird, nachdem es zu selbstständigen wissenschaftlichen Bearbeitungen der Missionsgeschichte und Missionslehre gekommen sein wird. Wk.

## Die römisch-katholische Mission vor dem Präsidenten der französischen Republik.

Von F. M. Zahn.

„Sie ersuchten mich,“ schrieb vor 5 Jahren der Leiter der Missionen in Tunis an die Herren Präsidenten und Mitglieder der Glaubensverbreitung, „schon vor langem um einige nähere Berichte über die neuen Missionen in Tunis für die Mitglieder ihres Werkes. Sie wissen, warum ich Ihrem Rufe nicht eher entsprochen. Tunis war drei Jahre lang der Gegenstand hüziger politischer Erörterungen. Nun ist es eben meine und auch Ihre Regel nicht, die Politik mit unseren Missionswerken zu vermengen. Unsere apostolische Thätigkeit kann allerdings Erfolge erzeugen, die auch vom bloß menschlichen Gesichtspunkt aus als glückliche erscheinen, und sie thut dies sogar nicht selten; wenn aber diese Erfolge eintreten, sind sie eben nur eine Zulage. Wir sollen kein anderes Reich suchen und suchen kein anderes als das Reich Gottes.“<sup>1)</sup>

Der Mann, der sich so verständig und korrekt aussprach, war Kardinal Lavigerie. Im vorigen Jahre hat er sich nach einer andern Seite in ein vorteilhaftes Licht gesetzt. Obgleich ein hoher Würdenträger der römisch-katholischen Kirche wandte er sich doch an alle Christen und warb um ihren Beistand zur Bekämpfung des Sklavenhandels. So weitherzig wie Livingstone war er allerdings nicht, daß er auch den Türken willkommen heißen hätte, wenn er mitmachen wollte. Und Kardinal Lavigerie, den drei mohammedanische Herrscher, die von der Türkei, von Agypten und von Tunis mit hohen Orden geehrt haben, hätte sich wohl dankbar erweisen dürfen. Aber für einen römisch-katholischen Kardinal ist es immerhin schon viel, daß er die Katholiken zur Mitarbeit einlud. Und daß der Franzose zuerst zu den Engländern ging, damit anerkennend, daß diesmal Frankreich nicht an der Spitze der Civilisation marschiere, ist doch auch anzuerkennen.

<sup>1)</sup> Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens. 1885. II. 31.

Beides, die interkonfessionelle wie die internationale Weitherzigkeit hat aber nicht lange vorgehalten. Kaum war der Kardinal aus England fort, so schrieb er seinem Kollegen Manning, wie gut ihm die englischen Protestanten gefallen. Die seien ja durchaus nicht so ungläubig; nur einige unbedeutende Irrtümer hielten sie noch fern von dem Schoße der römischen Kirche, und der Kardinal konnte versichern, daß sich der Papst sehr sehne, diese kleinen Hindernisse entfernt zu sehen. Er muß die Zeit, wo er zu einer gemeinsamen Arbeit einlud, für passend gehalten haben zu Befehrungsversuchen.<sup>1)</sup>

Was nun die gemeinsame Arbeit betrifft, so sollte ein Kongreß in Luzern stattfinden, und der ist bekanntlich nicht zustande gekommen. Der Kardinal hat auch einem Zeitungskorrespondenten anvertraut, warum nicht. Es wären wohl Deputierte gekommen, aber von Frankreich so wenig, daß des Veranstalters Vaterland in der Minorität gewesen wäre. Die große Ausstellung (wohl noch einige andre, naheliegende Gründe) sei schuld an dieser geringen Beteiligung Frankreichs. Das war aber nicht zu ertragen. *Amica Africa*, lautete frei übersetzt des französischen Patrioten Rede, *sed magis amica Gallia*. Zur Bekämpfung eines ungeheuren Übels hatte der Mann die christlichen Nationen aufgefordert, aber die Sache konnte warten, als Frankreich nicht dabei zu seinen Ehren kam.

Das ist der „Apostel Afrikas“, wie Leo XIII. bei einem feierlichen Anlaß ihn genannt hat. Wer etwas von ihm wußte, konnte nicht erwarten, daß er Rom und Frankreich je vor einer großen allgemein menschlichen Angelegenheit vergessen würde. Die Präsidenten und Mitglieder der Glaubensverbreitung, an die er die oben angeführten guten Worte schrieb, kannten ihn sehr wohl. In der Einleitung zu demselben Jahrgang der *Jahrbücher*, die sie herausgeben, wußten sie zu weisagen, daß die Geschichte den Kardinal Lavigerie einmal „zeigen werde als den Stellvertreter jenes Frankreichs, das am meisten auf ihn horcht und welches, dank ihm, hienieden stets der Streiter Gottes ist.“<sup>2)</sup> So ist die „Regel“ gemeint, „Politik mit dem Missionswerk nicht zu vermengen.“

Doch Undank ist der Welt Lohn. Frankreich lohnt die zarte Rücksicht, die der Apostel Afrikas nimmt, nur schlecht. Denn während der Kardinal um seinetwillen den Kongreß verschiebt, hat es zu einem schweren Schlag ausgeholt gegen die Mission, welche dem Kardinal so am Herzen liegt. Schon zweimal hat der Erzbischof von Algier privatim bei dem

<sup>1)</sup> A. M.-Z. 89, Beiblatt S. 31.

<sup>2)</sup> Jahrb. d. B. d. Gl. 1885, I. S. 10.

Präsidenten der Republik seine Vorstellungen gemacht, er war genötigt, es jetzt zum drittenmal öffentlich zu thun. Seine Kollegen, die französischen Bischöfe, haben zwar auch schon gewarnt, und er kann ihren Worten nichts beifügen. Aber als „einer der ältesten und als der nach der kirchlichen Würde erste Missionar Frankreichs“ hält er es für seine Pflicht, noch einmal zu reden. Und so ist der offene Brief entstanden, den Seine Eminenz an Seine Excellenz den Herrn Präsidenten der französischen Republik geschrieben hat.<sup>1)</sup> Das neue Militärgesetz hofft der Kardinal abzuwenden. Daselbe, seitdem zum Gesetz erhoben, hebt nicht nur das Institut des einjährig Freiwilligen auf, sondern nimmt auch den Geistlichen ihre Vorrechte in bezug auf den Militärdienst. Von diesem Gesetz befürchtet der Kardinal großes Unheil für die Mission. Ein ganzer Abschnitt seiner Schrift soll beweisen, „wie das vorgeschlagene Militärgesetz die **Zerstörung** der französischen katholischen Missionen in der Welt herbeiführen würde.“ Wiederholt wird dies ausgesprochen und „feierlich erklärt“ Lavigerie vor Herrn Carnot und dem ganzen Lande, „daß alle französischen katholischen Missionen zum Untergang verurteilt sind, wenn das Militärgesetz, welches dem Senat vorgelegt ist, ohne Veränderung bei der Missionsgeistlichkeit angewandt wird.“ Ohne Zweifel ist das eine arge rhetorische Übertreibung; aber für einen Kardinal der römischen Kirche ist das doch recht charakteristisch, zu erklären, daß der Staat es in seiner Hand habe, der französischen röm.-kath. Kirche die Erfüllung eines Gebotes Christi unmöglich zu machen.

Praktisch hat die Frage insofern keine Bedeutung mehr, als das Gesetz seitdem angenommen ist, so jedoch, wenn wir recht berichtet sind, daß dem Kriegsminister gestattet ist Ausnahmen zu machen, was wohl dem römisch-katholischen Klerus zu Gute kommen wird. Es ist auch hier nicht der Ort, darüber zu sprechen, daß die Militärlast, welche um Frankreichs und Rußlands willen auf den kontinentalen Staaten Europas lastet, allerdings in hohem Maße die Pflege alles höheren geistigen Lebens erschweren, und daß eine rigorose, nivellierende Anwendung der allgemeinen Wehrpflicht wie der Gelehrsamkeit und der Kunst, so auch den Religions-, und speciell den Missionsgemeinschaften große Beschwerden und viel Unschickliches zufügen kann. Doch davon abgesehen ist es von allgemeinem religiösen und

1) La Nouvelle Loi Militaire Et Les Missions Catholiques Francaises A L'Etranger. Lettre de Son Eminence Le Cardinal Lavigerie Archevêque de Carthage et d'Alger à Monsieur le President de la Republique Française. Alger 1889.



speciell vom Missionsstandpunkt aus von Interesse, zu sehen, wie der römische Kirchenfürst diese Unbilde bespricht.

Warum der Kardinal gegen das Militärgesetz protestiert, ist zunächst, daß er es für unberechtigt hält, dem Klerus „eine Verpflichtung aufzuerlegen, die sich mit seinem Gewissen nicht verträgt, die nämlich Waffen zu tragen und Blut zu vergießen.“ Man sieht, die Kirche, welche so viele Heilige macht, versteht die Heiligkeit nicht, welche das Evangelium verkündigt und bringt. Während sie den „Heiligen Gottes“ nicht verbietet, Waffen zu tragen und Blut zu vergießen, glaubt sie doch, daß es eine höhere Heiligkeit, wie sie dem Klerus geziemt, gebiete, beides nicht zu thun.

Nicht minder bezeichnend ist der andre Grund gegen das Gesetz. Die jungen Leute könnten ja ihre Militärpflicht vor der Weihe erfüllen. Aber der Kardinal fürchtet, daß sie, wenn sie ohne priesterliche Weihe in den Kasernen leben, dem priesterlichen Beruf verloren gehen. Wer sie ungeweiht in die Kasernen steckt, kann nur die Absicht haben, daß sie nicht Priester bleiben sollen, oder daß sie sich Gewohnheiten aneignen, welche, wenn sie es später doch werden, sie eine Schande des christlichen Frankreichs sein werden, zu „dessen Ehre bisher ihre Tugend und ihre Würde gereicht haben.“ (S. 48.) Mit andern Worten, der Kardinal traut den zukünftigen „Heiligen“ nicht zu, daß sie in der Kaserne ihre Stellung behaupten können. Gewiß werden die Vorsteher deutscher evangelischer Missionshäuser auch die Erfahrung gemacht haben, daß dem einen oder dem andren der Missionszöglinge der Militärdienst geschadet hat; aber im allgemeinen wird das Urtheil sein: es thut den jungen zukünftigen Missionaren gut, daß sie unter den Soldaten dienen. Das evangelische Verständnis von dem, was heilig macht und die Heiligen bewahrt, ist eben ein andres, als das der römischen Kirche.

Doch das sind allgemein religiöse Fragen. Der Herr Präsident konnte, wie weiland Gallion in Korinth, sagen: weil es eine Frage ist von der Lehre und von den Worten, so sehet ihr selber zu. Was hat der Kardinal dann zu sagen? Er sagt nicht, daß 38 Millionen Franzosen einer Kirche angehören, welche solche Gedanken vom Priesterstande hat, und daß diese Mehrheit Rücksicht verlangen dürfe. Er droht allerdings am Schluß seines Briefes, daß die Wähler an der Wahlurne über den richten würden, der die Missionen Frankreichs mit einem solchen Gesetz ruiniere. Allein auch hier ist vornehmlich und in dem größten Teil der Schrift ist es ausschließlich der Gedanke, daß es gegen „die Interessen, die Ehre und den Frieden des Landes,“ d. i. Frankreichs sei,

die Mission zu Grunde zu richten. Die französischen katholischen Missionen ruinieren, d. h. Frankreich politisch beschädigen, das ist der Grundgedanke der kleinen Broschüre. Es ist ja des Kardinals Regel, die Politik nicht mit unsern Missionszwecken zu vermengen.

Der Verfasser ist von der politischen Bedeutung der Heidenmission für Frankreich so tief durchdrungen, daß er den ersten und ausführlichsten Teil seiner Schrift dem Nachweis widmet, „was gegenwärtig im Blick auf unsren nationalen Einfluß die katholischen französischen Missionen sind.“ Besser als alles Reden scheint ihm eine Statistik, und 40 Seiten der kleinen 67-seitigen Schrift füllt diese Statistik. Da steht geschrieben, daß so viele französische Missionsgesellschaften, an so vielen Orten, mit so vielen Männern, in so vielen verschiedenartigen Institutionen arbeiten. Bedarf es eines andern Zeugnisses, daß davon Frankreich großen Nutzen hat?

Diese Statistik der französischen Missionen ist sehr lehrreich. Wer sich um protestantische Missionsarbeit bekümmert hat, verzweifelt, ob es je möglich sein wird, eine vollständige, gleichmäßige, zahlenmäßige Übersicht der evangelischen Missionen zu geben. Wer es z. B. versucht, aus dem Missionshandbuch für 1889, welches die britische Traktatgesellschaft in dankenswerter Weise herausgibt, eine Gesamtstatistik zusammenzustellen, muß es, nachdem er sich eine Zeit lang geplagt, aufgeben wegen der Verschiedenheit der Größen, die jede einzelne Tabelle bringt. Nicht einmal darüber können sich die protestantischen Missionsarbeiter einigen, ob man unter den „Kommunikanten“ die verstehen soll, welche das Recht haben zum heiligen Abendmahl zu gehen, oder alle die, welche im Laufe eines Jahres kommunizieren. Eine konfessionelle oder methodische oder kirchenverfassungsmäßige Verschiedenheit liegt hier meines Wissens nicht vor. Es ist nur die protestantische Freiheit, welche jeden zählen läßt, wie es ihm recht scheint. Es ist heutzutage Mode, über solche protestantische Schwächen seufzend die römisch-katholische Kirche zu bewundern. Allein wer sich näher mit ihr beschäftigt, findet je länger je mehr, daß sie allerdings die Vorzüge der evangelischen Kirche entbehrt, daß aber die Vorzüge, welche man ihr zuschreibt, meistens auch nicht da sind. Man sollte denken, eine so wohlgeordnete Kirche, deren großartige Organisation die Bewunderung der Welt findet, würde instande sein, ziffernmäßige Auskunft zu geben über ihre Arbeit unter den Heiden. Aber das ist durchaus nicht der Fall. Überhaupt nur allmählich kommt sie heraus mit Zahlen. Erst seit drei Jahren werden die *Missiones Catholicae ritus latini* von der S. Congregatio de Propaganda Fide offiziell beschrieben. Einigermassen ist

dieser Bericht vollständig, aber dennoch fehlt noch vieles. Er umfaßt nicht alle Missionen und von den Missionen, die er bespricht, sagt er nicht alles. Aus diesem Bericht, dem für 1888, hat Kardinal Lavigerie, der ein Präpositus der Kongregation ist, wie er versichert, seine Statistik, und ein Vergleich von beiden zeigt, daß die römisch-katholische Missionsstatistik keineswegs eine normale ist.

Der Kardinal hat zwei statistische Tabellen oder Nachweisungen, von denen die zweite ein Muster von Verwirrung ist. Sie giebt die „Missionen“, die „Kongregationen“ und was die Hauptsache ist, die „Missionare“. Die Missionare werden nämlich unter den sechs Rubriken gegeben: a. Vorsteher, b. „Europäer“, c. „Eingeborene oder Weltgeistliche“, d. Kleriker, e. Brüder, f. Katechisten. Man sollte erwarten, daß unter b. Europäer alle Europäer gegeben seien, in Wirklichkeit sind nur die europäischen Priester-Missionare gezählt; auch die „Kleriker“ und die „Ordensbrüder“ in d. u. e. sind Europäer und wie es scheint, einige von den Katechisten in f. Wenn b. Europäer meinte, so sollten c.—f. nur Eingeborene sein. c. selbst will nach der Überschrift „Eingeborene oder Weltpriester“ geben, — nebenher bemerkt ein wunderliches Oder — in der That giebt es nur Eingeborene und zwar Ordenspriester und Weltpriester. So hätte die Überschrift auch lauten müssen.

Diese Konfusion kommt auf Rechnung des Kardinals. Eine andere Unordnung fällt ihm gleichfalls zur Last, aber auch die *Missiones Catholicae* laborieren daran. Für eine zuverlässige Statistik ist es unerlässlich, daß mit demselben Namen dasselbe bezeichnet werde, daß nur gleiche Größen zusammengestellt werden. Das ist in dieser Statistik nicht der Fall. In der statistischen Übersicht nennt der Kardinal die einzelnen Missionen nach einander, zu jeder die Gesellschaften, welche sie bearbeiten und dann die Institute, wie Krankenhäuser, die Schulen und ferner a) die *résidences de missionnaires* oder einfach *résidences*, b) die *stations*, c) die *missions*, d) die *chrétientés*; zweimal nennt er die *residences* auch: *stations de Missionnaires* und einmal *stations principales*. In den *Missiones Catholicae* entspricht dem a: *stationes residentiales* oder *primariae* oder *praecipuae*. Zuweilen werden sie auch *districtus* genannt. Es sind das Stationen, auf denen ein Missionar, wahrscheinlich ein europäischer wohnt. Dem b) *stations* ohne Beiwort entspricht *stat. subsidariae*, oder *secundariae*; es wird einmal erklärt, *quae bis in anno a missionario visitantur*. Es ist schwierig, davon d) zu unterscheiden, die *christianitates*. Sie werden nämlich erklärt: *quae a parochis bis saltem invisuntur* und

auch christianitates seu stationes secundariae. Völlig verwirrend sind aber die missions oder missiones. Für Nanfin giebt nämlich der Cardinal (S. 14) 61 missions, die Miss. Cathol. dagegen geben 61 districtus seu stationes primariae (S. 266). Darnach scheinen für die Hauptstationen und die Nebenstationen je zwei Namen promiscue gebraucht zu sein. Die M. C. haben aber gewöhnlich auch noch ecclesiae et sacella, die beim Cardinal fehlen. Von der Mission in der Sahara, die unter der Leitung des Cardinals selbst steht, giebt dieser aber zwölf stationes neben acht résidences an. Vergleicht man Missiones Cath., so heißt es hier: stationes numero sunt 8; ecclesiae seu sacella habentur 12 (S. 22 resp. S. 312). So ist also hier für stationes secundariae zur Abwechslung noch ein dritter Name gebraucht nämlich ecclesia seu sacellum. Musterhaft ist das nicht. Ob ich mit einem Worte eine Hauptstation meine oder eine Nebenstation oder beides, ist selbstverständlich von großer Bedeutung. Hier ist alles durcheinander gemengt.

Sollte Herr Carnot die Statistik des Erzbischofs mit der officiellen Statistik der Kongregation vergleichen, so wird er finden, daß die beiden officiellen Akten nicht an übermäßiger Genauigkeit leiden. Er könnte z. B. in den Missiones Cath. lesen, daß im südlichen Tonkin scholae, instituta charitatis und regularia desunt; sein Erzbischof dagegen notiert für diese Mission écoles und orphelinats. Es wäre aber voreilig, dem Cardinal schuld zu geben, daß er die Sache vergrößern wolle. Denn er läßt auch aus; z. B. fehlt das „mittlere Japan“ bei ihm ganz in beiden Verzeichnissen. Rechnet man zusammen, was er abgezogen und hinzugethan, so gleicht es sich so ziemlich aus. Zuweilen lassen sich seine Veränderungen nicht gut anders erklären, als daß der Cardinal wirklich genauere Kenntnis hat. Zuweilen sind es Nachlässigkeitsfehler. Z. B. von der Goldküste geben die M. C. (S. 302) an, stationes 4 adsunt, praecipuae st. 2, subsidariae st. 2. Der Cardinal oder sein Gehilfe hat den Satz nicht ordentlich gelesen und 4 resid. 2 st. angegeben. Zuweilen ist es auch Gleichgiltigkeit. Daß der Cardinal von der Mission in Tunis, die er selbst geschaffen hat und leitet, nichts weiter wissen sollte, also daß es da Residenzen 2c. giebt, keine einzige Zahl, ist doch nicht glaublich. Da die „hitzigen politischen Erörterungen“ dort vorbei sind, ist ja wohl kein Grund zu schweigen. Man hat den Eindruck, daß es dem Statistiker langweilig geworden ist, Seite nach Seite Residenzen, Stationen u. s. w. aufzuzählen und daß er sich schließlich immer kürzer faßte, gewiß, auch so seinen Zweck zu erreichen, den auch der weitläufige Druck unterstützt, den Zweck nämlich, Herrn Carnot zu zeigen,



wie eine große Sache es doch um die römisch-katholische Mission französischer Nation sei.

Und das ist in der That etwas Staunenswerthes. Mag man auch nicht recht wissen, wie viel an den Residenzen, Stationen, Missionen, Christenheiten, Seminaren, Kollegien, Schulen, Hospitälern ist, die aufgezählt werden, man kann doch dem Kardinal nicht folgen von Europa nach Asien, Afrika, Amerika und Australien ohne zu staunen, an wie viel Orten die gallische Kirche mit ihren 25 Missionsgesellschaften arbeitet. Und kommt man zu der zweiten Tabelle, so hat man noch festere Größen. In der Rubrik „Europäer“ sind, wie wir schon sagten, nicht die Europäer alle gezählt; die 248 Kleriker und die 291 Brüder sind fast alle, und auch einige von den 2295 Katechisten, Europäer. Die 2135 Europäer sind nur die französischen Priestermissionare. Nach den *Missiones Catholicae* stehen unter der Leitung der Propaganda allein 23 355 Missionare, welche die Priesterweihe empfangen haben. Davon müssen wir freilich nach protestantischem Begriff der „auswärtigen Mission“ abziehen Europa mit 9923, Amerika mit 10 001 und das Festland Australien mit 497 Missionaren, d. i. in Summa 20 421. Denn die mohammedanischen und heidnischen Reste in den drei Erdteilen werden nur verhältnismäßig wenige Arbeiter beanspruchen. Für die Heidenmission in Afrika, Asien und dem insularen Oceanien bleiben dann nur 3033 römisch-katholische Missionare. Und von diesen 3033 Heidenmissionaren der gesamten römischen Kirche sind 1927 Franzosen. Das heißt, während auf je hundert Glieder der römisch-katholischen Kirche 15,93 Franzosen kommen, sind unter je hundert Priestermissionaren dieser Kirche 63,56 Franzosen. So gewaltig ist das Übergewicht dieser Nation!

Der Kardinal erinnert übrigens daran, daß diese Missionare durchaus nicht allein stehen. Sie haben, was er „ihre Armee“ nennen möchte, geworben, die unter ihrer Leitung arbeitet: Eingeborene Priester,<sup>1)</sup> Brüder, Katechisten,<sup>1)</sup> religiöse, fromme Lehrerinnen u. s. w. „Diese persönlichen Hilfsstruppen, sagt er, unter der Leitung von fast 100 französischen Bischöfen und 3000 französischen Priestern zählen nicht weniger denn 100 000,<sup>2)</sup> welche nur unter der Bedingung existieren, daß unser Klerus in ihrer Mitte ist, und deren Aktion von ihm abhängt.“ Das ist eine unvorsichtige Äußerung. Denn der Kardinal

<sup>1)</sup> Der Kardinal hat im Schwung der Beredsamkeit vergessen, daß er diese schon in der Tabelle aufzählte.

<sup>2)</sup> Wohl eine etwas rhetorisch runde Summe!

bekannt damit, daß es der französischen römisch-katholischen Kirche nicht besser gegangen ist, als der spanischen und portugiesischen, kurzum der ganzen römisch-katholischen Kirche, seit sie sich der Wahrheit des Evangeliums verschloß. In 400 Jahren hat sie nur Heidenkirchen bauen können, die existieren unter der Bedingung, „que notre clergé soit au milieu d'eux,“ Heidenkirchen, „dont l'action dépend de lui.“ Es scheint nicht minder unvorsichtig vor aller Welt zu zeigen, wie groß der Anteil der französischen Nation an der römisch-katholischen Mission ist, wenn diese doch und damit zwei Drittel der gesamten Mission durch das Militärgesetz „vernichtet“ werden kann. Wenn nun einmal in Paris ein homme politique der Regierung vorstände, welcher einen „Haß gegen den heil. Stuhl“ hätte, wie der Kardinal dies von Crispi behauptet, würde man ihm nicht den Weg gezeigt haben, wie er seinen Haß befriedigen könnte?

Der Kardinal denkt anders. Er breitet vor dem Präsidenten aus, wie viel die französische Mission bedeutet, er zeichnet ihm eine Weltkarte, bedeckt mit Kreuzen, welche französische Missionsstätten bedeuten und „die Welt wie ein glorioses Netz zu bedecken scheinen“, und das genügt. Der Präsident muß dies nur wissen, und dann kann es ihm nicht einfallen, dies Werk zu zerstören. Es ist in keiner Weise angedeutet, daß etwa der Kardinal den Präsidenten als einen christlichen Bruder ansieht, der selbstverständlich wie er selbst über die christliche Mission denkt; es wird auch kein Versuch gemacht ihn zu befehren. Man wird sagen, dazu war jetzt auch nicht die Zeit, und dem Staatsmann gegenüber hat er recht, wie er thut, die politische Bedeutung der Mission hervorzuheben. Hat er doch auch deutlich genug gezeigt, daß die Politik nicht die Hauptsache und nicht mit der Mission zu vermengen sei. Denn so schöne Worte wie vor fünf Jahren hören wir auch jetzt. „Diese Armee,“ von der wir hörten, daß sie nur marschirt, wenn der französische Klerus in ihrer Mitte, „kämpft, ohne Zweifel ausschließlich für die Religion und den Glauben.“ „Nicht für die Erde arbeiten die Apostel, sondern für den Himmel.“

Das ist sehr schön, und gewiß wäre es auch gar nicht angebracht gewesen, den Präsidenten Carnot bei dieser Gelegenheit zu einem wahrhaften Missionsfreunde zu machen. Es ist ohne Zweifel auch erlaubt, wenn auch das Vorbild des Herrn und seiner Apostel uns zum Maßhalten veranlaßt, zuweilen daran zu erinnern, daß die Gottseligkeit auch für dieses Leben eine Verheißung hat. Aber es ist doch etwas anders, wenn ein Leiter der Mission mit oppositionellen Wahlen droht, falls man ein für

die Mission unbequemes Gesetz erläßt, und von Anfang bis Ende seiner Schrift die Mission nur dadurch empfehlen will, daß er sie als national vorteilhaft darstellt.

Um „einen unerseßlichen Verlust, den die Annahme des neuen Gesetzes unsrem Vaterlande zufügen würde,“ um von „Frankreich ein öffentliches Unglück“ abzuwehren, ergreift der Kardinal die Feder (S. 2). Von den „Diensten, die unsere Missionen leisten, von der unvergleichlichen Ehre, die sie unsrem Lande bringen“ (S. 3), von dem, was sie „in der ganzen Welt für den Einfluß unsres Landes“ wirken (S. 4), sollen die statistischen Mitteilungen, welche von Seite 4—43 folgen, ein Bild geben. Obgleich, wie bemerkt, diese Armee ausschließlich für Religion und Glauben kämpft, „dient sie nicht weniger, ohne es zu suchen und zu wollen, auf der andern Seite unseren edelsten und gewissten Interessen“ (S. 44). Herr Carnot soll die Beamten im Ministerium des Auswärtigen und der Marine fragen. „Sie werden Ihnen sagen, was man davon zu halten hat, was andere Nationen davon halten und was Ihre Vorgänger seit Jahrhunderten gethan haben, um uns diese Krone zu erhalten“ (S. 45).

In dem zweiten Abschnitt protestiert der Kardinal, daß der Wunsch nicht als Soldat zu dienen nicht durch Feigheit oder Mangel an Vaterlandsliebe entstanden sei. Er erinnert daran, daß 1870 seine Priester ihn einstimmig gebeten haben, der „afrikanischen Armee“, das sind ja wohl Zuaven und Turkos, folgen zu dürfen „bis an die Ufer des Rheins.“ Sie beweisen ihre Tapferkeit und ihre Vaterlandsliebe, indem sie unter den Barbaren sich opfern pour la religion und pour la France. Er könnte einen nennen, der zwanzigmal in Gefahr des Todes und des Gefängnisses, ganze Wochen unter dem Dolch der Verfolger gewesen, „der allein mehr bedeutete als eine Armee.“ Es ist der apostolische Vikar vom Nyanza, Livinhac. „Vor acht Jahren hatte er vom König Mtesa, der damals regierte, erlangt, daß dieser das Protektorat Frankreichs förmlich forderte, ein Protektorat, das Frankreich heute zur Herrin gemacht hätte in Ländern, um die, wie man sagt, Deutschland und Frankreich sich eifrig streiten. Er hatte es übernommen, selbst den Sohn des Königs nach Paris zu bringen, um so der französischen Republik zu huldigen. Es hing nur von Frankreich ab, diese Eroberung zu realisieren und so die Herrin des inneren Afrikas zu werden“ (S. 50).<sup>1)</sup> Auch ein Dankschreiben der

<sup>1)</sup> Dies ist ein sehr wertvolles Bekenntnis. Ich habe wiederholt das Wort der ostafrikanischen Missionare Lavigerie's citirt: c'est pour la France aussi que nous

englischen Regierung an Herrn Rivinac für die Hilfe, welche er den englischen Missionaren erwiesen, soll beweisen, daß die Missionare Frankreichs Ruhm vermehren.<sup>1)</sup> Kurzum, überall dienen sie Frankreich, und ihr Ruin würde „die größte Freude unsrer Feinde sein“ (S. 52).

Diesem Gedanken ist der dritte Abschnitt der Schrift gewidmet, welcher zeigen will, „welche politischen Folgen die Unterdrückung der französischen Mission draußen haben würde und insbesondere die Pläne Italiens und Deutschlands.“ Der Kardinal als Mitglied der Propaganda, die über die katholischen Missionen disponiert, weiß zu erzählen, daß dieselbe „heutzutage das Objekt einer wahrhaftigen Belagerung von seiten der Mächte“ ist. Diese hohe Behörde ist natürlich nicht zu offenherzig, und der Kardinal hat denn auch Amtsgeheimnisse. Aber wie Kinder, die ein Geheimnis haben, es doch nicht lassen können zu sagen: Ich weiß ein Geheimnis, aber sage es nicht, so schreibt der Kardinal: „Ich könnte in bezug auf die Zukunft der Missionen auf die besonderen und offiziellen Details eingehen, die ich gründlich kenne, wie man sich vorbereitet von allen Seiten, wie man machiniert, wie man hofft eines Tages dahin zu kommen, uns dieses Erbe der Ehre zu rauben. Aber die Details, die ich geben könnte, kenne ich nur in meiner Eigenschaft als Glied der heil. Kongregation der Propaganda und in Kraft eines Amtes, das mich zum Geheimnis verpflichtet“ (S. 85). Das ist wohl genug, um Frankreich bange zu machen.

Was nun der Kardinal, der seine Geheimnisse nicht ausplaudern darf, von Italien und Deutschland mitteilt, ist äußerst dürftig. Das Interessante ist nur, daß ein angesehenen Kirchenfürst sein Volk missionsfreundlich stimmen will, indem er zeigt, wie die Feinde desselben, in diesem Falle Italien und Deutschland das Erbe Frankreichs antreten wollen. Natürlich sind diese Italiener und (kath.) Deutschen „Brüder“; soweit die „übernatürlichen Gesetze des Apostolats“ in Betracht kommen, arbeiten sie alle „für den Himmel.“ Aber es ist für sie ebenso wie für die Franzosen erlaubt, die „Zulagen“ dankbar anzunehmen. Daß der Kardinal die Franzosen anspornt, indem er sagt, sonst nehmen

---

allons travailler. Hier ist der Kommentar dazu. Aber wie charakteristisch: dieselben Leute stellten es in Uganda in Abrede, daß sie irgendwelche politische Hintergedanken hätten, als man dort die englischen Missionare als politische Spione verdächtigte.

D. H.

<sup>1)</sup> Daß diese französischen Missionarii Algerienses das Versprechen, welches die französischen Missionare vom h. G. in Zanzibar gegeben, verlegt und in die evang. Mission eingebrochen sind, erzählt der Kardinal nicht.



es die Italiener und Deutschen, ist wohl nach der apostolischen Regel: laßt uns einander wahrnehmen mit Reizen zur Liebe und guten Werken? Die Geschichte wird einst, wie die Jahrbücher d. V. d. Gl. schreiben, sagen, daß er (Xavigerie) „über die Empfindlichkeiten, die eifersüchtigen Wettstreite der Nationen siegend, bei den Franzosen, Maltesern, Italienern und Arabern gleiche Achtung erntet.“

Was nun der Kardinal über die Italiener zu sagen hat ist, daß ihre Missionen unter einem drückenden Militärgesetz gelitten haben, und daß sie jetzt aufleben. Es ist ein Missionsinteresse erwacht, das durchaus nicht „ausschließlich religiös“ (sic!) ist. In Mailand hat sich eine „Nationale Association zur Hilfe für italienische auswärtige Missionare“ gebildet, und wie auch anderswo geschieht, haben sich eine Reihe von Zeitungen und Staatsmännern dafür ausgesprochen, denen es nicht um die Mission, sondern um „unsern weltlichen Einfluß“ zu thun ist. Diese Stimmen sammelt der Kardinal, um Frankreich aufzuwecken.

Gelungen ist, wie der Kardinal diesen Aufschwung mit dem Militärgesetz in Verbindung bringt. Er behauptet nämlich, die italienischen Missionen hätten so gelitten, weil den Missionaren die Militärfreiheit entzogen sei. So werden sie jetzt wohl aufblühen, weil sie dieselbe wieder erlangt? O nein, das böse Gesetz ist noch immer in Geltung, aber ein besseres ist — in Aussicht. Man hat eins vorgeschlagen, wonach die, welche im Orient, Afrika und anderen unkultivierten Ländern arbeiten, frei sind, so lange sie dort arbeiten. Das Gesetz ist nicht angenommen, aber „wenn einmal das Ministerium Crispi gefallen ist“, so wird es ohne Zweifel angenommen. Wie es scheint, ermutigt die Vorfreude auf den Sturz dieses Menschen mit seinem „Haß gegen den heil. Stuhl“ und auf das Gesetz der Zukunft die italienische Kirche so, daß ihre Missionen auch jetzt unter dem alten Gesetze aufblühen. Das neue Gesetz hat schon im voraus eine seltene rückwirkende Kraft.

Vielleicht erzählt die Geschichte einmal etwas anderes. Sie wird von einem Erzbischof von Algier zu sagen haben, der bekam von seiner Regierung in Paris aus den geheimen Fonds einige 100 000 Frk. Damit unterstützte er die katholische Mission in Tunis, und nach einiger Zeit begab es sich, daß Tunis von Frankreich annektiert wurde, die Italiener hatten aber das Nachsehen. Der Erzbischof, der die nationalen Eifersüchteilen zu besiegen verstand, schwieg für einige Zeit von der Mission in Tunis, denn es war „seine Regel Mission und Politik nicht zu mengen.“ Haben aber vielleicht die Italiener an dem Schaden,

den ihnen der französische Erzbischof beibrachte, gelernt, wozu römisch-katholische Missionen gut sind?

Noch dürftiger als was der Kardinal über Italien zu sagen weiß, ist, was er über Deutschland bemerkt, obgleich er findet, daß die Zunahme der deutschen (nota bene katholischen) Missionen noch bemerkenswerter als die der italienischen sei. Seit dem Berliner Kongreß haben sie sich auf einmal in Syrien, in Palästina und in Afrika ausgedehnt. Das Hauptzeugnis ist ein Artikel des *Moniteur de Rome* vom 10. Februar 1888, in dem einige deutsche Unternehmungen in Palästina aufgezählt werden. Die Verlegenheit muß groß sein, welche dazu trieb, unter diesen Sachen auch zu nennen den Verein zur Erforschung Palästinas, der 1877 in Leipzig gegründet wurde. Daß Feldmarschall Moltke und der deutsche Konsul in Jerusalem daran teil nehmen, soll dem unschuldigen Verein ein recht gefährliches Aussehen geben.

Interessant ist, daß das Mitglied der Propaganda auch zu erzählen weiß, — ein Amtsgeheimnis wird es ja nicht sein — daß nach langen gebulldigen Verhandlungen des Herrn von Bismarck mit dem römischen Hof eine apostolische Präsektur für das Land zwischen der ostafrikanischen Küste und den Seen errichtet und einem deutschen Ordensglied, Pater Amrhein und seiner Gesellschaft anvertraut sei. „Diese Thatfache ist um so bemerkenswerter, als das Gebiet, welches diesen Missionaren anvertraut ist, bisher evangelisiert wurde von französischen Kongregationen“ (S. 64). So sieht man, daß „die Nationen, welche mit Frankreich rivalisieren“, sich rüsten es zu beerben. Um geringfügiger Dinge willen sollen unsre Missionen ruiniert werden „zum Vorteil Deutschlands und Italiens“ (S. 66).

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß diese Vermengung von Mission und Politik dem Sinne Christi widerspricht. Die römische Kirche hat sich so lange und so sehr allen Warnungen der heil. Schrift vor weltlichem Wesen verschlossen, daß eine Diskussion hierüber mit ihr aussichtslos ist. Aber man fragt sich doch, ob es dem Kardinal gar nicht in den Sinn gekommen ist, was er damit anrichtet, daß er die Mission so als eine Sache politischen Vorteils hinstellt, anrichtet in der Heimat, wie auf den Missionsgebieten. Glaubt er denn, er könne Freunde werben für die Mission, ihre Dienste für sie in Anspruch nehmen unter der Versprechung, daß dieselbe politische Gegendienste leiste, und dann dieselben verweigern, wenn sie gefordert werden? Man wird bestraft, womit man gesündigt. Eines Tages werden diese politischen Missionsfreunde Forderungen stellen, welche den „übernatürlichen Gesetzen des Apostolats“

entgegenstehen. Was dann? Der Franzose Lavigerie wird dann vielleicht mit seinem Vaterlande gehen, aber wie ist es mit dem heil. Stuhl, der doch neutral ist, für den man ja ein eigenes Land fordert, damit er von politischen Beeinflussungen frei bleibe? Ganz unbefangen erzählt der Kardinal, daß die heil. Kongregation in ihrem Organ, dem Osservatore Romano, erklärt habe, sie sei dem italienischen Missionsverein „absolut fremd.“ Man denke sich, in Italien entsteht ein Missionsleben; die zerfallenen Missionswerke werden wieder aufgenommen, und die oberste Missionsbehörde erklärt: dem stehe ich „absolut fremd“ gegenüber! Man versteht, daß der Franzose Lavigerie ein Interesse hat Herrn Carnot zu zeigen, daß die rivalen Missionsbewegungen Italiens, welches Frankreichs Erbe antreten möchte, nicht vom heil. Stuhle begünstigt werden; aber die oberste Missionsbehörde der einen katholischen Kirche, wie kann sie kalt bleiben, wenn ein Missionsfeuer in Italien entbrennt?

Und nun in der Heidenwelt! Sind diese 1900 französischen Priester mit einer Armee von 100000 Mann Agenten Frankreichs, dann werden doch die Herrscher der Welt acht haben müssen, ob sie dieselben einlassen dürfen. Wenn der Kardinal die Geschichte der römischen Mission kennt, dann muß er wissen, daß die Gedanken, welche er dem Präsidenten vorlegt, nicht am wenigsten Schuld tragen an den Trümmern, die so manches römische Missionsgebiet, Japan, Abessinien u. s. w. bedecken! 387 französische Priester in China! Wenn einmal wieder Krieg ist zwischen Frankreich und China, und die Spionenangst überfällt die Chinesen, kann man sich wundern, wenn sie diese französischen Agenten und die zehntausende, welche ihre Hilfstruppen sind, ermorden? 400 französische Priester in Ostindien! Was wollen sie da? Nur arbeiten für den Himmel oder „ohne es zu suchen und zu wollen“ den französischen Interessen dienen? Wird Kardinal Lavigerie seinem Kollegen Manning sagen, daß für Britisch-Ostindien und andere britische Gebiete nur die „übernatürlichen Gesetze des Apostolats“ gelten, dann streiche er hunderte von Missionaren in den Listen, die er dem Präsidenten der französischen Republik vorlegt. Dienen sie alle aber Frankreich, dann werden die Mächte sich eines Tages genötigt sehen, so engherzig wie Frankreich nur Missionare eigener Nationalität in ihren Besitzungen zuzulassen.

Es ist nicht erfreulich, einen hohen Würdenträger, einen hervorragenden Missionsleiter der römischen Kirche so verderbliche Anschauungen vortragen zu hören. Es ist schmerzlich, eine so mächtige Abteilung der Christenheit in der Gewinnung der Heidenwelt immerfort Wege gehen zu

sehen, die zum Verderben führen müssen, trotz allen Eifers und aller Aufopferung, die man gerne fruchtbringender angewandt sehen möchte. Es ist auch zu bedauern, weil andre mit leiden müssen unter den Sünden Roms. Wenn die mächtige Kirche Roms diesen missionspolitischen Gedanken Raum giebt, werden die weltlichen Mächte genötigt werden, die freie Bewegung zu beschränken, welche der christlichen Mission so sehr zum Vorteil gewesen ist. Und leider ist, wenigstens bei uns in Deutschland, die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß auch Protestanten, urteilslose und solche, die ein Urteil haben könnten, von dem Zauber, den die Scheingröße Roms ausübt, verleitet, gegen die Irrlehren einer verweltlichten Kirche sich nicht fest zeigen werden, wenn sie ein Kardinal vorträgt.

## Die deutschen Benediktiner gegen den Kreuzzug des französischen Kardinals.

Bekanntlich war die Benediktus Missions-Gesellschaft zu St. Ottilien (Oberbayern) in Deutsch-Ostafrika durch die Gründung einer klösterlichen Niederlassung zu Bugu (5 Stunden von Dar es Salam) in die Missionsarbeit eingetreten. Diese Niederlassung ist allerdings zerstört worden, wird aber vermutlich nach einiger Beruhigung des Landes aus den Trümmern wieder erstehen. Diese deutschen Benediktiner geben seit Anfang des vorigen Jahres als ihr Organ „Missionsblätter“ heraus, welche jetzt nur gratis an die Wohltäter ihrer Genossenschaft und der Afrikavereine verteilt werden. In Nr. 1 der „Gratis-Ausgabe“ dieser „Missionsblätter,“ die sich, beiläufig bemerkt, schon in ihrem ersten Jahrgange von dem gehässigen ultramontanen Tone meist fern hielten, der die katholische Presse der Gegenwart so wüth und widerlich macht, findet sich ein überraschender Artikel: „Die praktischen Möglichkeiten einer Lösung der afrikanischen Sklavenfrage. Gedanken für Antisklaverei-Kongresse,“ welcher eine entschiedene Frontstellung gegen die Lavigerieschen Kreuzzugspläne einnimmt, und auch sonst in manchen seiner Ausführungen mit den Gesichtspunkten übereinstimmt, welche der Herausgeber dieser Zeitschrift in seiner Broschüre: „Die Stellung der evangelischen Mission zur Sklavenfrage“ aufgestellt hat. Wir übergehen den ersten Teil des genannten Aufsatzes, der als das Haupthilfsmittel zur Unterdrückung des Sklavenhandels und der Abschaffung der Sklaverei „die Ausbreitung des Christentums durch möglichst viele Missionsklöster“ nach dem mittelalterlichen Muster empfiehlt, „im Unterschiede von Missionsstationen, auf denen nur vereinzelt Missionare



ohne die klösterliche *vita communis* leben.“ Nur die Bemerkung sei bezüglich dieses „unbedingt wirksamsten Mittels zur Lösung der Sklavenfrage“ gemacht, daß die mittelalterlichen Klöster jedenfalls zur Abschaffung der Sklaverei wenig geleistet, wohl aber oft genug selbst Sklaven gehalten haben. Da auch die Benediktus-Genossenschaft dem Loskauf von Sklaven bezw. dem Kaufe von Kindern entschieden das Wort redet, und vermutlich wie die Väter von Bagamoyo über die Gefausten „volle Gewalt“ behalten will, so dürften ihre afrikanischen Klöster kaum geeignet ein, sich als „das unbedingt wirksamste Mittel zur Lösung der Sklavenfrage“ zu bezeichnen. Doch lassen wir das.

In seinem zweiten Teile wirft der genannte Aufsatz die Frage auf, ob etwa das „nächst erfolgreichste“ Mittel bestehe „in einem Kreuzzuge freiwilliger Wehrmänner, begeisterter Waffengenossen, einer religiösen Miliz oder einer Art Ordensritter?“ Und nun geben wir dem Benediktiner-Organ selbst das Wort:

„Wir glauben aus vollster, klarster Überzeugung behaupten zu müssen: **Nein!** dies ist es nicht! <sup>1)</sup> Ein Kreuzzug nach Afrika würde das Schicksal und Ende aller andern Kreuzzüge haben; auch wenn er von einem zweiten Papst Urban oder einem zweiten hl. Bernhard mit Flammenzungen gepredigt würde und ebenso begeisterte Ritter fände, die das Kreuz nahmen. Europäische Milizen würden infolge der klimatischen Krankheiten (Sonnenstich, Fieber, Dysenterie) stets zur Hälfte oder Zweidrittel krank sein und in Bälde allesamt erliegen. Missionäre haben sich geringern Strapazen auszusetzen als Soldaten und dennoch sind von der großen Sambesi-Mission (S. J.) die Mehrzahl der Mitglieder schon auf dem Weg gestorben und von den zehn Missionären, welche Lavigerie an die Seen sandte, haben die Hälfte schon unterwegs ihr Grab gefunden, und von den vierzehn Missionären der St. Benediktus-Genossenschaft lagen einst alle bis auf zwei todkrank darnieder, trotzdem sie ihre Gesundheit besser schonen konnten, als Soldaten im Feld und auf dem Marsche durch tropische Wüsten und Urwälder dies thun können. **Nur eingeborene Truppen können dort bestehen.** Und von diesen brauchte es Heere an allen Ecken und Enden, nicht bloß an den bisherigen Karawanenstraßen und Hauptstädten. Karawanenstraßen sind in Afrika Fußpfade, auf denen einer hinter dem andern marschirt. Solcher Pfade giebt es überall. Solche findet der Sklavenhändler nach allen Richtungen, wenn ihm der altgewohnte Weg verlegt wird. Mit dem Verlegen der Karawanenstraßen verhält es sich also ähnlich, wie mit der Blockade der Küstenstädte. Unsere gefangenen Missionäre in Ostafrika wurden zusammen mit einer Karawane von 80 Sklaven, während der schärfften deutsch-französisch-englisch-italienischen Blockade in der Seestadt Kondutschi untergebracht, und am hellen Tage von Morgen bis Abend fand hier an der Küste unter betäubendem Geschrei die Versteigerung der Sklaven an den Meistbietenden statt. Was half da die

<sup>1)</sup> Der Sperrdruck gehört dem Original an.

Blockade gegen den Sklavenhandel? Weder jeder Pfad, noch jeder Punkt der Küste kann durch Militärmacht oder Marine überwacht und vom Sklavenhandel fern gehalten werden.

Militärische Maßregeln können in tropischen, fernen Kolonialländern nur von den wenigsten Mächten auf die Dauer mit ausreichendem Nachdruck durchgeführt werden, und dadurch werden sie den Missionen, also gerade dem unstreitig ersten und wirksamsten Mittel der Civilisation und Gegenmittel der Sklaverei, sehr gefährlich und bereiten ihnen die größten Hindernisse. Der Rachezorn der besiegten oder gereizten Barbaren fällt immer auf die Christen und ihre europäischen Meister, Lehrer und Priester, und wehe ihnen, wenn nicht eine Besatzung im Lande zurückbleibt, welche die Leidenschaften am blutigen Ausbruch hindert! Unsere hoffnungsvolle Mission Pugu blühte zum Segen Ostafrikas heute noch, wenn nicht eine unzureichende, bloß halbe Kriegsaktion, welche sich mit der Wegnahme und Unterbringung von Sklaven, Zerstörung der Sklavenschiffe und Bombardierung der Küstenstädte begnügte, aber nichts für den Schutz der Missionen und die militärische Deckung der befreiten Sklavenscharen that, die Missionäre samt ihren befreiten Schülern nicht der Wut der Feinde überlassen hätte. Selbst die Mission von Bagamoyo samt ihrer wunderbaren Blüte, dem Ergebnis einer zwanzigjährigen, opfervollen Thätigkeit der Missionäre vom hl. Geist, verdankt ihre Rettung nur dem Umstand, daß Buschiri sie nicht den Deutschen, also nicht der kriegsführenden Nation beizählt; sie befürchtet aber, wie Briefe bezeugen, trotzdem das Schlimmste für die Zukunft.

Halbe Militär-Interventionen Frankreichs in Tonkin haben unter Napoleon III.<sup>1)</sup> viel tausend Christen Gut und Blut gekostet und hunderte von Christengemeinden vom Erdboden vertilgt. Man lese nur die Klagen der Missionsberichte jener Zeit nach. Dazu kommt der nachhaltige Haß, der nach einer kriegerischen „Aktion“ im Volke zurückbleibt, so daß der Missionär von da an Mißtrauen und Abneigung begegnet, wo er Vertrauen und Liebe gewinnen sollte, um wirken zu können. Also nicht Gott Mars kann es sein, welcher von Cham und seinen schwarzen Nachkommen den Fluch der Knechtschaft hinwegnimmt.

Oder gilt unser Wort einer „internationalen Aktion“, einem gemeinsamen Vorgehen der Mächte Europas in Afrika? Das würde uns wohl an zweiter Stelle als das wirksamste Mittel scheinen, wenn wir uns nicht sagen müßten: haben sie keinen kriegerischen Charakter, so richten sie in Afrika nichts aus; sind sie aber kriegerisch, so bringen sie den Missionen Untergang und Verderben, wie oben gesagt worden, und sind zudem große Abenteuer der gewagtesten Art.

Eine militärische Aktion zur Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika, gehe sie auch von mehreren Mächten zusammen aus, ist ein so riesenhaftes Unternehmen, von so unübersehbaren Folgen und so unermesslichen Lasten für jede daran beteiligte Macht, daß sie nie und nimmer zustande kommen wird, wenigstens nicht in dem Maßstab, welcher zu einem Erfolge nötig ist. Alle

<sup>1)</sup> Und erst recht unter der Regierung der Republik.

afrikanischen, meist mohammedanischen Staaten, welche noch die Sklaverei erlauben, wie Marokko, Tunis, auch Abessinien u. s. w. samt allen afrikanischen Völkern, welche den Sklavenhandel mit ihrer eigenen Menschenware betreiben, müßten unter die „Protektion“ dieser europäischen Antisklaverei-Allianz gestellt werden, wobei natürlich weniger die Feder als das Schwert zu thun bekäme. Und die ganze, nach tausenden zählende Menge der Araber, welche in Afrika angesiedelt sind und mit Sklaven und Elfenbein Handel treiben, müßten durch einen Existenzkrieg vertrieben oder vernichtet werden. Denn wie die Araber in Buschiris und Solimans Lager zu unsern gefangenen Missionären öfters sagten, fassen sie die Unterdrückung des Sklavenhandels als Existenzfrage auf und wollen sich bis aufs Messer wehren. Man stelle sich dabei aber vor, diese gemeinsame, internationale „Kriegsaktion“ habe in dem heißen, fieber-schwangern, weglosen, von wilden Urwäldern auf hunderte von Meilen hin versperrten, endlos ausgedehnten Afrika stattzufinden, wahrhaft in terra deserta, in via et in aquosa, so wird jedermann das Traumhafte, phantastisch Abenteuerliche, völlig Erfolglose einer zur Unterdrückung der Sklaverei unternommenen, großen militärischen Aktion mit europäischen Truppen einsehen.

Nicht die Größe der Idee, nicht der edelste Zweck vermag das Mittel möglich und ratsam zu machen. Wie könnte man angesichts dieser unwiderleglichen Thatsachen auf dem Antisklaverei-Kongreß, einer solchen Idee, so großartig und edel sie auch ist, mit gutem Gewissen das Wort reden!

Auch angenommen, es lasse sich trotz alledem ein und die andere europäische Macht durch den Afrika-Kongreß bewegen, in Afrika zur Abschaffung des Sklavenhandels einzuschreiten; und es gelinge ihnen das Unmögliche, sei es auf diplomatischem Wege, sei es nach ungeheuren Opfern an Geld und Menschenleben, die Sultane Afrikas z. B. zur Schließung ihrer Sklavenmärkte zu bewegen, — was wäre damit gewonnen? Wenn nicht stehende europäische Heere ein Jahrzehnt lang in Afrika zurückbleiben könnten, um die Ausführung der aufgedrungenen Friedensbedingungen zu überwachen, ähnlich wie die Engländer in Agypten es thun und thun können (dies ist aber des Klimas wegen in West-, Ost- und Centralafrika total unmöglich!) würde der Sklavenhandel unvermindert und ungehindert im stillen fortwuchern, angesichts der (mohammedanischen) Behörden, die ja selbst Sklaven und Sklavinnen brauchen. Statt je eines großen öffentlichen Sklavenmarktes entstünden drei kleinere im verborgenen. Einen Beweis haben wir am Sultanat Sansibar. Angeregt durch den berühmten Sklavenfreund Livingstone setzten die Engländer vor etwa 15 Jahren die Aufhebung des großen Sklavenmarktes zu Sansibar durch. Wieviel diese Maßregel zur Verhinderung des Sklavenhandels beigetragen, zeigen die hunderte und tausende junger Sklaven, denen man noch heutigentages in Sansibar und an der ganzen Küste begegnet, wie sie oft an langen Ketten zusammengeffesselt, Holz und Wasser tragen; zeigen die Schiffsladungen voll Sklaven, welche wöchentlich an Sansibar vorbeisegelten, bis die Blockade erfolgte.

Die Verhältnisse von Sansibar legen uns überdies die Einsicht in ein anderes großes Hindernis nahe, welches dem Erfolge einer gemeinsamen Aktion der Mächte in Afrika entgegensteht. In einem Lande wie Afrika, dessen

Teilung unter die Kolonialmächte immer noch nicht abgeschlossen ist, und also jede der Mächte noch irgend ein Gebiet, möglichst groß und vorteilhaft, für seine „Protektion“ oder Annexion ins Auge gefaßt hat oder dasselbe wenigstens keiner andern Macht gönnen mag, da verhindert die gegenseitige Eifersucht auch das beste gemeinsame Ziel. Keine Regierung zieht nur für die Neger ins Feld, wenn sie keinen Vorteil dabei gewinnt. Man sehe nur auf Samoa und Sansibar, wo von der deutschen, englischen, französischen, amerikanischen oder portugiesischen Macht jede die andere an Einfluß übertrumpfen will, eine über die andere den Vorrang erstrebt durch diplomatische Intriguen am Hofe, durch Bildung von Parteien im Volke, durch Erregung und Ausnützung von Aufständen u. s. w. Was Gutes kommt dabei heraus?!

Was nun noch das Eintreten einzelner Mächte für die Lösung der Sklavenfrage in ihren eigenen Kolonien anbelangt, so haben wir unsere Ansicht schon eingangs ausgesprochen, wo von militärischen Aktionen überhaupt die Rede war. Ist aber einmal eine kriegerische Verwicklung herbeigeführt, wie in Ostafrika, dann gilt es große Energie und große Schnelligkeit, dazu genug Truppen, womöglich aus nicht mohammedanischen Eingebornen, um dem Feind nach den ersten vernichtenden Schlägen den Rückzug ins Innere abzuschneiden, und dem Krieg eine möglichst kurze Dauer zu geben. Zieht er sich in die Länge, so ist kein Ende und kein Erfolg abzusehen, weil die Europäer den Afrikanern vergeblich in die Wälder und Gebüsche folgen, der Feind aber immer Zeit findet, mehr Völkerschaften zum Krieg aufzustacheln.

Nein, wollen die europäischen Mächte für die Erhebung Afrikas aus seiner Erniedrigung, deren Schrecken wir beklagen, Opfer bringen, so mögen sie fruchttragende Opfer bringen, welche sich lohnen. Nächst dem geistlichen Hauptmittel, dem wir oben unter I. so warm wie möglich das Wort geredet, ist das zweite, das die Freunde Afrikas in Europa angelegentlichst fördern sollten, friedlich industrieller Art: **die Anlegung von Eisenbahnen und Telegraphen** . . . Für die Kolonisation sind Eisenbahnen das, was im Römerreich die römischen Heerstraßen für die Kolonisation der Alten Welt waren. Ihnen folgte der Soldat, der Kaufmann und der christliche Glaubensbote: der Reihe nach erhoben sich an ihnen befestigte Ortschaften (castra), Christengemeinden und Handelsstädte.

England verdankt sein Glück in der Kolonisation großenteils der baldmöglichsten Anlegung von Eisenbahnen. In Afrika wird dieses Mittel um so notwendiger und um so nutzbringender sein, als bisher das einzige Transportmittel Centralafrikas in menschlichen Lastträgern bestand. Es giebt weite Länder, wo weder Pferd, noch Kamel, noch Lastochse vorkommt. Die afrikanischen Flüsse sind sehr unsichere Verkehrsadern, der vielen Stromschnellen, Bettveränderungen und Untiefen wegen; es bleibt nichts übrig, als Kopf und Schulter der armen Schwarzen zu benutzen, um Transportgegenstände von der Küste ins Innere, aus dem Innern an die Küste zu befördern. Daß der Sklaverei dadurch Vorschub geleistet wird, ist klar. Und daß die Gesundheit der Reisenden, Soldaten und Missionäre auf ihren monatelangen Strapazen lebensgefährlich bedroht ist, wo sie auf Eisenbahnen vollkommen



geschützt wäre, bedarf auch keiner Darlegung. Und daß die mannigfache Ausbeutung des Bodens durch Kulturarbeiten erst durch Eisenbahnen im großen Maßstab möglich wird, hiedurch aber das einwohnende Volk in großer Menge zur freiwilligen Lohnarbeit herangezogen werden müßte, wodurch dem Sklavenwesen in praktischer Weise entgegen gearbeitet wäre, das wird auch niemand bezweifeln.

Daher wird der Antisklaverei-Kongreß dem schwarzen Erdteil sich als wahrer Freund erweisen, wenn er dieses gewaltige Mittel der Civilisation zur Annahme empfiehlt und zur Beteiligung daran aufmuntert.

Wir haben diesen Ausführungen nur wenig hinzuzufügen: 1. wir freuen uns herzlichst dieser nüchternen Stimme aus dem katholischen Lager und begleiten sie mit dem aufrichtigen Wunsche, daß sie gesegnet sein möchte zur völligen Ernüchterung aus dem verhängnisvollen Lavigerie-Kaufe und 2. wir stimmen mit dem Eisenbahnvorschlag ganz überein, nur wird man in Ostafrika damit noch ein Weilchen warten müssen. Unterdes sollte man nach Livingstones altem Räte wenigstens Straßen bauen.

Wk.

## Ein russischer Schlag gegen die evangelische Mission.

Man glaubt sich in die Zeiten der barbarischsten Glaubensverfolgungen des Mittelalters oder der jesuitischen Gegenreformation versetzt, wenn man die immer wachsenden Akte nicht bloß der Unduldsamkeit sondern geradezu der Vergewaltigung vernimmt, welche seitens der russisch-katholischen Kirche an den Evangelischen in den Ostseeprovinzen verübt werden. Unter dem 21. Juni dieses Jahres ist folgender „Befehl Sr. Kaiserl. Majestät, des Selbstherrschers aller Rußen, aus dem evangelisch-lutherischen General-Konsistorio“ ergangen, der mit einem Schlage der gesamten evangelischen Missionsthätigkeit in Rußland ein Ende zu machen beabsichtigt und daher in dieser Zeitschrift einen Platz finden muß.

„Mitteltst Predtoschenie (Erlaß) vom 10. Juni d. J. Nr. 2772 hat Seine hohe Erzellenz, der Minister des Innern, dem General-Konsistorio in Eröffnung gebracht, daß aus den im Ministerio vorhandenen Daten zu ersehen sei, daß alljährlich, meistens in den Sommermonaten, in vielen evangelisch-lutherischen Gemeinden des Reiches von den Pastoren sog. Missionsfeste veranstaltet werden, welche mit einem Gottesdienste, nicht selten unter freiem Himmel, verbunden werden, wobei Predigten gehalten werden.

Letztere bezwecken, die anwesenden Gemeindeglieder zur Darbringung von freiwilligen Gaben für die Bedürfnisse der protestantischen Mission in Rußland und im Auslande anzuregen. Die auf diesen Festen eingesammelten Darbringungen würden für die Angelegenheiten der Mission im Innern des

Reiches (Bekehrung der Hebräer zum lutherischen Glauben, Rückführung der von demselben Abgefallenen u. dergl.) verausgabt, zum größten Theil aber ins Ausland versandt zur Unterstützung der dort bestehenden Missionsanstalten. Überhaupt sei die protestantische Missionsthätigkeit in Rußland so fest organisiert, daß sie den gewöhnlichen Gegenstand der Verhandlungen auf den jährlichen Synoden der evangelischen lutherischen Prediger bilde, von denen auch die Rechenschaftsberichte in dieser Angelegenheit zusammengestellt und gedruckt würden. Auf Grund der im Reiche geltenden Gesetze (Reichs-Gesetzbuch Bd. XIV, Statut über Verhinderung und Vorbeugung von Verbrechen, Art. 78, Ausgabe von 1876) sei indessen allein bloß die herrschende rechtgläubige Kirche berechtigt, in den Grenzen des Staates die zu derselben nicht gehörenden Unterthanen zur Annahme ihres Glaubens zu überzeugen. Die geistlichen und weltlichen Glieder der übrigen Glaubensbekenntnisse seien dagegen, auf Grund des Art. 4 des XI. Bds. Teil I der Reichsgesetze, aufs strengste verpflichtet, die Gewissensüberzeugung der ihrer Religion nicht Angehörigen nicht anzutasten, widrigenfalls sie den in den Kriminalgesetzen festgesetzten Strafen unterliegen.

Im Hinblick auf diesen so klaren Sinn des Gesetzes könne keinerlei Missionsthätigkeit der lutherischen Geistlichkeit, in welcher Form dieselbe sich auch äußern möge, in Rußland zugelassen werden.

Gleichmaßen seien Sammlungen von freiwilligen Beiträgen, in Grundlage des Artikels 34 des obenerwähnten Statutes überhaupt nur mit besonderer diesbezüglicher Genehmigung zulässig; eine solche Genehmigung sei aber zur Veranstaltung von Sammlungen zu Missionszwecken von der lutherischen Geistlichkeit nicht eingeholt worden.

Im Statut der evangelisch-lutherischen Kirche (Reichsgesetz Bd. XI, Teil I) seien die Fälle genau bestimmt, in denen Sammlungen von freiwilligen Beiträgen in den protestantischen Gemeinden zulässig seien, wie z. B. zum besten der Prediger-Witwen- und Waisenkassen (Artikel 358), zum Bau von Kirchen (Artikel 652) und dergleichen. — Im erwähnten Statut sei aber keine Bestimmung über die Erlaubnis zur Veranstaltung von Sammlungen für die Bedürfnisse der protestantischen Mission in Rußland und im Auslande enthalten, und derartige Sammlungen könnten, da durch das Gesetz jede Missionsthätigkeit der andersgläubigen Geistlichkeit verboten sei, nicht zugelassen werden.

Im Hinblick auf das oben Dargelegte hat Seine hohe Erzellenz das General-Konsistorium beauftragt, den ihm untergeordneten Konsistorien vorzuschreiben, den evangelisch-lutherischen Predigern die Veranstaltung der oben erwähnten Missionsfeste, die Veranstaltung von Sammlungen in den protestantischen Gemeinden für die Bedürfnisse der Mission und ebenso die Versendung der zu diesem Zweck eingesammelten Geldsummen ins Ausland zu verbieten.

In solcher Veranlassung wird dem obl. Konsistorio bei Eröffnung des Obigen aufgetragen, in Erfüllung der Predtoschenie Seiner Erzellenz des Ministers des Innern das Erforderliche wahrzunehmen. Zugleich wird dem obl. Konsistorio des mittelfst vorgeschrieben, nach erfolgter Erfüllung der Predtoschenie Seiner hohen Erzellenz über die Durchführung der dargelegten Maß-

regel, spätestens bis zum Beginn der Herbst-Juridik dieses General-Konsistoriums zu berichten.

Präsident: Wirklicher Geheimrat L. v. Giers.

F. d. Sekret.: Glaeser."

Alle Gegenvorstellungen gegen diesen neuen Gewaltakt werden erfolglos bleiben. Die livländischen Polizeibehörden haben bereits den Befehl erhalten, etwaige Missionskollekten zu konfiszieren.

Unter den deutschen Missionen wird neben der Gofnerschen hauptsächlich die Leipziger, welche jährlich ca. 40 000 M. russische Beiträge bezog, durch diesen despotischen Erlaß betroffen, und die selbständige Missionsthätigkeit der finnischen Kirche (A. M.-Z. 89, 370) vernichtet, wenn nicht von andersher in dieser Bedrängnis ihr Hilfe kommt.

Aber alle Ungerechtigkeiten schreien zu Gott und endlich kommt seine Stunde heimzusuchen. Unterdes schenke er den Bedrängten Bekennermut, Glaubensstreue, Gebetsausdauer und — Geduld. Wd.

## Missionsrundschau.

### II. Afrika.

Vom Herausgeber.

Von der außereuropäischen Welt fesselt noch immer Afrika die allgemeine Aufmerksamkeit am meisten. Wir beginnen unsere Rundschau mit dem Osten des dunkeln Weltteils, wo zur Zeit die wichtigsten Ereignisse sich abspielen.

Durch die wiederholten Niederlagen, welche der deutsche Reichskommissar, Hauptmann Wißmann, unterstützt von der Mitwirkung der deutschen Kriegsschiffe, den Aufständischen unter der Führung Buschiris beigebracht hat, ist auf einem bedeutenden Teile der Küste die deutsche Macht rehabilitiert; es würde aber ein großer Irrtum sein, zu meinen, daß wir damit bereits die Herren über Deutsch-Ostafrika geworden seien. Auch wenn, was ja nur eine Frage kurzer Zeit sein kann, sämtliche Küstenplätze sich in unsern Händen befinden, können wir noch nicht sagen: wir sind im Besitz von Deutsch-Ostafrika. Der katholische Missionsbischof von Bagamoyo, de Courmont, hatte völlig recht, als er noch vor der Ankunft Wißmanns zu dem Korrespondenten der Köln. Ztg. sagte: „Die Zurückerobering der Küste dürfte für eine gut geführte, von Ihren Kriegsschiffen unterstützte Truppe ein Kinderspiel sein. Die Schwierigkeit liegt keineswegs in der thatsächlich sehr leichten Wiedergewinnung der Küstenplätze, sondern in der Beruhigung des Landes, welche durchaus notwendig ist, wenn jene Wiedergewinnung Wert haben soll. Gelingt es Ihren Landsleuten nicht, die beunruhigten Häuptlinge auf Ihre Seite zu ziehen, so werden die Räufelsführer eine kleine Strecke landeinwärts von den besetzten Küstenplätzen das Kriegs- oder Räuberspiel fortsetzen und der Besitz der Küstenplätze wird für Sie wertlos sein. Gestaltet sich die derzeitige Er-

regung zum Räuberunwesen und zum Guerillakriege, so wird die endgiltige Beruhigung des Landes noch viele Millionen kosten . . ." (Köln. Ztg. 1. Bl. v. 27./4. 89).

Wie bekannt hat Buschiri den Rückzug angetreten und für seine Niederlagen an der Küste durch die Zerstörung von Mpwapwa sich gerächt, bei welcher Gelegenheit abermals ein Beamter der Kolonial-Gesellschaft getötet worden ist. Die Rächtung dafür wird gewiß nicht ausbleiben; nur ist zu wünschen, daß dann nicht ein Guerillakrieg im Innern, sondern Friedensverhandlungen die Folge sein möchten.<sup>1)</sup> Deutschland hat jetzt in Ostafrika seine Macht gezeigt; vielleicht ist es weise, nun auch bald seine Großmut zu zeigen. Das wäre der glänzendste Sieg, wenn wir Buschiri zum Freunde gewöhnen, wenn auf das traurige — und wie es scheint nicht immer nötige — Zerstören und Blutvergießen ein dauernder Friede folgte, in dem die beruhigten Eingebornen die deutsche Herrschaft als eine milde und als einen Segen für ihr Land erkennen lernten.

Was die Blockade betrifft, so hat sie allerdings, wie Fürst Bismarck in der Reichstagsitzung vom 26. Januar erklärte, ihren politischen Zweck erreicht, sofern sie „den Eingebornen der Küste von dem Einverständnis zwischen Deutschland und England einen Eindruck“ gegeben, ja man kann noch mehr sagen: sie hat — abgesehen von der Unterstützung, welche sie behufs der Wiedergewinnung der Küstenplätze geleistet — die Sklavenausfuhr auf dem von ihr beherrschten Teile der Küste, wenn auch nicht, wie der englische Unterstaatssekretär behauptete, unterdrückt, so doch sehr wesentlich vermindert. Es wäre ein großer Irrtum zu meinen, daß eine Blockade überhaupt dem Sklavenhandel den Todesstoß geben könne. Wenn die deutschen Kriegsschiffe nur c. 300 Sklaven befreit und die englischen auf 600—700 untersuchten Schiffen keinen einzigen Sklaven gefunden haben, so beweist das nur, daß die Sklavenhändler das vereinigte Blockadegeschwader zu überlisten und ihre Transportwege wie Sklavenmärkte zu verlegen gewußt haben. Auf's bestimmteste erklären die Missionare der Universitäten M., daß der Sklavenhandel an der Küste lebhafter getrieben werde, als vor der Blockade (Central Afr. 1889, 119).<sup>2)</sup> Vermutlich wird dieselbe auch ihr Ende erreichen, sobald eine Mitwirkung unsrer Kriegsschiffe bei der Niederwerfung der Aufständischen nicht mehr nötig bzw. nicht mehr möglich ist. Sie wird dann in eine Seepolizei übergehen, die einen unentbehrlichen Wachtienst üben muß; aber so lange die Gelegenheiten zum Sklavenkauf und Verkauf innerhalb und außerhalb Afrikas nicht abgeschnitten, so lange nicht wenigstens die Sklavenmärkte wirkungsvoll geschlossen werden, welche der Arm der europäischen Mächte zu erreichen vermag, ist an eine Unter-

<sup>1)</sup> Mittlerweile ist, wie die Zeitungen berichten, der Reichskommissar Wismann mit einer bedeutenden Truppe nach Mpwapwa zu aufgebrochen, um Buschiri im Innern aufzusuchen und zu einem entscheidenden Gefecht zu drängen. Der Weg nach Mpwapwa ist übrigens kein Kagensprung; die direkte Entfernung von der Küste beträgt c. 40 geogr. Meilen. Es ist sehr fraglich, ob eine zahlreiche Kriegstruppe ihn in 20 Tagen zurücklegt.

<sup>2)</sup> Ähnlich schreiben die in Pugu gefangenen katholischen Missionare, welche mit einer aus 80 Personen bestehenden Sklaventarawane zusammen nach der Küste transportiert wurden, daß fast angesichts der Kanonen des Blockadegeschwaders öffentlich die Versteigerung der Sklaven stattfand (Missionsblätter 1889, 28).



bindung des Sklavenhandels nicht zu denken. Übrigens ist über diesen ganzen Gegenstand zu vergleichen meine „Stellung der evang. Mission zur Sklavenfrage“ S. 20 ff.

Für die Mission ist die Blockade bis jetzt sehr verhängnisvoll gewesen; seitens der Ch. M. S. wird sie geradezu eine Blockade against missionary work genannt. Natürlich hat man von keiner Seite Schädigung der Mission beabsichtigt, aber diese Schädigung lag in der Natur der Sache. Die aus den Zeitungen hinlänglich bekannte Zerstörung der beiden deutschen (evangelischen und katholischen) Missionsstationen Dar es Salam und Pugu (Nachr. aus der ostafrikanischen Mission 1889, Nr. 1—3; Kath. Miss. 1889, Nr. 1 ff.; Missionsblätter 10. u. 11. Heft), die Ermordung des zur Londoner Tanganyika-Mission gehörenden Mr. Brooks auf seinem Marsch nach der Küste (Chron. 1889, 71), die Ausreibung der protestantischen wie katholischen Missionare aus Uganda samt der dortigen mohammedanischen Revolution (A. M. = Z. 1889, 178; Kath. Miss. 1889, 131. 151. 173. 198), die mannigfaltigen Nöte und Gefahren in der Mombasa- und Usagara-, der Universitäten- und katholischen Bagamoyonmission, endlich die Wirren am Nyassa, auf die wir noch speciell zu sprechen kommen werden — hängen mehr oder weniger direkt sämtlich mit der europäischen bzw. deutschen kriegerischen See- und Landaktion zusammen. Welche weiteren Folgen diese Aktion für das ostafrikanische Missionswerk haben wird, das ist zur Zeit völlig unberechenbar. Falls der Krieg durch die Wiedergewinnung der Küstenplätze nicht beendet, sondern ins Innere des Landes getragen werden sollte, so steht zu befürchten, daß die Eingebornen gerade die Missionsstationen, besonders diejenigen mit steinernen Bauten, als besetzte Lager zu benutzen suchen werden; und da sich diesem Versuche natürlich die Missionare und möglicherweise auch die dort wohnenden Christen, widersetzen dürften, so wäre die Mission dann doppelt in den traurigen Kampf hineingezogen (Centr. Afr. 1889, 103).

Bis jetzt ist seitens der Aufständischen, speciell seitens ihres Führers Buschiri, die Neutralität sowohl der englischen (evang.) wie der französischen (kath.) Mission in sehr respektabler Weise anerkannt worden. Keine der zu diesen Missionen gehörige Station ist zerstört worden; ja Buschiri hat geradezu die Missionare, evangelische wie katholische, in seinen Schutz genommen und sie wiederholt sicher geleitet oder geleiten lassen (Centr. Afr. 1889, 17; Kath. Miss. 1889, 195). So verdient es gewiß alle Anerkennung, daß z. B. im verfloffenen Januar, wo die katholische Station Bagamoyo mehr als 3000 flüchtigen Menschen zur Zufluchtsstätte diente, Buschiri dem Bischof nicht nur gestattete, einen Teil dieser Flüchtlinge in ihre Heimat zurückbringen und die inländischen katholischen Missionsstationen mit Vorräten versehen zu lassen, sondern daß er den betreffenden von katholischen Patres geführten Karawanen auch einige seiner Leute zum Schutz mitgab. (Ebda.) Auf Grund dieser Thatfachen kann man es wohl begreifen, daß die englischen und ganz besonders die französischen Missionare ein wesentlich anderes und viel günstigeres Bild von Buschiri entwerfen, als die deutschen Berichte. Beiläufig bemerkt urteilen gerade die von den Beamten der deutsch-ostafrikanischen Kolonial-Gesellschaft einst so viel gelobten Missionare von Bagamoyo ziemlich scharf über die Miß-

griffe, durch welche der leidige deutsch-ostafrikanische Krieg, „der — nach ihrem Urtheil — so leicht zu vermeiden gewesen wäre,“ herbeigeführt worden ist.

Allerdings waren einige englische Missionare, welche aus Usagara nach der Küste zu gehen genötigt waren, von Buschiri einige Tage als Gefangene zurückbehalten und nur gegen ein Lösegeld freigegeben worden (Int. 1889, 436); das war aber nicht aus Feindschaft gegen die Missionare, sondern aus kriegerischer Diplomatie geschehen, wie sie jeder andre Heerführer vermutlich auch in Anwendung gebracht hätte. So hat, wie es scheint, auch bei der Zerstörung von Mpwapwa Buschiri den dortigen englischen Missionaren, welche entgegen den Anweisungen des britischen Konsuls auf der Station ausgeharrt hatten, kein Leid's gethan.<sup>1)</sup> Bis jetzt liegen allerdings von diesen selbst, wie von ihren Kollegen auf der benachbarten Station Risikwe Nachrichten noch nicht vor; nach einem neusten Telegramm sollen sie — wenigstens der eine oder andre — nach dem Überfall von Mpwapwa sich nach Ugogo gewandt haben; ob das mit einem feindseligen Akt der Kriegführenden in Zusammenhang steht, sind wir zur Zeit außer stande, zu beurtheilen.

Mittlerweile ist die erschreckende Nachricht eingetroffen, daß Buschiri „dem Superior der französischen Mission einen Brief gesandt, worin er ihm mittheilt, daß er von jetzt an die Missionare im Innern nicht mehr schonen werde.“ Ob dieselbe Drohung auch den englischen Missionaren zugegangen, darüber liegen uns bis jetzt keine Nachrichten vor. Es liegt immer noch eine gewisse Rücksichtnahme darin, daß die Missionen von dem ihnen drohenden Geschick wenigstens vorher in Kenntnis gesetzt worden sind. Ohne Zweifel ist die nun feindselig gewordene Haltung Buschiris gegen die Missionen eine Repressalie darauf, daß der deutsche Reichskommissar so viele Zerstörungen hat vornehmen lassen, jetzt ins Innere vordringt und vielleicht auch, daß er einen hohen Preis (man schreibt 100 000 M.!) auf den Kopf des arabischen Führers gesetzt hat. So steht also der Mission wieder, wie wir es so oft schon haben erfahren müssen, ein unverschuldetes Leiden bevor. Unser Trost ist die alte Wahrheit per crucem ad lucem und daß er, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, drein sehen und sich des Erbarmen werde. Oremus!

Eine Zeitlang war die ernstliche Gefahr vorhanden, daß der in Deutsch-Ostafrika ausgebrochene Aufstand sich auch über den Mombasdistrikt ausdehnen werde. Die dortigen Missionsstationen Risulutini (oder Rabai) und Freretom wie das den Freimethodisten gehörende Ribe samt ihren Filialen waren den Arabern der Küste immer ein Dorn im Auge und sie hätten ihnen gern schon längst den Garau's gemacht. Jetzt bot sich ein willkommener Vorwand. Es hatten sich nämlich im Laufe der Jahre hunderte entlaufener Sklaven (950) auf die genannten Stationen, besonders Risulutini und Ribe, geflüchtet. Wenn die Missionare von einem neuen Ankömmlinge mußten, daß

<sup>1)</sup> Es gereicht uns zur besonderen Freude, berichten zu dürfen, daß zwischen den deutschen Kolonial-Beamten zu Mpwapwa und den dortigen englischen Missionaren ein sehr gutes Einvernehmen bestanden hat. Die letzteren können die „selbstverleugnende Fürsorge für ihre Interessen“ besonders seitens des bei dem Überfall glücklich entkommenen Lieutenant Giese nicht genug rühmen (Int. 1889, 433).

er ein entlaufener Sklave war, so waren sie nach einem von dem Vorstande der Ch. M. S. getroffenen Abkommen verpflichtet, denselben unter gewissen Bedingungen zurückzuschicken. In manchem einzelnen Falle mag das ja aus Gründen der Barmherzigkeit nicht geschehen, noch öfter aber mag es den Missionaren verheimlicht worden sein, daß die Zuzügler entflozene Sklaven waren. Jetzt verlangten nun die Araber die Auslieferung derselben. Was sollte man thun? Die Flüchtlinge samt den übrigen Stationsbewohnern, zusammen mehrere tausend, waren entschlossen, lieber zu sterben, als in die Sklaverei der Araber zurückzukehren. Ein Kampf schien unvermeidlich und er wäre vermutlich auch nicht ohne Aussicht auf Sieg gewesen, da die Eingebornen auf der Seite der Missionare standen und englische Kriegsschiffe von Mombas aus leicht hätten in die kriegerische Aktion eingreifen können. Aber dann hätte die Mission das Schwert führen und nicht bloß ihre Stationen der Zerstörung aussetzen, sondern geradezu ihre Existenz aufs Spiel setzen und möglicherweise das ganze Land für längere Zeit in Kriegszustand versetzen müssen. Die letztere Aussicht, mit der die Gewißheit verbunden war, daß der Aufstand in Deutsch-Ostafrika sich über die ganze Küstenstrecke ausdehnen werde, beunruhigte noch dazu die Imperial British East African Company, deren erfahrene Beamte ernstlich bemüht waren, im geschäftlichen wie im kolonialpolitischen Interesse Kollisionen mit den einflußreichen Arabern möglichst zu vermeiden. So kam es zu einem Vergleich. Die genannte Gesellschaft kaufte die reklamierten Sklaven gegen eine Summe von 70 000 M. frei; unter den obwaltenden Verhältnissen ohne Zweifel eine weise Beilegung des Konflikts, zumal wenn man erwägt, daß die Sklaverei selbst innerhalb des Sansibar-Sultanats noch eine zu Recht bestehende Institution ist.<sup>1)</sup> Es ist eine ergreifende Scene gewesen, als den beunruhigten Sklavenflüchtlingen ihre Freibriefe ausgehändigt wurden und eine religiöse Feier stattfand, in welcher ihnen eine Predigt über das doppelte Lösegeld gehalten wurde: über das Silber und Gold, durch das sie von der leiblichen Knechtschaft und über das teure Blut Christi, durch das sie von der geistlichen Knechtschaft befreit worden wären (Report of the Ch. M. S. 1888/1889 S. 35). So hat unter Gottes gnädiger Leitung der drohende Konflikt eher zur Förderung der Mission ausgeschlagen müssen. Auch ist eine neue Station landeinwärts c. 7 Meilen nordwestlich von Kabai, Gulu Gulu, wo die obengenannte Handelsgesellschaft eine Niederlassung gegründet, in Angriff genommen worden und die Anlage weiterer Missionsstationen steht in Aussicht (ebd. 36. 41).

Über die Vorgänge in Uganda sind wir bereits durch den eingehenden Artikel S. 178 dieser Zeitschrift unterrichtet worden. Seitdem ist aus Uganda keinerlei Kunde zu uns gekommen, ein Schweigen, welches leider als ein Zeichen dafür aufgefaßt werden zu müssen scheint, daß die mohammedanischen Revolutionäre sich im Besitz der Macht zu behaupten gewußt haben. Auch von den Stationen der Ch. M. S. im Süden des Viktoria Nyanza (Nasa und Kwa Makolo) liegen seit Monaten keine Nachrichten vor. Hoffentlich kommt das daher, daß die Briefboten nicht haben bis zur Küste zu gelangen vermocht.

<sup>1)</sup> Nach neusten Zeitungsnachrichten soll sie im Bereiche des Sultanats aufgehoben sein!



Was die deutschen Missionen auf der Ostküste betrifft, so ist das traurige Geschick, von welchem Dar es Salam betroffen wurde, zu bekannt, als daß es dieses Orts nochmals brauchen berichtet zu werden. Zur Zeit ist Missionar Greiner in dem Versuche begriffen, die zerstörte Station wieder aufzurichten; übrigens treibt die genannte Gesellschaft auf Sansibar wesentlich Krankenpflege an den Truppen der Wismannschen Expedition bezw. der deutschen Marine.

Die bayrische Mission (2 Stationen, 3 Missionare) hat unter den kriegerischen Wirren nicht zu leiden gehabt, „weil sie in der englischen Interessensphäre sich befand“, was sie jetzt als einen Glücksstand betrachtet, wie sie denn auch über die englische Handelsgesellschaft u. sehr mildiglich urteilt und der englischen Rührigkeit und Missionsfreundlichkeit alles Lob spendet (Mürib. Missionsbl. 1889, 19. 105). Behufs der Grenzregulierung zwischen ihr und der ganz benachbarten Ch. M. S. haben 2 ihrer Boten eine instruktive Reise in das Innere von Ukambani nach dem Kenia zu gemacht und durch dieselbe entschieden, daß der östliche und nördliche Teil des Landes für die künftige Ausdehnung der bayrischen Mission ins Auge zu fassen sei (ebd. 122).

Die Neukirchener Mission ist bis heute eigentlich noch nicht recht wurzelhaft geworden, weder in Lamu,<sup>1)</sup> ihrer Küstenstation, noch am Tanafusse im Innern. Die letztere Station (Ngao) war bekanntlich durch die Somali zerstört worden (A. M.-Z. 1888, 388), wird aber jetzt auf den dringenden Wunsch der Eingeborenen, der Pokomo, an derselben Stelle neu begründet. Es gehört Mut zu diesem Entschluß, zumal die Missionare auf Schutz seitens der deutschen Reichsregierung nicht zu rechnen haben. Unfre Leser werden sich erinnern — heißt es im Missions- und Heidenboten (1889, 43) — daß die Pokomo in der Hoffnung auf den deutschen Schutz, unter dem sie als Unterthanen des Sultans Achmed von Witu durch den Schutzbrief Kaiser Wilhelms vom Jahre 1885 zu stehen glaubten, vor etwa 2½ Jahren von dem rechten (jetzt englischen) auf das linke (jetzt deutsche) Tanaufer hinübergezogen sind, wo ursprünglich ihre Wohnsitze waren, die sie nur aus Furcht vor den Somaliüberfällen verlassen hatten. Wir nahmen nun nach dem Somali-Überfall (der Zerstörung von Ngao) Veranlassung, uns beim Auswärtigen Amte nach der Tragweite jenes Schutzbriefes in bezug auf die Gegenden um Tana zu befragen und wir haben aus der uns gewordenen Antwort ersehen, daß, wie es neuerdings auch offiziell ausgesprochen wurde, „die Regierung es nicht für ihre Pflicht achtet, die Kolonisten (also noch weniger eingeborne Völkerschaften) in den deutschen Schutzgebieten gegen Eingeborne zu schützen,“ daß sich vielmehr „der Schutz des Reichs lediglich auf die Sicherstellung des Kolonialgebiets gegen Störungen und Eingriffe anderer Kolonialmächte beziehe.“ Vermutlich wird diese Mitteilung manchen sehr überraschen! Auch die 5 Missionare, welche Neukirchen jetzt ins Witugebiet gesandt, haben reichlich erfahren, daß eine ostafrikanische Mission eine harte, viel

<sup>1)</sup> Nach den Zeitungsnachrichten ist durch Schiedsspruch die Insel Lamu den Engländern zugesprochen worden. Ob dies auf die Stationierung der Neukirchener einen Einfluß üben wird, ist uns unbekannt. — Ein sehr übersichtliches Kärtchen über das Wituland und seine Umgebung findet sich in der Deutschen Kol.-Ztg. 1889, S. 237.



Geduld erfordernde Arbeit ist und daß diejenigen weit irren, welche glauben, mit bloßer romantischer Kolonialbegeisterung sie hinausführen zu können (ebd. 1889, 39 u. Beibl. 2, 6, 7, 8).

Die Station der Freimethodisten Solbanti, Ngao gegenüber, ist wieder durch einen Missionar aus England (neben einem eingebornen) besetzt worden und 2 schwedische Missionare, die ins Gallaland vorzudringen verhindert wurden, haben sich gleichfalls am Tana, nur wenige Stunden nördlich von Ngao in Kuleffa stationiert (ebd. 48. D. R.=J. 1889, 237).

Wir müssen sehr dankbar sein, daß unter den kolonialpolitischen Unruhen, welche Ostafrika in eine so große Aufregung versetzt haben, die Arbeit der Mission überhaupt hat fortgehen können; große geistliche Erfolge wird niemand unter solchen Umständen erwarten. Es ist in anbetracht der kurzen Dauer der ostafrikanischen Missionen schon Erfolgs genug, daß die Missionare nicht ermordet und die Missionsstationen nicht zerstört worden sind. Nur Dar es Salam und Pugu machen eine Ausnahme. Aber abgesehen davon, daß beide ganz jungen Datums sind, ihre Missionare als Deutsche gehaßt wurden und die gegen sie verübten Gewaltthaten unter den Gesichtspunkt von Repressalien gestellt werden müssen — so hat man auch die Angriffe auf die beiden genannten Stationen geradezu provoziert dadurch, daß man in der Zeit der leidenschaftlichsten Erregtheit massenhafte befreite Sklaven dort ansiedelte, ohne für genügenden Schutz zu sorgen!! —

Unter all diesem Tumult und Kampfgeschrei ist in der Stille ein Werk vollendet worden, welches für die Evangelisierung Ostafrikas von der allergrößten Bedeutung ist: die Übersetzung der gesamten Bibel ins Suahili, wesentlich die Arbeit des Bischofs Stere und des Archidiaconus Hodgson von der Universitätenmission (Rep. Univ. 1888/1889 S. 5. 19).

Wie unsern Lesern wohl bekannt, giebt es in Ostafrika noch einen zweiten Kriegsschauplatz: Nyassaland. Über den Ursprung der dortigen Verwicklungen hat bereits die vorige Rundschau orientiert (A. M.=J. 1888, 392). Größer als die von den arabischen Sklavenhändlern drohende Gefahr scheint fast dort augenblicklich das Vordringen Portugals zu sein, welches auf Grund seines mehrhundertjährigen Küstenbesitzes auf einmal das gesamte Hinterland reklamiert, um welches es sich niemals bekümmert hat, und das nun von den Gegnern Englands in seinen Ansprüchen unterstützt wird. Sicherlich haben die großartigen kolonialpolitischen Pläne, mit welchen man sich jetzt in England trägt und die geradezu auf die Gründung eines vom Kap bis zum Nil sich erstreckenden britischen Kolonialreiches hinauszulaufen scheinen (D. R.=J. 1889, Nr. 23), für andre Nationen etwas Erschreckendes; aber abgesehen davon, daß die Bäume nicht gleich in den Himmel wachsen, so kann doch darüber unter all denjenigen, welchen das Wohl Afrikas am Herzen liegt, nicht der geringste Zweifel sein, daß, wenn die Wahl ist: soll Nyassaland unter portugiesischen oder britischen Einfluß gestellt werden, man unbedingt das letztere wünschen muß. Seit Jahrhunderten figurirt Portugal als afrikanische Kolonialmacht, aber weder im Westen noch vollends im Osten des dunkeln Erdteils ist von dieser Kolonialmacht auf die von ihr eingenommenen Länder ein Segen ausgegangen. Überall Ruinen und Verwahrlosung und — bis in die neueste Zeit hinein: Be-

günstigung der Sklaverei und des Sklavenhandels, soweit die portugiesische Scheinherrschaft geht. Es wäre ein Unglück, wenn dieselbe jetzt von der Mozambikküste bezw. Kilimane ins Innere hinein ausgedehnt werden sollte. Zu diesem Zwecke ist allerdings bereits eine Expedition unter dem Lieutenant Cardoso, dem Ergouverneur von Kilimane, ins Schire Hochland, an das Süden des Nyassa, gesandt worden, in Folge deren etwa 10 „Könige“ den Schutz der portug. Regierung begehrt haben sollen (Church of Sc. Rec. 1889, 56. 100. Free Ch. Monthly 1889, 171). Da man aber nachgerade doch wohl weiß, wie das gemacht wird, so dürfte die Beweiskraft dieser Verträge eine mäßige sein. Daß Vertreter der schottischen Missionen und der Seen-Handels-Komp. bei dem Auswärtigen Amt in London um Abwendung einer portugiesischen Schutzherrschaft gebeten und eine leidlich befriedigende Antwort erhalten haben, ist aus den Zeitungen genügend bekannt (Free Ch. Miss. Rep. May 1889, 11).

Am bedenklichsten aber wird die Situation dadurch, daß der portugiesischen Politik die römische Mission in der Person des Kardinals Lavigerie sich zur Verfügung gestellt hat, ein neuer Beweis dafür, daß der „edle Kardinal“ aufs politische Intriguenspiel sich trefflich versteht. Wie wir schon neulich mitteilten, hat Lavigerie einen hohen portugiesischen Orden erhalten. Nun fällt's einem auf einmal wie Schuppen von den Augen, warum das sklavenhandelschützende Portugal den gegen den Sklavenhandel einen Kreuzzug predigenden Kardinal mit einem Orden dekoriert hat: mit Hilfe der Missionare und event. der Kreuzritter dieses Kardinals hofft es Nyassaland zu erobern!! Hoffentlich werden nun auch in England den protestantischen Lavigerieschwärmern endlich die Augen aufgehen! Am 24. Juni fand zu Algier die Abordnung von 5 katholischen Missionspriestern für den Nyassa statt, die sich unter dem Geleit eines königlich portugiesischen Dekretes in Mponda, unmittelbar am Ausflusse des Schire aus dem See, zwischen den protestantischen Stationen Blantyre und Livingstonia niederlassen sollen. Wir sind bei dem Kardinal an ein starkes Maß von rhetorischen Hyperbeln gewöhnt; diese Abordnungsfeier artete aber geradezu ins theatra- lische aus, indem der Kirchenfürst nach seiner überschwenglichen Rede in Gegenwart von über 100 Priestern — den Missionaren die Füße küßte! (Revue des miss. contemp. 1889, 250 cf. 216). Daß die portugiesische Nationalhymne bei der Abordnungsfeier gesungen wurde, gab derselben ihre politische Weihe (Allg. ev.-luth. R.=Z. 1889, Nr. 30).

Seitens der arabischen Sklavenhändler wird der Menschenraub am Nyassa ärger getrieben, als je zuvor. Die Berichte der schottischen Missionare sind voll von Greueln, deren Augenzeugen sie wiederholt haben sein müssen (Free Ch. Miss. Rep. 1889, 52. Monthly 238). Es ist immer die alte traurige Geschichte: plötzlicher nächtlicher Überfall, Abfangung einzelner Personen, besonders Frauen, außerhalb ihrer Dörfer, Aufstachelung der Häuptlinge zur gemeinsamen Bekriegung, Vernichtung blühender Landschaften u. s. w. Leider gelingt es diesen Menschenräubern und Mördern immer wieder mit einzelnen Stämmen sich zur Vernichtung anderer Stämme zu verbinden und so eine starke Macht zu repräsentieren, welche gegen die Europäer und die

mit ihnen verbundenen Eingebornen angreifend vorgehen kann. Wie bekannt, ist es zwischen diesen sog. Arabern samt ihren Verbündeten einerseits und den Beamten der schottischen Seen-Handelsgesellschaft samt den ihnen befreundeten Eingebornen andererseits wiederholt zu blutigen Kämpfen gekommen, besonders um die Handelsstation Karonga herum, also am Nordende des Sees, am Anfange der Stevensonstraße, die vom Nyassa nach dem Tanganjika führt. Die Mission hat es gewissenhaft vermieden, sich an diesen Kämpfen zu beteiligen; nur der Missionsarzt hat den Verwundeten Hilfe geleistet (Free Ch. Monthly 1888, 293. 307. 1889, 239). Die Führung in diesen Kämpfen hatte ein englischer Kapitän, Lugard, der seinen Urlaub zu einer afrikanischen Reise benutzt hatte. Wenn irgendwo der Kampf gegen die Sklavenhändler notwendig und auch aussichtsvoll ist, so scheint das am Nyassa der Fall zu sein, nicht bloß, weil der Weg dorthin verhältnismäßig offen, sondern weil dort hunderte, ja tausende von Eingebornen bereit sind, den Europäern zu helfen, nachdem sie Vertrauen zu denselben, als ihren wirklichen Freunden, gewonnen haben; eine moralische Errungenschaft, welche wesentlich auf Rechnung der Missionsarbeit zu setzen ist. Aber auch die gesamte Haltung der Beamten der wiederholt genannten Seen-Handelsgesellschaft hat zur Herstellung eines solchen Vertrauensverhältnisses mitgewirkt.

Trotz der kriegerischen Situation lauten die Berichte über den Fortgang der Missionsarbeit äußerst erfreulich. Die schottische Freikirche hat jetzt am Nyassa 8 Stationen, unter denen Malindu in Ukukwe, am Nordende der Livingstonekette, erst jüngst angelegt worden ist. Unter ihren 20 europäischen Missionaren befinden sich 5 ordinierte Ärzte und 7 Handwerker und Lehrer. Auch 9 Eingeborne sind bereits als Evangelisten thätig. Gegen 2000 Kinder besuchen die Schulen, 1300 allein auf der Hauptstation Bandawe, darunter 300 Mädchen. 4 Sprachen: Chirenji, Chilonga, Chigunda, Angoni sind bereits zu Schriftsprachen erhoben und besitzen die ersten Anfänge einer Literatur. Die Gottesdienste sind fast durchweg zahlreich besucht, Reisepredigten werden fleißig veranstaltet und die Zeit scheint gekommen, wo die Taufe größerer Scharen erwartet werden darf. Auch die ärztliche und die sog. industrielle Mission thut fortgehend gute Dienste (ebd. 170. 212. 238. Rep. 1889, 50). Schließlich sei noch bemerkt, daß die holländische reformierte Kirche der Kapkolonie einen Missionar an den Nyassa gesandt hat, um im Anschluß an die schottische Freikirche dort zu arbeiten.

Südafrika. Auch Südafrika steht im Zeichen der kolonialen Eroberungen. Unaufhaltsam dehnt England hier seine koloniale Herrschaft aus. Nachdem schon der bekannte Häuptling der Bama ngwa to, Khame von Schoschong, sich unter das englische Protektorat gestellt, soll sogar der Häuptling der Barotse, Lewanika, sich mit dem gleichen Gedanken tragen. Auch Lobengulu, der König der gefürchteten Matebelen, hat vor kurzem eine Gesandtschaft nach England geschickt, um den Schutz der „großen weißen Königin“ zu erbitten. Da haben wir ganz deutlich die Sambesiroute; es wird aber vorläufig noch gute Wege haben, bis sie ihr Ziel erreicht. Schneller dürfte es an der Küste gehen, wo die Annektierung von Zulu- und Swaziland nur eine Frage der Zeit ist (M. Field 1889, 167). Über kurz oder lang müssen dann auch



die englischen Interessen mit denen Transvaals bezw. der Buren überhaupt wieder ernstlich zusammenstoßen, so daß auch für Südafrika in näherer oder fernerer Zukunft noch manche kriegerische Verwicklung zu erwarten steht. Jedenfalls geht die Zeit der politischen Selbständigkeit der Eingebornen hier mit schnellen Schritten zu Ende; eine unaufhaltbare Tragik der europäischen Civilisation, welche ihre dunkeln Schatten auf das Missionswerk wirft. Es ist nicht zu verwundern, wenn die Eingebornen voll Mißtrauen gegen die Europäer, die ihnen Land und Freiheit nehmen, auch der Botschaft der Missionare Ohr und Herz verschließen. Und doch weiß der weltregierende Gott auch diesen traurigen Gang der Beziehungen der Europäer zu den Afrikanern schließlich zur Wegbahnung für die Ausbreitung seines Reichs zu wenden. Sein Werk kann niemand hindern, sein Arbeit darf nicht ruhn, auch nicht wenn er, was seinen afrikanischen Kindern ersprießlich ist, will thun. Am Sambesi ist die französische Mission unter den Barotse, unter deren Gründer und Leiter Mr. Coillard, die bekanntlich mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hat und noch immer kämpfen muß, auf ihren beiden Stationen Seshele und Sefula jetzt endlich im Gange. Die Schule an dem ersteren Orte hat Wurzeln geschlagen und der Häuptling Kabutu selbst ist ihr bester Schüler. Auf den König Lewanika übt Mr. Coillard einen zähmenden Einfluß, ohne ihn jedoch von seinen Mord- und Raubzügen gänzlich abhalten zu können. Neben der völligen Unberechenbarkeit der politischen Zustände, der Ungesundheit der Gegend und der nicht seltenen Hungersnöte ist es besonders die fast völlige Abgeschlossenheit von der civilisierten Welt, welche die dortige Mission so schwer macht. Ein von der Station Sefula am 15. Dezember abgesandter Brief gelangte im August nach Paris (Journal des miss. évang. 1889, 330). Eine Schilderung des Königs Lewanika nach den französischen Berichten findet sich im Kalwer M.=Bl. 1889, Nr. 5.

In weiten Gebieten Südafrikas, in denen wenigstens äußerlich das Werk der Christianisierung zu einem gewissen Abschlusse gekommen ist, trägt die Missionsarbeit wesentlich den Charakter der kirchlichen Gemeindepflege. Man kann auch von diesen christianisierten Gebieten noch keineswegs sagen, daß das Heidentum in ihnen völlig überwunden sei; es findet sich auch hier noch, aber es hat sich in Schlupfwinkel zurückgezogen. So steht es im wesentlichen in der Kolonie. Jenseit derselben ist das Heidentum mit all seinem Aberglauben und seiner Zauberei noch immer eine große Macht, aber unter dem Einfluß des vordringenden Christentums und der vordringenden Civilisation verliert es immer mehr seine Naturwüchsigkeit und Widerstandsfähigkeit. Beständig „läuft“ das Wort, ohne daß bedeutende missionsgeschichtliche Ereignisse diesen Lauf bezeichnen. Die Missions-Haupt- und Nebenstationen mehren sich von Jahr zu Jahr, die verschiedenen Erziehungsinstitute werden vergrößert, die Zahl der eingebornen Helfer wächst und erst recht die der eingebornen Christen (M. F. 1889, 263. 296. Rep. P. G. S. 1889, 18. 80. 84. Rep. Free Ch. 1888, 9, 39, 44 u. s. w.); aber das alles geht jetzt ziemlich still vor sich, wie das Wachstum eines sich langsam ausbreitenden Baumes.



In dem großen von Betschuanen bewohnten Gebiete zwischen Sambesi und Griqualand arbeitet seit langem die Londoner Missionsgesellschaft auf den bekannten Hauptstationen: Kuruman, Kanye, Molepolole, Schoschong, Hopefountain, Inyati (?); aber die Berichterstattung (wie die Statistik) über diese Arbeit ist sehr dürftig und lückenhaft, auch wieder in dem neuesten Jahresberichte.<sup>1)</sup>

Für Nordtransvaal, den jüngsten und vorgehöbsten Ephoralkreis der Berliner Mission, wo unter der Leitung des frischen Superintendenten Knothe 11 aufblühende Stationen mit bereits über 2300 getauften Gemeindegliedern als Mittelpunkt fröhlichen missionarischen Lebens dastehen, ist insofern eine kritische Stunde gekommen, als das im Lande gefundene Gold ganze Scharen von Ansiedlern in Gegenden geführt hat, die bis dahin kaum der Fuß eines weißen Mannes betreten. Auch hier wird es ohne Reibungen nicht abgehen und die Missionsarbeit durch die neuen Verhältnisse schwerlich gefördert werden. Überall werden die Eingebornen zurückgedrängt, ihrer Ursprünglichkeit, Naturwüchsigkeit und, wo sie sie noch besitzen, ihrer Selbständigkeit

<sup>1)</sup> Die Berichterstattung wie die Statistik der Londoner Missionsgesellschaft macht überhaupt einen wachsend unbefriedigenden Eindruck. Ganz verwirrend muß es wirken, wenn sich immer wieder, um gleich ein konkretes Beispiel zu geben, statistische Tabellen finden, wie die folgende:

Stations and Out-Stations.	When begun.	English Missionaries.	Female Missionaries.	Nat. Ordained Ministers.	Native Preachers.	Church Members.	Native Adherents.	Schools.						Local Contri- butions.	
								Sunday Schools.	Boys and Girls.						
									No. Scho- lars.	Mixed Schools	Scho- lars.	Fees.			
I. Capland.															
King Williams Town . . . . .	1826	1	—	—	21	605	2193	—	—	9	457	Lst. s. d.			Lst. s. d.
Nine Out-stations	1848	1	—	—	27	414	3130	—	—	3	346	37	12	8	261 10 6
Peelton Three Out-stations	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	137 14 9
II. Betschuanaland.															
Barkly . . . . .	1876	1	—	—	6	735	1310	—	—	6	195	14	0	0	105 12 0
Six Out-stations	1868	1	—	—	8	352	1000	—	—	—	—	—	—	—	30 6 6
Taung . . . . .	1818	4	—	No.	Returns*)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Five Out-stations	1871	1	—	—	5	450	4000	—	—	—	—	—	—	—	100 0 0
Kuruman . . . .	1871	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Kanye . . . . .	1866	1	—	—	24	217	1000	—	—	2	220	—	—	—	150 0 0
Molepole . . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
One Out-station	1862	2	—	No.	Returns	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Schoschong . . .	1860	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
III. Matebeleland.															
Inyati . . . . .	1860	2	—	No.	Returns	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Hope Fountain . .	1860	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
IV. Central-Africa.															
Urambo . . . . .	1879	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Lake Tanganyika.	1887	4	—	No.	Returns	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Kavala Island . .	1887	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Fwambo . . . . .	1887	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Totals	—	25	—	—	91	2773	12638	—	—	20	1218	51	12	8	785 3 9

\*) Ohne Bericht.

Solcher Tabellen enthält der letzte Jahresbericht wieder verschiedene. Trotz der Unvollständigkeit der statistischen Angaben findet eine Summierung statt, die natürlich eine ganz falsche Gesamtzahl in die Tabelle bringt. Es wäre besser, die Statistik ganz aufzugeben, statt sie so zu verwirren. Aber warum denn in aller Welt bringt der Vorstand der genannten Mission nicht auf die Einwendung vollständiger Berichte?

beraubt und was das allerschlimmste, durch die von den Weißen eingeschleppten Laster entnervt. — Die plakkerswet, d. h. das Gesetz, nach welchem auf jedem Bauernplatze von c. 10000 Magdeb. Morgen nur 5 Familien von Eingebornen wohnen sollten, welches wie ein Schwert über sämtlichen Transvaalmissionen hing, ist glücklicherweise, noch ehe der entschiedene Protest des Vorstandes der Berliner Mission eingelaufen war, von der Regierung zu Pretoria vorläufig sistiert worden. Hossentlich heißt diesmal aufgeschoben auch aufgehoben. Allein in den beiden Transvaal-Ephoralkreisen mit ihren zusammen 24 Hauptstationen zählt jetzt die Berliner Mission c. 11 000 getaufte Christen. Die bedeutendste Station ist noch immer Botischabelo mit 2310 Getauften. An Stationsabgaben aller Art wurden hier 11295 M. aufgebracht (Jahresbericht der Berliner M.-G. 1889, 14. 15. 21).

Von besonderer Wichtigkeit für eine später nicht unmögliche Ausdehnung der Berliner Transvaalmission über den Limpopo hinaus war eine beinahe 3monatliche Reise des genannten Missionsuperintendenten in das Land der Bakalaka oder Banyae, welche bereits in Abhängigkeit von dem mächtigen Matebelen-Herrscher Lobengulu sich befinden. Der Punkt, bis zu welchem man gelangte, der Luntseß, liegt in gerader Linie von der nördlichsten Berliner Missionsstation 250 Kilometer entfernt, zwischen dem 21. und 20. Breitengrade. Es war eine Forschungs- und Missionsreise zugleich, denn bei jeder Gelegenheit wurde das Evangelium gepredigt. Die Leute versprachen, einen etwaigen Missionar freundlich aufzunehmen (Berliner Miss.-B. 1889, 331).

Auch das Werk der Hermannsburger Mission in Transvaal schreitet voran. Es haben im vergangenen Jahre hier 1390 Tausen stattgefunden, so daß die Gesamtzahl der farbigen Getauften auf den Hermannsburger Betschuanenstationen auf 13 969 gewachsen ist, während es in der Hermannsburger Zulumission weit langsamer geht, jetzt zusammen 1618 Getaufte (Hermannsb. M.-Bl. 1889, 108. 131).

Die französische Bassutomission hat infolge einer Erweckung, die sie erlebt, eine bedeutende Zunahme ihrer Kirchenglieder zu berichten. Allein auf der Station Morija und Umgegend ließen sich 700 Heiden als Katechumenen einschreiben, und um 514 Personen vermehrte sich die Gemeinschaft der vollen Kirchenglieder. Die Gesamtzahl der französischen Bassutochristen beträgt jetzt nahe an 10 000, während 5347 Schüler die Elementarschulen, 40 die Katechistenschule und 61 das Schullehrerseminar besuchen. In der nächsten Zeit werden auch die ersten Zöglinge, welche die theologische Schule durchgemacht, vermutlich zunächst als Hilfsprediger ins Pfarramt treten. Die neue Industrieschule ist mit solchem Erfolg geleitet worden, daß in der Industrieschau von Grahamstown die Bassuto es allen andern südafrikanischen Stämmen zuvorgethan haben (Journal des miss. ev. 1889, 289. 321). Leider sucht der Romanismus, wie auf so vielen gesegneten evangelischen Missionsgebieten zerstörend in das Werk Gottes einzugreifen. Die römische Gegenmission ist hier allerdings schon über 40 Jahre alt, aber war noch niemals so feindselig wie jetzt. Nicht nur, daß sie eine Reihe neuer Stationen gerade in dem Distrikt von Thaba Bossiu anlegte, wo die evangelische Mission am

ungenügendsten vertreten, sondern was viel schlimmer: sie begünstigt allerlei heidnische Unsitten, welche die evangelische Mission in ihren Gemeinden „proskribierte“, so z. B. die Unsitte des Weiberkaufs. „Wir sind sozusagen in unsrer moralischen Position angegriffen,“ schreibt das Organ der Gesellschaft (Journal 1888, 466) — ein immer wiederkehrender Beweis, daß der Ultramontanismus selbst mit dem Heidentum sich verbindet, um nur der evangelischen Kirche zu schaden. Er schadet aber nur sich selbst und seinem eignen moralischen Ruf.

In Natal hat die britische Regierung im Laufe des letzten Jahres zwei für die Civilisierung und auch die Christianisierung und Mission wichtige Gesetze erlassen. Das eine betrifft die Ehen der Farbigen. Bisher war es diesen, gleichviel ob sie Heiden oder Christen waren, erlaubt, nach Kaffergesetz sich zu verheiraten, d. h. sich ein Weib oder mehrere zu kaufen. Jetzt ist es Gesetz, daß alle christlichen Kaffern sich dürfen trauen lassen und daß der Gouverneur ungegründete Einsprüche eines heidnischen Vaters für nichtig erklären kann. Den christlich Getrauten ist bei hoher Strafe verboten, eine zweite Frau zu nehmen oder nach dem Tode der Frau eine zweite Ehe auf heidnische Weise einzugehen. An dieses Gesetz sind auch die christlichen Ehen entsprossenen Kinder gebunden. Das zweite Gesetz betrifft die Befreiung der Kaffermwohnungen von der Hüttensteuer (jährlich 14 M.). Diese Befreiung bestand auch schon bis dahin für alle Kaffermwohnungen, die nach europäischem Muster, d. h. mit 4eckigen Mauern gebaut waren. Jetzt ist die Forderung dahin verschärft worden, daß solche Wohnungen mindestens 2 Zimmer, ein jedes mindestens mit einem Fenster, haben müssen, auch eine einfache Möblierung erhalten sollen; auch müssen die Inhaber solcher Häuser europäisch gekleidet gehen“ (Berliner Jahressb. 1889, 27).

Dagegen hat der Branntweinhandel einen neuen Aufschwung genommen durch die gesetzliche Beseitigung einer bis dahin bestehenden Einschränkung desselben, durch welche der Verkauf von Spirituosen in den als proclaimed areas bezeichneten Grenzdistrikten Kafferlands verboten war. Der Agitation des sog. Africander Bond ist es gelungen, im Kapischen Parlament die Aufhebung dieses Verbots durchzusetzen, da die Farbigen so gut wie die Weißen das Recht haben mußten, zu thun, was sie wollten. Mr. Venter, ein hervorragendes Mitglied des Parlaments wie des Bonds erklärte in einer öffentlichen Versammlung zu Colesberg: „Laßt den schwarzen Mann trinken soviel ihm beliebt. Ich halte mich selbst aufrecht und lasse den schwarzen Mann daselbe thun. Ich bin für keines andern Menschen Handlungen verantwortlich, als für die eigenen. Die Farmer wären ruiniert, wenn sie ihren Schnaps nicht verkaufen könnten, und ich sage: laß die Leute essen und trinken, was sie wollen. Wenn ihre Speisen und ihre Getränke recht billig sind, desto besser; wenn nur der Farmer existieren kann. Es ist der größte Unsinn, zu sagen, daß wir für unsre Mitmenschen verantwortlich sind. Jeder für sich selbst, das ist mein Motto.“ Das heißt wenigstens sich offen zu der Theorie Rains bekannt: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Um den Branntweinhandel in Aufschwung zu bringen, sind auch die Frachtsätze für Spirituosen auf den (staatlichen) Eisenbahnen herabgesetzt worden, so daß sie niedriger stehen als

die für die notwendigsten Lebensbedürfnisse (Miss. Rec. Unit. Presb. 1889, 149).<sup>1)</sup>

Gott Lob! giebt es aber auch ganz andere Leute unter den afrikanischen Weißen. So wird z. B. von der holländischen reformierten Gemeinde zu Greytown (Natal) gemeldet, dieselbe sei, nachdem eine reelle Erweckung in ihr stattgefunden, von einem so lebendigen Missionseifer ergriffen worden, daß viele ihrer Glieder den benachbarten Zulusaffern das Evangelium gepredigt. Der Berichterstatter erzählt, er selbst sei Zeuge gewesen, wie gegen 80 dieser Buren mit etwa 400 Zulu gemeinschaftliche Gottesdienste gehalten. In einigen Monaten meldeten sich gegen 100 Zulu zur Taufe und jetzt ist die Bildung einer farbigen Zweiggemeinde von Greytown bereits im vollen Gange (Miss. Rev. 1889, 52). Wenn es viele solche Missionsgemeinden unter den süd-afrikanischen Kolonisten gäbe, so würde es allerdings mit der Befehrung der dortigen Heiden in beschleunigterem Tempo gehen.

Im Namalande haben sich die 5 südlichen Stationen der Rh. M. nicht nur in gutem Frieden bauen können, sondern auch zum Teil einen recht erfreulichen Zuwachs ihrer Gemeinden zu verzeichnen gehabt. Dagegen ist der Norden des Landes aus der Kriegerunruhe nicht herausgekommen; ganz besonders hat die nördlichste Station Grachanas so schwer unter derselben zu leiden gehabt, daß der Fortbestand derselben in Frage steht. Der Unruhstifter ist noch der unsern Lesern wohlbekannte wunderliche Visionär Hendrik Witbooi. Man muß anerkennen, daß er Disciplin unter seinem etwa 500 Köpfe starken Haufen hält und durch Gottesdienste den Sonntag heiligt; aber derselbe Mann mordet Kinder und wehrlose Gefangene, lebt mit den Seinen lediglich vom Raube und schürt in seinem aus Rassenhaß, Größenwahn und Offenbarungseindrücken gemischten Fanatismus seit Jahren das Kriegsfeuer (Rh. M.-B. 1889, 116. 136. 232. Jahresb. 13).

Auch im Hererolande hat die nominelle deutsche Schutzherrschaft bis heute der Rheinischen Mission nicht nur keinen Gewinn, sondern leider geradezu Schaden gebracht. Der Artikel: „Die Katastrophe in Hereroland“ (M. M.-Z. 1889, 133) hat über die Situation bereits die nötige allgemeine Orientierung gegeben. Die Missionare sind im Lande geblieben und im ganzen ist das Verhalten der Herero gegen sie wieder ein besseres geworden. Was die deutsche Reichsregierung oder die Vorstände der deutschen Miningesellschaften gegen die seitens des Mr. Lewis erhobenen Ansprüche gethan, ist uns zur Stunde unbekannt. Lewis hat seinerseits in der Kapstadt alle ihn betreffenden Akten-

<sup>1)</sup> Allein die in Madeira während einer einzigen Woche anlegenden Schiffe führten für West- und Südafrika folgende Quantitäten Spirituosen:

960 000	Risten Gin
24 000	Gallonen Rum
30 000	Risten Brandy
28 000	„ irischen Whisky
800 000	Korbflaschen Rum
36 000	Fässer Rum
30 000	Risten alten Tom
15 000	Fässer Absynth
40 000	Risten Vermouth

(Church at home and abroad 1889, 527).



stücke veröffentlichen lassen in einer *The Germans in Damaraland* betitelten Broschüre. Gegen Maharero dagegen scheint die deutsche Reichsregierung direkt vorgehen zu wollen. Freilich die unter den Oberbefehl des Herrn von François gestellte kleine Truppe dürfte schwerlich der Aufgabe gewachsen sein, eventuell einen Krieg mit den Herero siegreich hinauszuführen. Wie man hört, hat der genannte Herr allerdings zunächst den Auftrag, den Konflikt zu einem friedlichen Austrag zu bringen; aber falls dies nicht gelingen sollte, so wird gefürchtet, daß sich die deutsche Macht mit den Todfeinden der Herero, den Namahottentotten, vor allen mit Hendrik Witthooi verbündeten werde, um mit ihrer Hilfe die Herero zu überwinden. Mit Munition und Waffen sollen die Nama bezw. die mit ihnen jetzt verbündeten Bastards bereits reichlich versorgt sein, und die mit den Verhältnissen noch nicht sehr lange bekannten deutschen Herren sollen für den genannten Nama-Parteiführer förmlich schwärmen.<sup>1)</sup> Sollte sich diese Befürchtung erfüllen, so würde die deutsche Kolonialpolitik zu den vielen Fehlern, die sie gemacht hat, einen neuen von verhängnisvoller Tragweite hinzufügen. Seit über 40 Jahren sind deutsche Missionare im Lande. Ohne Zweifel sind diese Männer erfahrener als die jungen Beamten, die jetzt ins Land geschickt werden. Sie haben mit ihrem erfahrenen Räte auch nicht hinter dem Berge gehalten — es wäre doch schmerzlich, wenn ihre Stimme abermals keine Beachtung finden sollte. Hoffentlich ist es noch nicht zu spät; die Interessen Deutschlands wie die der deutschen Mission in Südwestafrika fordern dringend Frieden zwischen den alten Todfeinden, und lassen es als eine kurzsichtige Politik erscheinen, durch ein Bündnis mit den einen die anderen besiegen zu wollen.

Aus Ovamboland kommen auch wenig erfreuliche Nachrichten. Allerdings hat eine Vermehrung der kleinen christlichen Gemeinde stattgefunden durch die Taufe von 74 Personen; aber „der tyrannische Häuptling Nehale plagte die Missionare auf 2 Stationen dermaßen durch Bettelei, Reiseverbote, Plünderung und schließlich durch Wegnahme ihres Wagens, daß sie im Sept. 1888 flohen und zwar zu ihren Brüdern im Gebiet Rambondes, des eigentlichen Oberhäuptlings. Ihre Christen sind ihnen größtenteils gefolgt“ (Kalw. M.-Bl. 1889, 56). Augenblicklich sind in dieser viel heimgesuchten Mission nur noch 2 Missionare thätig, welche noch dazu beide fast Invaliden sind. Hat die finnische Missionsgesellschaft, der dieses Missionsgebiet gehört, schon bis jetzt mit zu wenig Kräften es bearbeitet, wie wirds nun erst werden, da das Machtgebot des Zaren jeder evangelischen Missionsthätigkeit im russischen Reiche die Wurzeln abzugraben sucht?

<sup>1)</sup> Ob auf Grund eigener Anschauung oder des in der A. M.-Z. 1889, 134 Anm. erwähnten Berichts des Dr. Schwarz, wissen wir nicht. Unterdes ist dieser Herr Dr. aus seiner Stellung im Auswärtigen Amte ausgeschieden und wieder Pastor geworden!! Wir wagen es, die Hoffnung daran zu knüpfen, daß man an maßgebender Stelle seine Ratschläge zu befolgen nicht geneigt war.

## Ultramontane Fechterkünste.

Ein polemisches Zwiegespräch  
mit dem Verfasser der „Gottlieb“-Briefe der „Germania“.

Vom Herausgeber.

Unter der pikanten Überschrift: „Der Krach von Wittenberg“ hat die Germania jüngst wieder eine Serie ihrer — man kann nicht anders sagen — häßlichen „Gottlieb“-Briefe<sup>1)</sup> veröffentlicht, von denen sich auch einer (der fünfte: Germ. N. 203 ff.) speciell mit mir beschäftigt, und zwar, wie es für den Geist dieser ultramontanen Polemik charakteristisch ist, in einer durchweg persönlich zugespikten, ehrabschneiderischen Weise.

Man befindet sich der Methode dieser ultramontanen Polemik gegenüber in einer einigermaßen gebundenen Lage insofern, als man es ablehnen muß, die Gegner mit denselben Waffen zu bekämpfen, mit welchen sie uns angreifen. Denn diese Polemik beweist ein ganz unleugbares Geschick in der Kunst: durch Feuilletton-Feuerwerk zu blenden, die großen sachlichen Streitfragen zu umgehen, müdenscheuerig einige Kleinigkeiten herauszugreifen, diese im Bierwiztone zu besprechen, um die Lacher auf ihre Seite zu ziehen, mit verblüffender Dreistigkeit die Dinge auf den Kopf zu stellen und in meist recht ordinären Kraftausdrücken persönliche Verdächtigungen unterzumischen. Es ist ein nicht unberechtigtes Gefühl, ich weiß nicht ob mehr des Jorns oder des Efels, das einen bei dieser jetzt geradezu kanonisierten ultramontanen Taktik überkommt, und es ist begreiflich, daß man einer solchen Kampfweise gegenüber in Versuchung geführt wird, entweder derb dreinzuhauen oder ganz und gar zu schweigen. Allein beides geht nicht an; Wohlstand und Weisheit verbieten es. Wir dürfen und wir wollen uns in keiner Weise diesen ultramontanen Gegnern gleich stellen, auch nicht im Gebrauche der Kampfmittel, deren sie sich bedienen. Mögen ihre Fechterkünste Polemikern wie dem Germania-Gottlieb den Vorteil gewähren, dem ultramontanen Feuilletton-Publikum

---

<sup>1)</sup> Im vorliegenden 5. Briefe heißt allerdings der Empfänger Gottlieb und der Schreiber unterzeichnet sich Lütke. Aber im Generaltitel heißt: „Blide“ u. s. w. von Gottlieb. Auch früher war Gottlieb nicht Empfänger, sondern Schreiber. Da die Briefe einmal als Gottliebbriefe allg. bekannt sind, so habe ich auch der Kürze wegen den Verfasser mit „Herr Gottlieb“ bezeichnet. Es ist doch jedenfalls der Schreiber immer dieselbe Person.

zur Belustigung zu dienen — in dem Urtheil aller unterrichteten, ernstesten und redlichen Männer werden die Waffen der Gerechtigkeit über jene Künste doch den Sieg davontragen.

Zum Schweigen hätte ich allerdings große Lust, weil ich es je länger je mehr als Zeit- und Kraftverlust erkenne, sich an positiv bauender Arbeit durch unfruchtbare Polemik hindern zu lassen. Und unfruchtbar ist die Polemik mit ultramontanen Gegnern von der Art des Verfassers der Gottlieb-Briefe der Germania, weil man von vornherein gewiß weiß, daß sie sich gegen jeden Wahrheitsbeweis verstocken. Denn wenn auch ein Engel vom Himmel käme und bewiese ihnen mit sonnenhafter Sieghaftigkeit, daß sie im Unrecht sind, so würden sie sich auch dann nicht für widerlegt erklären; denn sie sind gezwungen, sich nicht überzeugen lassen zu wollen, weil sie sich nicht überzeugen lassen dürfen, und sie dürfen sich nicht überzeugen lassen, weil sonst ihr ganzes kirchliches Unfehlbarkeitsgebäude ins Wanken käme. Wo man auch immer mit unanfechtbarer dokumentarischer Beweiskraft, geschichtlichen Thatsachen oder klaren Vernunftgründen ihre Schuld beweist — sie stellen die Sache doch auf den Kopf, ziehen Retourkutschen und werfen uns vor, was sie gethan haben; eine geradezu schamlose Methode, die in dem jüngsten Fuldaer Hirtenbriefe des preussischen Episkopats eine offizielle Weihe erhalten hat, wie sie verblüffender nicht gegeben werden kann.

Also eine ermutigende Aussicht ist das gerade nicht zu wissen, ich habe es mit einem Gegner zu thun, der auch den sieghaftesten Wahrheitsbeweis ignoriert, verdreht oder zu einem Gegenstande boshafter Witzerei macht. Und doch geht es nicht an zu schweigen. Denn je konsequenter die Dreistigkeit ist, mit welcher die ultramontane Taktik die Dinge auf den Kopf stellt, desto leichter würde sich eine Legende bilden, wollte man die systematische Wahrheitsverdrehung unwidersprochen in die Welt gehen lassen. Und je persönlich zugespitzter der Angriff ist, desto prahlerischer würde man triumphieren, der Gegner sei vernichtet, er könne nicht antworten, wenn er es vorziehen sollte zu schweigen. Übrigens ist man doch auch neben der Sache, die man vertritt, seiner persönlichen Ehre einigen Schutz schuldig, wenn sie geradezu in den Schmutz gezogen wird. Die Art, in welcher die heutige ultramontane Presse sachliche Streitfragen persönlich behandelt, macht ja ganz den Eindruck, als wolle man anständigen Männern jede Lust zur Verantwortung dadurch verleiden, daß man sie mit Ekel vor den Verdächtigungen erfüllt, mit welchen sie sonst überschüttet werden. Allein so angenehm und so vornehm es auch wäre, dieser Sorte von Fegfeuer ein für allemal aus dem Wege zu gehen, so

kann ich mich doch nicht überzeugen, daß es unter allen Umständen auch klug und praktisch wäre.

Angeichts der immer unübersteiglicher werdenden chinesischen Mauer, mit welcher die heutige römische Kirche ihre Glieder systematisch gegen jede aus dem evangelischen Lager kommende Stimme abschließt, ist es endlich mehr als zweifelhaft, ob eine protestantische Beleuchtung der Fechterkünste des Germania-Gottlieb ihren Weg in auch nur einen kleinen Kreis römischer Katholiken findet. Wohl; so schreiben wir wesentlich für protestantische Leser. Glücklicherweise fehlt es unter uns nicht an urteilsfähigen Männern, für welche eine solche Beleuchtung überflüssig ist, weil sie auf Grund ihrer Sachkenntnis die ultramontanen Blendungskünste völlig durchschauen. Aber da die Kühnheit, mit welcher die ultramontanen Polemiker ihre Verdächtigungen gegen uns in die Welt schleudern, eine geradezu verblüffende ist, so wäre es ein naiver Mangel an Menschenkenntnis, wollte man sich vorreden, unsere Glaubensgenossen seien sämtlich gefeit gegen die Macht des Worts: *calumniare audacter, semper aliquid haeret*. Man ist in weiten protestantischen Kreisen bis auf diesen Tag noch viel zu leichtgläubig gegenüber den ultramontanen Dreistigkeiten, weil man sich noch immer imponieren läßt durch die Kühnheit, mit welcher die unwahrsten Behauptungen als ausgemachte Wahrheit hingestellt werden. Hoffentlich hat ja jetzt der Fuldaer Hirtenbrief auch den mildesten Kritikern die Augen geöffnet. Hier war die Augenöffnung aber auch zu leicht. Das deutsche Volk müßte doch geradezu seinen Verstand und sein Gedächtnis, seines Gewissens ganz zu geschweigen, verloren haben, wenn es nicht angesichts von fast lauter selbst erlebten Thatfachen mit Händen greifen wollte, daß die Herren Bischöfe die Dinge auf den Kopf gestellt. Nun, dieselbe dreiste Umkehrung der Thatfachen geht fast durch die ganze ultramontane Preß-Polemik; nur ist das große Publikum nicht überall in der günstigen Lage wie gegenüber dem Fuldaer Hirtenbriefe: auf Grund eigener Sachkenntnis die Wahrheitsfälschung sofort zu erkennen. Und eben darum müssen wir noch eine Weile fortfahren, solche Wahrheitsfälschungen vor die Öffentlichkeit zu bringen, bis endlich die öffentliche Meinung dieser systematischen ultramontanen Täuscherei jede Glaubwürdigkeit abspricht.

In den Jahren 1884 und 1885 erschien meine ziemlich umfangreiche „Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission“ (Gütersloh, Bertelsmann). Schon der Titel des Buchs bezeichnete diese Arbeit als Notwehr. Besonders seitdem auch Zanssen



die evang. Mission in den Kreis seiner Verdächtigungen gezogen, war eine Abwehr gebieterische Notwendigkeit geworden. Freilich beschränkte ich mich nun nicht auf die Abwehr, sondern ging selbst auf allen Punkten zum Angriff über. Ich that beides in der quellenmäßigsten Weise. Gestützt auf fast ausschließlich ultramontane Zeugen lieferte ich, und zwar in vielen hunderten von Beispielen, den authentischen Nachweis sowohl von der ganz unqualifizierbaren Mißhandlung, welcher die evangelische Missionsarbeit daheim wie draußen seitens des Ultramontanismus ausgesetzt ist, wie von der Veräußerlichung, Entstellung, ja Verheidnisung des Christentums, welcher die römische Mission sich schuldig macht. Dieses umfangreiche Buch wurde ultramontanerseits totgeschwiegen. Mir wenigstens ist kein einziger Versuch einer Kritik bekannt geworden. Und doch war das Buch voll von Provokationen dazu. Selbst Janssen hat auf die schweren gegen ihn gerichteten Angriffe geschwiegen, trotz der vielfachen Herausforderungen, seine rhetorischen Behauptungen zu rechtfertigen, z. B. die über die Klassizität Marshalls, die Missionierung Xaviers nur mit Kreuz und Brevier, über die römische Mission als den signifikanten Beweis für die heiligende Kraft der römischen Kirche u. s. w.

Im Jahre 1888 veröffentlichte ich dann unter den Flugschriften des Evang. Bundes eine in 3 Nummern erscheinende Broschüre: „Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission“ (Halle, E. Strien): I. Die römische Feindschaft wider die evang. Kirche. II. Das römische Christentum. III. Die römische Geschichtsschreibung. Ich weiß nun nicht, ob die Firma des evang. Bundes, unter welcher diese c. sechsbogige Broschüre in die Welt ging, den Zorn der Ultramontanen besonders erregt hat, oder ob man die Broschürenform für gefährlicher hielt als die Buchform<sup>1)</sup> oder den Charakter dieser Flugschrift noch aggressiver fand als den des größeren Buchs — kurz: erst im Zusammenhange mit der letzteren kleinen Schrift erfolgte vom 5. September 1889 an in der Germania eine Polemik.

Nun, wer andre bekämpft, muß selbstverständlich darauf gefaßt sein, daß die Angegriffenen sich verteidigen. Ja, ich war sogar ziemlich neugierig darauf, wie die Herren Ultramontanen es wohl machen würden, die in viel hundertfacher Häufung von mir angeführten authentischen Zeugnisse zu entkräften. Ich habe ja lange warten müssen, bis die Widerlegung gekommen ist; aber wahrlich, diesmal hat sich das Sprichwort nicht erfüllt: was lange währt, wird gut. Je weiter ich den be-

<sup>1)</sup> Die Broschüre ist bis jetzt in 12 000 Exemplaren gedruckt worden; jede Abteilung in 4000.

treffenden Gottliebbrief las, desto mehr befestigte sich in mir der Anfangs-  
 eindruck: weiter wissen sie nichts? Auf all die hunderte von Heraus-  
 forderungen zur Verantwortung, auf all die hunderte von anklagenden  
 Zeugnissen — nichts weiter? So war es mein erster Gedanke, mich  
 gar nicht einzulassen auf das, was der Gottliebbrief sagte, sondern eine  
 einfache Erwiderung zu veröffentlichen, welche konstatiert, was er nicht  
 sagte. Das ist nämlich sein erstes Fechterkunststück, daß Herr Gottlieb  
 alle die vielen bedeutungsvollen Angriffe umgeht, auf die er  
 nichts zu sagen weiß und einen großen Lärm macht über ein  
 paar Kleinigkeiten, auf die er meint etwas sagen zu können; eine  
 Methode, die man mild durch das Wort kritisiert: sie zeigt Mücken und  
 verschluckt Kamele.

Wir werden uns bald überzeugen, daß auch das über diese Kleinig-  
 keiten Gesagte von sehr zweifelhafter Richtigkeit ist; aber angenommen, es  
 wäre richtig, so würde damit doch nur bewiesen, daß mir unter hunderten,  
 ja tausenden von Anklagen, Citaten u. s. w. einige Irrtümer untergelaufen  
 seien, also etwas allgemein Menschliches passiert wäre. Aber was thut  
 Herr Gottlieb? Er verkündet unter viel Aufwand von Hohn: ich sei  
 ein Mann, dem Akrobie, Gewissen und Wahrheitsliebe fehle, der seine  
 Citate erschleiche und fälsche, also ein durch und durch unglaublicher  
 Zeuge. Und das ist sein zweites Fechterkunststück, daß er durch solche  
 persönliche Beschimpfung die Aufmerksamkeit von den eigent-  
 lichen Hauptsachen abzieht und sein Schweigen auf die hunderte  
 von Beschuldigungen verdecken und vergessen machen möchte,  
 auf die er nicht zu antworten weiß.

Diese Taktik kann nicht nachdrücklich oft und deutlich genug gekenn-  
 zeichnet werden, weil es hüben und drüben nicht an Leuten fehlt, die sich  
 durch sie Sand in die Augen streuen lassen. Ich konstatiere also, daß  
 Herr Gottlieb auf die eigentlichen großen Hauptsachen, um welche  
 sich zwischen uns der Streit dreht, und die ich in den angeführten  
 Schriften, besonders in der Protestantischen Beleuchtung, zahlreich, be-  
 glaubigt und markiert genug aufgezählt habe, so gut wie gar nicht zu  
 reden kommt. Seine Entgegnung ist nur ein täuſcheriſches Schein-  
 gefecht.

Ich hätte somit das vollste Recht, zu sagen: es fällt mir gar nicht  
 ein, mich durch die Fechterkunst des Herrn Gottlieb von den eigentlichen  
 Hauptsachen auf bloße Nebendinge locken zu lassen; bevor er nicht Rede  
 und Antwort gestanden hat auf die hundert wichtigen Dinge, welche er  
 umgangen, stehe ich ihm nicht Rede und Antwort auf die persönlichen und

kleinlichen Angriffe, die er auf mich gerichtet. Nun kann ich aber natürlich diese hunderte von umgangenen Streitfragen hier nicht wieder aufzählen, da ich sonst die angeführten Schriften beinahe ausschreiben müßte; aber ich bitte alle redlichen Männer, die sich über die Taktik des Herrn Gottlieb ein unparteiisches Urtheil bilden und an einem konkreten Beispiele die ultramontane Polemik-Methode veranschaulicht sehen wollen, mit seinem Briefe meine Schriften zu vergleichen. Ich bin auch nicht einen Augenblick in Zweifel, daß ihr Urtheil zu meinen Ungunsten nicht ausfallen wird.

Und so wäre ich vollberechtigt, hiermit meine Antwort zu schließen. Aber da ich meinem Gegner auch nicht den Schein eines Vorwandes geben möchte, zu sagen, ich sei seinen Angriffen aus dem Wege gegangen, weil ich mich von ihnen getroffen gefühlt hätte, so will ich ein übriges thun und auf diese Angriffe ihm Rede stehen. Und zwar nicht in der Weise, daß ich mir, wie er gethan, einzelne bequeme Punkte herausgreife, sondern Passus für Passus seinen ganzen Brief durchnehme. Nobler glaube ich, kann man einem solchen Gegner gegenüber sich nicht verhalten. Ich besorge ja damit zugleich die Verbreitung seiner ganzen Entgegnung und gebe meinen Lesern Gelegenheit, zwischen ihm und mir unparteiische Richter zu sein. Der Abdruck erfolgt in Kleinschrift ganz und wörtlich bis auf den Sperrdruck, die Numerierung und die Druckfehler.

## Go, oder ist Dankbarkeit unter den Raffen zu finden?<sup>1)</sup>

Mitgeteilt von Miss. Sup. D. Kropf.

Diese Frage ist oft und nachdrücklich mit „Nein“ beantwortet worden, und zum Beweis dafür hat man angeführt, daß kein Wort in der Raffen Sprache sei, das dies Gefühl der Dankbarkeit ausdrücke. Beides, Antwort und Beweis, sind gleichmäßig falsch.

In zwei Vorträgen habe ich ein dunkles Bild von der Treulosigkeit, Falschheit und der Verrätheri der Raffen gezeichnet. Da dies nun jenen falschen Schluß bestätigen könnte, so ist mir die Gelegenheit sehr willkommen, auch ein erfreuliches Gegenbild davon zu zeigen.

Am Schlusse des Raffenkrieges von 1846, als ich der Agitation als Regierungsbeamter vorstand, errichtete die Kapregierung eine Truppe

<sup>1)</sup> Vortrag des Herrn Ch. Brownlee. Wir haben hier nicht bloß eine Antwort auf obige Frage, sondern auch ein Stück geheimer Geschichte der Kapkolonie, die manche gute Lehre für diejenigen enthält, die sich für die tiefe und ernste Frage über die Eingebornen interessieren.

von 500 Kaffern als Polizeimacht zur Verteidigung der Grenze, und um den Diebstählen Einhalt zu thun. Die Hälfte dieser Leute unter meiner Oberaufsicht placierte ich an verschiedenen Punkten der kolonialen Grenze, an der Keiskamma und Tyumi entlang. Ihre Arbeit bestand darin, jeden Morgen die Furten, die nach der Kolonie führten, zu besichtigen, und wenn sie fanden, daß Pferde und Vieh während der Nacht durchpaßiert wären, die Spuren zu verfolgen. Dies System erwies sich als vortrefflich; nur an einem Punkte, an den Quellen der Tyumi und längs der Berge und Wälder, war es nicht leicht, die Spuren des gestohlenen Viehs zu entdecken, und trotz aller meiner Bemühungen war es mir nicht möglich, die Diebstähle in dieser Gegend wirksam zu unterdrücken.

Die Wälder und natürlichen Festen daselbst, unter dem Namen der Amatole bekannt, wurden bis zum Jahre 1846 von den Ngqika aufs eifersüchtigste bewacht, und wiewohl die Masse des Volkes in dieser Nachbarschaft wohnte, wurde es keinem Missionar oder Händler erlaubt, sich dort niederzulassen. Alle Versuche, in diesen Landstrich einzudringen oder Wege zu machen für den Zweck einer Niederlassung, wurden von den Häuptlingen scharf verboten.

Im Jahre 1848 kam eine Anzahl Kaffern von Tyalis Stamm unter ihrem Vorsteher Masebeni, einem großen Schurken, um mir zu melden, daß dem Farmer Edwards im Winterberge 12 Ochsen gestohlen seien, und daß, da die Erde vom Regen durchfeuchtet war, der Eigentümer die Fährte über die Tyumi in die Amatolafesten zu dem Dorfe eines Mannes, Namens Go, deutlich verfolgt habe, daß man die Ochsen dort gefunden habe, als man aber sie wieder zu erlangen versuchte, habe Go sich mit Waffen gewehrt, endlich habe man die gestohlenen Ochsen wieder erlangt, dazu 4 Stück Vieh, die Go gehörten. Sie sagten ferner, Go besäße nicht mehr, und habe gesagt, er wisse, wo er mehr kriegen könne.

Ich sagte den Männern, sie möchten mir nur Go überlassen, sie sollten 2 Stück von Gos Vieh Herrn Edwards für seine Mühe und Auslagen geben, die anderen beiden aber für ihre Bemühungen im Suchen und Finden des Viehs nehmen. Als sie meinen Platz verlassen hatten, trafen sie mit Go zusammen, der ihnen sagte, daß er im Begriff sei, zu mir zu gehen und über die Ungerechtigkeit, die sie ihm zugefügt hätten, zu klagen, worauf sie erwiderten, daß es nichts nütze, da ich bereits einen Galgen für ihn errichtet hätte, Go antwortete: „Ihr habt mein Vieh unrechtmäßigerweise genommen, und wenn ich keine Hilfe von Brownlee bekommen kann, so weiß ich, wo ich mehr bekommen kann.“ Dies erfuhr ich erst später.



Da es nichts nützte zu versuchen, Go zu fangen, der gewiß wachsam war, so wartete ich 4 Tage und sandte dann den Polizei-Inspektor, ihn zu fangen. Die Polizei kam ohne ihn zurück, er war in den Wald dicht bei seinem Plaze entflohen; sie brachten aber 12 Stück Vieh, die er eben aus der Kolonie gestohlen hatte.

Einige Tage später schickte ich eine andere Partie, Go zu arretieren, aber auch sie kamen ohne ihn zurück; brachten aber 6 Pferde, die er gestohlen hatte. Die Ochsen und Pferde wurden bald von ihren Eigentümern reklamiert. Fortwährend war jetzt die Polizei hinter ihm her, ohne ihn bekommen zu können. Er hatte immer jemanden auf Wache, sobald jene kamen, zog er sich in den Wald zurück. Ich wies den Kommandanten dann an, die zuverlässigsten Leute zu schicken, die sich während der Nacht in der Nähe von Gos Dorf bis zum Morgen zu verbergen und ihn zu bewachen hätten; sie sollten sich nicht zeigen, bis sie ihn sähen, und wenn sie auf keine andere Weise seiner Person habhaft werden könnten, ihn wie einen Wolf niederzuschießen. Die Jagd auf Go dauerte einen Monat oder länger; seine Gefangennehmung schien hoffnungslos, er war zu gewandt und schlau. Nichtsdestoweniger befahl ich, die Anstrengungen zu seiner Ergreifung zu verdoppeln. Da, eines Sonntags abends, als ich bei meinem Mahle saß, teilte mir mein Diener zu meinem größten Erstaunen mit, Go wäre draußen und wünsche mich zu sehen. Ich sagte meinem Diener, er möge noch einmal fragen, wer da sei, da ich nicht glauben konnte, daß es Go sei. Als mein Diener es nochmals versicherte, ließ ich ihn zur Thür bringen. Da ich im hellen Raume saß, der verwegene Räuber aber im Finstern stand, so kam mir der Gedanke, unsere Dose könnten heut gewechselt werden, er könnte mich erschießen für die Güte, daß ich befohlen hatte, ihn zu erschießen. Da ich den Mann nie zuvor gesehen hatte, fragte ich ihn: „Bist du Go?“ — „„Ja ich bins.““ — „Weshalb kommst du her, du weißt ja, daß ich Befehl gegeben habe, dich wie einen Wolf niederzuschießen.“ — „„Ja, ich weiß es; hier bin ich, thue mit mir, was dir beliebt. Alles, was ich begehre, ist, daß meine Frauen und Kinder nicht belästigt werden, sie haben nicht unrecht gethan, aber deine Polizisten behandeln die Meinigen schlecht und plündern sie täglich; ich bitte nur für sie. Was mich betrifft, ich könnte dahin gehen, wo du mich nie finden würdest.““

Es lag etwas so Großmütiges in der Aussage des Mannes, die er ehrlich und gerade äußerte, daß ich sogleich wußte, welchen Weg ich mit ihm einzuschlagen hatte. Ich sah, daß ich aus diesem Räuber etwas machen könnte, und sagte ihm, daß, weil er unzweifelhaft dreier Räubereien

schuldig sei — ob noch viel mehr von ihm begangen, könne ich nicht wissen — so müsse er bestraft werden; da er sich aber freiwillig mir überliefert hätte, wolle ich ihn nicht gefangen setzen, er könne bei meinen Dienern bleiben, bis der Gouverneur entschieden habe, was mit ihm geschehen solle. „Versprichst du, nicht wegzugehen, bis dieser Entscheid eintrifft?“ „„Ich verspreche es““, war seine Antwort.

Am nächsten Morgen theilte er mir mit, daß er Edwards Vieh nicht gestohlen habe; zwei junge Männer seines Kraals hätten es gethan, daß er diese mit dem gestohlenen Vieh den Spursuchenden übergeben habe, daß sie die Diebe nicht übernommen, sondern gesagt hätten, daß er als Haupt des Dorfes dafür verantwortlich sei, und deshalb sein Vieh, 46 an Zahl, nehmen würden, worauf er in seine Hütte gestürzt sei, seine Spieße ergriffen und erklärt habe, daß sie sein Vieh nicht eher haben sollten, als bis sie ihn getötet hätten, er würde bis aufs letzte für dasselbe streiten; aber da sein Vater und sein Onkel ihn festhielten, so wurde sein Vieh genommen, von dem sie mir 4 Stück zugesandt, die übrigen aber zwischen sich und Edwards geteilt hätten; daß, als er gekommen wäre, um bei mir zu klagen, Mashebani ihm gesagt hätte, er habe mir alles mitgeteilt, ich hätte gebilligt, was sie gethan hätten, daß ich einen Galgen für ihn errichtet, und diese Ungerechtigkeit ihn veranlaßt hätte, die beiden folgenden Räubereien zu begehen.

Ich sandte diese Angelegenheit nach Kapstadt und schlug vor, daß, da ich glaubte, später von diesem Manne Gebrauch machen zu können, und da er, so weit ich wüßte, Wiedererstattung geleistet hätte für alles, was er gestohlen, ihm freier Pardon zugestanden würde. Innerhalb eines Monats gewährte der Gouverneur, Sir Harry Smith, um was ich ihn ersucht hatte.

Ich theilte Go mit, daß er Verzeihung erlangt habe; ich wolle ihm all sein Vieh wieder zukommen lassen, damit er als ein ehrlicher Mann leben könne; und da die Regierung ihm gnädig gewesen und ihn nicht für seine Diebereien bestraft hätte, so traute ich ihm, er werde mir helfen, die Viehdiebstähle zu entdecken, deren Spuren auf seine Nachbarschaft hingenwiesen. „Versprichst du das?“ — „„Ich gebe kein Versprechen; aber die Zukunft wird zeigen, daß ich nicht undankbar bin für deine Güte.““ Ich sagte ihm, ich sei damit zufrieden und verlange nichts weiter. Nach wenigen Tagen erhielt Go sein Vieh wieder; Mashebani und seine Helfershelfer hatten für ihre Schurkereien all das Vieh zu ersetzen, was dem Edwards gegeben war.

Bald darauf meldete Go, daß ein berühmter Räuber, den ich schon

lange im Verdacht hatte, mit 25 Stück Vieh von der Kolonie zurückgekehrt sei. Ich wies den Polizei-Kommandanten an, nach des Räubers Dorf zu gehen, ihn zu arretieren und das gestohlene Vieh herzubringen. Dem Räuber, einem athletisch gebauten starken Menschen gelang es, als sein Dorf umzingelt wurde, durch die Polizisten hindurch zu entschlüpfen, er wurde aber nach einer langen Jagd zum Stehen gebracht und in einem tiefen Pfuhl der Reiskamma gefangen genommen. Er wurde zu 7 Jahren Deportation verurteilt.

Wiederum meldete Go bald darauf, daß 12 Stück Vieh von der Kolonie gestohlen seien. Der Polizei-Kommandant fand eine große Menge Kaffern, die recht fröhlich waren beim Verzehren eines dieser recht fetten Ochsen. Die Diebe wurden gefangen und bestraft.

Diebstahl auf Diebstahl wurde mir auf diese Weise gemeldet, worüber sich der Polizei-Kommandant nicht wenig wunderte und die Räuber nicht wenig bestürzt waren, die bis jetzt hatten thun können, was sie wollten. Es dauerte nicht lange, so hatten wir Ruhe, die Diebereien längs der Grenze hörten auf.

Ein ganz außerordentlicher Fall war der, in welchem 3 Ochsen aus der Nähe von Fort Beaufort gestohlen und geschlachtet worden waren. Die Haut des einen Ochsen war zu einem Mantel für die Frau des Kaffernschulzen verarbeitet worden. Diese Ochsen waren mit einem Brandzeichen versehen, das sich auch auf dem Mantel befand, was mich in den Stand setzte, den Eigentümer auszufinden, ihm Entschädigung zu verschaffen und die Diebe zu bestrafen.

Einige Jahre später erzählte mir Go, was ihn veranlaßt habe, sich mir zu überliefern. Der Korporal der Polizisten, Matisa, der gesandt worden, Go zu fangen, ein großer Renommist und anscheinend gewandt, war ein Erzfeigling, der nicht wagte, seine Hand an Go zu legen, obwohl er ihn oft in seinem Dorfe fand. Das stehende Wort zwischen Go und Matisa war: „Lebendig werde ich mich nie überliefern. Ich werde nicht den ersten Schlag thun, aber versuchst du, mich zu fangen, so werde ich nicht allein sterben, deshalb laß deine Hand davon!“ Dies war hinreichend für Matisa, um nach dem Lager zurückzukehren und zu melden, Go sei nicht da, oder Go ist in den Wald entronnen. Aber so oft als Go nicht zu Hause war, nahm Matisa, was er in Gos Dorf fand, jede Schüssel oder Becher, was irgend von Wert war, und behandelte die Frauen und Kinder schlecht. Go zog sich hierauf in eine naheliegende Höhle zurück, und da es an Nahrung für ihn und seine Familie fehlte, ging er hin und stahl zwei fette Ochsen. Weil aber fettes Rindfleisch

ohne Korn und Grünes für die Kinder ungesund war, so zerbrach er sich den Kopf, wie er die ungesunde Speise vervollständigen könne. Alice war der nächste Ort, wo er sich versorgen konnte, und dahin ging er, obgleich es an 20 englische Meilen von seiner Höhle entfernt war. Demgemäß besichtigte er Alice, wo er ein Fremdling war, entdeckte einen Laden (wo man feines Mehl und Zucker haben konnte), der ihm nicht gut bewacht erschien, und machte nun seinen Plan für seine Unternehmung. Als zur Nachtzeit alles still war, bahnte er sich einen Eingang durchs Fenster und trug einen Sack feines Mehl auf den mit Büschen bedeckten Hügel oberhalb des Lovedale Seminars, etwa 2 Meilen von dem Laden, und verbarg ihn im Busche. Ein zweiter Gang wurde versucht, und diesmal ein Sack Zucker in Sicherheit gebracht, worauf er beim dritten Gang noch einen Sack feines Mehl wegnahm. Der Tag brach an, ehe Go seinen Schlupfwinkel erreichte, aber er mußte den Sack weiter tragen, da er sonst, wenn er ihn auf dem Wege fallen ließe, leicht zur Entdeckung führen konnte; Als er seine Beute sicher hatte, war es nötig, sie den ganzen Tag zu bewachen. Da ihn niemand entdeckte, so ging er in der nächsten Nacht nach seiner Höhle, um Frauen zu holen, die die Beute wegzutragen hatten. Dies wurde erfolgreich ausgeführt. Des Räubers Beute hätten ein herrliches Leben haben können, wenn die Polizisten nicht allzeit da gewesen wären und fortwährend Frauen und Kinder geplündert hätten. Dies erregte so sehr Gos Zorn, daß er beschloß, Rache an Mattisa und seinen Leuten zu nehmen, ob er auch darüber sein Leben lassen mußte.

Die Gelegenheit kam bald. Die Polizisten streiften wie gewöhnlich dort umher und zogen sich, nachdem es dunkel geworden, in den Wald zurück. Der Weg ging an einem Felsenrand, 8—10 Fuß breit, entlang, mit einer Klippe darüber und einer anderen darunter, das Ganze von hohen Waldbäumen überschattet. Auf diesem Felsenrand, den Rücken an die obere Klippe gelehnt, saß Go, als die 5 Polizisten langsam daher kamen, sich den Weg fühlend in der Finsternis. Sein Plan war, die ersten beiden vorbeigehen zu lassen, den dritten zu erstechen und über den Felsen zu stoßen, und dann in der Verwirrung und Dunkelheit mit den anderen beiden zu handeln, wies ihm gut dünkte. Die Polizisten schienen Gefahr zu vermuten, und zu fürchten, Go möchte in der Nähe sein, denn sie kispelten nur, wenn sie miteinander redeten. Zwei gingen vorbei; sie hatten ihn beinahe berührt; als der dritte vorbeiging, erhob er seinen Speer um den tödlichen Stoß zu führen, aber in demselben Augenblick blitzte der Gedanke durch sein Herz: „Ich darf kein Mörder sein.“ Der



Spieß fiel nieder an seiner Seite, ohne Schaden zu thun. Er erlaubte ihnen, vorbei zu passieren, unbewußt der Gefahr, der sie entgangen waren. Er beschloß, sich mir auszuliefern, möchten die Folgen sein, welche sie wollten; denn er hatte keinen Zweifel, daß Matisa alles, was bei den verschiedenen Zusammenkünften mit ihm geschehen war, gemeldet hatte. In der nächsten Nacht, wie oben beschrieben, überlieferte er sich.

Zu Ende des Jahres 1850 standen die Sachen unter den Kaffern sehr kritisch. Alle Vorgänge wurden mir richtig und vollständig von Go und anderen berichtet. Zwei oder drei Tage vor dem Ausbruch des Krieges kam Go und meldete mir, das Ende des Friedens sei gekommen, der Krieg sei beschlossen und da ich gerechter und gütiger gegen ihn gewesen, als seine eigenen Landsleute, so könne er nicht gegen mich kriegen, er wünsche nach Fort Cox zu kommen und bei mir zu bleiben. Ich zeigte ihm, daß er dann gleich beim Beginn des Krieges gewiß all sein Eigentum verlieren würde, und daß er mir dadurch, daß er bei mir bliebe, nicht mehr nützen würde, wie jeder andere Mann, daß er aber, wenn er bei den Ngqika bliebe, der Regierung sehr großen Nutzen leisten könnte. Dies gab er zu und ging nach Hause. Drei Tage später, am Abend des 24. Dezembers, war er der erste, der mir das Unglück der Truppen im Booma-Paß mittheilte, und mir überdies meldete, daß es beschlossen war, am nächsten Morgen alle Militärkolonisten zu ermorden. Dies war das letzte, was ich für eine lange Zeit von Go sah.

Nachdem der Krieg 9 bis 12 Monate gedauert hatte, wies mich der Gouverneur Sir Harry Smith an, Verhandlungen mit den Ngqika anzuknüpfen, um Friedensbedingungen mit ihnen zu vereinbaren, nämlich: sie sollten alle Deserteure der Kapischen Dragoner mit ihren Waffen ausliefern, ebenso die Waffen, die die Kaffernpolizei beim Übergang zum Feinde mitgenommen hatten; die Kaffern sollten sich nach jenseits der Rei zurückziehen. Ich wußte, daß diese Bedingungen nicht angenommen werden würden, aber da der Gouverneur in King Williamsstadt war und ich in dem Bergfort Cox, auch alle Kommunikation zwischen beiden Orten abgeschnitten war, hatte ich keinen anderen Ausweg, als dem Befehl gehorchen und einen Waffenstillstand für 3 Tage zu stande zu bringen suchen, um die Bedingungen bekannt zu machen.

Ich kam mit den Ngqika in dem Gehölz am Fuße des McDonaldsberges zusammen, zwei unbewaffnete Kaffernpolizisten waren meine einzigen Begleiter. Ich fand auf dem Versammlungsplatze über 5000 Ngqikas mit Sandile und den vornehmsten Häuptlingen. Go war auch da. Ich setzte mich nieder ins Gras, sie schlossen einen Kreis um mich

her. Ich fühlte mich nicht gerade behaglich, als ich ein halbes Duzend der desertierten Kapdragoner sah, die sich auf ihre Gewehre stützten und mich finster anblickten, da sie die Leute waren, deren Auslieferung ich fordern sollte. Der Kaffern wegen war ich nicht ängstlich, aber ich dachte es nicht unmöglich, daß, wenn ich durch den Wald unbewaffnet zurückkehrte, einigen dieser Deserteure es möchte in den Kopf kommen, meinen Kopf zur Zielscheibe zu nehmen, um den Frieden zu verhindern, der durch ihre Auslieferung zu stande kommen sollte. Ich suchte jedoch, so gelassen als möglich auszusehen, was mir auch gelang. Jahre nachher, wenn wir auf diese Versammlung zu sprechen kamen, drückte Sandile seine Bewunderung über meine Ruhe bei solcher Gelegenheit aus. Ehe ich zum Geschäft des Tages überging, erkundigte ich mich nach Sutu, Sandiles Mutter, seinen Frauen und seinen Kindern, und hatte eine kurze Unterredung mit dem alten Botoman, dem Nestor der Partei. Nach diesen Präliminarien brachte ich meine Sache vor. Botoman wurde beauftragt, zu antworten. Die Antwort war: „Wir begehren Frieden, wir haben viele Leute verloren und viel Vieh, ihr auch habt viel Leute und viel Eigentum verloren. Wir sind willig, Frieden zu schließen nach dem Grundsatz: „Was früher geschehen ist, ist geschehen und soll vergessen sein; laßt uns in Frieden und Freundschaft mit einander leben.“ Wir können des Gouverneurs Bedingungen nicht annehmen, und wollen unser Land nicht verlassen.“ Ich fragte Sandile, ob dies der Beschluß der Ngqika sei, was er bejahte. Ich erwiderte: daß der Waffenstillstand nur drei Tage dauere; und von der Annahme der Bedingungen das vollständige Aufhören aller Feindseligkeiten abhängen, sonst würden diese übermorgen wieder aufgenommen werden. Ich würde ihre Antwort dem Gouverneur übermitteln, und wenn etwa fernere Verhandlungen stattfinden sollten, so würde ich noch Zeit haben, es ihnen mitzuteilen. Sollten sie aber bis zur Nacht des nächsten Tages nichts von mir hören, so wüßten sie, daß der Krieg am Morgen darauf wieder beginnen würde; über diesen Punkt verlangte ich, daß kein Mißverständnis obwalten möchte. Nach einer kurzen privaten Unterhaltung kehrte ich zum Lager zurück.

Ehe ich die Versammlung verließ, kam ich mit den Häuptlingen überein, daß sie zu mir als Boten Bambe, Nxokwane und Go senden möchten, wenn sie zu irgend welcher Zeit mit mir in Verkehr zu treten wünschten. Sehr früh am Morgen des auf die Versammlung folgenden Tages meldete mir die Wache, daß ein Kaffer mich zu sprechen wünsche, und zu meiner Überraschung wurde Go hereingeführt. Er meldete mir, daß die Häuptlinge ihn, Bambe, und Nxokwane geschickt hätten, mich zu

einer weiteren Konferenz einzuladen, aber ihr wirkliches Vorhaben sei, mich als Geisfel zurückzubehalten, bis sie ihre Bedingungen erlangten. Ich wies Go an, so schnell und so heimlich als möglich zu seinen Gefährten zurückzukehren und sie nicht wissen zu lassen, daß er mich gesehen hätte. Nach etwa 3 bis 4 Stunden kamen sie an. „Wir sind von unsern Häuptlingen gesandt“, sagte Nrokwane, „dich zu einer weiteren Konferenz einzuladen.“ Wegen welcher Sache wünschen sie mich zu sehen? — „Sie wünschen mit dir die Sache von gestern zu besprechen.“ — Sind die Häuptlinge bereit, des Gouverneurs Bedingungen anzunehmen? — „Nein, sie sind nicht bereit.“ Dann saget den Häuptlingen, ich hätte keine Autorität, mit ihnen die Sache zu besprechen, oder einige Änderung zu machen. Ich habe das Resultat der Versammlung dem Gouverneur zugesandt, sobald ich eine Antwort erhalte, werde ich sie euch wissen lassen; wenn ich das nicht thue, wird der Krieg morgen wieder beginnen. Mein Zusammenkommen mit den Häuptlingen kann nichts Gutes zuwege bringen, deshalb kann ich ihre Einladung nicht annehmen. — So endete die erste Einleitung zum Frieden . . . <sup>1)</sup>

## Mikronesien und die Mission daselbst.

Von G. Kurze.

### 7. Die Mission auf Mokil und Pingelap.

Als der Missionseifer die junge Christengemeinde auf Ponape dazu antrieb, aus ihrer eigenen Mitte Boten des Evangeliums zu den Bewohnern der benachbarten Karolinen-Inseln zu entsenden, bildeten die Inseln<sup>2)</sup> Mokil und Pingelap — in der Mitte zwischen Ponape und Kusaie gelegen — das erste Arbeitsfeld, welches man in Angriff nahm.

<sup>1)</sup> Es ist für unsern Zweck nicht nötig, daß wir die Erzählung des britischen Kolonialbeamten ganz zu Ende führen. Brownlee teilt noch eine Reihe charakteristischer Details aus dem sich in die Länge ziehenden damaligen Kaffernkriege mit, welche sämtlich die treue dankbare Anhänglichkeit Gos illustrieren. Wir brechen aber hier ab, weil es uns nur darum zu thun war, an einem konkreten Beispiele zu zeigen, daß auch bei den „Wilden“ es heißt: noblesse oblige, und daß auch bei ihnen Gerechtigkeit, Gültigkeit und Vertrauen die beste Politik ist. Wd.

<sup>2)</sup> Jede von beiden Inseln besteht eigentlich aus einer Gruppe von Inselchen, welche auf einem ringförmigen Riffe aufgebaut, ein stilles, mit dem Meere durch einzelne Pässe in Verbindung stehendes Wasserbecken umrahmen. Wir werden in der Folge für derartige von einem gemeinsamen Riff umgebene kleine Inselgruppen den Ausdruck „Lagune“ gebrauchen.

Bereits im Jahre 1855 hatten die auf Ponape thätigen Missionare Sturges und Doane willkommene Veranlassung, nach Mokil, welches von ungefähr 80 Eingebornen und 2 weißen Händlern bewohnt wurde, eine Sendung englischer Schulbücher auf die Bitte eines jener Händler hin abgehen lassen; letzterer, ein gewisser Higgins — ein weißer Nabe unter seinesgleichen — hatte nämlich den Wunsch, die eingeborne Jugend danach zu unterrichten. Daß Higgins sowohl, als sein gleichgesinnter Genosse einen wohlthätigen Einfluß auf die Eingebornen ausübte, zeigte sich im September 1857, als die mit dem „Morgenstern“ landenden Glaubensboten Bingham und Gulick Mokil einen kurzen Besuch abstatteten; sie fanden die Bevölkerung verhältnismäßig sittsam bekleidet und hatten sich überall einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen. Leider konnte damals in Ponape, wo die Missionare mitten in der schwierigsten Anfangsarbeit standen, noch keine Arbeitskraft entbehrt werden, um den Bewohnern Mokils das Evangelium zu predigen; um so erwünschter waren daher die Besuche, welche Eperam, der Häuptling der Insel, zu Anfang der Jahre 1863 und 1864 bei Missionar Sturges auf dessen Station Konkiti abstattete. Während seines Aufenthaltes auf Ponape nahm derselbe mit sichtlichem Interesse am christlichen Gottesdienste teil und nach seiner Heimkehr ließ er, getreu seinem dem Missionar gegebenen Versprechen, eine kleine Kapelle bauen, damit der später erwartete Glaubensbote gleich eine Predigtstätte fände. Freilich mußten sich die Bewohner Mokils noch bis zum Jahre 1871 gedulden, ehe ein Prediger des Evangeliums sich unter ihnen niederließ. Inzwischen hatte aber wenigstens fast die ganze Inselbevölkerung Lesen gelernt und nach dem Vorbilde der beiden gottesfürchtigen Händler eine Art Sonntagsfeier beobachtet. Am 25. Septbr. jenes Jahres fuhren die ersten Glaubensboten, welche die neugegründete Ponapesische Missionsgesellschaft entsandte, die beiden Ponapesen Nikodemus und Zachäus mit ihren Frauen unter dem Geleite des Missionar Sturges auf dem „Morgenstern“ nach Pingelap und Mokil; auf letzterer Insel nahmen die Bewohner den für sie bestimmten Zachäus und dessen Gattin Silpa mit Freuden auf; auch fanden sich zwei Mokiler Ehepaare willig, Sturges nach Ponape zu folgen, um sich in der dortigen Missionschule zu Evangelisten oder Lehrern für ihre Landsleute ausbilden zu lassen. Wie angelegentlich Zachäus sich der ihm anvertrauten Bevölkerung angenommen hatte, zeigte sich, als genau ein Jahr später der Häuptling Eperam nebst seiner Frau Sara mit noch 8 Mokilern nach Konkiti kam, um sich von Sturges taufen zu lassen. Leider starben Zachäus und Eperam im Sommer 1873 rasch hintereinander.



So oft nun in den folgenden Jahren die Missionare — meist Doane und Sturges, später Logan und Rand — von Ponape aus mit dem „Morgenstern“ auf Mokil zu vorübergehendem Besuche landeten, konnten sie eine Anzahl der Eingebornen taufen und hatten ihre Freude an dem Eifer, mit welchem dieselben sich zum Besuche der Gottesdienste und Betstunden herbeidrängten. Auch fingen die Insulaner an, zum Besten der Mission ihren regelmäßigen Beitrag — durchschnittlich 150 Gallonen Kokosöl — zu geben und seit 1877 unterhielten sie sogar einen der Ihrigen als Missionsarbeiter auf den Mortlock-Inseln. Auch äußerlich zeigte sich dem Auge des Besuchers der Einfluß des Christentumes in dem schmucken, peinlich sauber gehaltenen Dorfe, welches die Insulaner in der Nähe ihrer neuen, geschmackvollen Kirche angelegt hatten. Anfang 1878 waren fast alle Erwachsene auf der Insel Glieder der Abendmahlsgemeinde, an deren Spitze der Häuptling selbst stand. Freilich trat in der Folgezeit ein Rückgang in dem Glaubensleben der jungen Gemeinde ein; denn als Doane im Oktober 1881 nach Mokil kam, fand er, daß infolge des Abfalles einiger Gemeindeglieder und der Auswanderung anderer die Zahl der erwachsenen Christen auf 17 gesunken war; der Besuch der Schule hatte abgenommen und in bezug auf die Missionskollekten hatte die frühere Freigebigkeit einer sehr lauen Stimmung Platz gemacht; auch der Häuptling war auf Abwege geraten. In dieser kritischen Zeit sandte Doane seinen bewährten Gehilfen Narcissus von Ponape auf einige Jahre in die Mokiler Gemeinde; und allmählich gelang es der treuen Arbeit desselben, einen Umschwung unter der Inselbevölkerung herbeizuführen; denn als Anfang 1886 eine Deputation von Missionaren auf Mokil landete, konnte sie 17 Reuege wieder in die Gemeinde aufnehmen, welche damit auf 36 Erwachsene stieg; auch fanden sie die Schule von 25 Kindern besucht; der Häuptling, der ebenfalls damals wieder um Aufnahme bat, mußte sich noch einer längeren Bewährungszeit unterwerfen. Die Leitung der Gemeinde wurde nach Narcissus' Weggange dem blinden Diakon Boas anvertraut, welcher seines Amtes mit Treue wartete. Leider ist seit 1887 mit der Leidenschaft zum Handel, welche sich der Bevölkerung bemächtigt hat, ein weltlicher Geist in die Gemeinde eingezogen; auch hat ein Halbblütiger durch den Vertrieb von Spirituosen einzelne Christen wieder in alte heidnische Laster verstrickt.

Besonders erfreuliche Erfolge erzielte die mikronesische Mission auf der von c. 900, den Ponapesen sprachverwandten Insulanern bewohnten Lagune Pingelap. Anfangs wollte es freilich erscheinen, als bliebe die Insel dem Evangelium verschlossen; denn obwohl Sturges bei vorübergehenden Besuchen in den Jahren 1856 und 1871 seitens der Eingebornen freundlich aufgenommen worden war, so wurde doch sowohl Narcissus, welcher 1863 dort landen wollte, und 2 Sendboten der Ponapesischen Missionsgesellschaft, welche 8 Jahre später den Insulanern das Evangelium zu bringen gedachten, von den Bewohnern Pingelaps abgewiesen. Der Grund davon war ein eigentümlicher, wie man hinterdrein erfuhr, und charakterisiert so recht das Treiben der Südsceehändler. Einer derselben

hatte nämlich dem König von Pingelap für eine geringe Menge Waren auf längere Zeit hinaus das Handelsmonopol über die Inſel abgelockt und zugleich als eine Klausel des Kontraktes dem König die Verpflichtung aufgenötigt, während der nächſten 10 Jahre keinen Miſſionar auf der Inſel zu dulden. Glücklicherweiſe hatte Sturges ſeit 1871 bei ſich auf Ponape 5 Pingelaper aufgenommen, darunter einen Verwandten des Königs und den älteſten Sohn des Oberprieſters von Pingelap, welche 1872 nach genoffenem Chriſtlichen Unterricht in ihre Heimat zurückkehrten, dort unbefümmert um die Verleumdungen jenes Händlers das Evangelium verkündigten und das erſte Gotteshaus auf Pingelap erbauten. Bei dem großen Andrang der Eingebornen zum Chriſtlichen Unterricht mußte ihnen Sturges bald Unterſtützung in der Perſon der Ponapeſen Titus und Neomai und des Pingelaper Jon ſenden. Im Jahre 1874 konnte Doane die 7 Erſtlinge taufen und in den 3 folgenden Jahren kamen nicht weniger als 226 Täuflinge hinzu, ſo daß 1878 die Chriſtengemeinde bereits 250 erwachſene Glieder umfaßte, welche damals für die Miſſion eine Opfergabe von 285 Gallonen Kokosöl ſpendeten und fleißige Abnehmer der auf der ponapeſiſchen Miſſionspreſſe gedruckten Bücher waren. Ein bedeutſamer Tag für Pingelap war der 31. Dezbr. 1879, an welchem Sturges einen Eingebornen der Inſel, den von ihm erzogenen Thomas, zum Pfarrer der Gemeinde ordinieren konnte; unter ſeiner Leitung wuchs die Gemeinde, welche im Jahre 1881 271 erwachſene Chriſten zählte; die Schulen wurden von 300 Zöglingen beſucht und in den Kirchen fand ſich Sonntags die größere Hälfte der Bevölkerung ein; auch zeigten ſich 1881 5 Ehepaare willig, auf einige Zeit nach Ponape überzuſiedeln und ſich im dortigen Miſſionsinſtitut ausbilden zu laſſen. Im Herbſte 1885 wurde die Inſel leider von einem heftigen Wirbelſturm heimgesucht; die Meeresfluten drangen in dieſelbe ein, verwüſteten viele Taroplantagen und gefährdeten die große Inſelkirche. Trotz dieſer Heimſuchung hat die Freigebigkeit der Bevölkerung zum Beſten der Miſſion nicht abgenommen; die Gemeinde wächst langſam, aber ſtetig weiter, und der Tag ſcheint nicht mehr fern zu ſein, wo der letzte Heide durch die Taufe der Pingelaper Chriſtenschar einverleibt wird.

## 8. Die Miſſion auf den Karolinen weſtwärts von Ponape.

Unter den Inſeln weſtwärts von Ponape war Ngatik (Rabeninſel) die erſte, welche in eine, wenn auch nur loſe Verbindung mit den Miſſionaren auf Ponape trat. Die in den erſten Jahrzehnten unſeres Jahrhunderts von ungefähr 100 Eingebornen bevölkerte Inſel war im

Jahre 1836 der Schauplatz einer ruchlosen That gewesen. Zu den Ohren einiger habgieriger Händler auf Ponape war nämlich die Kunde gedrungen, daß die Ngatiker in ihren Tempeln eine ungeheure Menge wertvollen Schildpattes aufbewahrten; und daraufhin rüsteten dieselben eine Expedition nach Ngatik aus, wo sie nach ihrer Landung, da die Insulaner die Herausgabe des ihren Göttern geweihten Schildpattes verweigerten, die ganze männliche Bevölkerung bis auf 2 Überlebende hin-schlachteten; schließlich stellte es sich heraus, daß die erbeuteten Schätze ganz geringfügige waren. Im Jahre 1855, in welchem die Insel wieder eine aus ein paar Weißen, Ponapesen und Gilbertinsulanerinnen und Halbblütigen bestehende, 38 Seelen starke Mischbevölkerung hatte, setzte ein auf Ngatik lebender, christlich gesinnter Schotte die amerikanischen Glaubensboten auf Ponape davon in Kenntniss, daß er seit geraumer Zeit die Ngatiker Kinder unterrichte, und erhielt von denselben die erbetenen Schulbücher und Bibeln nebst Schreibmaterialien, um seine lobenswerte Thätigkeit fortsetzen zu können. Als Missionar Sturges im Januar 1874 mit dem „Morgenstern“ die Insel anlieh, hat ihn die inzwischen auf 100 Seelen — die Hälfte davon Kinder — angewachsene Bevölkerung um einen Lehrer von Ponape, mit welcher Insel sie die gleiche Sprache hat. Leider konnte infolge dringender Rufe von seiten anderer Carolineninseln den Ngatikern erst Ende vorigen Jahres ihr Wunsch gewährt werden, indem ein junger auf dem von Rand geleiteten Missionsinstitute ausgebildeter Ponapese um die genannte Zeit sich dort niederließ.

Zu den von Ponape aus missionierten Inseln Mokil und Pingelap kam im Jahre 1874 als eins der wichtigsten Arbeitsfelder für den ein Jahr zuvor unter den christlichen Ponapesen entstandenen Missionsverein — Ponape Board of Missions — die in südwestlicher Richtung von letzterer Insel gelegene Mortlock-Gruppe hinzu. Dieselbe umfaßt die 3 Lagunen Satoan (1700 E.), Lufunor (1300 E.) und Etal (300 E.) und wird von einer den Ponapesen sprachverwandten Bevölkerung bewohnt. Nachdem im Jahre 1873 diese Inselgruppe durch die amerikanischen Missionare reognoscirt worden war, geleiteten Sturges und Doane in den ersten Tagen des nächsten Jahres auf dem „Morgenstern“ die 3 ponapesischen Evangelisten Obadja, Barnabas und David nebst deren Frauen, welche in feierlicher Weise von der Muttergemeinde in Ponape abgeordnet waren, nach dem neuen Missionsfelde. Die beiden ersteren Ehepaare ließen sich auf der Lagune Satoan, das letztere auf der Lagune Lufunor nieder, von den Insulanern aufs freudigste willkommen geheißen, welche, voran die Häuptlinge, die jungen Glaubensboten als ihre



„Kinder“ adoptierten und für deren Unterhalt zu sorgen versprachen, ein Versprechen, welches sie auch in der Folgezeit treulich gehalten haben. Nur solche Lebensbedürfnisse, welche die Evangelisten unter den primitiven Eingebornen nicht vorfanden, erhielten sie von dem Ponapesischen Missionsverein oder von Honolulu aus geliefert.

In der Lagune Satoan wurde auf den 4 Riffinseln Ta (400 E.), Satoan (500), Rutu (500) und Mor (300) die Missionsarbeit betrieben, und zwar bildete erstere den Wohnplatz von Obadja, an dessen Seite als Gehilfin in bestem Sinne des Wortes die edle, begabte Königs-Tochter Opatinia von Ponape arbeitete; Satoan war die von Barnabas besetzte Station. Als 1 $\frac{3}{4}$  Jahre später Sturges zusammen mit einem Abgeordneten der hawaiischen Missionsgesellschaft die Mortlock-Gruppe besuchte, fand er zu seiner freudigen Überraschung nicht nur die Evangelisten von den Eingebornen, die ihnen Häuser und Kirchen erbauet hatten, wohl- versorgt vor, sondern auch die ersten Anfänge einer Christengemeinde, so daß er auf Ta 16 und auf Satoan 8 Erstlinge taufen konnte; wesentlich unterstützt wurde die Wirksamkeit der Evangelisten durch die von Opatinia übernommenen Übersetzungsarbeiten, welche sich zunächst auf einen Katechismus und eine Niedersammlung im Mortlockdialekt erstreckten. Im Jahre 1876 entstand auch auf Rutu eine Christengemeinde von 66 und auf Mor eine solche von 16 Seelen. Überhaupt wuchs von Jahr zu Jahr die Zahl der Christen in der Satoanlagune so rasch, daß 1880 die Christengemeinde bereits 357 Erwachsene umfaßte, von denen die meisten auf Ta und Rutu entfielen.

Bei dieser schnellen Ausbreitung des Evangeliums war es um so schmerzlicher, daß sich im Jahre 1881 die Missionare auf Ponape genötigt sahen, den auf Satoan stationierten Evangelisten Barnabas, der samt seiner Frau Argerniß gegeben hatte, von dort abzurufen. Wenn- gleich Obadja, der fortan von Ta aus die Missionsarbeit auch auf den 3 übrigen Riffinseln mit versah, sich nach Kräften Mühe gab, den Schaden wieder zu heilen, so machte sich doch auf einige Zeit ein Stillstand in der Evangelisation der Lagune bemerkbar; das Jahr 1882 z. B. brachte auch nicht einen Zuwachs zur Christengemeinde. Einen neuen Anstoß empfing die Missionsarbeit durch den Missionar Logan, welcher im Jahre 1884 den Inselanern das vollständige in den Mortlockdialekt übersetzte N. T. überbrachte; dasselbe fand zu einem Preise von 150 Kokosnüssen unter den Eingebornen einen raschen Absatz. Gegenwärtig beträgt die Anzahl der Christen in der Satoanlagune ungefähr 1200, also etwa  $\frac{2}{3}$  der Gesamtbevölkerung; unter jenen 1200 gehören 400 zur Abendmahls-



gemeinde. Während auf Ta, Kutu und Satoan die Missionsarbeit in den letzten Jahren die meisten Fortschritte gemacht hat — besonders deutlich tritt der Wechsel im Äußeren von schmutzigen Gewohnheiten zu gesitteter Lebensweise in Satoan zu tage —, macht nur auf Mor die Gemeinde einen unerfreulichen Eindruck; hier herrschte in der Familie des eingebornen Lehrers Uneinigkeit, und die Zahl der ins Heidentum zurückgefallenen Christen war eine beträchtliche.

Ähnlich wie auf Satoan verlief in der Lagune Lufunor die Entwicklung der Missionsarbeit.

Auch hier fand im Januar 1874 der von Sturges und Doane eingeführte Evangelist David nebst seiner Frau freundliche Aufnahme, und die Predigt des Evangeliums fiel auf so empfänglichen Boden, daß bereits im Oktober 1875 14 Insulanern die Taufe gespendet werden konnte; diese Feierlichkeit fand auf der zur Hauptstation erwählten, mit der Lagune gleichnamigen Riffinsel Lufunor statt, zu welcher im folgenden Jahre noch die Nebenstation auf der Insel Oniop hinzukam. Auf ersterer Station wuchs die Gemeinde im Herbst 1876 wiederum um 50 Erwachsene und fand gleichzeitig einen Mittelpunkt in einem schönen, mit geschmackvollen Schnitzereien verzierten Gotteshause; dem Evangelisten waren zur Unterstützung 2 Diakonen beigegeben, welche besonders die mehr äußeren Arbeiten in der Gemeinde übernahmen. Letztere war im Jahre 1880 auf 132 Erwachsene gestiegen. In den nächsten 6 Jahren, besonders seit 1883, von welchem Jahre ab nach Davids Versetzung die Station nur zeitweilig durch Obadja von Ta aus mit versehen wurde, ging die Zahl der Christen eher zurück, als vorwärts; so mußten z. B. Logan und Wetmore bei ihrem Besuche im Jahre 1886 infolge schmerzlicher Beobachtungen 12 Christen aus der Gemeinde ausschließen, während gleichzeitig nur 6 Abgefallene reuig zu derselben zurückkehrten. Wie gut es war, daß die Station seit 1887 wieder mit einem Evangelisten — Joram von Namoluk — besetzt wurde, haben die letzten Jahre gezeigt; es konnte wieder eine größere Anzahl von Tausen stattfinden; der Kirchenbesuch nahm eine erfreuliche Ausdehnung an und gegenwärtig gehören 660 Christen,  $\frac{2}{3}$  der Gesamtbevölkerung — darunter 226 Erwachsene — der Gemeinde an.

Fast noch günstiger hat sich die Christengemeinde auf der Riffinsel Oniop entwickelt, wo im Jahre 1876 mit der Einweihung einer Kirche zugleich die Taufe von 26 Erstlingen stattfand und im folgenden Jahre ein ponapessischer Evangelist Salomo Noj sich niederließ. Derselbe hatte die Liebe und das Vertrauen der Eingebornen in kurzer Zeit in so hohem Grade gewonnen, daß es die Gemeinde schwere Überwindung kostete, im Herbst 1878 auf Sturges Bitten Noj nach Losap ziehen zu lassen, wo ein Missionsposten gegründet werden sollte. Nachdem die Christen eine ganze Nacht hindurch unter Gebet über diese Angelegenheit beraten hatten, sandten sie schließlich an Sturges, der mit heimlichem Bangen des Ausganges harrete, die Botschaft: „Sind die Lehrer unser, daß wir sie fest-

halten sollten? Sie gehören Jesu an, und wenn er ihrer bedarf, können wir sie nicht halten.“ Im November 1879 ließ sich Missionar Logan hier nieder, um sich in der Mortlocksprache zu vervollkommen und zugleich den Grund zu einem Missionsinstitut zu legen, in welchem junge Mortlockinsulaner zu Evangelisten für die westlichen Carolinen ausgebildet werden sollten; leider nötigte nach Ablauf eines Jahres Kränklichkeit den Missionar, seine amerikanische Heimat auf längere Zeit aufzusuchen. Die Gemeinde, welche im Jahre 1880 auf 80 erwachsene Glieder gestiegen war, wurde nun theils von dem Evangelisten David auf Lufunor, theils von Kaleb auf Etal mit versehen, bis Logan im Jahre 1887 dem auf Oniop gebornen Diakon Jimna die Leitung der Gemeinde anvertraute. Ende dieses Jahres waren von den 300 Bewohnern Oniops etwa 200 Christen geworden; die Zahl der Abendmahlsgegessen betrug 72.

Auf der dritten, zur Mortlockgruppe gehörenden Lagune Etal wirkte ebenfalls unter günstigen Verhältnissen seit Anfang 1874 ein pohnepesischer Evangelist, Namens Moses, welcher 4 Jahre später, freilich zum großen Bedauern der Insulaner, nach Komr versetzt wurde. Aus den von Sturges im Oktober 1876 getauften 50 Erstlingen der Gemeinde waren im Jahre 1880 bereits 99 geworden; auch war eine unter der Leitung von Mortlockinsulanern stehende, blühende Schule entstanden. Nachdem die Gemeinde 2 Jahre hindurch durch Obadja von Ta aus mit versehen worden war, erhielt sie 1881 wieder einen eigenen Evangelisten in der Person Kaleb's, welcher durch seine treue Amtsführung zur weiteren, gesunden Entwicklung der Gemeinde beitrug, aber leider schon im Jahre 1886 durch den Tod hinweggerafft wurde. Gegenwärtig gehören alle Bewohner Etals — 300 — wenigstens nominell zur Christengemeinde, während die Abendmahlskirche 125 Glieder umfaßt.

Von der Mortlockgruppe dehnte sich seit 1878 die Missionsarbeit in nordwestlicher Richtung über die Laguneninseln Losap, Komr, Namoluf und Ruck (Hogolen) aus.

Auf Losap konnte Sturges im November 1878 den unter Oniop erwähnten Evangelisten Salomo Noj stationieren, welcher auch hier freundliche Aufnahme bei dem Inselkönig Abraham und dessen Unterthanen nicht nur für seine Person, sondern auch für das Evangelium fand. Bereits 2 Jahre nach seiner Ankunft bildete sich eine Christengemeinde von 50 Erwachsenen, welche bis 1886 durch alljährlichen, wenn auch geringen Zuwachs sich vergrößerte. Im letztgenannten Jahre gab der Wandel mancher Christen zu ernster Rüge Anlaß; auch ließ der Besuch der Schule von seiten der Jünglinge sehr nach, während Kinder und Frauen derselben treu blieben. In den letzten Jahren haben sich die Verhältnisse wieder etwas gebessert und der an Nojs Stelle getretene Lehrer Titus hatte in seiner Pflege eine Christengemeinde von 200

Seelen — Gesamtbevölkerung 400 E. —, von denen 67 Abendmahls-  
genossen waren.

Unter den 300 Bewohnern von Romr, welches ausnahmsweise keine  
Laguneninsel ist, arbeitete seit 1878 zunächst der Evangelist Moses und hatte  
nach Ablauf des ersten Jahres bereits eine Schar von 57 Taufbewerbern um  
sich gesammelt; seine Arbeit wurde nach seinem Weggange nach Ruck zunächst  
von dem Ponapesen Titus und seit 1883 durch einen Diakon aus Nojs Ge-  
meinde auf Losap fortgeführt. Hier sowohl, wie auf dem erwähnten Losap leidet  
die Missionsarbeit unter dem Umstande, daß daselbst die zwischen den Mortlock-  
inseln und Ruck zahlreich verkehrenden Handelsfahrzeuge ihre Fahrt zu unter-  
brechen pflegen. Gegenwärtig sind etwa 200 Insulaner Christen; 82 gehören  
zur Abendmahlsgemeinde.

Auf Namoluk — 300 E. — hatte Sturges im Herbst 1878 den  
dortigen König, welcher gern einen Missionar haben wollte, auf das folgende  
Jahr vertrösten müssen und als er dann den Ponapesen Julius, Missionar  
Logans Gehilfen, daselbst landete, fand er bereits eine Wohnung für denselben  
fertig und auch schon den Bauplatz für die erste Kirche abgegrenzt. Schnell  
gewann das Evangelium unter der freundlichen Bevölkerung Eingang, und  
schon 1880 konnte die Taufe von 36 Erstlingen erfolgen. An Stelle des  
kränklichen Julius trat später der Ponapese Soram, unter dessen Leitung be-  
sonders die Schule aufblüht. Bis jetzt bilden 200 Christen — darunter 71  
Abendmahlsgenossen — den äußeren Ertrag der Missionsarbeit.

Ein sehr wichtiges Missionsgebiet bildet die große, zahlreiche Riff-  
inseln umfassende Lagune Ruck (Hogoleu) mit ihrer kriegerischen Be-  
völkerung (15 000 E.), deren Sprache von der Mortlocker glücklicherweise  
nur dialektisch verschieden ist, so daß die Mortlocker christliche Literatur  
auch auf Ruck verwendbar ist. Von der Mission sind bis jetzt in der  
Rucklagune die Inseln Uman, Wola, Utet, Tefan und Toloas  
besetzt worden.

Auf ersterer landeten Sturges und Doane am 5. Dezember 1879 den  
ponapesischen Evangelisten Moses und dessen Frau, nachdem König und Volk  
versprochen hatten, sich derselben anzunehmen. Als die Missionare ein Jahr  
später wiederkehrten, fanden sie bereits den Grund zu einer Christengemeinde  
gelegt und konnten 24 Erstlinge taufen; freilich war die Arbeit nicht ohne  
ernstere Zwischenfälle von statten gegangen; so war z. B. Moses Leben von  
einem Häuptling, der in dem Neuankömmling die Ursache einer damals aus-  
brechenden Seuche sah, bedroht worden; aber dank Gottes Schutze gelang es  
dem freundlichen Auftreten des Moses, den mordlustigen Insulaner so umzu-  
stimmen, daß er schließlich um einen Missionar für seinen eigenen Bezirk bat.  
Im Jahre 1880 breitete sich von Uman die Mission nach den Inseln Wola  
und Utet aus; auf ersterer ließ sich David nieder, vor dem freilich die scheuen  
Eingebornen zunächst ins Innere entflohen; auf Utet wirkte Emilius, leider  
nur kurze Zeit; denn 1½ Jahre danach starb er. Zwei Jahre später zählte die  
Christengemeinde auf Uman bereits 62 Erwachsene; eine Schule war in vollem  
Gange, aus welcher 3 Zöglinge zu ihrer weiteren Ausbildung nach Ponape



gingen; auf Wola, wo die Eingebornen schnell zutraulich geworden waren, empfingen 17 Erstlinge die Taufe und auf Utet bildete sich ebenfalls eine Christengemeinde von 14 Eingebornen, welcher das Königspaar der Insel angehörte. Auch in socialer Beziehung äußerte die Mission ihren wohlthätigen Einfluß; auf Uman hörten die früher so häufigen Kriege und Stammesfehden auf; inmitten eines kleinen Christendorfes mit netten Häusern erhob sich eine große Kirche und die Wohnung des Evangelisten und den landenden Booten gewährte eine von den Christen erbaute lange Steinmole Schutz gegen die Wellen. Im Jahre 1882 war auch eine neue Station Ruku auf der Insel Fefan mit dem Bonapesen Manasse besetzt worden, welchem es nach 13-monatlicher schwerer Arbeit gelang, friedliche Zustände herbeizuführen; in den Kämpfen war ein deutscher Händler, welcher Partei ergriffen hatte, von einem Häuptling ermordet worden. Letzterer, bei dem Manasse wohnte, gab bald der Einwirkung des Evangeliums Raum und konnte im Herbst 1885 mit noch 17 andern getauft werden; auf Fefan steht die schönste Kirche in der ganzen Lagune.

Inzwischen hatte sich seit Oktober 1884 Missionar Logan mit seiner Gattin und dem Laiengehilfen Worth auf der Westküste von Wola niedergelassen und dort die Station Anapauo<sup>1)</sup> begründet, auf welcher bald eine weitverzweigte Thätigkeit begann.

Zu den regelmäßigen Morgen- und Abendandachten fanden sich 30—50, Sonntags im Gottesdienste 200—300 Eingeborne auf der Station ein; die Sonntagschule zählte in 13 Klassen 150 Zöglinge, während in der Wochentagschule 85 Insulaner unterrichtet wurden; bei dieser Arbeit leisteten zwei Mortlockjünglinge, Esaias und Jone, welche Logan mitgebracht hatte, nach Kräften Hilfe; sehr in Anspruch nahmen die Eingebornen auch Logans ärztliche Thätigkeit. Von Anapauo aus besuchte Logan fleißig die übrigen Inselstationen, freilich bisweilen unter besonders gefährdrohenden Umständen. So entging er z. B. im Dezember 1884, als er auf Fefan dem Häuptling Atip in freundlicher Weise Vorstellungen wegen einer dort geschehenen Mordthat machte, nur, wie durch ein Wunder, der von Atip geplanten Ermordung. Infolge der Ausbreitung des Evangeliums machte sich im Jahre 1886 die Anlage von Zwischenstationen auf Wola nötig, und zwar auf der Ostküste in Sopuk und auf der Nordseite in Metitu und Tunuk; an letzterem Orte, wo bereits ein kleines Christenhäuflein lebte, ließ sich Titus als Evangelist nieder. Gleichzeitig entstand in Kutua auf Toloas eine neue Station, auf welcher die Eingebornen einen solchen Kerneifer zeigten, daß sie ihrem Lehrer David nicht einmal des Nachts Ruhe ließen.

Eine höchst wichtige Stelle in der Missionsarbeit für Ruk und die benachbarten Karolinen nimmt das von Logan im Jahre 1886 begründete Missionsinstitut in Anapauo ein, in welchem gleich im ersten Jahre seines Bestehens 10 Insulaner von Ruk und 14 von der Mortlockgruppe ihre Ausbildung zu Evangelisten erhielten. Diese 24 Zöglinge bebaueten ihre

<sup>1)</sup> Das griechische Zeitwort: „Ich ruhe aus.“



eigenen Plantagen in der Nähe der Station, nicht nur, um ihren Unterhalt mit eigener Hand zu bestreiten, sondern auch um den Ruckern, die sehr lässig in der Ausnutzung des Bodens waren, ein Beispiel zur Nachahmung zu geben. Gleichzeitig wurde in Anapauo eine, zunächst von 6 Jungfrauen besuchte Mädchenkostschule eröffnet, welcher eine Ponapeerin Karolina als Hausmutter vorstand. Als leider nach Jahresfrist sich letztere als unzuverlässig erwies, wurden die Zöglinge in den Familien von Worth und Bone untergebracht, um die segensreiche Arbeit nicht unterbrechen zu müssen. Das Jahr 1887 brachte über Ruck viel Trübses; denn im Frühjahr suchte infolge des Mißratens der Brotrucht eine Hungersnot die Insel heim, und am 27. Dezember desselben Jahres schlossen sich nach verhältnismäßig kurzer, aber arbeitsreicher Lebenszeit die Augen des treuen Glaubensboten Logan zur letzten Ruhe. Bereits seit Sommer 1887 war übrigens Logan in der Person des Missionar Treiber ein Mitarbeiter zur Seite getreten; leider hat sich derselbe veranlaßt gesehen, im Frühjahr 1889 mit seiner Familie nach Amerika zurückzukehren, so daß gegenwärtig die Missionsarbeit in den Händen allein der beiden Laiengehilfen Worth und Snelling ruht. Die Zahl der Christen war in jenem leidvollen Jahre 1887 nicht unbeträchtlich gewachsen und dürfte sich jetzt auf ungefähr 900 — darunter 320 Erwachsene — beziffern. Ein Segen für die dortige Mission ist es, daß die Rucker bis jetzt nichts von Spirituosen wissen wollen.

So stellen denn die Karolinen westwärts von Ponape im allgemeinen ein günstiges, vielversprechendes Arbeitsfeld dar; denn in der kurzen Zeit von 14 Jahren sind hier 15 Christengemeinden mit c. 3800 Gliedern — darunter 1400 Erwachsenen — entstanden; auch die 13 Sonntagschulen mit 1200 und die ebenso zahlreichen Wochentagschulen mit 1000 Zöglingen zeugen von dem fröhlichen Wachstum der Arbeit. Da seit dem Jahr 1881 zu wiederholten Malen Abgesandte von den weiter westwärts gelegenen Karolinen — z. B. aus Pulowat und Wolea — nach Ruck mit der Bitte um Zusendung von Missionaren gekommen waren, so gedachte man schon 1886 für die Mission einen neuen Stützpunkt zunächst auf der Insel Yap zu suchen und von dort aus den westlichen Teil der Karolinen dem Evangelium zu erschließen. Da aber gerade damals die spanische Besitzergreifung vor sich ging, so wurde der Plan um einige Jahre verschoben, dürfte aber nunmehr bald zur Ausführung kommen, wenn nicht noch in letzter Stunde die spanischen Behörden Hindernisse in den Weg legen.

# Die dritte skandinavische Missionskonferenz in Christiania (2.—5. Juli 1889).

Von Propst J. Bahl in N. Aslev.

Die dritte skandinavische Missionskonferenz wurde nach vorausgegangenem Gottesdienste, bei welchem der greise, aber noch immer jugendfrische Pastor Sven Brun die Predigt hielt, Dienstag abend, den 2. Juli, unter dem Voritze des eben Genannten eröffnet; indes begannen die eigentlichen Verhandlungen erst am nächsten Tage. Die Liste der Konferenzteilnehmer wies 553 Namen, darunter 105 dänische, 61 schwedische und 1 finnischen auf. Jeden Tag wurde nur eine Versammlung von 4—5 Stunden Dauer mit kurzer Zwischenpause gehalten, welche mit einem Vortrag ohne darauffolgende Diskussion eingeleitet wurde. Am ersten Konferenztage sprach der norwegische Pastor G. Jensen über Jesu Wort: „Wenn ich erhöhet werde von der Erde, will ich sie alle nach mir ziehen.“ Am nächsten Tage hielt der schwedische Kirchliche Missionssekretär Dozent H. W. Tottie aus Upsala eine Gedächtnisrede auf den kürzlich verstorbenen schwedischen Missionar Dichterlong. Am 3. Tage bildete die Einleitung ein Vortrag des norwegischen Missionsinspektors L. Dahle — früher Missionssuperintendent in Madagaskar — über das Thema: „Freud und Leid des Missionars.“

Das erste zur Diskussion in der Missionskonferenz bestimmte Thema „Die aus dem gegenwärtigen Stande des Protestantismus und des Heidentums für die skandinavischen Kirchen erwachsenden gesteigerten Verpflichtungen zur Missionsarbeit“ wurde von dem schwedischen Pastor Strömberg aus Wönsteras — vormals als Baseler Missionar auf der Goldküste thätig — eingeleitet. Er zeigte bei einem Vergleiche zwischen der römisch-katholischen und evangelischen kirchlichen Statistik, daß die evangelische Kirche in den letzten Jahrhunderten weit mehr als ihre Gegnerin vorgegangen sei und daß ihr eine größere Lebenskraft innewohne; insgedessen seien auch die Aussichten für die evangelische Mission bessere, welche darin einen Antrieb zu immer energischerer Arbeit sehen müsse. Die Heidenwelt sei infolge der verbesserten Verkehrsmittel der Christenheit sozusagen vor die Thür gelegt und dies müsse zu um so ernstlicherer Missionsthätigkeit anspornen. Unter den skandinavischen Ländern stehe, was Missionsleistungen betrifft, Norwegen oben an, dann folge Schweden und Dänemark mache den Beschluß; im ganzen zählten die skandinavischen Kirchen über 100 Missionare und brächten jährlich 1 Million Kronen Missionsgaben auf.

Dieser Vortrag gab Veranlassung zu lebhaftem Meinungsaustausch. Zunächst wurde davor gewarnt, der Quantität zu große Bedeutung beizumessen auf Kosten der Qualität, mit welcher es, wie von mehreren betont wurde, besonders in der römisch-katholischen Mission schlecht bestellt sei. Während dann von der einen Seite hervorgehoben wurde, man habe keine Berechtigung, jede nicht römisch-katholische Missionswirksamkeit unter die Bezeichnung „protestantisch“ zusammenzufassen, um so weniger, als die evangelischen Landeskirchen Scandinaviens selbst öfters von seiten gewisser Missionsgesellschaften auf eine Stufe mit Heidenvölkern gestellt würden und zur Mission unter ihnen aufgefördert würde, wiesen andere Redner darauf hin, daß man auf dem Missionsfelde nicht

so sehr das Trennende betonen, sondern das Gemeinsame hervorheben solle. Von mehreren Seiten wurde die Zersplitterung in der von den skandinavischen Kirchen betriebenen Missionsarbeit beklagt; am meisten tritt dieser Übelstand in Schweden zutage, wo 9 verschiedene Missionsgesellschaften oder Kreise neben einander bestehen; weniger in Dänemark (4) und in Norwegen (2). Man sprach deshalb den Wunsch aus, daß überall da, wo skandinavische Missionsgesellschaften in demselben Lande arbeiten, eine gemeinsame Liturgie, Bibelübersetzung u. s. w. anzustreben sei. Ein völliger Zusammenschluß in der Missionsarbeit selbst, wie man ihn 1863 bei der Missionskonferenz in Malmö im Auge gehabt hatte, ließe sich nicht verwirklichen; jede Gesellschaft solle kräftig auf ihrem eigenen Gebiete vorwärts gehen und danach streben, die Arbeit zu vervielfachen. Übrigens war in gewissem Sinne ein Zusammenarbeiten in der Santalmission bereits zustande gekommen.

Das Thema, über welches am zweiten Konferenztage verhandelt wurde, rief wieder eine lebhafte Diskussion hervor, welche schließlich auf Grund der weitvorgesrittenen Tageszeit abgebrochen werden mußte. Es lautete: „Welche tiefe Wirkung des Evangeliums in religiöser und moralischer Hinsicht kann bei den aus dem Heidentum ausgetretenen Gemeinden erwartet werden?“ und wurde von Pastor Holm aus Gladsaxe, dem Vorsitzenden der dänischen Missionsgesellschaft, eingeleitet. Er wies darauf hin, daß man bei einer Prüfung der von der Mission erzielten Resultate leicht in den Fehler verfallen könne, einen idealen Maßstab anzulegen. Mancher, der in den zum Christentum übergetretenen Eingebornen ideale Menschen zu finden erwartete, fühle sich bei näherer Kenntnissnahme enttäuscht und zu hartem vorschnellen Aburteilen veranlaßt. Aber man dürfe nicht vergessen, daß ein Heide, welcher Christ werde, mit viel mehr brechen müsse, als einer, der sich in Christenlanden bekehre. Das jahrtausendealte Heidentum, in welchem das Volk gelebt habe, mache es schwer, allem solchen Wesen zu entsagen, namentlich in Indien, wo es soviel Mühe mache, freie Christen heranzuziehen und für die Neubekehrten so schwierig sei, das, was ihnen noch vom Heidentum her anhänge, abzustreifen. Man dürfe in den Missionsgemeinden nicht bessere Christen, als in der Heimat erwarten; es gelte, das Volk unter die Einwirkung des Christentums zu bringen, und man müsse Geduld haben, bis die ausgestreute Saat seinerzeit ihre Wirkung thue und Frucht in Gestalt von lebendigen, selbstbewußten, freigebornen Christen bringe. An diesen Vortrag schloß sich, wie schon bemerkt, ein sehr lebhafter Meinungsaustausch an.

Während einzelne bemerkten, man müsse das Banner des Idealismus hochhalten und es nicht aus den Augen verlieren, wurde von anderer Seite hervorgehoben, daß man sich nicht auf den idealen Standpunkt stellen und von ihm aus alles verwerfen solle, was sich ihm nicht anpassen lasse. Zugleich machte man geltend, wenn eine Mission, so bescheiden sie auch sonst sei, keine gläubigen Menschen als Frucht aufzuweisen habe, die trotz aller ihrer Unvollkommenheiten selig werden könnten, so sei sie nichts nütze.

Daß die Mission aber in Wirklichkeit solche Früchte zeitige, wurde von verschiedenen Seiten bezeugt, sowohl von denen, die infolge ihrer Wirksamkeit in der Leitung von Missionsgesellschaften Kenntnis davon hatten, als auch von Männern, die selbst auf dem Missionsfelde gearbeitet hatten, namentlich von



den Pastoren Dahle und Lindö. Der erstere wies zugleich darauf hin, wie es sich auf dem Missionsfelde ein wenig anders als zu Hause gestalte, insofern draußen in der Regel auf den inneren Fall alsbald der äußere folge, während daheim der innere Fall stattfinden und man sich von demselben wieder erheben kann, ohne daß andere es bemerken.

Am dritten Tage hielt zunächst Missionar Børresen aus Santalistan einen Vortrag über seine Mission; daran schloß sich der obengenannte Vortrag Pastor Dahles und ein Gruß von seiten der Brüdergemeinde aus dem Munde des Pastor Römer von Christiania. Hierauf hielt der Pastor Knudsen aus Drammen (Norwegen) einen Vortrag über „Die Bedeutung der Schultätigkeit und die Unterweisung der Heidenkinder für die Missionsarbeit.“ Die Aufgabe der Mission sei, das Evangelium zu verkünden. Wo das rein Kulturelle mit einbezogen werde, geschehe es, um der eigentlichen Missionsarbeit den Weg zu bahnen, wie es z. B. mit der ärztlichen Tätigkeit und mit der Schularbeit an den Heidenkindern der Fall sei. Die Unterweisung in der Christenlehre müsse die Hauptsache sein. Die Faulheit sei eine heidnische Sünde, und da das Familienleben eine so große Bedeutung habe, so müsse die Schule gleichzeitig danach streben, die Kinder zu fleißigen, tüchtigen Menschen heranzubilden; weibliche Missionsarbeiterinnen könnten hier von großer Bedeutung sein. Im übrigen müsse die Mission darauf hinarbeiten, sich selbst überflüssig zu machen. Wenn man hierbei eine andere Missionspraxis als die apostolische befolge, so sei dies doch im Grunde keine Abweichung; denn die wahre apostolische Missionspraxis bestünde darin, sich der Führung Gottes in der Missionsarbeit zu überlassen.

Hierauf hielt Pastor Beck von Orslev (Dänemark) einen Vortrag über: „Die wechselseitigen Beziehungen zwischen der äußeren und inneren Mission.“ Zum besseren Verständnis müssen wir die Bemerkung vorausschicken, daß in Dänemark mit dem Worte „innere Mission“ die junge Arbeit bezeichnet wird, welche das Ziel verfolgt, mittelst der Verkündigung des göttlichen Wortes Leben in die schlummernden Volksmassen zu bringen. Offenbar hatten verschiedene, welche das Wort ergriffen, den Redner mißverstanden, weil ihnen das Wort „innere Mission“ mit „christlicher Liebestätigkeit“ identisch war. Beck ging davon aus, daß äußere und innere Mission in unaufhörlicher Verbindung miteinander stehen müßten. Der Herr habe befohlen, alle Völker zu seinen Schülern zu machen; infolgedessen seien viele in den Jüngerstand eingetreten, die auf der niedrigsten Stufe stünden; unter diesen müsse innere Mission getrieben werden, damit sie in die Glaubensklasse aufrücken könnten. Erst wenn sie soweit gekommen wären, könnten sie anfangen, äußere Mission zu treiben. Von der lebendigen Christengemeinschaft sollten die Missionare ausgehen; bei ihr sollte die Leitung ruhen; nur so könne Segen vom Herrn erhofft werden; denn nur auf den Gaben der Gläubigen ruhe Segen.

Während von schwedischer Seite in manchen Punkten Widerspruch erfolgte (es fiel z. B. die Äußerung: „Selbst wenn der Teufel das Evangelium predige, würden die Menschen dadurch selig,“ wozu Professor Rudin von Upsala bemerkte, man müsse dann nach Jesu Beispiel noch etwas hinzufügen), fand Pastor Beck bei den dänischen Missionsfreunden, welche das Wort ergriffen, Zustimmung, wie ja auch der Vortrag besonders dänische Verhältnisse im Auge



hatte. Der Colporteur Svendsen aus Drontheim machte darauf aufmerksam, daß gerade in Norwegen die äußere Mission aus der inneren hervorgegangen sei, indem die ältesten Missionsfreunde dem von Hauge erweckten Kreise entstammten.

Nach Pastor Beck hätte eigentlich Propst Bahl aus Nörre Alslev (Dänemark) einen Vortrag über das Thema halten sollen: „Wie haben wir die Angriffe auf die protestantische Missionsthätigkeit zu beurteilen, welche theils von römisch-katholischer Seite, theils von wissenschaftlichen Reisenden, theils von Missionsfeinden innerhalb der evangelischen Kirche erfolgen?“ Aber um Raum für die an Pastor Beck's Vortrag sich anschließende Diskussion zu gewinnen, fiel auf Wunsch des Referenten dieser Vortrag aus.

Die Konferenz schloß mit einem Gottesdienste, in welchem Professor Rudin predigte. Während der Konferenz fanden übrigens in verschiedenen Kirchen Christianias Missionsgottesdienste statt; auch hielt im akademischen Missionsverein Propst Bahl einen Vortrag über „Das Studium der Missionswissenschaft.“

Die fremden Konferenzbesucher wurden in Christiania mit der größten Gastfreiheit aufgenommen und nicht nur zu einem Ausfluge nach einem der schönsten Punkte in Christianias prächtiger Umgebung, sondern auch noch von dem Missionsverein in Drammen zu einem Besuche dieser Stadt und der dieselbe umgebenden Berge eingeladen. Die nächste skandinavische Missionskonferenz soll wills Gott im Jahre 1893 in Kopenhagen abgehalten werden.

## Wie die ultramontane Presse „vernichtende Kritik“ übt.

Am 2. Juli 1889 hielt auf der Jahreskonferenz der Märkischen Missionsgesellschaft Pastor Herdieckerhoff einen Vortrag über „Mission und Sklaverei“, der jünſt auch als Broschüre erschienen ist (cf. Literatur-Bericht). Auf Grund eines Zeitungsreferates über den Inhalt dieses Vortrages wurde der genannte Pastor seitens der Redaktion des zu Letmathe (in Westfalen) erscheinenden ultramontanen „Märkischen Volksblatts“ „ersucht, um gütige Angabe auch nur eines Faktums, welches die in dem erwähnten Referate behauptete Äußerung: „es sei geschichtlich erwiesen, daß die kath. Kirche den Sklavenhandel begünstigt habe“, als richtig erscheinen läßt.“

Pastor H. erwiderte umgehend, daß er zwar für ein bloßes Zeitungsreferat nicht verantwortlich zu machen sei, sich aber vollinhaltlich zu der infriminierten Stelle bekenne. Unter den Quellen, auf die er sich berief, nannte er in erster Linie den bekannten Artikel: Die kath. Kongomission in der Allg. Miss.-Z. 1888, sodann die Akad. Vorträge von Döllinger und zu dritt die Kirchliche Korrespondenz für die deutsche Tagespresse 1889.

Darauf erschien nach einigen Tagen ein ziemlich langes Schreiben der in Rede stehenden Redaktion, aus dem wir jedoch nur den Anfang citieren, diejenige Stelle, welche uns hier allein interessiert, dadurch kennzeichnend, daß wir sie ein wenig einrücken.

„Wie wir gleich richtig vermuteten, haben Sie nur aus einseitig protestantischen und kirchenfeindlichen<sup>1)</sup> Quellen, Arsenalen des „Evangelischen Bundes“, für Ihren zu Hagen gehaltenen Vortrag geschöpft. Nach solchen Quellen ist es ja sehr leicht, die katholische Kirche zu verdächtigen und zu schmähen.

Was nun zunächst die von Ihnen angezogene „Allgem. Missions-Zeitschrift“ von D. Warneke bezw. den darin enthaltenen Artikel „Die kathol. Kongo-Mission“ betrifft, so scheint Ihnen die geradezu vernichtende Kritik, welche die katholische Presse diesem Nachwerk s. Z. zu teil werden ließ, nie zu Gesicht gekommen zu sein.

Aus Ihrem ferneren Hinweis auf Ign. v. Döllinger aber dürfte ein „urteilloses Publitum“ doch auf den ersten Blick ersehen, daß erklärte Feinde des Papsttums, wie gerade v. Döllinger, durchaus keinen Anspruch auf „strengste Wahrheit“ in solcher Sache machen können. Die sind ja die reinste Partei! Übrigens scheinen Sie v. Döllinger nur von seiner schwachen Seite zu kennen. Sein auf gründlichen Quellen-Studien fußendes und vor seinem Abfalle von der katholischen Kirche herausgegebenes Werk „Kirche und Kirchen“, in welchem er nachweist, wie gerade der Protestantismus die bürgerliche Freiheit immer mehr beeinträchtigt hat, scheint Ihrer „eingehenden Forschung“ bis dahin noch nicht zugänglich gewesen zu sein.“ Es gehört nun einmal zu den beklagenswerten Erscheinungen der Geschichte, daß Apostaten immer zu den größten und erbittertesten Schmähern der heiligen katholischen Kirche, der sie in beweinenswerter Blindheit den Rücken gekehrt, gehört haben. Der „Reformator“ von Wittenberg ist ja auch ein sprechender Beweis hierfür.

Das Organ des hegerischen „Evangelischen Bundes“, die „Kirchliche Korrespondenz für die deutsche Tagespresse“, auf welche Sie uns an dritter Stelle verweisen, einer näheren Beachtung zu würdigen, werden Sie uns doch wohl nicht gut zumuten dürfen.“

Da ich nun in der That begierig war, die „geradezu vernichtende Kritik“ kennen zu lernen, welche „die kathol. Presse“ dem angezogenen, quellenmäßig so fundierten und durch historische Objektivität ausgezeichneten Artikel der A. M. Z. s. Z. hat zu teil werden lassen, so bat ich die Redaktion des genannten Blattes, mir gef. diejenigen Orte namhaft zu machen, welche die betreff. Kritik enthielten.

Auf diese Aufforderung erlaubte sich die Red. des Märkischen Volksbl. mir folgenden Brief zu schicken:

„Ew. . . erwidern wir auf die gefl. Anfrage von gestern umgehend, daß das „Westf. Volksbl.“ zu Paderborn — und, irren wir nicht, auch die „Germania“ — dem Artikel „Die kathol. Kongo-Mission“ in Ihrer Allgem.

1) Der Sperrdruck gehört dem Originale an.

Miss.-Z. die „vernichtende Kritik“ s. Z. angeheißen ließ. Sie wollen sich also gest. dorthin wenden.

Zu der Nr. 96 unseres „Märk. Volksbl.“ vom 13. August gaben wir das Urteil eines gelehrten und in der geschichtlichen Literatur sehr bewanderten lieben Freundes unseres Blattes wieder. Derselbe hatte sich auf unsere Veranlassung (und weil uns die betr. Ausgabe Ihrer Zeitschrift nicht zur Hand war) der Mühe unterzogen, die vom Herrn Prediger Herdieckerhoff gegen uns angeführten Artikel Ihrer Zeitschrift durchzulesen. Das Urteil unsers Freundes lautete wie folgt:

„Der Verfasser jener Artikel in Warnacks „Missions-Zeitschrift“ ist ein Pastor Pfothenhauer in Dudenfen, der von der Studierstube aus Verhältnisse kritisieren will, von denen er keine Ahnung zu haben scheint. In dem Artikel 15. Bd. Mai 1888 und folgenden wird allerdings behauptet, die Kongo-Mission habe sich an dem Sklavenhandel beteiligt und werden Beweise dafür in Aussicht gestellt. Ich habe nun die langen, ungenießbar geschriebenen Artikel, welche hauptsächlich in Excerpten aus alten Quellen bestehen, durchgelesen, aber keine Spur von Beweis gefunden. Der Verfasser ist zwar mit Fragezeichen, Ausrufungszeichen, Sperrdruck, Fettdruck und anderen Zeichen seines „unparteiischen Gemüthes“ sehr freigebig, versteht gewöhnlich die Berichte seiner Quellen mit verdächtigenden oder ironischen Glossen, aber auf einen Beweis für irgendwelche Beteiligung der Jesuiten oder anderer Missionare am Sklavenhandel bin ich nicht aufmerksam geworden.““

Was nun diesen Urteilen noch abgehen sollte, finden Sie in den gerade jetzt gegen Sie gerichteten „Gottlieb-Briefen“ der Germania, in denen auch Ihrer Wahrheitsliebe die rechte Würdigung zu teil wird, vervollständigt.

Letmathe, 6. Sept. 1889.

Ergebenst!

Redaktion des „Märk. Volksbl.“. Schäfers.“

Da dieser Brief absolut keine Antwort auf meine Anfrage war, so richtete ich unter dem 9. September nochmals ein Schreiben an die genannte Redaktion, welches also lautete:

Rsch., d. 9./9. 89.

„An die Redaktion des Märk.<sup>1)</sup> Volksbl. in Letmathe.

Ihre ausweichende Antwort vom 6. Sept. auf meine neuliche Bitte, betreffend die Angabe derjenigen Quellen, welche „die geradezu vernichtende Kritik“ enthalten über „das Machwerk“ der A.-M.-Z.: Die kath. Kongo-Mission nötigt mich, diese Bitte zu wiederholen.

Die Red. Ihres Blattes hat die betreffende Behauptung aufgestellt. Da Sie es zweifellos als gewissenlos bezeichnen würden, wenn eine Red. eine solche Behauptung wagen würde ohne 1. die verurteilte Arbeit und 2. die sie verurteilende Kritik vor sich gehabt und aufs gründlichste geprüft zu haben, so werden Sie es billig finden, daß ich wenigstens zu verlangen ein Recht habe, mir die cit. Angaben über jene „geradezu vernichtende Kritik“ so genau zu machen, daß ich sie, um mit Jaussen zu reden, „verifizieren“ kann, d. h. mit Titel, Jahres-, Nummer- und Seitenzahl. Sie aber haben sich mit einer

<sup>1)</sup> Meine Verwechselung des Märk. mit dem Westf. Volksbl. beruht auf einem Druckfehler in der H'schen Broschüre S. 30, Z. 5 v. u.

allg. Hinweisung auf das Westf. Volksbl. und einem, „wenn ich nicht irre“, betreffs der Germ. abgefunden.

Sowohl über Ihre wohlfeile 18zeilige Abfertigung des qu. Artikels der Allgemeinen M.=Z., ohne allen Zweifel der quellenmäßigsten und gründlichsten Arbeit über die alte Kongomission — und ich glaube durch eine nun 20jährige quellenmäßige Beschäftigung mit der Mission, der evang. wie der kath., auf diesem Gebiet ein einigermaßen kompetenter Beurteiler zu sein —, wie über Ihre charakteristische Schlußanspielung auf die „Wahrheitsliebe“ eines Mannes, den Sie sicher nicht persönlich, und dessen Schriften Sie vermutlich auch nicht kennen, halte ich es nach dem Tone Ihres Schreibens nicht für angemessen, in eine briefliche Diskussion einzutreten.

Ergebenst

Warned.

Auf dieses zweite Schreiben habe ich bis auf den heutigen Tag (27. Oktober) keine Antwort erhalten. Ich wartete absichtlich mit einer öffentlichen Besprechung, weil ich annehmen mußte, die Red. werde mir triumphierend die gewünschten Angaben machen, wenn dieselben überhaupt vorhanden waren. Der Grund des Schweigens ist daher vermutlich kein anderer als der: die Redaktion weiß keine Antwort. So lange sie mir diese Antwort in einer befriedigenden Weise nicht erteilt, behaupte ich: sie hat gewissenlos gehandelt; nicht bloß, indem sie sich in renommistischer Vornehmthueri erdreistete, eine Quellenarbeit ersten Ranges als ein „Machwerk“ zu beschimpfen, sondern noch mehr, indem sie eine „geradezu vernichtende Kritik“ fingierte, die in der That gar nicht existiert. Ich konstatiere auf grund der obigen Zuschrift folgendes: 1. die großsprecherische Redaktion des Märk. Volksbl. hat den von ihr beschimpften Artikel der A. M.=Z. nie auch nur zu Gesicht bekommen, geschweige ihn geprüft; 2. sie hat auch keine „geradezu vernichtende Kritik“ desselben vor sich gehabt; denn daß eine solche angeblich in der „Germania“ gestanden, weiß sie ebensowenig, wie sie imstande ist, die Nummer des Westf. Volksblattes anzugeben, welche sie enthalten haben soll. Erst nachdem die Red. von Pastor H. auf den Kongoartikel der A. M.=Z. aufmerksam gemacht worden war, hat sie den „in der geschichtl. Lit. sehr bewanderten lieben Freund“, „weil ihr selbst die betreffende Ausgabe (sic!) der A. M.=Z. nicht zur Hand war“, gebeten, sich der Mühe einer Ansicht zu unterziehen. Jeder wahrheitsliebende Mensch wird eine also handelnde Redaktion gewissenlos nennen.

Es ist eine naive Einbildung der ultramontanen Presse, die sich besonders komisch macht bei der Red. eines ordinären und inhaltlich unbedeutenden Lokalblattes, daß sie glaubt, uns ins Bockshorn zu jagen und geschichtliche Thatfachen aus der Welt zu schaffen, wenn sie mit der vornehm-spöttischen Miene überlegener Sachkenntnis ein Verdammungsurteil



über Arbeiten fällt, deren Gründlichkeit auch nur zu würdigen ihr die Fähigkeit abgeht. Was für ein Licht wirft es auf die Red. des Märk. Volksbl., daß dieselbe nicht einmal zu empfinden scheint, wie geradezu lächerlich sie sich macht, indem sie die wahrhaft bedeutende, wesentlich aus einem Mosaik der unanfechtbarsten römischen Originalquellen bestehende, über 7 Bogen umfassende Leistung Pfotenhauers durch ihren „in der geschichtlichen Literatur sehr bewanderten lieben Freund“ auf 18 inhaltslosen Schmalzeilen „vernichten“ läßt!! Und was für eine Vorstellung muß eine solche Red. von ihrem Leserkreis haben!!

Weiter uns mit der Red. des Märk. Volksbl. zu befassen, haben wir keine Neigung. Auch dazu nicht, uns auf eine Kritik der katholischen Kongo-Missionsgeschichte einzulassen, welche der diesjährige Berliner Bonifatius-Kalender bringt. Diese Geschichte ist offenbar geschrieben im Gegensatz zu der Pfotenhauerschen Darstellung und zeigt abermals, daß auch die quellenmäßigste Kritik den Bann nicht zu brechen vermag, unter welchem die tendenziöse Legende die kathol. Geschichtsschreibung geknechtet hat. Nur das wollen wir ihr zur Beruhigung noch bemerken, daß wir beabsichtigen, mit dem Verfasser der „Gottlieb“-Briefe der „Germania“, obgleich derselbe den in Rede stehenden Artikel mit keinem Worte berührt, ein öffentliches Zwiegespräch zu halten, welches der so siegesgewissen Red. vermutlich nicht sehr gefallen wird.

Wd.

## Missionsrundschau.

### II. Afrika.

Westafrika. In seiner Bihé-Mission hat der American Board die 4. Station: Chisamba oder wie sie bisher hieß: Olimbunda errichtet, wie es bis jetzt scheint unter der Gunst des dortigen Häuptlings und der Bevölkerung. In Bailundu, der Hauptstadt, besteht bereits seit länger als einem Jahre eine kleine christliche Gemeinde, aus deren Mitte man jetzt nicht nur zwei Diakonen, sondern auch schon einen Pastor gewählt hat, wie uns scheint eine amerikanisch doktrinaire Verfrühung, zumal die Glieder der betreffenden Gemeinde sämtlich noch nicht 20 Jahre alt sind (Miss. Her. 1889, 66. 110. 192. 287. 335). Selbständigkeit der eingebornen Christen ist und bleibt das unverrückbare Missionsziel; aber das Ziel ist doch nicht der Anfang und Erziehung besteht doch nicht darin, daß man Kinder wie reife Männer behandelt. Selbst die Wesleyaner sind durch Erfahrung klug geworden und kennen jetzt, daß trotz ihrer jahrzehntelangen Arbeit in Westafrika ihre dortigen, eingebornen Gehilfen noch recht unreif seien (Rep. 1889, 3), eine Erfahrung, welche übrigens auch die Church M. S. in ihrer Nigermision gemacht zu haben scheint. Also: Geduld!

Über die Zustände im Kongostaate lauten die Berichte sehr widersprechend; während die offiziellen alles im rosigten Lichte erscheinen lassen und besonders auch über den oberen Kongo die günstigsten Nachrichten verbreiten, entwerfen uninteressierte Berichterstatter ziemlich schattenreiche Bilder. Jedenfalls unterliegt das keinem Zweifel, daß die Araber sowohl vom Osten wie vom Norden her beständig am Vordringen sind und daß der Sklavenhandel kongoaufwärts schwunghaft betrieben wird. Zum Schutze für den Verkehr wie zur Deklaration der europäischen Besitzergreifung werden sowohl am Aruwimi wie am Sankulu seitens der Regierung des Freistaats befestigte Lager mit je 600 Mann Besatzung eingerichtet. Überhaupt stehen im Dienste der Kongo-Regierung zur Zeit 8 Kompanien regulären, aus Eingebornen gebildeten Militärs, welche von Boma aus bis zu den Stanleyfällen und dem Aruwimi ihre festen Garnisonen haben (*L' Afrique* 1889, 169).

Mit der projektierten Kongoeisenbahn scheint es ernst zu werden. Belgische Ingenieure haben die Vermessung bereits beendet und es handelt sich jetzt um die Aufbringung des Kapitals von 25 Millionen Frank. Ausgangspunkt der Bahn ist die Station Matadi am Südufer des unteren Kongo, bis wohin Schiffe mittleren Tiefgangs gelangen können, als Endpunkt ist Kinshassa am Stanley Pool in Aussicht genommen. Als Arbeiter hofft man nur Afrikaner verwenden zu können. (*Geogr. Mitteilungen* 1889, 183. *L' Afrique* 1889, 200. 234. *Bapt. Miss. Mag.* 1889, 328). Kommt die Bahn wirklich zustande und reutiert sie sich, so wird sie eine wichtige Epoche in der Kulturgeschichte Afrikas bezeichnen und auch für die Missionsgeschichte von der größten Bedeutung werden, da dann sicherlich auch im Osten versucht werden wird, was im Westen gelungen ist. Der Pfiff der Lokomotive in West- und Ostafrika wird ohne Zweifel auch das Totengeläut des Sklavenhandels.

Was nun die Kongo missionen betrifft, so unterhalten die englischen Baptisten auf 6 Hauptstationen jetzt 18, die amerikanischen gleichfalls auf 6 Hauptstationen 17 Missionare ungerechnet die verheirateten und unverheirateten Frauen. Beide haben auch im vergangenen Jahre neue Verluste ihrer Arbeiter durch den Tod erlitten. Während die ersteren, obgleich sie früher am Platze waren, außer in San Salvador und Ngombe es noch nicht zu einer Gemeindebildung gebracht, zählen die letzteren bereits in 4 Gemeinden 290 members und allein im Jahre 1888: 103 — selbstverständlich erwachsene Getaufte. In San Salvador sind 1888 die Erstlinge getauft worden: 22 Männer und Frauen, während über 100 Kinder die Schulen besuchen. Der arme, nominell katholische, in Wirklichkeit heidnische „König“ sitzt zwischen 2 Stühlen, und weiß nicht recht, ob er es mit den protestantischen oder mit den römischen Missionaren halten soll. Seit die englischen Baptisten ihre Arbeit in San Salvador begonnen, haben sich nämlich auch die römischen Missionare wieder eingestellt und seit einiger Zeit befindet sich auch eine aus 30 Soldaten bestehende portugiesische Garnison hier. Erfreulicherweise vertritt der sie befehligende Resident auf Grund des Berliner Vertrags das Princip der Religionsfreiheit. — Beiläufig bemerkt ist es endlich gelungen, zwischen San Salvador und den eigentlichen Kongostationen den direkten Weg zu eröffnen. Siehe die interessante Reisebeschreibung im *Bapt. Her.* 1889, 16 ff.

Schreckliche Dinge berichten die englischen Missionare von der neuen Station Bolofo, am oberen Kongo. So sahen sie z. B. den Leichnam

eines Mannes in den Zweigen eines Baumes hängen und erfuhren, daß die Häuptlinge soeben eine gemeinschaftliche Beratung gehabt, in der sie u. a. den Preis für Sklaven und Nahrungsmittel festgesetzt. Gleichsam um diese Abmachung zu besiegeln, haben sie dann gemeinschaftlich einen Sklaven gekauft, getötet und auf den Baum gehängt. Ein andrer Fall. Ein junger Mann war gestorben; als man sein Grab gemacht, wurde eine seiner Frauen lebendig hineingesetzt und der Leichnam auf ihren Schoß gelegt, nachdem bereits tags vorher 4 unglücklichen Opfern die Köpfe abgeschnitten worden waren.

„Das ist in der That ein Land voll Finsternis und Grausamkeit“, das des Evangeliums dringend bedarf (Bapt. Her. 1889, 48. 180). „Das ganze Land — heißt es ebend. S. 358 — ist zerfleischt von Streit, Gewaltthat, Grausamkeit, Schurkerei, Niederträchtigkeit, Aberglaube, Mord und was es sonst an Unrecht giebt.“ — Auf der durch die vorjährige Erweckung besonders bekannt gewordenen Station Banza Manteka haben die Christen sowohl eine Verfolgung seitens der Heiden als eine Pockenheimsuchung durchzumachen gehabt, eine Anfechtung, welche manchen vom Übertritt zum Christentum abgehalten und manchen Christen in seinem Glauben vorübergehend erschüttert hat. Bei alledem war Gottes Hand in allerlei Gerichten, welche über die Verfolger der Christen hereinbrachen, deutlich erkennbar und wuchs die Gemeinde durch neue Taufen (Bapt. Mag. 1889, 347).

Obgleich innerhalb der bereits besetzten sehr ausgedehnten Kongo-Gebiete Missionsarbeit in solcher Hülle und Fülle vorliegt, daß auch eine verzehnfachte Arbeiterschar sie in Jahrzehnten nicht bewältigen könnte, so treibt das ungeduldige Afriafieber schon wieder zu einem neuen, in weite Ferne führenden Missionsunternehmen. Während die amerikanischen Baptisten in anerkennenswerter Rührtheit schreiben, daß bei der äußerst schwierigen Verbindung der Inlandstationen mit der Küste sie es nicht wagten, die Mission immer weiter im oberen Kongothale vorzuschieben, melden sie mit Befriedigung, daß im Anschluß an ihre Mission englische Freunde, nämlich der bekannte Grattan Guinneß mit Frau es thun wollen. Dieses Ehepaar hatte bekanntlich schon die sog. Livingstone Inland-Mission ins Leben gerufen, die ihnen dann über den Kopf wuchs und an die amerikanischen Baptisten abgegeben werden mußte. Jetzt sendet es nun unter der Führung eines Rev. Pittrick eine aus dessen Weib, einer andern unverheirateten Dame und 5 Männern bestehende Missionskarawane hinauf zur Aquatorstation, um von dort aus zu dem Volk der Balolo zu gehen, das angeblich 10—12 Millionen Seelen stark sein und nur eine Sprache reden soll (Bapt. Mag. 1889, 294). Bei aller Anerkennung des gewiß von hohem Glaubensmut getragenen Opferfinns dieser Afrika-Pioniere können wir diese unsre Missionskräfte zerstreuende ungesunde Hast, mit der man sich immer weiter in das unbekannte Innere Afrikas vorwagt, ohne im Rücken eine durch gefestete Missionsstationen gewonnene Verbindungslinie zu besitzen, nur beklagen, sie wird auch gewiß noch viele teure Opfer fordern, die eine weisere Missionsstrategie hätte vermeiden können. Es würde viel mehr ausgerichtet werden durch Konzentration und langsames Vordringen.

Wir haben ganz den gleichen Eindruck von dem mutigen und opferreichen Mr. Arnot, der ganz auf eigne Hand am Sambesi missionierte und dann über Bihe zurückkehrte (A. M.-Z. 1886, 331. 339. 556) und jetzt eine neue Afrikafahrt von Angola aus und zwar in Verbindung mit seiner Frau und



einigen andern Begleitern anzutreten gedenkt. Gewiß in seiner Art ein Heros, aber ob ein „Bahubrecher“, wie die Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden (1889, Nr. 10), oder le missionnaire-explorateur, wie die Revue des miss. cont. (1889, 97) ihn bezeichnen, das ist doch die Frage. „Bahubrecher“ haben wir leidlich genug, aber an Bauleuten fehlt's. Wir kommen übrigens demnächst auf ihn und sein inhaltreiches Buch zurück. So geht — um in diesem Zusammenhange das gleich zu erwähnen — ebenfalls auf eigne Hand nur in einem ganz losen Zusammenhange mit der Ch. M. S. als Freimissionar ein junger begeisterter Mann, Chr. Wilmot Brooke, via Niger in den Sudan, um unter der dortigen mohammedanischen Bevölkerung zu missionieren (Int. 1889, 279. Rep. Ch. M. S. 1888/89, 25. Revue 1889, 223). Ganz abgesehen davon, daß jetzt kaum die geeignete Zeit sein dürfte in dem fanatisch mohammedanischen Sudan eine Mission zu beginnen, so erscheint uns diese ganze auf eigne Faust getriebene „Freimission“ als eine zur Atomisierung führende Verirrung der frommen Freiheit. Was wir im heutigen Stadium der Mission brauchen, das ist Konzentration, Organisation.

Daß und warum die amerikanischen Presbyterianer einen Teil ihrer Missionsarbeit am Gabun und in dem französischen Kongodistrikt (am Ogowé) haben in die Hände der Pariser M.-G. legen müssen, ist unsern Lesern bekannt. Ihre dadurch freigewordenen Kräfte haben die Presbyterianer nun im südlichen Teile des deutschen Kamerungebiets (Batanga) stationiert, nachdem die Leiter der Mission in Berlin die Zusicherung freier Bewegung erhalten. Predigt und Unterricht in der Volkssprache soll deutscherseits in keiner Weise beschränkt werden; nur die Bedingung ist gestellt worden: wenn überhaupt eine fremde Sprache (bzw. in einer fremden Sprache) gelehrt wird, so muß es die deutsche sein (Church at h. and abr. 1889, 535).

Über die gegenwärtige Lage der Baseler Mission in Kamerun siehe diese Ztschr. S. 427.

Betreffs der Nigermision giebt der neueste Jahresbericht der Ch. M. S. folgende Statistik: Stationen 14 bzw. 16; Eingeb. ordin. Geistliche (ohne den Bischof) 10; Eingeb. Laienlehrer, männliche 20; weibliche 20; Eingeborne Christen 4223; und zwar a) getaufte 2579; b) Katechumenen 1644; Kommunikanten 871; Tausen im Jahr 1888 132; Schüler 614; Missionsbeiträge c. 9040 Mk.

Große Freude hat der greise, nun 80jährige Bischof Crowther in der letzten Zeit besonders über die Vorgänge in Bonny, der ältesten Station und jetzt auch größten und blühendsten christlichen Gemeinde im Nigerdelta gehabt. Denn erstens ist dort eines der abscheulichsten Bollwerke afrikanischen Heidentums, der mit massenhaften menschlichen Schädeln geschmückt gewesene Itubatemple von den Eingebornen selbst zerstört worden (M. M.-Z. 1889, Beibl. S. 14). „Zahrc Hundertlang haben europäische Kaufleute zu oder in der Nähe von Bonny gelebt, aber irgend eine Besserung der heidnischen Zustände haben sie nicht bewirkt.“ Und zweitens ist ganz aus den Mitteln der Eingebornen (für c. 40 000 Mk.) eine neue, zur bischöflichen „Kathedrale“ erhobene Kirche hier gebaut worden, bei deren Einweihung 8144 Personen sich beteiligten. Auch in Braß scheint die Macht der Götzen immer mehr im Sinken begriffen zu sein, während in Neukalabar und Otrika, gleichfalls im Nigerdelta liegenden Stationen solche heidnischen Greuel wieder aufgelebt sind,



wie man sie vor 25 Jahren zu Anfang der Mission gewohnt war, nämlich Menschenopfer und Menschenfressereien! Im Archidiaconat des oberen Niger hat die Mission fortwährend mit solchen Greueln zu kämpfen. Auf der Station Asaba brach geradezu eine Revolution aus, als die Opferung mehrerer Sklaven verhindert werden sollte. Die Beamten der Königl. Niger-Kompanie, deren Polizeistation von der aufgeregten Bevölkerung gestürmt werden sollte, brannten dann einen Teil des Orts mitsamt dem berühmten Gözentempel nieder und erhielten als Friedensbedingung die Zusicherung, daß hinfort die Menschenopfer aufhören sollten. Auch in dem benachbarten Onitscha ist das Heidentum von neuem aufgelebt. Nicht weniger als 16 Personen sind im Laufe des letzten Jahres gestorben infolge des Giftrankes, zu dem sie verurteilt waren, weil man sie der Zauberei beschuldigte. Leider ist auch eine Anzahl getaufter Christen zurückgefallen und gehört jetzt zu den fanatischsten Gözendienern. Dazu suchen die Romanisten, welche sich eingedrängt haben, das Werk der Ch. M. S. möglichst zu zerstören. Auf den noch nördlicheren Stationen, wo mit der Finsternis des Heidentums sich vielfach auch noch der Fanatismus des Mohammedanismus verbindet, ist „der Ausblick wolken dunkler als je“ (Rep. Ch. M. S. 1888/89, 27).

Aus dem Yorubalande kann weder die kirchliche noch die weltliche M.-G. einen beträchtlichen Fortschritt berichten. Es geht langsam vorwärts, ohne daß etwas Bedeutendes geschieht. Bemerkenswert ist, daß die 7167 Christen (2762 Kommunikanten) der Ch. M. S. im vorigen Jahre 43 665 Mk. kirchliche Beiträge geleistet haben. Die bisher dem Sierra Leone-Bistum unterstellte Yorubamission soll demnächst einen eignen Bischof, aber einen europäischen erhalten; zur Einsetzung eines eingebornen Bischofs „hält man die Zeit noch nicht für gekommen.“ — Der durch römische Missionare eingefädelte Versuch: Abeokuta unter französisches Protektorat zu bringen und mit diesem Protektorat „die Protestanten aus dem Lande zu jagen und ihr Eigentum in den Besitz der Katholiken zu bringen“ ist vorläufig glücklich vereitelt und hätte beinahe die Vertreibung der römischen Priester zur Folge gehabt. — Lebhafteste Klage wird geführt über die jährlich wachsende Einfuhr von Branntwein und die dadurch verursachte Zunahme der Trunksucht (ebd. 19), eine Klage, die aus allen dem europäischen Handel erschlossenen afrikanischen Ländern je länger desto lauter gen Himmel schreit, und doch endlich einmal auch bei denjenigen Menschen Gehör finden wird, welche die Macht besitzen, diesen Leib und Seele mordenden Handel wenigstens einzuschränken!

Von der Sklavenküste hat im letzten Jahre die Norddeutsche M.-G. bezüglich der Zahl ihrer Christen keinen eigentlichen Fortschritt zu melden, wesentlich infolge des Wechsels der Arbeiter und kriegerischer Ereignisse. Wohl aber hat sich das Werk innerlich konsolidiert, öffnet sich immer mehr das Land, und ist die Gründung eines Diaconissenhauses in Keta wie einer Gesundheitsstation in Avatime in der Ausführung begriffen (Jahresb. 1888/89 u. Monatsbl. 1889, Nr. 9).

Auf der Goldküste haben die Baseler nach dem sturmreichen Vorjahre eine Zeit ruhiger ungestörter Entwicklung gehabt. In Akem erholen sich nach der Verfolgung die Gemeinden nur langsam wieder. Vor Ausbruch der Verfolgung zählte man dort 1413 Christen, jetzt erst wieder 1266. Manche der während der Verfolgung Abgefallenen sind auf Probe wieder aufgenommen und

unter Kirchenzucht gestellt, 60 mußten ganz ausgeschlossen werden. Von mancher älteren Station wird geklagt über einen Rückgang des innern Lebens, besonders über Verwahrlosung der Jugend. Es ist das eine Erfahrung, die in vielen älteren Missionen gemacht wird und die lebhaft an die Sorgen erinnert, welche das kirchliche Leben in der heimatlichen Christenheit macht. Trotzdem hat die Mission sich ausgedehnt und zwar räumlich nach Osten wie nach Westen hin und numerisch, indem die Gesamtzahl der Christen auf 8224 gestiegen ist (Heidenbote 1889 Nr. 8). In welcher Weise die Baseler Mission auch für das äußere Wohlergehen ihrer Christen sorgt, darüber giebt ein Bericht im Beiblatt über eine Versammlung der Gem.-Ältesten von Asem einen lehrreichen Bericht.

Die Wesleyaner, welche Ende 1888 in ihrem Goldküstendistrikt noch 18 291 Christen zählten, bekennen, daß sie vor einigen Jahren bei der Aufnahme von Heiden in ihre Gemeinden es an der nötigen Sorgfalt haben fehlen lassen und daher eine Sichtung vorzunehmen genötigt gewesen sind (Rep. 1889, 104) — eine Erfahrung, von der man wünschen muß, daß sie einen korrigierenden Einfluß übe auch auf die seitens mancher Kenner ihrer Arbeit beklagte Oberflächlichkeit auf andern Missionsgebieten.

In dem ausführlichen, lehrreichen und im ganzen hoffnungsvollen Bericht, welchen der Bischof von Sierra Leone am Schluß des zweiten Trienniums seiner Amtsführung erstattet (Int. 1889, 485) und auf den wir demnächst in einem besondern Artikel zurückzukommen gedenken, wird, wie von den meisten afrikanischen, besonders westafrikanischen Missionsgebieten über den unheilbringenden Branntweinhandel und die durch ihn vermehrte Trunksucht geklagt. Der Bischof hat jetzt die Enthaltensamkeits-Gesellschaft der Kirche von England eingeladen, eine Visitation in Sierra Leone zu veranstalten, um die himmelschreienden Thatfachen an Ort und Stelle kennen zu lernen und auf Grund dieser Kenntnis die öffentliche Meinung daheim zu beeinflussen, daß endlich energische Schritte geschehen, um Afrika von einem Fluche zu befreien, der noch verderblicher auf seinen Bewohnern lastet als der Sklavenhandel (ebd. 493). Und auch wir in Deutschland sollen und wollen nicht müde werden, dieses ceterum censeo zur Zeit und zur Unzeit immer zu wiederholen: der afrikanische Branntweinhandel muß eingeschränkt werden.

Sehr wenig bekannt ist eine eigenartige Mission, welche unter der Führung von Mr. Baldwin im südlichen Marokko (Magador), also unter Mohammedanern, seit einigen Jahren getrieben wird. Die zur Zeit 6 britischen Missionare, welche aber auf baldige Vergrößerung ihrer Zahl aus Schottland rechnen, bekennen, daß sie sich streng an die Matth. 10 den Aposteln gegebene Instruktion halten: „nicht Gold noch Silber noch Erz in ihren Gürteln haben, auch keine Tasche zur Wegfahrt, nicht 2 Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stöcken.“ Sie missionieren also beständig reisend ohne in Verbindung mit einer Gesellschaft zu stehen, ohne einen Pfennig Gehalt zu beziehen, ein Leben der Armut führend, lediglich auf den Unterhalt angewiesen, welchen ihnen die dortigen Eingebornen gewähren. Mit großer Begeisterung versichern sie, daß ihr himmlischer Vater sie nicht Mangel leiden lasse und daß gerade diese Methode ihrer Predigt Einfluß verschaffe. Ihre Versammlungen, wöchentlich 16 in arabischer und 8 in englischer Sprache, seien gut besucht und trotz heftigster Verfolgungen, Einkerkelungen u. s. w. seien auch nicht wenige bereits gläubig geworden, manche getauft (Miss. Rev. 1889, 525). Alle Hochachtung vor

diesen Männern; aber wir wollen doch erst einige Jahre warten, bevor wir Lobredner ihrer Methode werden. Die Instruktion Matth. 10 ist jedenfalls nicht zur buchstäblichen Befolgung für die heutigen Missions-Verhältnisse gegeben, denn es steht ausdrücklich in ihr: „gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte, sondern gehet hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel.“

Einen großen Verlust hat die Sache der Mission in Aegypten erlitten durch den am 9. März in ihrem 65. Jahre erfolgten Tod des Fräulein Whately, einer Tochter des früheren (evang.) Erzbischofs von Dublin. Im Winter 1860/61 besuchte sie Aegypten ihrer Gesundheit wegen, wurde von dem Elend der vernachlässigten eingeb. Mädchen ergriffen und begann bald eine von Gott immer mehr gesegnete Erziehungsthätigkeit, welche zuletzt 6—700 Kinder beiderlei Geschlechts in ihren Missionschulen sammelte, eine Thätigkeit, an welche sich seit einer Reihe von Jahren auch eine medical mission angeschlossen und auf welche sie ihr eignes ganzes Vermögen verwendete. Fräulein Whatelys Einfluß ging aber weit über ihre Schulthätigkeit hinaus, indem sie auch die hunderte im Auge behielt, welche ihre Schule verlassen hatten und sie genoß ganz allgemein auch in mohammedanischen Kreisen einer ungetheilten Achtung. Ihre Schwester wird in Gemeinschaft mit einer Frau Shatoor das Werk fortsetzen (Church at h. and abr. 1889, 243. Miss.-Bl. des Frauen-V.'s für christl. Bildung des weibl. Geschl. im Morgenlande 1889, 149).

Endlich noch einige Bemerkungen über Madagaskar. Was zunächst die Statistik betrifft, so müssen wir dieselbe Beschwerde über die Lückenhaftigkeit der Tabellen gegen die Londoner M.-G. erheben, wie wir es bereits gelegentlich der Erwähnung ihrer südafrikanischen Missionen gethan (vergl. S. 488). Die betreffende Tabelle (Rep. 1889, 159 f.) giebt als zur Londoner M.-G. gehörige madagassische Christen in Summa 198 736, Kommunikanten gar nur 43 135 an. Ich erschrak, als ich das las, denn in dem Jahresberichte pro 1888 lauten die betreffenden Zahlen: 236 862 bzw. 50 435, in dem pro 1887: 230 418 bzw. 61 723 und in dem pro 1880 gar 253 182 bzw. 70 125. Geht denn die Zahl so zurück? oder liegt hier nur ein unverantwortlicher statistischer Wirrwarr vor? das letztere ist zweifellos der Fall. -- In dem einen Jahresberichte fehlen aus 2, 3, 4, in dem andern aus 5, 6, in einem dritten aus noch mehr Distrikten die Zahlen; aber addiert wird jedesmal, und die Summe der zufällig eingegangenen Distriktsstatistiken figurirt dann als die wirkliche Gesamtsumme. So fehlen z. B. in der statistischen Tabelle pro 1889 allein aus der Provinz Imerina die Berichte aus 3 großen Distrikten mit zusammen 250 Gemeinden und vermutlich c. 38 000 Christen. Warum setzt man, wenn ein Bericht über das letzte Jahr noch nicht vorliegt, nicht die Zahlen aus dem Vorjahre ein, um wenigstens annähernd eine richtige Gesamtsumme zu erhalten? Oder verdeckt diese verwirrende Statistik einen wirklichen Rückgang? Es war ja ganz in der Ordnung, daß nach der Zeit der Masseneinfutung in die christliche Kirche vor c. 20 Jahren eine große Sichtung stattfinden mußte. Noch der Jahresbericht pro 1873 giebt 280 476 Christen und 67 385 members an. Man kann die Independenten nur loben, daß sie nicht mit großen Zahlen bloßer Namenschristen Parade machen wollten und daß sie jahrelang damit fortfuhren, ihre Gemeinden von totem Ballast zu reinigen. Aber ist denn dies Sichtungsgeschäft



noch immer nicht zu Ende? Verringert sich die Zahl der Christen noch fortwährend? Man weiß es nicht, weil die lückenhafte Statistik keinen wirklichen Einblick gestattet. Es ist daher dringendes Bedürfnis, daß endlich die Londoner M.-G. für eine lückenlose statistische Berichterstattung sorgt. Soweit ich mir eine Schätzung erlauben darf, mag die Zahl der zur Londoner M.-G. gehörenden madagassischen Christen heut c. 230000 betragen, während die Norweger ihrer gegen 40000, und die hochkirchliche Ausbreitungsgesellschaft, deren Statistik beiläufig bemerkt noch lückenhafter zu sein pflegt als die der London M. S., höchstens einige tausend zählen, so daß man also die evang. Christen Madagaskars auf rund 275000 veranschlagen darf. Endlich sei noch bemerkt, daß nach der offiziellen Statistik der Propaganda die Zahl der kath. madagassischen Christen 73 640 betragen soll (Miss. Cath. pro 1888 S. 341).<sup>1)</sup>

Wenn irgend eine Mission der Gegenwart, so zeigt die madagassische die großen Gefahren, welche mit dem plötzlichen Übertritt hunderttausender innerlich für diesen Schritt unreifer Heiden zum Christentum verbunden sind. Die römische Kirche steht ganz anders zu solchen Massenübertritten als die evangelische. Denn weil sie ihr Christentum wesentlich in die Befolgung der kirchlichen Gebräuche setzt, so wird es ihr auch nicht schwer, Massen zur Abmachung dieser Gebräuche abzurichten; aber gerade eine Gesinnungsänderung, einen persönlichen Glauben, einen neuen Lebensanfang in das Herz einzupflanzen, wie die evangelische Kirche und Mission von Bekehrungen es verlangt, das kann auch durch die geschickteste Abrichtung nicht geschehen. Massenübertritte mögen der Triumph der römischen Kirche sein, die evangelische Kirche muß in ihnen immer eine große Versuchung und Gefahr erblicken. Es ist ganz natürlich, daß je christlich reifer die evangelischen Missionare sind, die in Madagaskar arbeiten, desto voller von Klagen die Berichte sind, welche sie über die große Menge der dortigen Christen zu führen haben. Ja, das Heidentum ist äußerlich abgeschafft, aber im Herzen sitzt der heidnische Aberglaube und im Leben die heidnische Sitte noch fest; zehntausende — besonders in den ländlichen Gemeinden, in der Hauptstadt steht es weit besser — wissen kaum, was das Christentum eigentlich ist und will, geschweige daß es eine Macht in ihrem persönlichen Leben wäre, obgleich es im öffentlichen Leben bereits breite Spuren gezogen hat. Darum ist es auch weiter ganz natürlich, daß gerade die Missionare der Londoner G. erklären: für die eigentliche Missionsarbeit unter den — noch mehr als  $\frac{3}{4}$  der Bevölkerung betragenden — auch dem Namen nach heidnischen Madagassen haben wir keine Zeit; wir müssen unsre ganze Zeit und Kraft den namenchristlichen Gemeinden widmen, um ihre Glieder zu wirklichen Christen zu erziehen und ihnen fähige und christlich gereifte Lehrer und Pastoren heranzubilden. Denn das ist das weitere Unglück, daß erstens die jetzt vorhandenen eingebornen Lehrer und Prediger für die großen Massen von Gemeinden nicht ausreichen und zweitens, daß sie oft noch sehr unreif sind. Wir wollen keine Einzelheiten erzählen; es lassen sich aber leichter Armeen aus der Erde stampfen als aus einem bisher uncivilisierten heidnischen Volke, das plötzlich zu hunderttausenden christlich wird, im Laufe von ein bis zwei Jahrzehnten Scharen von innerlich gereiften und ihrem Berufe wirklich gewachsenen Lehrern und Predigern für diese hundert-

<sup>1)</sup> Nach den mir soeben zugegangenen Miss. Cath. pro 1889 nur 28 571 — also eine bedeutende Reduktion.



tausende schaffen. Die Londoner M.=G. thut gerade auf dem Gebiete der Schule, der elementaren wie der höheren wirklich, was sie kann, aber *ultra posse nemo obligatur*. Ich glaube nicht, daß man ihr den Vorwurf machen kann, zu wenig die Heranbildung von eingebornen Kräften betrieben zu haben, wohl aber, daß sie nicht genug europäische Missionare in Madagaskar gehabt hat und noch hat. Es war nicht weise, daß man eine kostspielige und unsichere Mission am Tanganyika begann, während ein so großes, zur Ernte reifes Feld wie Madagaskar der Gesellschaft gegeben war, von welchem es fortwährend herüberschrie: sendet mehr Arbeiter. Wären die Menschen und die Geldmittel, die die Londoner M.=G. seit länger als einem Jahrzehnt auf Centralafrika verwandt hat, auf Madagaskar verwandt worden, es wäre viel nüchterner und ich zweifle nicht, auch Gott wohlgefälliger gehandelt gewesen. Etwa 30 europäische Missionare genügen nicht für Madagaskar, denn die dortigen evangelischen Gemeinden sind in ihrer Menge noch weit davon entfernt, für Selbständigkeit reif zu sein. Aber leider ist man auch in gewissen Missionskreisen oft genug mehr darauf aus, etwas Neues zu beginnen, das den Nimbus der Romantik hat, als mit aller Treue ein älteres Werk zum Siege hinauszuführen. Dazu scheint es, als ob man besonders in den freikirchlichen englischen und amerikanischen Missionskreisen mit der Selbständigestellung heidenchristlicher Kirchenkörper aus liberalem Dogmatismus sich übereilte. In Hawaii hat man schon teures Lehrgeld für diesen Dogmatismus bezahlt und in Madagaskar wird man noch teureres Lehrgeld bezahlen müssen, wenn die Zahl der europäischen Arbeiter nicht verdoppelt und verdreifacht wird.

Gottlob! hat die madagassische Mission auch ihre Lichtbilder. Eins derselben bilden z. B. die halbjährigen Versammlungen der Congregational Union, d. h. der Deputierten von 800 Gemeinden der Provinzen Imerina und Bonizongo in der Hauptstadt Tananarivo, die als solche auch eigentliche Heidenmission treibt (Indep. 10. S. 89). Doch davon ein andermal.

### Berichtigung.

Bezüglich der in der letzten Nummer gelegentlich der Mitteilung des ministeriellen Verbots der evang. Missionsbestrebungen in Rußland geäußerten Befürchtung, daß damit wohl auch die finnische Mission lahm gelegt sei, geht uns folgende Berichtigung zu:

„Finnland nimmt, wie staatlich, so auch kirchlich, eine Ausnahmestellung in Rußland ein, wie denn die luth. Kirche dort Staatskirche ist; ihre Verwaltung gipfelt nicht im „Departement der geistlichen Angelegenheiten fremder Konfessionen“ in St. Petersburg (einer Abteilung des Ministeriums des Innern), sondern im Senat zu Helsingfors. Der Bezirk des evang.-luth. Generalkonsistoriums in Petersburg umfaßt das ganze europäische und asiatische Rußland mit Ausschluß von Finnland und Polen. Finnland wird also durch jenes Missionsverbot nicht betroffen. In Nr. 32 des „St. Petersburgischen evangelischen Sonntagsblatts“ heißt es in einer Besprechung jenes Verbots: „Wir machen darauf aufmerksam, was in dem ministeriellen Schreiben unberücksichtigt geblieben ist, daß in Finnland eine Heidenmissionsgesellschaft besteht, welche ihr Arbeitsfeld in Afrika hat, und daß diese gewiß sehr erfreut sein würde, von hier aus unterstützt zu werden.“

# Ultramontane Fechterkünste.<sup>1)</sup>

Ein Zwiegespräch mit dem Verfasser der Gottlieb-  
Briefe der Germania.

Vom Herausgeber.

## Fünfter Brief.

Das protestantische Gewissen und der Wahrheitsinn des Herrn  
Prediger Warneck.

Berehrter Herr Gottlieb!

1. Soeben habe ich mit größtem Vergnügen Ihr Schreiben gelesen, in welchem Sie das Kampfesmittel der Gesinnungsgegnossen des Evangelischen Bundes zur Darstellung bringen: Unwahrheit. Diese epidemische Unwahrhaftigkeit hat auch mich schon wiederholt zu eigentümlichen Betrachtungen veranlaßt . . . In Ihrem Briefe nannten Sie gelegentlich den Namen Warneck. Gestatten Sie mir die freundschaftliche Rüge: Sie haben diesem Mann nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt . . . Es wird Ihnen nicht entgangen sein, geschätzter Freund, daß die Schriften Warnecks eine von vielen unserer Angreifer benutzte Fundgrube sind. Vielsach beruft man sich auf Warneck als auf eine Autorität. Es wäre also meines Erachtens höchst interessant, an diesem Beispiele einmal zu zeigen, was für Säulen von Wahrheit die von der protestantischen Polemik aufgestellten Gewährsmänner sind. Ich erlaube mir deshalb, Ihnen hiermit zur Vervollständigung Ihrer Angaben brieflich von einigen Aufzeichnungen Kenntniß zu geben, welche ich mir bei der Lektüre Warnecks gemacht habe.

2. Wer hätte es sich träumen lassen, daß es zur Rettung des deutschen Protestantismus, zum Schutz des „Evangeliums“ im deutschen Vaterland jemals nötig werden könnte, die katholischen Missionen und Missionäre in Indien und Australien, in China und Kanada, in Afrika und in Japan auf die Anklagebank zu bringen, um ihnen alle erdenkliche Schlechtigkeit nachzusagen? Schien es doch in letzter Zeit eher, als ob ein edler Wettstreit in der Bekämpfung von Heidentum und Sklaverei in Afrika und anderswo den Schauplatz abgeben sollte, auf dem Protestanten und Katholiken, ohne ihre Überzeugung zu opfern, neidlos nebeneinander wirken könnten! Das war es

---

<sup>1)</sup> Da die Antwort auf den Germania-Brief länger geworden ist als ich ursprünglich beabsichtigt, so ist es nicht angänglich, sie in der Allg. M.-Z. ganz zum Abdruck zu bringen, zumal auch mit dieser Nummer der Jahrgang schließt. Ich habe mich also entschließen müssen, dieselbe in der Form einer Broschüre zu veröffentlichen. Der Umfang derselben beträgt 94 S. und ihr Preis 1 M. Der in der Allg. M.-Z. mitgeteilte Anfang dürfte am geeignetsten sein, den Inhalt zu charakterisieren, und macht hoffentlich manchem Lust, die ganze Streitschrift zu lesen. Langweilig dürfte die Lektüre schwerlich werden.

jedenfalls nicht, was der Evangelische Bund wollte, als er unter seinen ersten 25 Flugschriften nicht weniger als drei erscheinen ließ mit dem Titel: „Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission.“ Und jede der drei Broschüren schloß mit dem ernststen Bedruf: „Wach auf du Stadt Jerusalem! Es wird Zeit, höchste Zeit!“

Herr Gustav Warnck, „Pfarrer zu Rothenschirmbach und Herausgeber der Allg. Miss.-Zeitschrift“, ist also der Sionswächter, der mit Posaunenstärke diesen Ruf erschallen läßt. „Seider, so schreibt er, scheint in gewissen protestantischen Kreisen Neigung dazu (d. h. zu „falscher Friedensliebe“) zu sein. . . Das macht: ihre Augen sind gehalten, sie kennen den Feind jenseits der Berge nicht. . . Mit einer systematischen Planmäßigkeit und Energie, wie sie seit den Tagen der jesuitischen Gegenreformation nicht dagewesen, wird von Rom aus an der Zerstörung der evangelischen Kirche auf dem ganzen Erdboden gearbeitet. Es ist die Absicht dieser Broschüre, dies auf einem speciellen Gebiete, nämlich auf dem der römischen Heidenmission nachzuweisen. Einen klaren Blick wollen wir in den Spiegel thun, welchen die römische Heidenmission darbietet. Dieser Blick zeigt uns“ . . . nun folgen die Titel der 3 Flugschriften.

Nun vermute ich, daß dem guten Herrn bei seinem „Blick in den Spiegel“ geschehen ist, was auch anderen zu geschehen pflegt: er sah sich selber und — er erschrak! Anstatt nun als echter Protestant „Selbstkritik“ zu üben, macht er es wie gewisse Evasstöchter: er schimpft über den Spiegel; oder auch wie ein bissiger „Sektor“, dem man so ein Möbel vorhält: er bellt und beißt gegen sein eigen Konterfei. Ich bitte, erinnern Sie sich gütigst im Verlaufe meiner Unterhaltung an diese meine Behauptung.

Mit einer Selbstverblendung, von der man nicht weiß, was größer an ihr ist, ob die Dreistigkeit, mit welcher sie dem Gegner die eigne Sünde andichtet oder die Unfähigkeit, sich selbst zu erkennen, beginnt der Brief. Alle unsre Beschwerden und Anklagen gegen den heutigen Romanismus, mögen sie durch noch so viele und gutbeglaubigte Thatfachen oder Zeugnisse begründet sein, werden von vornherein als aus „epidemischer Unwahrhaftigkeit“ hervorgegangen gebrandmarkt. Und eine solche Verdächtigung wagen Leute zu erheben, welche ein System vertreten, das so viel — religiöse und geschichtliche — Unwahrheit in sich trägt und mit fast psychologischer Notwendigkeit zu einer Erstörung des Wahrheitssinns wird, nur daß seine Verteidiger nicht immer ein Bewußtsein davon haben. In seinen trefflichen Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen sagt S. 115 ff. der greise, mit großer Menschenkenntnis ausgerüstete Wiese:

„Durch mein Amt, in geselligen Verhältnissen und auf Reisen, habe ich viele Katholiken kennen gelernt, und unter ihnen mehrere bedeutende und höchst achtungs- und liebenswerte Männer gefunden, mit

einigen auch längere Zeit freundschaftlichen Umgang gehabt. In solchem persönlichen Verkehr sammelt man, ohne besonders darauf auszugehen, überall psychologische Wahrnehmungen, sie wurden bei mir nicht selten auch zu pädagogischen Erfahrungen. Eine davon ist die, daß ich mich weniger unter diesen Männern erinnere, bei denen ich nicht Einwirkungen der römisch-katholischen Pädagogik auf den Wahrheitsinn bemerkt hätte; auch die edelsten Naturen, Menschen, die sich im Leben durchaus treu und gewissenhaft erwiesen, hatten sich ihrer nicht ganz erwehren können. Die Abirrung der römischen Kirche von der Wahrheit des reinen Evangeliums, und die auch nach den Mahnungen der Reformation grundsätzlich festgehaltene Abwendung davon, hat im katholischen Volk eine unbewußte Trübung des Wahrheitssinnes notwendig zur Folge gehabt. Zur Hingebung an Autorität erzogen zu sein, kann ein Segen für das ganze Leben werden; aber nicht, wenn für das heiligste und höchste Interesse des Daseins die oberste Instanz eine menschliche Autorität ist. Denn wo dies der Fall, geschieht es leicht, daß dem Gehorsam gegen sie und ihre Vertreter ein höherer Wert beigelegt wird als der Wahrheit selbst. Das ist der römische Bann, in dem so viele, ohne seinen Zwang zu ahnen, gefangen leben, daß der christliche Glaube da zum Gehorsam gegen die von Menschen geübte kirchliche Autorität korrumpiert ist. Die Gewöhnung daran von Jugend auf muß den reinen und unbefangenen Wahrheitsinn beeinträchtigen, und in manchen ertötet sie ihn, wie die klerikale Dialektik und Kasuistik nur zu oft wahrnehmen läßt, ohne daß man ihrer literarischen und sonstigen Polemik dabei immer die bona fides abzusprechen berechtigt wäre. Hinzu kommt die grundsätzliche Annahme, daß ohne die Zucht zum Gehorsam die Masse des Volks nicht in der Treue gegen die Kirche erhalten werden könne. Ob es recht ist, dies auf Kosten der inneren Gesinnung, der Wahrheit und Freiheit zu erstreben, und vielfach durch Aberglauben einen Schutz gegen den Unglauben zu erkaufen, wird nicht in Betracht gezogen. Hat doch selbst der Kardinal Newman gesagt, es sei eine schöne Sache um die Wahrheit, aber man müsse sparsam damit umgehn. Und ein andrer englischer Konvertit, der Kardinal Manning, hat es als einen Triumph gepriesen „daß die Geschichte jetzt glücklicherweise von der katholischen Dogmatik besiegt sei.“ Liegt darin nicht zugleich ein Geständnis über den Wert der modernen katholischen Geschichtschreibung? . . . „Alle solche unbewußte und bewußte Unwahrhaftigkeit und Sophistik wird aber gedeckt durch die nun sogar zu einem Dogma erhobene Unfehlbarkeit der hierarchischen Spitze des Papstes. Erscheint sie in ihrem extremen Gegensatz zu der gleichzeitig überall zunehmenden Nichtachtung der Autorität als eine Protestation gegen die Auflösung der Bande des sittlichen Gemeinschaftslebens, so trägt sie doch selbst wieder die Unwahrheit eines innern Widerspruchs in sich: die Relativität und Unvollkommenheit alles menschlichen Daseins soll bei einem unter allen, und bei diesem wieder in einem Punkt, unbeeinflusst durch seine sonstige Schwachheit, in absolute Vollkommenheit



übergehen, zur Richtschnur für die übrige Menschheit! — Wie wir es bei dem Vatikanum erlebten, so daß viele, besonders auch deutsche Bischöfe der formellen Einheit des römischen Kirchenbaus das Opfer ihrer Überzeugung brachten, so hat einem meiner Freunde der alte Schlüter in Münster bei einem Gespräch über beide Konfessionen mit Seufzen gestanden: „Ja, ihr Evangelischen habt die Wahrheit, aber zu unserm Trost haben wir die Kirche und wollen sie halten.“ Mir erwiderte einst in Süddeutschland ein alter Geistlicher bei ähnlichem Zugeständnis auf meine Äußerungen des Erstaunens über den Kontrast des römischen äußerlichen und prunkvollen Kirchenwesens zu der Einfachheit des Evangeliums: „Sie haben recht; aber das ist nun einmal im Laufe der Zeit so geworden, und da wir seine Wirkungen auf das Volk kennen, werden wir uns hüten es aufzugeben.“ Er hatte sich längst bei dem Bestehenden beruhigt, wohin jüngere Männer seines Standes erst nach schweren inneren Kämpfen gelangen mögen. Mir sind Äußerungen von geistlichen Lehrern an katholischen höheren Schulen bekannt, die mich darüber nicht in Zweifel ließen. Und in Belgien erlebte ich es, daß ein junger Geistlicher, der mich aus der Anstalt, die ich gesehen, eine Strecke begleitete, mit Thränen in den Augen ausrief: „O daß ich mit Ihnen fortgehen könnte! Ich leide entsetzlich unter dem Zwange, eine andre Natur anziehen zu sollen, in der ich das Gegenteil von dem zu reden und zu thun habe, was ich empfinde, denke und will.“

Mit diesen ebenso ruhigen wie treffenden Bemerkungen des erfahrenen Pädagogen wollen wir die allgemeine Unwahrheitsverdächtigung, mit welcher Herr Gottlieb seinen Brief beginnt, vorläufig genug beleuchtet sein lassen. Wir sind geneigt, die Selbstverblendung unsrer römischen Gegner zu entschuldigen, so lange sie sich in den Schranken der Naivität hält; aber diese Entschuldigung muß aufhören, sobald sie sich mit jener empörenden Dreistigkeit verbindet, welche die Lüge Wahrheit und die Wahrheit Lüge, die Finsternis Licht und das Licht Finsternis nennt.

Damit dürfte auch der billige Gemeinplatz abgethan sein, mit welchem der citierte Passus schließt, und der noch dazu im Gewande eines ordinären Witzes einen unzutreffenden Vergleich enthält. Denn mein Bild konnte mir der Spiegel gar nicht zurückwerfen, da ich nicht mich, sondern den heutigen Romanismus in der römischen Mission als in seinem Spiegel betrachtete bzw. betrachten ließ. Daß mein Gegner mich aber gar mit einem Hunde vergleicht, dem der Spiegel sein Hundegesicht zeigt, das ist eine verwilderte Sprache, die nicht mich, sondern nur ihn selbst und die Sache, die er vertritt, kompromittiert.

Was das erste Alinea sub N. 2 betrifft, so stellt zunächst

der Brieffchreiber die Thatfachen völlig auf den Kopf. Nicht wir haben damit angefangen, die katholiſchen Miſſionen „auf die Anklagebank zu bringen,“ ſondern umgekehrt: der Ultramontanismus hat begonnen, den evangeliſchen Miſſionen „alle erdenkliche Schlechtigkeit nachzuſagen.“ Ich will dem Gedächtnis des Herrn ein wenig zu Hilfe kommen. Lange, ehe von einer proteſtantiſchen Polemik gegen die römische Miſſion irgendwelche Rede war und ſpeciell ehe ich ein polemifches Wort geſchrieben, iſt die ebenſo unwahrhaftige wie häßliche Schmähſchrift Marſhalls erſchienen, mit der mich noch einmal befaſſen zu müſſen, mir ein Gefühl des Ekels verurſacht. Die deutſche Ausgabe dieſer Schmähſchrift erſchien 1863 — alſo auch faſt ein Vierteljahrhundert früher als der Evangeliſche Bund entſtand. Wiederholt habe ich in der Allg. Miſſ.-Zeitchrift ſpeciell die „Katholiſchen Miſſionen“ gebeten, von ihrer ungerechten und verleßenden Polemik gegen das Werk der evangeliſchen Heidenbefehrung abzulaſſen; noch im Jahre 1878 habe ich das gethan und erklärt: „wir gehen lieber ſchiedlich-friedlich unſern Weg; freuen uns auch viel mehr des wirklich Guten, das in ihrer Weiſe die katholiſche Miſſion thut, als daß wir ihre Fehler zur Schau ſtellen.“ Ja, ich habe grundſätzlich die Zeit des mir unſympathiſchen Kulturkampfes nicht benützt, um eine Miſſionspolemik gegen Rom zu beginnen, obgleich die Provokationen von Jahr zu Jahr ſtiegen. Erſt als alle freundlichen Vorſtellungen vergeblich waren, bin ich zum Angriff übergegangen und dann habe ich allerdings den Kampf mit voller Energie geführt. Es iſt wahr, ſeitdem iſt es z. B. in den „Katholiſchen Miſſionen“ viel ſtiller geworden, und inſofern hat — um das hier gleich einzuschalten — mein Gegner allerdings recht, daß in den letzten Jahren ſich mehr Polemik gegen die römischen Miſſionen in der Allg. Miſſ.-Zeichr. als gegen die evangeliſchen in den „Katholiſchen Miſſionen“ findet. Aber mein Angriff war Notwehr; noch 1884 habe ich erklärt, daß „mir dieſe Polemik eine ſchwere und ſchmerzliche Pflicht ſei, die ich ſolange als möglich hinausgeſchoben.“ Und das war ehrlich gemeint. Vielleicht darf ich noch hinzufügen, daß es eine Zeit gab, wo ich bei den „Katholiſchen Miſſionen“ ſogar in Gunſt ſtand und mich ihres Lobes erwehren mußte. Meine unbefangene Friedensliebe ging anfänglich ſoweit, daß ich ſtatt gegen die römischen Miſſionen zu polemifieren viel mehr die eine und die andre Seite hervorhob, welche etwas Vorbildliches für uns enthielt; eine Un-

befangenheit, welche ultramontanerwärts freilich sofort gegen die evangelische Mission ausgebeutet wurde.

Endlich hat mein Herr Gegner gar nicht klug gehandelt, uns noch einmal mit dem Friedenstraum zu umschmeicheln, mit dem man im ersten Kaufe der Lavigerieschen Antisklavereibewegung die Protestanten zu fangen suchte. Die römisch-kirchlichen und die politischen Hintergedanken, welche der „edle“ Kardinal gehabt, liegen ja jetzt bloß und entdeckt vor aller Augen, so daß selbst gut deutsche Katholiken nun die Heerfolge versagen. Uns sind diese Hintergedanken keinen Augenblick verborgen gewesen, auch nicht als der Lavigerie-Kauf noch in voller Blüte stand. Seit Jahren kennen wir den Kardinal und wissen aus seinen eigenen wie aus den Worten seiner Sendlinge daß seine centralafrikanische Mission den doppelten Zweck hatte: die evangelischen Missionen zu zerstören und für Frankreich politische Eroberungen zu machen. Die bisherige Praxis Lavigeries ist geradezu ein Hohn auf das „neidlos nebeneinander wirken.“ Und auch Sie, Herr Gottlieb, verschonen Sie uns mit der süßen Melodie vom „edlen Wettstreit“. Sie haben durch Ihre gehässige und verbitternde Polemik gerade genug dafür gesorgt und sorgen fortgehend genug dafür, daß für absehbare Zeit dieser „edle Wettstreit“ ein Traum bleibt.

1. Das protestantische Gewissen, ein rigoroses Ding.

3. Am Anfang seiner dritten Broschüre ruft Herr Warned selbst in pathetischem Selbstbewußtsein aus (mit Anspielung auf die bekannte Scene in Lessings Minna von Barnhelm): „Zawohl: was ist die deutsche Sprache für eine plumpe Sprache und — das protestantische Gewissen für ein rigoroses Ding! Geschichtliche Thatfachen nach einer bestimmten Tendenz corrigieren, unbequeme Geschehnisse aus den Geschichtsbüchern zu eliminieren, durch deflamatorische Rhetorik Schönfärberei oder Schwarzfärberei treiben, je nachdem das Tendenzbild Licht oder Schatten braucht — das nennt der plumpe protestantische Wahrheitsinn: Geschichte fälschen!“

Nun gut! Nageln wir das fest und fassen wir einmal dieses „protestantische Gewissen“ bei der Stirnlocke, um es auf seinen „Wahrheitsinn“ zu prüfen.

4. Fatal ist es für Herrn Prediger, daß gleich sein erstes Citat von Anfang bis zu Ende falsch ist. Er sagt: Im deutschen Reichstage versicherte Dr. Windthorst in der denkwürdigen Missionsdebatte am 28. November 1885: Die römische Kirche erkenne an: „die evangelischen Missionäre leisteten Gutes“, und „die katholischen Missionäre hätten den evangelischen jederzeit bereitwilligst Vorschub geleistet“. „Nun, so fährt Dr. Warned fort, der kluge Centrumsführer ist ein feiner Diplomat. Es mochten unter den Reichstagsmitgliedern wohl nur wenige sein, welche mit der Mission und

gar mit der römischen Mission bekannt waren; da durfte er es schon wagen, ihnen auf der Friedensschalmeein ein süßes Lied vorzublasen, um sie für seine Liebeswerbung desto günstiger zu stimmen. Die Praxis der römischen Kirche weiß aber nichts von diesen Windthorst'schen Friedensidyllen!"

In anbetracht, daß ein so „rigoroses Ding“ wie das protestantische Gewissen den Pfarrer von Rothenschirmbach nicht gehindert hat, einen Mann, wie Dr. Windthorst der absichtlichen Täuschung zu beschuldigen, könnten wir seinen Hieb etwa so heinzahlen: „Nun, der kluge Evangelische Bundesbruder ist ein feiner Literat. Es mögen unter seinen Lesern wohl nur wenige sein, welche die stenographischen Berichte der betreffenden Reichstagsitzung haben oder gar nachschlagen; da durfte er es schon wagen, ein Citat zu erschleichen, um den protestantischen Haß gegen uns Katholiken wirksamer anzufachen.“ Wir wollen aber großmütig sein, und annehmen, er habe sich durch ein schlechtes Zeitungsreferat irreführen lassen. Das entschuldigt ihn indes noch lange nicht; denn bevor er die Worte in dieser Weise unter das große Publikum schleuderte, hätte er sich erst von deren Echtheit vergewissern müssen. Thatsächlich lautet nämlich das, was Windthorst gesagt hat, ganz anders, und an seinen echten Worten wird auch ein Phariseer kaum etwas auszusetzen finden. Ich will die ganze Stelle nach dem Stenographischen Bericht (Session 1885/86 I. Bd. S. 112) hersetzen.

In seiner ersten Rede am 28. November 1885 sagt Dr. Windthorst wörtlich Folgendes: „Es liegt mir gewiß ganz fern, irgend welchen Tadel oder irgend welche Kritik an den evangelischen Missionen üben zu wollen; ich interessiere mich für ihre Thätigkeit im höchsten Maße und folge derselben mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, ja, ich leugne nicht, daß viele ihrer Arbeiten mir große Befriedigung gewährt haben. Aber wenn ich den ganzen Umfang der Thätigkeit und des Erfolges in Betracht ziehe, so ist derselbe verschwindend klein im Vergleich mit der Missionsthätigkeit der Katholiken.“<sup>1)</sup> In einer zweiten Rede am selben Tage setzte er noch hinzu: „Ich habe gar nichts gegen die evangelischen Missionen, ich wünsche denselben alles Gute, das habe ich schon in meiner ersten Rede gesagt; ich gönne ihnen auch die Unterstützung der Regierung“ (a. a. O. S. 118).

Da war also mit keinem Worte von einer Anerkennung der „römischen Kirche“ die Rede, noch viel weniger wollte der Redner Erklärungen und Anerkennungen von Seiten oder im Namen dieser Kirche abgeben; es wird auch

<sup>1)</sup> Es paßt nicht in diesen Zusammenhang, aber da wir diese Behauptung Windthorst's auch hier nicht unwidersprochen lassen können, so konstatieren wir wenigstens anmerkungsweise, daß die „gespannteste Aufmerksamkeit“ mit welcher Herr Windthorst die Thätigkeit der evangelischen Mission verfolgt, wohl mehr eine freundliche parlamentarische Wendung als ein wirkliches Studium bezeichnet. Denn sonst müßte er wissen, daß im Gegenteile von dem, was er behauptet: weder der Umfang noch viel weniger der Erfolg der evangelischen Missionsthätigkeit „verschwindend klein ist im Vergleich mit der Missionsthätigkeit der Katholiken.“ Es ist eine sonderbare ultramontane Marotte, immer in diesem verächtlichen Tone von der Geringfügigkeit unsrer Mission zu reden, obgleich dieselbe doch auf den meisten Gebieten die katholische überragt.



nirgendwo die naive Behauptung ausgesprochen, „die katholischen Missionäre hätten den evangelischen jederzeit bereitwilligst Vorschub geleistet.“

Derselbe grimmige Gewissensrichter nimmt gleich auf der folgenden Seite den Mund übervoll gegen Janssen (natürlich!), Spillmann und Trippel, weil sie „abgeschrieben und mit wesentlich denselben erborgten, meist ganz veralteten Citaten geprahlt“ hätten (I 5). Da mögen sich diese bösen „Römer“ an ihm ein Muster nehmen und lernen, wie man mit ganz neuen, „unabgeschriebenen“ Citaten prunken kann!

Viel Lärmen um nichts. Ich wills aber kurz machen. Ja, es ist so wie mein Gegner zuletzt selbst „großmütig“ genug ist einzusehen: ich habe ein bloßes Zeitungsreferat — wenn ich nicht irre, sogar ihrer zweie — vor mir gehabt. Möglich, daß dieses Zeitungsreferat nicht genau gewesen; es ist aber auch möglich, daß der stenographische Bericht korrigiert worden ist. Es ist offenes Geheimnis, daß dies gar nicht so selten geschieht, und so lange wir von den parlamentarischen Reden noch keine Phonogramme haben, besitzen wir auch keine absolute Sicherheit, ob der Redner wirklich gesagt hat, was im Stenogramme gedruckt steht. Aber angenommen, der stenographische Bericht sei im vorliegenden Falle korrekt, das von mir benutzte Zeitungsreferat unkorrekt gewesen — wird deshalb irgend ein Mensch, der bei gesunden Sinnen ist, mir den Vorwurf machen, ich habe ein Citat „erschlichen“ oder gar „gefälscht?“ Ich kann jetzt nicht ganze Jahrgänge von stenographischen Berichten über die parlamentarischen Verhandlungen nachlesen, aber ich müßte doch sehr irren, wenn Dr. Windthorst nicht manchmal von einer protestantischen „Schwesterkirche“ geredet. So war es mir auch sehr wahrscheinlich, daß er die für die evangelische Mission freundlichen Worte wirklich gesagt, welche mein Zeitungsreferat ihn sagen ließ. Meine Meinung war gar nicht, daß Dr. Windthorst damit eine „absichtliche Täuschung“ begangen; aber er sagt aus parlamentarischem Wohlwollen manchmal etwas, was „die Kirche“ nicht „approbiert“; und, so meinte ich, das sei ihm auch in diesem Falle passiert. Und das war die Hauptsache, auf die es ankam: die „Kirche“ läßt nichts Gutes an der evangelischen Mission. Das bestätigt uns ja nun auch Herr Gottlieb ausdrücklich. Denn er erklärt: „mit keinem Worte sei von einer Anerkennung der Kirche die Rede“, daß „die evangelischen Missionäre Gutes leisteten“, und es sei eine bloße „Naivität“, sich einzubilden, daß „die katholischen Missionäre den evangelischen Vorschub leisteten.“ Quod erat demonstrandum! Wir wollen

das auch „festnageln“ und daran erinnern, wenn wieder einmal vielleicht gelegentlich des Sperrgeldergesetzes im Abgeordnetenhaus die Friedensschalmei geblasen wird! — Was den nicht übeln Witz über die „unabgeschriebenen“ Citate betrifft, so komme ich später auf ihn zurück.

5. Das war aber nur eine Plänkelei. Jetzt wird das Gesecht hitziger.

Auf Windthorst folgt unmittelbar Papst Leo XIII., von dem es also heißt: „Vielleicht würden (diese Friedensidyllen) Wirklichkeit, wenn Windthorst auf dem päpstlichen Throne säße! Der „Friedenspapst“, der jetzt diesen Thron inne hat, Leo XIII., bläst ein ganz anderes Lied. Aus Respekt vor seiner hohen Stellung drucken wir den Text desselben mit fetter Schrift (Wir auch!). In seinem Rundschreiben vom 3. Dezember 1880. (Katholische Missionen 1881, 25—28) „an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Welt“ bezeichnet er die evangelischen Missionare als „**trügerische Männer, Verbreiter von Irrthümern**, welche sich (nicht nur) den Ansehen geben, als seien sie Apostel Christi“, sondern die geradezu „**die Herrschaft des Fürsten der Finsternis auszubreiten trachten**.“ Also die evangelischen Missionare Satansdiener, Ausbreiter des Reiches des Teufels! Das ist die amtliche Sprache des „Friedenspapstes“. Der durch den Prozeß Thümmel bekannt gewordene Staatsanwalt Pinoff begründete . . . seine Anklage gegen den evangelischen Pfarrer u. a. dadurch, daß er sagte . . . (folgt eine Stelle der bekannten Anklage, welche sagt, Thümmel habe der katholischen Kirche die schwerste Beschimpfung ins Gesicht geschleudert, indem er sie als Macht des Teufels bezeichnete; dann fährt er fort:) Nun, der glorreiche Friedenspapst Leo XIII. hat der evangelischen Kirche diese „schwerste Beschimpfung ins Gesicht geschleudert“; man darf schon gespannt darauf sein, ob der genannte Staatsanwalt auch gegen ihn, bezw. gegen die Verbreiter dieser „Beschimpfung“ in Deutschland die Anklage erheben wird!“

Soweit unsere Flugchrift. Am Ton siegestrunkener Ermattung nach dem glorreichen Sturm auf den Vatikan fährt der Prediger dann fort: „Steigen wir nun von den vatikanischen Höhen herab zu den Niederungen.“

Sa, steigen auch wir einmal herab zu den Niederungen, welchen diese Tirade entstammt.

Auch dieses Citat ist wieder gefälscht, recht eigentlich gefälscht, ob wissentlich oder unwissentlich, von ihm oder von anderen, das wollen wir unentschieden lassen, wenngleich ich sagen muß, daß es Ehrenmänner giebt, die es für ihre Pflicht erachten, wohl zuzusehen, bevor sie solche Anführungen verwerten.

Den Beweis der Fälschung erbringt ein Blick in das nicht allzu lange Sendschreiben, wie es in den Katholischen Missionen (a. a. O.) veröffentlicht und von Warneke citiert wurde. Was sagt also darin unser heiliger Vater? Anknüpfend an die Worte des Heilandes: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende (Matth. 9, 38)“ und an andere Stellen der heiligen Schrift lobt und empfiehlt er die drei Vereine „zur Verbreitung des Glaubens (Xaverius-Missionsverein), „von der heiligen Kindheit Jesu“ und „für die Schulen des Orients.“

Dann bespricht er die Hindernisse, mit denen das Missionswerk gerade jetzt zu kämpfen hat. Dahin rechnet er zuerst den weltlichen, materialistischen und ungläubigen Zeitgeist, ferner die unfürchliche Gesetzgebung mit ihrer Verfolgung der Orden und des Klerus. Endlich auch den „Geist des Widerpruches.“ „Denn trügerische Männer, Verbreiter von Irrthümern, geben sich oft den Anschein, als seien sie Apostel Christi, . . . wobei sie es schon als einen Erfolg ansehen, wenn sie den Leuten, die alsdann das Wort Gottes verschiednen ausgelegt sehen, den Weg zum Heile überhaupt zweifelhaft machen.“

Also schon hier werden keineswegs allgemein und ohne Unterschied „die evangelischen Missionäre“ als „Verbreiter von Irrthümern“ u. s. w. in amtlicher Sprache bezeichnet. Über einige dieser sich evangelisch nennenden Sendboten urtheilt aber bekanntlich auch die Kreuzzeitung und diese oder jene protestantische Kirchenzeitung ganz ebenso; und selbst Herr Warneck wird sich nicht mit allen Mormonenaposteln u. dgl. solidarisch erklären wollen.

7. Doch das ist noch nicht das Schlimmste. Der zweite Teil des Relativsatzes, dem zu Liebe ein harmloses „(nicht nur)“ in den ersten Teil eingeschoben werden mußte, findet sich gar nicht in diesem Zusammenhange und läßt sich auch durch keine Kunst der Auslegung mit dem Subjekt des ersten Satzes, geschweige denn mit den „evangelischen Missionaren“ in Verbindung bringen.

Die erste Hälfte des von Warneck eigenmächtig zusammengestoppelten Satzes steht ungefähr in der Mitte des Schreibens, die Worte aber, welche er mit „sondern“ anschließt, stehen ganz am Ende, unmittelbar vor dem Segensspruch; sie lauten im Zusammenhang wie folgt: „Wir hegen, ehrwürdige Brüder, das feste Vertrauen, daß alle, die sich des katholischen Namens rühmen, diese Unsere Worte beherzigen und auf Eure Ermahnungen hin sich an diesem frommen Werke, das Uns so sehr am Herzen liegt, beteiligen, und nicht zulassen werden, daß ihre Bemühungen um die Ausbreitung des Reiches Jesu Christi durch den Eifer und die Anstrengungen jener zu schanden werden, welche die Herrschaft des Fürsten der Finsternis auszubreiten trachten. Inzwischen erteilen wir Euch . . . Unseren apostolischen Segen im Herrn.“

Aber hätte der Papst sich nicht so ausdrücken sollen, daß man klar und bestimmt erkenne, er hätte gegen die protestantischen Missionäre keine irgendwie ablehnende Gesinnung? Nein, das konnte er nicht. Insofern diese Missionäre ohne jede göttliche Autorisation predigen, insofern sie Lehren predigen, welche von der katholischen Lehre abweichen, sind sie in den Augen des Papstes wie in den Augen eines jeden Katholiken Lehrer des Irrthums . . . Kann man uns protestantischerseits übelnehmen, daß wir so über den Protestantismus urtheilen? Wie urtheilen denn Protestanten über die christkatholische Kirche? Jüngst fiel mir das hannoversche „Kirchliche Amtsblatt“ in die Hand. Da las ich in der literarischen Beilage: (1889 Nr. 4: „Daß die römische Kirche der Gegenwart fast ganz vom Jesuitismus durchseucht ist, ist eine jedem Kundigen bekannte Thatsache. Der Jesuitismus aber . . . bedeutet die völlige Verkehrung der christlichen Moral in ihr Gegentheil, den trassen Rückfall in das einst überwundene Judentum und Heidentum.“ Ich frage: kann man

schlimmer über Andersgläubige urteilen? Möge uns Herr Warned sagen, wie sich gemäß solcher Beurteilung des heutigen Katholizismus, die auch die feinige ist, in seinen Augen die katholischen Missionäre darstellen. Ich werde sogleich noch einmal auf diesen Punkt zurückkommen müssen.

Ich habe schon bemerkt, daß der Papst auf das Benehmen gewisser Vertreter des Widerspruchs nur wie im Vorbeigehen hinweist, keineswegs aber darin die Hauptgefahr für die katholische Heidenmission erblickt. An erster Stelle spricht er von anderen „Ränken des höllischen Feindes, um der Braut Christi (der Kirche) zu schaden“, von anderen „heftigen Stürmen, welche gegen die Kirche losbrechen.“ „Denn — so lauten seine Worte — wenn überall falsche Ansichten unter dem Volke verbreitet werden, die das Verlangen nach irdischem Glück steigern und die Hoffnung auf himmlische Güter nichtig erscheinen lassen, was soll man dann von Leuten erwarten, deren Geist nur auf neue Genüsse sinnt?“

Es ist derselbe Gedanke, welcher auch in den anderen Rundschreiben des heil. Vaters, z. B. in der schönen Encyclica über das Studium der Philosophie, in jener über Socialismus, Kommunismus und Nihilismus, ganz besonders aber in der bekannten Beurteilung der Freimaurerei (20. April 1884) zum Ausdruck kommt.

Ja, noch mehr! Schon im ersten Rundschreiben „Inscrutabili Dei consilio“, welches Leo XIII. gleich nach seiner Thronbesteigung unter dem 21. April 1878 erließ, und in welchem jede, auch die leiseste Erwähnung des protestantischen Missionseifers oder selbst des Protestantismus fehlt, findet sich derselbe Gedanke in ganz ähnlicher Fassung. „Je gewaltigere Anstrengungen die Feinde der Religion machen, um unerfahrenen Menschen und besonders Jünglingen solche Lehren vorzutragen, welche den Geist verdunkeln und die Sitten verderben, desto eifriger ist dahin zu streben, daß der Unterricht in allen Stücken dem katholischen Glauben entsprechend sei, besonders in der Philosophie.“ (Sämtliche Rundschreiben U. S. V. Leo XIII. Erste Sammlung, Freiburg i. Br. 1881. S. 18.)

Wieder und wieder betont es der oberste Hirt der Kirche, daß die Lehren des Rationalismus, Naturalismus oder Materialismus und die großen Anstrengungen, welche für deren Verbreitung in katholischen Ländern aufgewendet werden, die Hauptgefahr für die Katholiken bedeuten. Das liegt auch in der Natur der Sache. Wenn man zu Rom oder in Italien von „Feinden der Kirche“, von „Bundesgenossen des Satans“ redet, so denkt niemand an das Häuflein lutherischer oder anglikanischer oder methodistischer Prediger, welche in China und Afrika Bibeln verteilen oder fromme Vieder singen.

9. Schließen wir diese lange Beweisführung mit einer Stelle aus dem erwähnten Rundschreiben gegen die Freimaurerei „Humanum genus“ vom 20. April 1884, in welcher Leo XIII. selbst authentisch erklärt, wo nach seiner Ansicht die eigentlichen „Satanzdienen“ unserer Tage zu suchen sind.

„In allen Jahrhunderten haben diese beiden Reiche (das Reich Gottes und das „Reich des Satans“) einander bekämpft. In der Gegenwart jedoch scheinen die Anhänger des Bösen sich zu verabreden und insgesamt mit vollen Kräften anzustürmen, geleitet und unterstützt von der weit verbreiteten und



fest gegliederten Gesellschaft der sogenannten Freimaurer“ (auctore et adjutrice ea quam Massonum appellant . . . societate). (Rundschreiben — zweite Sammlung. Freiburg 1887. S. 282.)

Sind vielleicht unter den „evangelischen Missionaren“ auch Freimaurer? Ist vielleicht Herr Dr. Warnack selber von der sauberen Gesellschaft? — Möglich wäre es ja. Da lese ich z. B. soeben, für die erledigte Stelle eines Generalsuperintendenten von Braunschweig sei Pastor Senior Sferl in Aussicht genommen. „Man wirft ihm (von Seite der Orthodoxen) vor, daß er Mitglied der Freimaurer-Loge sei“, sagt das Deutsche Protestantenblatt (Nr. 28) und fügt bezeichnend hinzu: „einen Tadel, den man sonst nur gewohnt ist in katholischen Blättern zu lesen.“ Ebenso ist auch Pastor Cronmeyer in Bremerhaven als hervorragender Freimaurer öffentlich bekannt und hat sich für seine Unternehmungen auf dem Gebiete der „inneren Mission“ freimaurerischer Mithilfe zu erfreuen. (Zeitung für innere Mission. 1889. S. 156.) Freimaurer mögen sich allerdings getroffen fühlen!

10. Vorläufig glaube ich bewiesen zu haben, daß dem gerühmten Wahrheitsfönn bei Herrn Warnack zum mindesten etwas Menschliches begegnet ist.

Halten sie nun daneben noch die Thatfache, daß dieser nämliche Prediger in seiner 3. Flugschrift (S. 5) folgendes Urteil über den hochverdienten katholischen Missionär P. Ricci in China niederzuschreiben wagt, indem er sich auf eine „alte, katholische Quelle“ beruft: „Die Kaiser fanden an ihm einen heugsamen, gefälligen Mann, die Heiden einen verträglichen Glaubensprediger, der sich in ihre abgöttischen Gebräuche zu schicken wußte, die Mandarinen einen feinen Staatsmann und der Teufel einen getreuen Arbeiter, welcher unter den Ungläubigen sein Reich befestigte, statt es zu zerstören.“ Ich brauche nicht daran zu erinnern, daß sich für P. Riccis echt christliche Wirksamkeit Zeugen aufbringen lassen, tausend für einen.

Was ist doch das protestantische Gewissen für ein rigoroses Ding!

Ich habe starr gestanden beim Lesen dieses langatmigen Meisterstücks von Sinnverdrehung und solcher Volteschlagekunst, welche die den evangelischen Missionaren geltenden päpstlichen Beschimpfungen auf — — die Freimaurer abwälzt; ein wahrhaft riesiger salto mortale, mit welchem Gottlieb der kühne Springer zuletzt sich auf mich persönlich stürzt, um durch die Kraft dieses Sturzes mich gänzlich zu zermalmen. Das hätte ich mir allerdings in meinem Leben nicht träumen lassen, daß ich einmal unter die Freimaurer versetzt würde! Ich will mich auf die Lächerlichkeit dieser Denunziation nicht einlassen, auch die seltsame Begründung derselben nicht karikieren, so nahe dazu die Versuchung liegt, sondern nur den Finger legen auf die Bezeichnung: „saubere Gesellschaft“, unter die ich gehören soll. Fürwahr: eine „saubere“ Polemik! Ich konnte mir den Sprung zu den Freimaurern erst absolut nicht erklären, bis mir endlich einfiel, daß die Jahrbücher

der Verbreitung des Glaubens schon vor 25 Jahren die unsinnige Lüge in die Welt gesetzt: die protestantische Mission sei das Werk der Freimaurer! Sonst ist es auch im römischen Lager Mode, die protestantischen Missionare und Missionsfreunde als Mucker, Pietisten, Puritaner u. s. w. zu verspotten; aber wenn es den Herren paßt, machen sie aus den Muckern zur Abwechslung auch einmal — Freimaurer! Aber halten wir uns nur an die Hauptsache.

Wir haben hier abermals ein exemplarisches Proßbüchlein jener verwegenen Dreistigkeit, die nicht nur die sichersten Thatfachen, sondern auch die einfachsten Gesetze der Auslegung auf den Kopf stellt, wenn es ihr so paßt. Während der Brieffschreiber durch eine unqualifizierbare Kunstexegese und verwirrende Durcheinandermischung verschiedener Encykliken einen Sinn erschleicht, den das in Rede stehende päpstliche Rundschreiben nicht hat, wagt er es, mich der Fälschung zu beschuldigen, weil ich gelesen und wiedergegeben habe, was dasteht. Allerdings habe ich das nur im Auszug gethan, sintemal der übrige Inhalt des trotz der gegenteiligen Behauptung des Herrn Gottlieb langen Schriftstückes mit dem Gedankengange meiner Beweisführung in gar keinem Zusammenhange stand, ich auch schon in der Allg. Miss.-Ztschr. 1881, 231—233 eine Analyse desselben gegeben. Ich würde nun am liebsten das ganze Rundschreiben abdrucken, wenn es nicht zu lang wäre; der deutsche Text nimmt in den Jahrbüchern (1881 II) acht Oktavseiten ein und soviel habe ich für dieses an sich für uns wertlose Schriftstück nicht Raum übrig. Wer es ganz nachlesen will, der findet es außer an dem erwähnten Orte auch in den „Katholischen Missionen“ 1881 S. 25 ff. Aber den Hauptpassus, auf welchen es ankommt, theile ich in seinem ganzen Zusammenhange und wörtlich mit. Er lautet:

„Andererseits werden die apostolischen Missionen von mancher schweren und drückenden Not heimgesucht, da die Zahl der frommen Arbeiter täglich abnimmt, und für die vom Tode Hingerastten, vom Alter Gebeugten und den Anstrengungen Erliegenden kein an Zahl und Tüchtigkeit gleicher Nachwuchs vorhanden ist. Wir sehen ja, daß die religiösen Kongregationen, die für die heiligen Missionen viele Arbeiter stellten, durch feindselige Gesetze aufgelöst, die Kleriker den Altären entrißen und dem Militärdienste sich zu unterziehen gezwungen, sowie die Güter des Klerus fast überall als öffentliches Eigentum erklärt und eingezogen wurden. Inzwischen erschlossen sich verschiedene Länder, die früher unzugänglich erschienen, die Kenntnisse von Ländern und Völkern erweiterten sich, und so mußten immer neue Streiter Christi ausgesandt, immer neue Niederlassungen gegründet werden; deshalb ist es

wünschenswert, daß sich in größerer Zahl Männer diesen Missionen weihen und rechtzeitige Unterstützung bringen.

Wir übergehen die Schwierigkeiten und Hindernisse, die vom Geiste des Widerspruchs bereitet werden. Denn trügerische Männer, Verbreiter von Irrthümern geben sich oft den Anschein, als seien sie Apostel Christi, und treten, mit menschlichen Hilfsmitteln reichlich versehen, dem Wirken katholischer Priester hinderlich in den Weg, oder schleichen sich insgeheim an die Stelle der Abwesenden, oder errichten im Gegensatz zu ihnen ihre Lehrstühle, wobei sie es schon als einen Erfolg ansehen, wenn sie den Leuten, die alsdann das Wort Gottes verschieden ausgelegt sehen, den Weg zum Heile überhaupt zweifelhaft machen. Und wenn sie nur durch ihre Ränke nichts erreichten! Gewiß ist aber zu beklagen, daß sogar die, welche solche Lehrmeister verabscheuen, oder sie gar nicht kennen, und sich nach dem reinen Licht der Wahrheit sehnen, oft niemanden haben, der sie in der Heilslehre unterrichten und dem Schoße der Kirche zuführen könnte. Wahrlich, die Kleinen rufen nach Brot und niemand bricht es ihnen; das Getreide ist reif zur Ernte und diese ist groß, allein der Arbeiter sind nur wenige und ihre Zahl wird vielleicht mit jedem Tage noch geringer."

Für jede Auslegung, welche nach den Regeln des gesunden Menschenverstandes und auf Grund der sonst üblichen römischen Terminologie verfährt, ist sonnenklar, daß in dem zweiten Alinea nur die evangelischen Missionare gemeint sein können. Der Germania-Advokat verwirrt die Sache, indem er aus den Rundschreiben vom 21. April 1878 und vom 20. April 1884 Stellen einmischt, welche gar nicht hierher gehören und von andern Feinden handeln. Der Papst weiß in seinen verschiedenen Encykliken von verschiedenen Feinden zu reden. Das vorliegende Rundschreiben vom 3. Dezember 1880 handelt aber von Anfang bis Ende nur von der Mission. Indem es zuerst von den Schwierigkeiten spricht, welche derselben daheim entgegenstehen und die eine „Verminderung der Freigebigkeit“ zur Folge haben, weist es allerdings auf die mancherlei „falschen Ansichten“ hin, die „unter dem Volke verbreitet werden“, „die das Verlangen nach irdischem Glück steigern und die Hoffnung auf himmlische Güter nichtig erscheinen lassen.“ Dies benützt der Brieffschreiber, um den Schein entstehen zu lassen, als ob die Verbreiter dieser „falschen Ansichten“ die Teufelsdiener seien, von denen im weiteren Verlaufe die Rede. Daß dies ganz ausgeschlossen ist, geht aus dem „**Andrerseits**“, mit welchem das folgende Alinea beginnt, unwiderleglich hervor. „Andrerseits“ giebt es nämlich auch Räte auf dem Missionsgebiete selbst: „Die Zahl der frommen Arbeiter nimmt ab“ u. s. w. Die „trügerischen Männer“, welche draußen auf dem Missionsgebiete die Räte

vermehrten, können also einzig und allein die evangelischen Missionare sein, unmöglich die Freimaurer, die ja gar nicht draußen sind. Dies ist der mit Händen zu greifende Zusammenhang: die Anwesenheit und erfolgreiche Wirksamkeit zahlreicher evangelischer Missionare, „die sich den Anschein geben als seien sie Apostel Christi“ u. s. w. vermehren die Schwierigkeiten, mit welchen die katholische Mission schon daheim zu kämpfen hat. So kann man auch in dem Schlußpassus unter „dem Eifer und der Anstrengung“ jener, welche den katholischerseits gemachten Bemühungen um die Bekehrung der Heiden entgegentreten ganz unmöglich die Lehren und Agitationen der Freimaurer, sondern nur den protestantischen Missionseifer verstehen, der bekanntlich von den Freimaurern nicht geteilt wird. Somit muß die Beschuldigung: sie „breiten die Herrschaft des Fürsten der Finsternis aus“ allein auf die evangelischen Missionare bezogen werden.

Und nun frage ich: auf welcher Seite ist die „Fälschung“?

Mein Gegner muß übrigens zuletzt selbst die Schwäche seiner Kunstexegese gefühlt haben, denn während er anfänglich mit großem Geschrei von Fälschung posaunte, sagt er sub N. 10 ziemlich kleinlaut: „es sei meinem gerühmten Wahrheitsinn zum mindesten etwas Menschliches begegnet.“

Ich begreife nicht recht, warum sich der Germania-Polemiker so viel sinnverdreherische Mühe giebt, die päpstlichen Beschimpfungen im vorliegenden Falle von den evangelischen Missionaren abzuwehren. Vermutlich wollte er sich nur den wohlfeilen Triumph verschaffen, mich als Fälscher brandmarken zu können.

Nur noch ein paar kurze Bemerkungen auf gelegentliche Seitenhiebe, die der evangelischen Mission, bezw. mir der citierte Passus versetzt.

a) Zu behaupten: die evangelischen Missionare „predigen ohne jede göttliche Autorisation“, das ist eine Annahme, um nicht zu sagen Unverschämtheit. Dies meine Antwort auf die Frage: „Kann man uns protestantischerseits übel nehmen, daß wir so über den Protestantismus urteilen?“

b) Dagegen versichere ich, daß ich herzlich gelacht habe, als ich las, daß „selbst Herr Warneß sich nicht mit allen (sondern nur mit einigen) Mormonenaposteln wird solidarisch erklären wollen.“



c) Wenn mein Gegner in der vornehmthuerisch-prahlerischen Weise, in welcher der heutige Ultramontanismus eine Geringschätzung des Protestantismus und seiner Werke zu erkünsteln pflegt, von „dem Häuflein lutherischer oder anglikanischer oder methodistischer Prediger“ redet, „welche in China und Afrika Bibeln verteilen oder fromme Lieder singen“, so steht das nicht bloß im Widerspruch mit der erst vorhin citierten Erklärung des Papstes betreffs des Einflusses der evangelischen Missionare, sondern es ist auch — eine Thorheit. Das evangelische Missionswerk ist groß und wird immer größer, und Herr Gottlieb ändert das nicht, wenn er auch tausendmal versichert, es sei nicht der Rede wert. Endlich

d) Ich soll über Ricci geurteilt haben: „Die Kaiser fanden an ihm einen beugsamen, gefälligen Mann; die Heiden einen verträglichen Glaubensprediger, der sich in ihre abgöttischen Gebräuche zu schicken wußte; und der Teufel einen getreuen Arbeiter, welcher unter den Ungläubigen sein Reich befestigte, statt es zu zerstören“ — das soll mein Urteil sein? Ich habe das Urteil der katholischen *Anecdotes sur l'état de la religion dans la Chine* (Paris 1733—35 I 21) angeführt, und dann meinerseits hinzugesetzt: „Ich bin nicht geneigt, ein so hartes Urteil (wie die katholische Quelle) über den im Banne seiner jesuitischen Grundsätze stehenden Mann zu fällen“ (Prot. Beleuchtung 402, 4). Ich glaube, das nennt man eine richtige Fälschung. Dazu hat mein Gegner den Sperrdruck versetzt. Bei mir fehlt derselbe bei dem letzten Satz und steht unter dem ersten, weil ich darauf den Nachdruck legte, daß der gerühmte Ricci, was selbst Janssen nicht zu leugnen wagt, in der Accommodation an die heidnischen Gebräuche so weit ging, daß er sich an Opferfesten zu Ehren des Konfucius beteiligte u. s. w. Deshalb habe ich allerdings an seiner Missionsmethode scharfe Kritik geübt.

11. Alle guten Dinge sind drei, darum beeilt sich Herr Warneck, diesen beiden Kraftleistungen eine dritte von gleichem Werte anzureihen; und da kommt denn wieder eine alte längst bekannte Ente herangewandelt. Auf Seite 7 lese ich: „Vor einiger Zeit ging folgendes Citat aus den „Hirten des Thales“, dem Organ des Bischofs Ryan von St. Louis in Nordamerika, durch die deutsche Presse: „Wir gestehen, daß die römisch-katholische Kirche unduldsam ist“ u. s. w. (folgt die satksam bekannte Drohung einer allgemeinen Regerverfolgung in den Vereinigten Staaten, und dann fährt Warneck fort:) „Mit großer Entrüstung behauptete die deutsch-ultramontane Presse die Unetheit dieses Citates... Nun wurde allerdings die Echtheit ziemlich überzeugend nachgewiesen (Alt kath. Bote 1886 Nr. 7); aber lassen wir das.“

Mit nichten, Herr Doktor, das lassen wir nicht! Ehe Sie mit einer so vornehmen figura transitionis eine alte Unwahrheit zu neuem Leben erwecken, erlauben Sie mir, Ihnen oft Gesagtes wieder in Erinnerung zu bringen.

1. Ein Bischof oder Erzbischof Ryan von St. Louis hat nie gelebt. Patricius Ryan war allerdings seit 1872 bis vor kurzem Roadjutor des Erzbischofs Kenrick von St. Louis und ist heute Erzbischof von Philadelphia, hat aber weder im Hirten des Thales noch in einem Hirtenbrief, wie seinerzeit die Allgemeine Konservative Monatschrift behauptete, noch sonst wo etwas Derartiges geschrieben oder gebilligt.

2. Der Hirt des Thales (The Shepherd of the Valley), ein Blatt, welches schon 1854 nach kurzem Bestehen wieder einging, war weder das Organ des Erzbischofs Ryan, noch des Erzbischofs Kenrick, noch irgend eines Bischofs, sondern lediglich das Organ seines Herausgebers, des Konvertiten und Juristen Robert Bakewell, wie auch die Redaktion des Ultrakathol. Boten zugestehen mußte.

3. Hat denn nun der Katholik Bakewell die erwähnten Worte wirklich geschrieben? Antwort: Ja, er selber hat das nie geleugnet; aber er hatte zugleich, als er jene Worte schrieb, noch ein paar wichtige Wörtchen hinzugefügt, und diese, welche der Sache mit einem Schlage ein anderes Aussehen geben, sind von den Protestanten stets unterdrückt worden, — sie heißen: „So say our enemies.“ „So behaupten unsere Gegner.“

Die Belege dafür finden sich, wie längst ermittelt ist, im St. Louiser Guardian vom 26. Januar 1867, in welchem Herr Bakewell, damals Richter an einem St. Louiser Gerichtshofe, die freche „protestantische Fälschung ausführlich nachgewiesen und an den Pranger gestellt hat“. (So Schultzeis, Redakteur der in Milwaukee erscheinenden Columbia, in einem Schreiben an die Kölnische Volkszeitung.)

4. Alles das weiß auch der Ultrakatholische Bote, und er hat nur die armselige Ausrede, das könne nicht richtig sein, „da der betreffende Artikel von Bakewell mit den Worten eingeleitet wird: „Wir gestehen, daß die katholische Kirche unduldsam ist.“ Als ob man in Amerika nicht ebenfogut den Zusammenhang der Worte und Sätze verdrehen könnte, wie wir es soeben den Herrn Dr. W. in Rothenschirmbach thun sahen!

Drei grobe Verstöße gegen die Wahrheit, drei falsche Citate schlimmster Art, gleich auf den ersten Seiten, noch ehe der Verfasser recht bei seinem Thema angelangt ist! Da kann man auch sagen:

„Drei Könige zu Heimsen, das ist viel,

Erwischt man noch den vierten, so giebt's ein Kartenspiel.“

In der That sind wir um den vierten und auch um den vierzigsten nicht verlegen. Leider wird mir der Raum mangeln — und vielleicht auch Ihre Geduld — um alle Schnitzer aufmarschieren zu lassen. Nur einige der drolligsten sollen noch folgen. Zuerst aber möchte ich Sie noch einmal darauf aufmerksam machen, was Herr Warneck eigentlich beweisen wollte. „Feindschaft wider die evangelische Kirche,“ das war die erste Beschwerde.

Die Sache wird immer schöner. Es war für meinen Gegner doch zu verlockend, durch eine witzige Wendung nicht nur wieder

ein gefälschtes Citat zu „erwischen“, sondern auf diese Weise sich auch aus einer großen Verlegenheit zu ziehen. Es handelte sich mir nämlich darum, die Intoleranz als einen im römischen Prinzipie wurzelnden Grundsatz, die praktische Übung derselben gegen Andersgläubige als eine dogmatisch geforderte Institution authentisch zu erweisen. Ich erinnerte zu diesem Zweck an das durch die deutsche Presse gegangene Citat aus dem „Hirten des Thales“ und bemerkte: „mit großer Entrüstung behauptete die deutsche ultramontane Presse die Unechtheit dieses Citats . . . Nun wurde allerdings die Echtheit ziemlich überzeugend nachgewiesen; doch lassen wir das.“ Jedermann sieht, daß ich damit sagen wollte: ich lege kein Gewicht auf dieses Citat, es dient mir nur als Übergang zu dem, was folgt; nämlich zu einem unanfechtbaren Citate. Denn so heißt es in meiner Schrift: Ganz neuerlich<sup>1)</sup> brachte die päpstliche Voce della verita folgende Erklärung:

„Wir bemerken, daß die katholische Kirche, obwohl sie das Recht hat, die Freiheit der Kulte zu verwerfen und sie im Prinzipie (tesi) verwirft, dieselbe doch annimmt und in hypothetischer Weise (come ipotesi) sich ihrer erfreut. Wo sie nämlich infolge beklagenswerter Umstände nicht offiziell als die alleinige Staatsreligion anerkannt ist, beansprucht und fordert sie für sich jene Freiheit . . . In den Ländern jedoch, wo ihr Vorrang festgestellt ist und das Blut ihrer Märtyrer und ihre Lehrlämpfe ihr eine volle und gesetzmäßige Existenz gesichert haben, verwirft sie jede Kultusfreiheit als einen Widerspruch nicht bloß mit der objektiven Wahrheit der Dinge, sondern auch als einen Angriff auf ihre präexistenten Rechte, auf ihre unbestreitbare Obermacht.“

Inhaltlich sagte also die Voce della verita ganz dasselbe wie der Hirte des Thales und, fuhr ich fort, „unsre gern Schleier webenden deutschen Ultramontanen werden nicht wieder voll Entrüstung von Fälschung reden können.“ Aber was thut der Germania-Feuilletonist? Da gegenüber diesem Citat, auf welches ich meine Beweisführung gestützt, seine geschulte Fechterkunst nichts auszurichten vermag, so schweigt er es tot und sucht es vergessen zu machen, indem er bezüglich des Hirten des Thales mich zum Fälscher stempelt. Ich konstatiere

<sup>1)</sup> Bom 7. Okt. 1887, Nr. 227; welche Nummer mir im italienischen Original vorgelegen.

also zunächst wieder, daß Herr Gottlieb die Hauptsache schlau umgeht, indem er die Aufmerksamkeit auf einen Nebenpunkt ablenkt.

Obgleich ich nachgerade an dieser Silbenstecherei genug habe, so bemerke ich: Erstens: der Unterschied zwischen Bischof und Roadjutor des Bischofs ist im vorliegenden Falle eine Wortklauberei. Zweitens: das genannte Blatt war allerdings Organ des Herausgebers, aber zugleich Sprechsaal für das bischöfliche Offizium. Drittens: was das Citat selbst betrifft, so hätte mein Gegner sehr klug gethan, wenn er es durch meine „vornehme figura transitionis“ hätte begraben sein lassen; denn jetzt hat er sich selbst eine Grube und zwar eine doppelte gegraben, aus der er schwerlich wieder heraus kann. Ich überlasse dem Leser das Urtheil, ob hier Leichtfertigkeit oder Unredlichkeit oder beides zugleich vorliegt, und konstatiere zunächst, daß in meiner von ihm ja sorgfältig durchforschten Protestantischen Beleuchtung S. 312 die angeblich von mir verschwiegenen Worte gesperrt gedruckt sich finden. In der erwähnten Flugschrift habe ich das Citat überhaupt nur halb abgedruckt, weil ich, wie bereits bemerkt, hier keinen Wert darauf legte. Aber nun kommts viel böser. Die inkriminierte Stelle lautete nämlich nicht bloß: „so sagen unsre Feinde,“ sondern es folgt: und „das ist auch unsere Ansicht“ (so we believe). Diese zweite Hälfte, welche seinen ganzen advocatischen Beweis über den Haufen wirft, hat aber mein Gegner fortgelassen.

Genau so finden sich die Worte bei Chiniquy: Fifty years in the church of Rome (12. ed. Chicago 1888) p. 675. Ich setze sie englisch her: „If Catholics ever gain a sufficient numerical majority in this country (sc. Nordamerika), religious freedom is at an end. So our enemies say, so we believe<sup>1)</sup> — The Shepherd of the Valley, official journal of the bishop of St. Louis, Nov. 23. 1851.“ Vermuthlich wird Herr Gottlieb dieses Citat nun in Ruhe lassen.

Endlich viertens und nun kommt die eigentliche Hauptsache: die Silbenstecherei betreffs der Erklärung des Hirten des Thales ist ein Streit um des Kaisers Bart. Denn es liegen massenhafte offizielle, offiziöse und private katholische Zeugnisse vor,

<sup>1)</sup> Wenn die Katholiken je eine genügende Majorität in diesem Lande erlangt haben werden, ist es mit der Religionsfreiheit vorbei. So sagen unsre Feinde, so glauben wir.



welche ganz dasselbe sagen. Die Voce della verita haben wir bereits gehört. Allein in dem angeführten Buche des Pater Chiquy stehen p. 675—686 einige dreißig solcher Zeugnisse mit genauer Angabe der katholischen Quellen. Ich citiere um der Raumerparnis willen nur ein paar. „Der Protestantismus hat nicht und kann niemals haben irgend ein Recht, wo der Katholizismus triumphiert hat“ (Catholic World 1870, Juli), d. h. wo er in der Majorität ist. „Im Jahre 1900 wird Rom die Majorität haben, dann muß es eine Staatsreligion in diesem Lande (Nordamerika) geben und diese Staatsreligion muß die katholische sein . . . Die Erziehung muß dann unter die Kontrolle katholischer Autoritäten gestellt werden, und unter Erziehung sind auch begriffen die Meinungen des Individuums und die Äußerungen der Presse; viele Meinungen müssen verboten werden durch den weltlichen Arm unter der Autorität der Kirche, selbst auf die Gefahr des Krieges und des Blutvergießens hin“ (Catholic World 1876, Juli). „Wann, fragen wir, haben wir je bekannt, daß wir tolerant seien gegen den Protestantismus oder die Meinung begünstigt, der Protestantismus dürfe geduldet werden? Im Gegenteil: wir hassen den Protestantismus; wir verabscheuen ihn von ganzem Herzen und von ganzer Seele und wir bitten, daß unser Abscheu immer größer werde“ (Pittsburgh Catholic Visitor 1848, Juli). „Die albernen und irrigen, ja wahnsinnigen Lehren zur Verteidigung der Gewissensfreiheit sind der allerpestilenzialischste Irrtum, eine Pest, die mehr als alle andern gefürchtet werden muß im Staate“ (Encyclical Letters of Pope Pius IX, 15. Aug. 1854).

Mein Gegner kann es nicht wagen, auch diesen Aussprüchen die Echtheit abzusprechen, und sollte er so dreist sein, so werden der Hydra aus jedem abgeschlagenen Kopf mehrere neue erwachsen. Syllabus und Vatikanum, Päpste und offizielle Kirchenlehrer (Perrone wie der neukanonisierte Thomas Aquinas) belegen die Toleranz mit dem Fluche und verbieten sie in allen Ländern, in denen die katholische Kirche die herrschende ist. Es ist hinterlistig und feig, wenn die deutschen Ultramontanen sich fortgehend bemühen, diese Thatsache zu verschleiern und durch spitzfindige Wortklaubereien bei uns in Deutschland die „Kirche“ von dem Makel dieser Lehre und Praxis rein zu waschen.

Und nun frage ich: was bleibt übrig von den „drei falschen Citaten schlimmster Art“? Drei „Könige“ hat Herr Gottlieb nicht „erwischt“; aber — ein „Kartenspiel“ hats gegeben.“

# Die Malaria und ihre Behandlung auf der Goldküste.<sup>1)</sup>

Von Dr. R. Fisch, Missionsarzt, in Aluvia, Goldküste.

Im 14. Band dieser Zeitschrift wurde eine Arbeit von Herrn Pastor Zippel abgedruckt mit dem Titel: „Auch ein Rat zur Bekämpfung des Malariafiebers in Tropenländern.“ Zur Beantwortung desselben wurde ich von Herrn Inspektor Dehler aufgefordert. Hiermit soll nun versucht werden den Freunden in der Heimat ein Bild unseres Verhaltens der Malaria gegenüber zu entwerfen; sollte dies dann auch für unsere lieben Mitgenossen an dieser Trübsal und der Arbeit im Reich des Herrn unter den Heiden hin und her einen praktischen Nutzen haben, so wäre das unsere größte Freude. Der Charakter dieser Zeitschrift bringt es natürlich mit sich, daß wir nicht zu sehr in Details eingehen; es wird sich vielmehr nur um die Principien handeln, die darzulegen sind. Sollte von irgend einer in dieser Sache praktisch interessierten Seite gewünscht werden auch die Details der Behandlung zu erfahren, so sind wir natürlich gern erbötig auf brieflichem Wege hierüber Auskunft zu geben.

Ob wir aber nun zur Besprechung unseres Verhaltens der Malaria gegenüber gehen, erfordert die Arbeit Herrn Pastor Zippels einige Bemerkungen. Seiner Kritik der medikamentösen Behandlung und der Schilderung der anzuwendenden hydrotherapeutischen Maßnahmen liegt die allerdings nicht geradezu ausgesprochene Definition von Fieber zu Grunde, die ja sehr verbreitet ist und durch das meist vorhandene und am meisten in die Augen springende Symptom sich aufdrängt und welche heißt: „Fieber ist Temperaturerhöhung.“ Eine diese Temperaturerhöhung direkt in Angriff nehmende Behandlung wäre also gewiß, wenn die Definition die richtige ist, die einzig zulässige, besonders da ja diese Temperaturerhöhung unter Umständen durch zu lange Dauer eine direkte Gefahr für das Leben werden kann. Von diesem Standpunkt aus kann man sehr wohl die Einseitigkeit der Hydrotherapie, sowie die einseitige Empfehlung derselben verstehen und würdigen. Aber wie? Besteht denn die Wirkung der Malaria auf die Körper der Menschen nur in zeitweiliger, oft auch länger dauernder Temperaturerhöhung? Da wäre am Ende, was wir Malaria nennen, nichts als das Produkt der großen tropischen Hitze, (die aber durchaus nicht so excessiv ist, sondern während des Sommers auch in Deutschland gleich hoch steigt und oft wochenlang anhält); es wäre dann die Sache eine Art Wärmestauung, gegen die gewiß kaltes Wasser in jeder Form vortrefflich wäre. Pastor Zippel erkennt nun aber (S. 406) als spezifische

<sup>1)</sup> Antwort auf den Artikel 1887. 405 ff.

Ursache den Malariaipilz an. Wie soll nun der, in den Körper eingebrungen, eine Temperaturerhöhung des ganzen Körpers hervorrufen? Pastor Zippel fordert für dieses Pilzes Gedeihen eine Temperatur von  $20^{\circ}$  R. Wenn er nun in dem Körper des Menschen, der so wie so schon zwischen  $28^{\circ}$  und  $29^{\circ}$  R. zeigt, noch eine Erhöhung hervorrufen würde oft bis um  $4^{\circ}$ , so würde er sich ja in noch ungünstigere Bedingungen versetzen, als er schon im Körper antrifft, und es würde ihm durch Erniedrigung der Körperwärme durch Hydrotherapie zc. ein sehr angenehmer Dienst erwiesen. Die Sache liegt aber doch nicht so einfach, daß mit der Beseitigung der hohen Körpertemperatur das Fieber geheilt wäre. Wie, wenn diese erhöhte Körperwärme, ein zweckmäßiger Vorgang wäre, eine Waffe, die der Schöpfer unserm Organismus gegeben hat, zur Bekämpfung schädigender, krankmachender Agentien? Eine wohlbekannte Thatsache ist, daß, wenn dem Organismus diese Waffe versagt, die Erkrankung viel ernster ist, als wenn der Körper noch sich derselben bedienen kann. Ich brauche hier nicht einmal besonders bössartige Malariaerkrankungen anzuführen, in welchen Fieber d. h. Temperaturerhöhung fehlt, sondern erinnere an die vielfache Erfahrung des fatalen Ausgangs der Lungenentzündungen bei Greisen und andern geschwächten Personen, bei welchen die Temperatur nicht steigt, oft sogar abnorm niedrig ist. Es ist hier nicht der Ort mich über das Zustandekommen der Temperaturerhöhung des nähern zu verbreiten; es ist ein sehr komplizierter, noch nicht ganz klar gestellter Vorgang. Ob die die Gesundheit schädigenden Pilze selbst oder wohl wahrscheinlicher deren Stoffwechselprodukte so auf gewisse Teile des Gehirns einwirken, daß der Körper auf eine höhere Temperatur eingestellt wird, während welcher die Verbrennungsprozesse im Körper viel lebhafter stattfinden und so die besonders schädlich wirkenden Stoffwechselprodukte der Fiebererreger unschädlich gemacht werden, ist noch nicht völlig klar gestellt. Die eine Behauptung wird aber nach diesen Auseinandersetzungen nicht mehr gewagt erscheinen: Das, was wir Fieber nennen, ist ein komplizierter Vorgang und besteht nicht nur in Temperaturerhöhung, und diesem schließt sich der Satz an, der aus den neueren und neuesten Forschungen auf diesem Gebiet sich immer klarer herausstellt: Die Temperaturerhöhung ist ein zweckmäßiger Vorgang zur Abwehr gegen schädigende, krankmachende Einflüsse. Wir haben hier bei dem Begriff Fieber etwas länger verweilt, weil es uns darauf ankam für die Besprechung und namentlich entgegen der einseitigen Anpreisung der Hydrotherapie eine Operationsbasis zu schaffen.

Was nun Herr Pastor Zippel über die „körperliche“ Behandlung

der Malaria sagt (S. 407), trägt unverkennbar den Charakter tendenziöser Behandlung des Stoffs. Tendenz ist: die alleinige Behandlung der Malaria mit Hydrotherapie möglichst plausibel zu machen und die medikamentöse möglichst zu diskreditieren. Und in der That, Zippel stellt auf S. 408 den Satz auf: „Das Chinin ist nicht ein spezifisches Mittel gegen das Malariagift, sondern nur allgemeines Fiebermittel.“ Ist dieser Satz richtig, dann steht allerdings die medikamentöse Behandlung der Malaria speciell mit diesem Mittel auf schwachen Füßen; zur Stütze dieses Satzes wird ein Handbuch der Hydrotherapie citiert, das mir leider nicht zugänglich ist. Ich denke, diese Stimme gegen Chinin wird wohl nicht schwer wiegen, denn das ist Tendenz der Lobredner der einseitigen Naturheil-methode. Wichtiger ist das andere Citat aus Niemeyers Pathologie und Therapie; es ist sehr zu bedauern, daß Herr Pastor J. kein wörtliches Citat anführt, sondern einfach auf S. 617 verweist. Leider habe ich die veraltete Auflage, die Herr Pastor Zippel brauchte, nicht zur Hand, was dort auf S. 617 steht, steht in der 10., die vor mir liegt, auf S. 730. Niemeyer redet dort von verschiedenen andern bei Malaria angewendeten Medicamenten, die aber nicht die Herrschaft des Chinin wesentlich zu erschüttern vermocht hätten, mit diesem Citat hat also doch wohl Herr Pastor Zippel nicht Glück. Es sollte mir nicht schwer werden in Handbüchern der Hydrotherapie, die nicht einseitig verfaßt sind, das Chinin als Wechselfiebermittel κατ' ἐξοχήν angeführt zu finden. Leider stehen mir hier keine zu Gebot, dagegen will ich aus den wenigen medizinischen Werken, die mir hier zur Hand sind, für solche, die sich hiefür specieller interessieren, einige Stellen anführen.

In Nothnagel und Kosbachs Arzneimittellehre (4. Aufl.) steht auf S. 600: „Chinin entfaltet eine eigenartige spezifische Wirkung bei der Malaria-vergiftung, bei allen von dieser abhängigen Krankheitsformen.“ In Schmiedeberg, Arzneimittellehre S. 100: „Wenn es leicht sein dürfte antifebrile Mittel im allgemeinen zu entdecken, so läßt sich dagegen auch nicht im entferntesten übersehen, ob das Chinin jemals bei der Behandlung des Wechselfiebers und der zu dieser Kategorie gehörenden Krankheiten einen Ersatz finden wird.“ Cloetta in dem Lehrbuch der Arzneimittellehre sagt S. 69: „Das Chinin ist heute noch (wie vor 200 Jahren die Chinarinde), das Hauptmittel gegen die Fieberformen, welche man auf miasmatischen Ursprung zurückführt, die sog. Wechselfieber, in dieser Beziehung ist dasselbe noch von keinem andern Stoff übertroffen worden.“

Diese 3 Citate mögen genügen. Wenn in der medicinischen Welt irgendwo Einigkeit herrscht über die angewendeten Mittel, so ist das bei der Malaria der Fall, gegen welche alle eine spezifische Wirkung des Chinins nicht nur annehmen, sondern durch hundertjährige Erfahrung



erprobt haben; da kann man doch wohl kaum mehr von einem post hoc ergo propter hoc (S. 408) reden.

Was nun die Prophylaxe betrifft, so sagt Pastor Zippel S. 408: „Wie soll man sich durch Chinin gegen das Malariafieber schützen können, da man doch den Körper unmöglich gegen ein Fieber feien kann, das erst infolge künftiger krankmachender Einflüsse auftreten wird? Da müßte man auch dem Anbruch eines Wundfiebers vorbeugen können zu einer Zeit, wo man die Wunde noch gar nicht bekommen hat!“ Dem ist zu entgegnen, daß es sich bei der Malaria um nicht weniger als drei unter sich verschiedene Stufen der Prophylaxe handelt. Erstens eine allgemeine, die die vernünftige Vorbereitung auf das Wohnen an einem Malariaherd und die rationelle Lebensweise dort in sich schließt; hier kommt Chinin gar nicht in Frage. Zweitens eine specielle, medikamentöse, die beginnt kurz vor oder mit dem Betreten des Malariahodens und diese ist nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen; denn steht die spezifische Wirkung des Chinins außer Zweifel, so kann wohl gefragt werden, ob es nicht dazu dienen könne der beständigen, so zu sagen täglichen Infektion, der man an Malariaorten ausgesetzt ist, entgegenzuarbeiten. Denn das ist doch wohl keine Frage, daß das malariafrankmachende Agens in den Körper eingeführt wird (durch den Respirationsapparat), oft lange bevor die Malaria ausbricht; gerade wie daheim bei jeder Infektionskrankheit ein gewisser Zeitraum zwischen Infektion und Ausbruch der entsprechenden Krankheit liegt. Dieser Zeitraum scheint bei der Malaria sehr verschieden lange zu sein, von einigen Tagen bis zu einem Jahr; es handelt sich also nicht um künftige krankmachende Einflüsse. Drittens giebt es noch eine speciellste Prophylaxe, die dem ganz bestimmt zu einer gewissen Stunde, zu erwartenden Anfall vorbeugt, wie wir später sehen werden. Nach dem eben gesagten denkt kein Mensch daran, die Widerstandskraft zu erhöhen und jedermann ist mit Herrn Zippel einverstanden, daß Chinin zu den sogenannten Protoplasmagiften gehört d. h. zu den Nerven- und Muskelgiften. Immerhin ist, abgesehen von anderm, doch noch ein Unterschied zwischen Chinin, von dem 3 Gramm Erwachsenen meist ohne Schaden gegeben werden können, dessen tödliche Gabe etwa bei 10—15 Gramm liegt und der Blausäure, deren tödliche Gabe 0,05 Gramm beträgt. Überhaupt fragt es sich, was denn eigentlich Gift sei; wenn nur das nicht Gift ist, was nie schädlich wirken kann, auch bei unsinniger Anwendung, dann ist das Wasser gewiß auch am Ende ein Gift, denn den paar Beispielen von Schädigung der Gesundheit durch unvernünftigen Chiningebrauch,

könnte ich eine große Reihe Erfahrungen von Schädigung der Gesundheit, ja des Lebens, durch unvorsichtige Anwendung von hydropathischen Prozeduren entgegenstellen. Ich erinnere nur an die vielen Fälle, in welchen solche Maßnahmen von Pneumonien gefolgt waren, die zum Teil tödlich verliefen.

Der medikamentösen Behandlung nach Ausbruch des Malariafiebers gesteht Herr Zippel einen gewissen Erfolg zu, besonders wo die Malaria nicht sehr intensiv ist. Wie er aber zu der Frage kommt (S. 416): „Warum versagt dieses auf Sanibar so vorzügliche Erfolge erzielende Heilmittel in andern Gegenden gänzlich seinen Dienst? Warum kann man zum Beispiel auf der Goldküste oder im Kaiserwilhemsland mit dem Chinin gegen Malaria wenig oder nichts ausrichten?“ ist mir unverständlich. Es wäre vielleicht Pastor Zippel ebenso unverständlich, wenn ich sagen würde, die Hydrotherapie richte wenig oder nichts aus, denn eine Anzahl meiner Verwandten und Bekannten sei, trotz extensiver und intensiver hydropath. Behandlung gestorben. Herr Zippel weiß eben nicht, in welcher Menge von Fällen Chinin hilft und operiert mit den wenigen ihm zur Kenntnis gelangten von tödlichem Ausgang. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß mein Kollege und ich im Jahre weit über 100 Fälle von Malariaerkrankung in Behandlung bekommen. „In einem noch bedenklicheren Lichte“, heißt es auf S. 410, „erscheint das Chinin, wenn wir folgendes Citat aus einer Rede des Missionsinspektors Dehler aus Basel vernehmen: „Es ist merkwürdig, daß gerade die 2 Jahre, in denen ein Missionsarzt dort (nämlich auf der Goldküste) thätig gewesen ist, durch besonders viele Todesfälle bezeichnet sind.“ „Wir schieben dem Miss.-Insp. Dehler nicht die Meinung unter, als hätte er die Schuld dieser Unglücksfälle dem zweifellos angewendeten Chinin zuschreiben wollen oder als hätte er das Dasein des Arztes mit seiner Medikation überhaupt nur in einen kausalen Zusammenhang bringen wollen, er wundert sich nur über das merkwürdige Zusammentreffen dieser beiden Umstände. Wir unsererseits können dagegen nicht leugnen, daß uns ein kausaler Zusammenhang hier nicht zu den Unwahrscheinlichkeiten zu gehören scheint.“ Ich möchte Herrn Zippel einladen, die beiden letzten Jahre 1887 und 1888 zu betrachten, während welchem Zeitraum wir sehr wenige Todesfälle erlebt haben, während wir uns doch des Chinins wie zuvor bedienen.

Auf S. 411 spricht Herr Zippel über Kontraindikationen des Chinin, führt dagegen, statt diese zu nennen, nur Niemeyers Pathologie und Therapie an S. 623; in der 10. Auflage läßt sich hievon nichts finden. Es ist wahr, daß es hin und wieder Leute giebt, die sehr

empfindlich sind für Chinin und darauf mit unangenehmen (zuckendem Ausschlag am ganzen Körper) oder auch beunruhigenden Symptomen (starker Abnahme des Gesichtes, Aufgeregtheit u. s. w.) reagieren; das kann doch aber nicht den Gebrauch des Chinin beeinträchtigen, so wenig die Kontraindikationen für hydropathische Prozeduren als Mangel der Hydrotherapie aufgeführt werden können. Ferner sei ein Mangel des Chinin, daß bei seiner Anwendung so viele Rückfälle vorkommen. „Eigentlich sollte man nicht von Rückfällen reden, sondern einfach von dem Wiederauftauchen der Krankheit, die durch das Chinin nur in ihrem Verlauf gehemmt und zur Annahme eines andern Charakters genötigt war; denn heilen kann ja bekanntlich das Chinin das Wechselfieber nicht, da es, wie wir oben sahen, nicht spezifisch gegen dasselbe ist“. Wir können kaum annehmen, Herr Zippel glaube von seiner Hydrotherapie, daß sie ein Wiederauftauchen der Krankheit, trotzdem man in der Malariaegend bleibt, verhindere; wäre dem so, dann würden wir getrost behaupten, daß er noch gar nie Malaria gesehen habe. Nun aber führt Herr Zippel „Heidelberger Beobachter“ an (welche?), die das Chinin bis zu einem gewissen Grade für spezifisch halten (S. 411) „indem sie annehmen, daß es die Pilze im Blut, wenn auch nicht sofort töte, so doch krank mache, so daß dieselben einestheils sich nicht mehr vermehren, andernteils vom Körper vernichtet werden können; aber das ist eben vorläufig nur eine Annahme.“ Da ich leider diese „Heidelberger Beobachter“ nicht kenne, so kann ich dieses Citat nicht verifizieren, dagegen führe ich hier Marchiasara und Celli an, die nicht nur die Organismen (Plasmodien) der Malaria beobachtet, sondern auch ihr Unbeweglichwerden und Verschwinden nach der „spezifischen“ Behandlung (d. h. unter Chinin-Behandlung) direkt unter dem Mikroskop nachgewiesen haben. (Fortschritt der Medizin 1885 Nr. 24 S. 787.)

Ein weiterer Nachteil, der dem Chinin anhafte, sei ferner der, daß „es gerade in fulminanten Fällen nicht anwendbar sei, da bei der großen Quantität der eingedrungenen Malaria bacillen eine Gabe dieser Arznei erforderlich wäre, die wegen ihrer Größe erfahrungsgemäß den menschlichen Lebensprozeß tödlich treffen würde.“ Daß es Fälle giebt, in welchen menschliches Können aufhört und das nicht nur bei der Malaria, sondern auch bei irgend welcher andern Krankheit, das ist doch bekannt; daß da das Chinin nicht mehr helfen kann, ist nicht als ein Nachteil desselben zu betrachten. Ferner wird auf S. 412 nur so im Umsehen dem Chinin die Schuld in die Schuhe geschoben, die Malariafieber zu verursachen. Dadurch, daß wiederum Chinin gegen die Malariafieber das

souveräne Mittel ist, ist bewiesen, daß Malariafahexie eben das ist, was der Name besagt und nicht chronische Chininvergiftung.

Über die Kaltwasserbehandlung nach den Vorschriften Herrn Zippels wollen wir uns nicht verbreiten, sie nötigen uns oft ein unwillkürliches Rächeln ab. Oft ist die Rede von Wasser von 10—18°; auf unsern meisten Stationen ist Wasser von unter 20° in größerer Menge einfach nicht zu beschaffen. Geradezu komisch wirkt sein Vorschlag „zwei lustige Hütten zu bauen in der Nähe eines Brunnens mit gutem Wasser“ S. 426; in den Tropen sind Brunnen eine *rara avis*, bei uns auf der Goldküste existiert bis heute noch kein einziger. Cisternen und Bäche liefern uns das Wasser und da, wo eine nicht aufhörende Unruhe ist, sollte ein Fieberkranker in lustiger Hütte, bei erdrückender Hitze, wenns in unsern solide gebauten Häusern, deren Mauern sich nicht leicht erwärmen, kaum auszuhalten ist, campieren? Das wäre ein Institut, um sowohl Kranke als Pfleger zu ruinieren und wo völlig Gesunde die beste Garantie hätten malariakrank zu werden.

Nun ist es aber Zeit die Grundsätze, die uns hier bei der Malaria-behandlung leiten, kurz auseinanderzusetzen. Wir werden uns erlauben, um der Wichtigkeit des Gegenstandes willen, eingehend auf die Prophylaxe einzutreten. Es handelt sich hier um die allgemeine und die specielle (siehe oben); das, was wir speciellste nannten, wird unter der eigentlichen medikamentösen Behandlung der manifesten Malaria abgehandelt werden. Zunächst die allgemeine Prophylaxe; diese erfordert zweckmäßige Einrichtung des Hauses, der Kleidung und der Lebensweise.

Das Haus ist ein außerordentlich wichtiger Faktor und bei seiner Anlage sollte mit der größten Vorsicht gehandelt werden. Der Rücksicht, vom Missionsstandpunkt aus ein Haus in die unmittelbare Nähe einer Stadt zu bauen, sollte nie ein, wenn auch etwas entfernter, relativ gesunder Platz geopfert werden. Nicht so häufiger Personenwechsel und größere Rüstigkeit der Missionare wiegt allenfalls sich herausstellende Nachteile weit auf. Ein Hügel ist weitaus vorzuziehen; es kommt aber nicht auf geringe Höhenunterschiede bei der Wahl eines Ortes an, sondern vielmehr auf die Bodenbeschaffenheit. Fels ist allem andern vorzuziehen, sandig lehmiger Untergrund ist das am meisten zu vermeidende; leitender Grundsatz ist: der Platz, auf dem ein Haus gebaut werden soll, muß trocken sein und die atmosphärischen Niederschläge nicht zurückhalten; aus diesem Grunde sind keine Gärten in unmittelbarer Nähe des Hauses anzulegen. Um das Haus vor den so schädlichen Boden-Luftströmungen zu sichern, ist der Boden, auf dem das Haus zu stehen kommt, mit einer



genügend starken Cementschicht zu bedecken. Die Mauern sind durch rings um das Haus gezogene, cementierte Wasserrinnen vor Durchnässung zu schützen; eine gute Dachrinne hilft bedeutend nach und speist daneben die Cisterne. Das Haus soll in der Breite nur ein Zimmer haben; die Längsfront soll (in den Tropen) nach Süden resp. Norden sehen und rings um das Haus muß eine genügend breite (7—8') Veranda erstellt werden. Dies beides um die direkte Bestrahlung der Mauern durch die Sonne möglichst auszuschließen: jede andere Bauart hat sich als verfehlt herausgestellt. Die Dächer sollten durchaus dicht und von dem Innenraum des Hauses durch einen Bretterboden getrennt sein; die übrigen Böden der Zimmer sollten alle doppelt sein, um auch noch so die Bodenluft von der Zimmerluft abzuhalten. Sollte in der Nähe des Hauses ein Sumpf oder sonst ein Malariaherd sein (Lagunen, ein Fluß mit Inundationsgebiet), so empfiehlt es sich eine mehrfache Reihe Bäume zwischen dem Haus und der betreffenden Örtlichkeit anzupflanzen, besonders wenn regelmäßige Windströmungen von jenem Ort das Haus berühren. Vorzuziehen sind Bäume mit dichter Belaubung (keine Palmen); diese dienen dann als eine Art Luftfilter und halten auf jeden Fall viele Keime ab, wie entsprechende Erfahrungen in Italien gezeigt haben. Von Eukalyptuspflanzung ist nicht viel zu erwarten. Daß die Zimmer des Hauses möglichst hoch und lustig zu bauen sind, braucht wohl nicht besonders betont zu werden.

Als Kleidung empfehlen sich möglichst leichte poröse Stoffe; ob Wolle oder Baumwolle der Vorzug gehört, muß der einzelne entscheiden. Was nun speciell die Unterkleider betrifft, so haben sie folgende Anforderungen zu erfüllen: Sie sollen schlechte Wärmeleiter sein, sie sollen die Perspiration und allfällige Durchnässung von außen so aufsaugen, daß nicht ein unangenehmes Gefühl von nasser Kälte entsteht. Drittens sollen sie porös sein; Barchentstoff saugt sich schnell voll Feuchtigkeit und wird undurchlässig für Luft und Feuchtigkeit, daher ist baumwollener und wollener Barchent für Unterkleider unzulässig. Jägerscher (d. h. Tricot-) Wollstoff und der Reformbaumwollstoff Rahmanns stehn sich gleich, indem sie sich wohl schnell voll Schweiß saugen, aber immer durchlässig bleiben, Rahmannscher Baumwollstoff noch etwas mehr als Jägerscher Wollstoff. Aber gegen plötzliche kalte Luftströmung schützt Baumwollstoff weniger vor erheblicher plötzlicher Abkühlung, als wollene Unterkleidung. Sei es nun Rahmannsche oder Jägersche Unterkleidung, auf jeden Fall ist darauf zu sehen, daß der Stoff porös ist und durchlässig bleibt. Es ist sehr wertvoll, wenn man eine gewisse Elasticität bewahrt, die einem erlaubt auch wollene

Unterkleider allfällig mit baumwollenen zu vertauschen, was oft sehr wohlthuend ist, wenn man unter dem Ausschlag, der eine Folge zersehten Schweißes ist und sehr leicht unter wollener Unterkleidung auftritt, zu leiden hat. In der Empfehlung der Negunterkleider möchte ich D. Grundemann (14. Band dieser Zeitschrift S. 566) lebhaft unterstützen. Was in betreff der Unterkleider hier gesagt wurde, gilt *mutatis mutandis* auch für die Oberkleider; leicht, porös, auch trotz Durchnässung durchlässig, empfehlen sich gewisse Wollstoffe, wie Serge u. s. w. Wir erlauben uns hier etwas über die Farbe der Oberkleider zu sagen; von der Heimat her ist man gewohnt helle Farben, womöglich Weiß zu wählen. Ich bin der Überzeugung, daß das nicht das Richtige ist; es ist gewiß nicht ohne Grund, daß Menschen und Tiere der gemäßigten und noch mehr der kalten Zone weiße Hautfarbe, resp. weißes Fell haben, während in subtropischen und tropischen Zonen die Hautfarbe der Menschen dunkel bis schwarz ist und auch alle Tiere dunkle bis schwarze Behaarung zeigen, was besonders deutlich bei den Haustieren in Erscheinung tritt, indem alle Schweine, Ziegen, Kühe, Pferde und Hunde braun bis schwarz sind und nur wenige Schafe hievon eine Ausnahme machen, aber auch hier sieht man sehr selten ein ganz weißes Fell. Die heimische Industrie hat sich gewöhnt leichte Stoffe in hellen, schwere in dunkeln Farben herzustellen; es ist das eben auch ein Stück Mode, die ja so selten auf die unmißverständliche Sprache der Schöpfung hört. Wenn eingewendet wird, die schwarzen Stoffe nehmen mehr Wärme auf, als die hellen, so ist das sehr richtig, sie geben aber auch viel mehr ab, wie jeder schwarze, namentlich nicht glasierte Topf beweist, dessen Inhalt viel schneller erkaltet als der eines weißen, besonders glasierten Gefäßes. Es ist dies besonders wichtig für Männer, die sich ja besonders den Einwirkungen der Sonne aussetzen müssen, während Frauen sich vielmehr im Hause aufhalten. Nie soll man sich der Sonne aussetzen, ohne guten Tropenhelm oder dichten leichten Filzhut. Von Tropenhelmen existieren eine ganze Reihe Modelle, die als unzweckmäßig nicht zu gebrauchen sind; sie sollen leicht aus Pith oder Kork, nicht aus Pappe oder Filz gearbeitet sein. Für Ventilation soll ausgiebig, auf den Seiten und oben gesorgt sein, man soll bei sehr mäßigem Winde denselben im Helm spüren; der Rand soll genügend breit sein und nicht nur hinten und vorn schützen.

Jeder, der in den Tropen sich aufhalten soll, hat dafür Sorge zu tragen, daß er nicht abgearbeitet dort ankommt; auf die Erholung durch die Seereise zu hoffen, erweist sich oft als trügerisch. Einen großen Nachdruck möchte ich legen auf richtig gewählte Maßnahmen zur Erhöhung der

Widerstandskraft; alles, was den Körper stählt, ihn elastisch macht, ist fleißig zu üben. Wir sind der Überzeugung, daß besonders in den deutschen Missionsanstalten über der geistigen Heranbildung der Missionszöglinge ihre körperliche zu kurz kommt. Es sollte mehr für Abhärtung geschehen, durch gut geleitete Turnstunden, jeden Morgen eine halbe Stunde lang, vor dem Frühstück, zeitweilige Märsche, die nach und nach größer und anstrengender gemacht werden. In jedem Missionshause sollten genügende Badeeinrichtungen mit Doucheapparaten bestehen und sehr darauf gehalten werden, daß sie fleißig und regelmäßig benutzt werden. Kaltwasseranwendung vermehrt nicht nur, wenn sie richtig geschieht, die Widerstandskraft, sondern stärkt den Körper gegen Temperaturschwankungen, die Ursache der unzähligen Erkältungskurachen, was für die Tropen mit dem beständig lauernden Feind, der Malaria, sehr wichtig ist.

Daß die Lebensweise in den Tropen regelmäßig sein soll, daß keine Excesse vorkommen sollen, versteht sich von selbst. Wenn Hauszka die unverzügliche Annahme der Lebensweise der Eingeborenen empfiehlt, gilt das wohl für Ungarn oder die Länder der Balkanhalbinsel, wo Hauszka thätig war, nicht aber für die Tropen. Wir z. B. können nicht die Kost der Neger ganz annehmen und vollends nicht „unverzüglich“, und mit uns sind wohl noch viele andere Missionare in gleicher Lage. Wo ein solch großer Unterschied zwischen der gewohnten Kost und der des Landes, das man betritt, besteht, ist diese Regel der bare Unsinn und man würde solche Indispositionen hervorrufen, daß Malaria und ihre Bundesgenossen die schöne Gelegenheit nicht unbenützt vorbeigehen ließen. Wohl mag man eine gemischte Kost genießen, bestehend aus europäischen Speisen im Wechsel mit Landesgerichten; was bei dieser Mischung das Vorherrschende sein soll, muß der Einzelne entscheiden. Hier auf der Goldküste ist es so, daß oft noch Landesspeisen mit Appetit gegessen werden, wenn man vor der bloßen europäischen Kost einen unüberwindlichen Abscheu hat. Vor Diätfehlern nimmt man sich in Europa in acht, wie viel mehr soll man sich in den Tropen davor hüten. Das Schließen der Fenster nachts hat auch nur sehr bedingten Wert. Wenn man bei geschlossenen Fenstern, in Schweiß gebadet, umsonst den Schlaf sucht, während man bei mäßiger Ventilation einen erquickenden Schlaf finden kann, so ist doch gewiß das letztere vorzuziehen, um so mehr, als nach unsern Erfahrungen das Öffnen der Fenster gar nicht so gefährlich ist, wenn es nur nicht auf die Seite hinaus stattfindet, auf der ein intensiver Malariaerzeuger (siehe oben) liegt. Baden in den Flüssen ist bei uns

selten im Bereich der Möglichkeit, daneben wimmeln unsere Flüsse so von Krokodilen, daß dies schon nicht das Baden zu einer Versuchung macht, besonders in der Dämmerung; das gleiche gilt von Seen, Lagunen, Creeks u. s. w. Die Kost sei also eine gemischte im oben beschriebenen Sinn. Nur von Vegetabilien sich zu ernähren ist hier wiederholt versucht worden, aber keiner ist dabei weiter gekommen, als daß er eben wieder zu der auch dem Menschen von der Natur angewiesenen sog. gemischten Nahrung zurückkehrte, allerdings geschah hin und wieder diese Rückkehr nicht mehr mit intakter Gesundheit als Folge des Vegetarianismus. Daß man sich vor zu großem Früchtekonsum zu hüten habe, gilt auch hierorts; hier sind die schädlichsten Früchte Ananas. Bananen und besonders Orangen sind aber eine Erquickung, nur sollen sie nicht nachmittags spät, am besten morgens nüchtern oder doch vormittags genossen werden. Was das Wasser betrifft, so hat das wohl mit Malaria direkt nichts zu thun, sondern nur insofern, als verdorbenes Wasser eine Indigestion herbeiführen und damit der Malaria Bresche legen kann; dagegen ist es als jeweilige Ursache der so sehr gefürchteten Dysenterie zu betrachten. Es empfiehlt sich besonders für Cisternen- und verdächtigtes Quell- und Flußwasser es erst nach gründlicher Abkochung zu genießen. Gewöhnlich wird das Wasser filtriert; die gebräuchlichsten Filter sind die von Atkins, bei welchen das Wasser durch gepreßte körnige Kohle geht, daneben hat man welche von Asbest, von feinsporigen Steinen u. s. w. Gewöhnlich beruhigt man sich damit, daß man Woche für Woche eben Wasser aufgießt und höchstens den filtrierenden Körper oberflächlich reinigt; man bedenkt nicht, daß man so schließlich ein Filtrat bekommt, das weit gefährlicher ist als unfiltrirtes Wasser. Das meiste Wasser, das hierzulande gebraucht wird, enthält immer etwas säuflnisfähige Stoffe und allerlei kleine und kleinste Lebewesen. Wenn nun auch nur wenige der letztern eindringen, so finden sie dort reichlich Nährmaterial, so daß sie anfangen zu wuchern und in kurzer Zeit die ganze Kohle u. s. w. durchsetzen und so in das Filtrat in viel größerer Menge gelangen, als sie vorher im unfiltrirten Wasser zu finden waren; nicht zweckmäßig und gründlich gereinigte Filter sind also vielmehr eine Gefahr als ein Schutz. Es empfiehlt sich, wo man nicht durch strömenden Dampf diese Reinigung vornehmen kann, die Kohle u. s. w. über das offene Herdfeuer zu legen und sie ganz langsam zu drehen, bis das darin restingende Wasser in Dampf verwandelt ist, wodurch die gefährlichen Verunreinigungen vernichtet werden. Es braucht dies über einem kräftigen Feuer etwa 15—20 Minuten; diese Prozedur sollte, wenn auch seltener, auch bei solchen Filtern vollzogen werden, die nur mit gekochtem Wasser gespeist werden.



Nach Landessitte nimmt jeder Neger täglich, meist gegen Abend, ein Bad, d. h. er seift sich, am Boden sitzend, ein und wäscht sich mit warmem Wasser ab; nachher wird der ganze Körper mit irgend einem Öl oder Fett eingesalbt. Ist dies bei den Negern sehr nötig darum, weil den Tag über sich Staub u. s. w. auf die bloße Haut setzt, so erfordert bei den so viel besser gekleideten Europäern der Schweiß, der sich so leicht in den Kleidern zersetzt, tägliche, gründliche Reinigung; daß dies nicht mit bloßem Wasser geschehen kann, ist klar. Mit der dem Bad unmittelbar folgenden Salbung habe ich persönlich die besten Erfahrungen gemacht. Es ist nicht zu befürchten, daß dadurch die Poren verstopft werden oder andere Inkonvenienzen entstehen, denn die Fettschicht, die aufgetragen wird, ist kaum meßbar, nur muß darauf gesehen werden, daß nicht etwa ranziges Fett oder Öl gebraucht wird. Ein besonderer Vorteil der Salbung ist der, daß der Körper einer allgemeinen Massage unterzogen wird, deren Wert nicht gering anzuschlagen ist, wie auch das nachherige Wohlbefinden bezeugt. Recht wichtig ist nach einer Strapaze, während welcher einem die Sonne sehr zugesetzt hat, sofort ein Bad zu nehmen, zu dem reichlich kaltes Wasser gebraucht wird.

Nachts sollte man sich beizeiten zur Ruhe begeben; nach 9 Uhr noch zu arbeiten oder zu lesen ist in den Tropen als Verstoß zu betrachten. Wenn man sich auch daran gewöhnen kann bis tief in die Nacht hinein zu arbeiten, so treten doch die schädlichen Folgen mit der Zeit zu Tage, die aber dann andern Umständen zugeschrieben werden. Dagegen sollte morgens möglichst früh aufgestanden werden; in den Tropen sind die Morgenstunden die einzigen, in denen man sich frisch und geistig munter fühlt. Schon bald nach 7 Uhr beginnt die Hitze recht fühlbar zu werden. Ungestörte Nachtruhe ist sehr wichtig für klein und groß; daher sollten Eltern beizeiten anfangen die Kinder von nächtlichen Mahlzeiten zu entwöhnen. Während der heißesten Mittagstunden sollte Siesta gehalten werden, wenn auch nicht gerade durchaus ein Mittagschläschen gemacht werden sollte.

Spirituosen sind nur in kleiner Quantität zu gebrauchen, namentlich sind zu vermeiden starke Weine und schwere Biere, auch bei leichten Bieren ist Sorgfalt sehr zu anzuempfehlen. Die verschiedenen als magenstärkend empfohlenen „Bitter“ wirken (weil fast immer Wermut enthaltend) kongestionierend auf die Leber und sind daher lieber zu lassen in einem Lande, wo so wie so leicht Leberkongestion eintritt; vor vergorenem Palmwein hat man sich sehr in acht zu nehmen.

Besonders früher wurde von verschiedenen Seiten der prophy-

laktische Chininegebrauch empfohlen kurz vor oder mit dem Betreten eines Malariaherdes. Das ist, was wir oben specielle Prophylaxe nannten. Man nimmt etwa jeden Tag  $\frac{6}{100}$  bis  $\frac{1}{10}$  Gramm oder alle 3 oder 5 Tage bis  $\frac{1}{2}$  Gramm und will damit der beständig vor sich gehenden Infektion entgegenarbeiten. Wohl alle in Malariagebieten praktisch beschäftigten Ärzte sind hievon zurückgekommen und nach meinen Erfahrungen kann ich sie auch nicht empfehlen, ja ich stehe nicht an, davor zu warnen aus Gründen, die weiter unten ersichtlich sind.

Trotz aller Vorsichtsmaßregeln kommt es aber eben in der Regel doch, nach kürzerem oder längerem Aufenthalt an einem durchseuchten Ort zur Manifestation der Malaria. Wenn schon die Zeit verschieden ist, nach der die erste Malariaerkrankung auftritt, so noch viel mehr die erste Erkrankung bei verschiedenen Personen. Oft tritt der erste Anfall nur einige Tage nach dem Betreten des Malariabodens auf, oft vergeht ein Jahr und noch mehr. Oft rafft schon die erste Erkrankung den eben erst Angekommenen dahin, in andern Fällen folgen der ersten Erkrankung eine große Anzahl anderer, die alle als Folge der ersten Infektion zu betrachten sind, zu der sich die folgenden Infektionen einfach summieren. Eine Gelegenheitsursache, eine Strapaze, eine Erkältung u. s. w. ist nie als neue Infektion, von der das nun folgende Fieber herrührt, zu betrachten, sondern nur als eine Bresche, durch die der stets im Körper lauernde, durch stets neue Zuzüge verstärkte Feind eindringt. Wenn auch durch Chinin die schon eingedrungenen Keime zerstört sind, so treten so zu sagen täglich neue an ihre Stelle; insofern ist sehr richtig, was ein in Malaria sehr erfahrener Arzt aus Rußland schreibt: „Die erste Erkrankung zieht eine Cachexie von unbegrenzter Zeitdauer nach sich.“ Die endlose Hartnäckigkeit der Recidive ist die Regel für alle Formen der Krankheit. (Werner, Beobachtungen über Malaria. Berlin, Hirschwald 1887.) Recht häufig verhält es sich so, daß wenn die Krankheit bald nach der Ankunft auftritt, sie milder, sehr oft als regelmäßige Intermittens erscheint, während längeres Ausbleiben und dann schwerere Erkrankung (Remittens) oft zusammenfällt.

Was sind nun die Principien unserer Behandlung der Malariaerkrankung gegenüber? Chinin ist für den Organismus kein gleichgiltiger Stoff; es handelt sich also darum, diejenige Art der Behandlung zu finden, bei welcher am wenigsten Chinin gebraucht und damit die bedeutendste Einwirkung auf die Malaria-Organismen im Körper ausgeübt wird. Als solche hat sich uns bewährt die Darreichung großer einzelner einmaliger Dosen, worauf wieder möglichst lange bis zur

nächsten Dose gewartet wird, was fast immer 2—3 Tage dauert, oft braucht gar kein Chinin mehr gegeben zu werden. Man hat sich zu hüten vor kleinen über längere Zeit verteilten Chiningaben, ihre Wirkung summiert sich wohl auf den Körper, nicht aber auf die Organismen, die nur bei einem gewissen Gehalt des Blutes an Chinin vernichtet werden, was nur bei großen Dosen eintritt, während kleine vom Organismus viel zu schnell ausgeschieden werden, und abgesehen hievon wird bei wiederholten kleinen Dosen viel mehr Chinin verbraucht. Ein Beispiel wird dies klar machen. Es bekommt jemand eine *Intermittens tertiana*, d. h. jeden andern Tag um dieselbe Zeit stellt sich Frost ein, dem das Hitze- und Schweißstadium folgen; nach Verlauf von 4—8 Stunden ist der Anfall vorüber. Bei oder vor jedem Anfall soll  $\frac{1}{2}$  Gramm Chinin genommen werden. Die Anfälle wiederholen sich noch 8 mal, die Zwischenräume sind etwas größer geworden, die Anfälle nach und nach schwächer; nach dem 8. kommt kein Anfall mehr. Es wurden 4 Gramm Chinin verbraucht. Nehmen wir eine ähnliche *Intermittens* an; der erste Anfall ist, weil überhaupt der erste zu spät vom Patienten als Malaria erkannt worden. 2 Tage nachher dieselben Vorboten, zur selben Zeit, 2 Gramm Chinin; der Anfall ist rudimentär, zu einem dritten kommt nicht mehr, obgleich Patient sich etwas abgeschlagen fühlt zu der Zeit, in welcher der Anfall erwartet wird. Eine einmalige Dose von 2 Gramm hat hier erreicht, was sonst 4 Gramm, nach erheblicher Schwächung des Organismus durch 8 Fieberanfälle, erreicht haben. Es sind diese 2 Beispiele nicht aus der Luft gegriffen, sondern Fälle, wie sie hier vorkommen und uns zu dieser Art der Behandlung geführt haben, die allerdings auch anderswo geübt wird. Oben schon haben wir von *Intermittens* und *Remittens* gesprochen und diese beiden Formen des Auftretens der Malaria-erkrankung erfordern eine etwas verschiedene Behandlung. Unter *Intermittens* versteht man die Form der Manifestation der Malaria im Körper, bei welcher auf Attaquen von Fieber wieder fieberfreie Zeiträume folgen, die meist gleich groß sind. So redete man von *Intermittens quotidiana*, bei welcher im Zeitraum von 2 mal 24 Stunden 2 Anfälle auftreten, von *Intermittens tertiana*, im Zeitraum von 3 mal 24 Stunden 2 Anfälle; so giebt es *Intermittens quartana*, *quintana*, *sextana* u. s. w. Was nun ihre Behandlung betrifft, so muß hier das Bestreben dahin gehen, den Anfall, bevor er eintritt, zu verhindern. Ist er eingetreten, dann ist gewöhnlich für die Unterdrückung dieses Anfalls das Chinin zu spät; es ist daher notwendig sich auf jeden Fall den Tag, sowie auch die Stunde des Eintretens irgend eines Anfalls

von Malaria genau zu notieren. Sehr bald wird man im klaren sein, mit was für einer Form man es zu thun hat, und nun besteht die Hauptaufgabe darin, den kommenden Anfall zu unterdrücken. Es ist 6 Stunden vor dem zu erwartenden Anfall eine genügend große Dosis Chinin (2 Gramm gewöhnlich) zu nehmen und zwar auf einmal oder doch ganz kurz aufeinander in geteilter Dosis; das ist, was wir oben speciellste Prophylaxe nannten. Wird Chinin im Anfang des Anfalls genommen, so ist das auch nicht vergebens und wird den Sieg der Zellen des Körpers, der meist nur ein partieller ist, vervollständigen. (In neuester Zeit hat ein italienischer Forscher (Golgi) entdeckt, daß den regelmäßigen Zwischenräumen bei Inter-mittens eine gewisse Entwicklung der das Fieber erzeugenden Organismen entspreche; die quartana soll hierbei sich als die gewöhnliche Form herausgestellt haben, während die andern Mischformen seien.) Im Anfall selbst hat der Patient natürlich das Bett aufzusuchen, was bei einer gewissen Stärke der Erkrankung wohl ohne Befehl geschieht. Aber auch in leichtern Fällen ist Ruhe durchaus nötig und es ist als ein schwerer Mißgriff zu betrachten, wenn ein solcher Patient in der Meinung, daß für ihn andere als die gebräuchlichen Mittel angezeigt seien, durch irgend welche in Schweiß bringende Arbeit, durch Gehen in der Sonne u. dgl., das Fieber ausschwitzen zu sollen meint. Solche Leute sind gewöhnlich sehr bald mit ihrer Kraft zu Ende. Im Froststadium ist warmes Getränk, wie warmer Thee, warmes Limonenwasser und völlige Ruhe unter recht warmer Bedeckung am Platz; im Hitzestadium kühlendes Getränk, die warme Bedeckung bleibt. Sollte das Schweißstadium zu lange auf sich warten lassen, so ist ein Wickel recht am Platz. Die Höhe der Temperatur ist sehr selten eine direkte Gefahr, daher anstrengende, hydropathische Prozeduren nicht angezeigt. Die Zeit des Hitzestadiums ist bei dieser Form der Malaria-erkrankung so kurz, daß es eingreifende Behandlung nicht erfordert. Das Schweißstadium ist natürlich im Bett und bei völliger Ruhe auszuhalten, nachher ist eine trockene Abreibung mit nachfolgender kalter Waschung recht wohlthuend; sehr bald kann der Patient sein Bett verlassen.

Liegt eine Remittens vor, deren Charakteristikum das ist, daß wohl auf das Hitzestadium Schweiß folgt, aber nicht so, daß die Temperatur am Ende des Schweißstadiums normal, sondern immer noch etwas, oft mehr als  $1-1\frac{1}{2}$  höher ist, so gilt hier das gleiche wie oben; eine einmalige große Dosis  $2-2\frac{1}{2}$  Gramm, wenn nicht auf einmal, so doch in geteilter Gabe rasch aufeinander. Hier werden die Patienten gewöhnlich sehr schwach, wie es denn für Malaria charakteristisch ist, daß die von ihr



Befallenen den Eindruck von Schwerkranken machen, oft aber schon am nächsten Tag wieder ganz munter sind. Von den von Herrn Pastor Zippel anbefohlenen Procehduren läßt sich im besten Fall noch ein Widel machen. Man kann versucht sein, solchen Kranken viele, namentlich starke, Alkoholika zu geben; nach meinen Erfahrungen glaube ich nicht, daß man damit etwas Gutes stiftet; wenn drohende Schwäche sich zeigt, dann ist Alkohol wohl ein Mittel, das einen Augenblick die drohenden Symptome beseitigt, aber die Wirkung ist eine sehr vorübergehende und läßt gewöhnlich noch eine Schwächung und Erschlaffung zurück, die sich zu der durch das Fieber verursachten summiert. Sehr unangenehm ist der große Brechreiz gerade bei solchen Fiebern, wodurch alles, nicht nur Chinin, sondern auch Wasser, das zur Stillung des brennenden Durstes getrunken wird, erbrochen wird; hier hilft oft, nur ganz minimale Mengen Flüssigkeit auf einmal zu nehmen. Um das Chinin behalten zu können, muß oft der Kranke und seine Pfleger alles durchprobieren, als da ist: Senfpapier (Senffpirit 6—8 Tropfen auf Fließpapier) auf den Magen, 1 Tropfen Jodtinktur in  $\frac{1}{4}$  Weinglas voll Wasser, 1 Tropfen Chloroform ebenso wie voriges genommen, etwas Opiumtinktur u. s. w.) Sollte man nicht zum Ziele kommen, dann muß man sich entschließen das Chinin im Klystier zu geben, man vergegenwärtige sich aber, daß die Wirkung immer unzuverlässig ist. Sehr bequem wird es sein, wenn einmal das richtige Präparat gefunden ist, welches Chinin in solchen Fällen unter die Haut einzuspritzen erlaubt; da ist dann natürlich die Wirkung zuverlässig und schnell. Besonders in dieser Form der Malariaerkrankung ist es wichtig, daß obiger allgemeine Grundsatz befolgt wird: Eine einmalige große Chiningabe, dann 2—3 Tage (d. h. solange als möglich) kein Chinin mehr. Ich bin der festen Überzeugung, daß, wenn auch meine lieben Brüder in Kaiserwilhelmsland diesen Grundsatz ernstlich anwenden, sie nicht auf ein noch besseres, stärker wirkendes Medikament warten werden. Speisen werden gewöhnlich nicht berührt. Zur Aufrechterhaltung der Kraft muß man aber kein Mittel unversucht lassen; leichte kräftige Suppen mit etwas Fleischextrakt (die im Handel befindlichen Peptone sind keine, sondern nur Fleischextrakte mit ganz minimen Mengen Pepton. Kemmerichs enthält 2%) Limonenwasser mit viel Zucker, der in solchen Fällen als ganz zweckmäßiges Nahrungsmittel fungiert. (Reines Pepton ist ungenießbar). Wo Milch zu haben ist, ist sie, gut abgekocht und mit etwas kohlenensäurehaltigem Wasser (so man es hat) versetzt, sehr zweckmäßig, auch kondensierte sollte öfter, als es geschieht, benutzt werden und würde oft sehr gut die Weinflasche ersetzen. Es ist unsere Überzeugung, daß, wenn zur rechten Zeit mit energischen und nicht

immer mit halben Maßregeln vorgegangen würde, die bössartigen Formen der Malariaerkrankung seltener wären. Gegen diese ist allerdings meist Menschenhilfe vergeblich. Sie treten sehr verschieden auf. Entweder ist gleich von Anfang an das Bewußtsein schwer gestört oder ist trotz schwerer Erkrankung keine Temperaturerhöhung nachzuweisen oder aber, was hier besonders häufig ist, tritt der auch bei gewöhnlichen Malariafiebern stattfindende Blutzerfall in solchem Maße auf, daß die Leber nicht mehr wie gewöhnlich damit fertig wird den Blutfarbstoff in Gallfarbstoff zu verwandeln, sondern die Nieren große Mengen desselben ausscheiden müssen, wodurch der Urin blutfarben bis kaffeesfarben wird. Dadurch aber werden wieder die Nieren selbst unfähig ihrer natürlichen Aufgabe nachzukommen, weil sie durch den Blutfarbstoff entzündet werden und oft tritt der Tod infolge akutester Nierenentzündung ein; oft geschieht auch die Ausscheidung durch Magen und Darm. In solchen Fällen handelt es sich um thünlichste Aufrechterhaltung der Kräfte und die allerdings sehr schwierige Behandlung der geschädigten Nieren; in solchen Fällen kann nur durch die mächtige Hand Gottes das Leben erhalten bleiben. Es erübrigt noch einige andere Mittel zu nennen, die etwa in betracht kommen können. Arsenik ist recht unzuverlässig und wirkt nur bei einzelnen Personen günstig; von Laien sollte es nie angewendet werden. Eukalyptus-Tinktur ist ganz unzureichend. Über Scthyol habe ich keine Erfahrung, es wird aber kaum wesentliches leisten. Hin und wieder thut ein Tropfen Jodtinktur in Wasser mehrmals täglich recht gut. Ebenso wird der eingekochte Citronensaft recht gerühmt, aber wird wohl nur in leichten Fällen helfen. Personen, die durchaus nicht Chinin ertragen, sollten nicht in Malariagegenden geschickt werden; nie sollte ein erster Aufenthalt in einer Malariagegend lange Jahre dauern, da sich leicht dann irreparables Siechtum herausbildet; 6 Jahre sind wohl zu lang. Dann sollte aber auch der Erholungsaufenthalt in der Heimat nicht zu lange sein, da es nach unsrer Erfahrung eine Art Acclimatisation giebt, die bis zu einem gewissen Grade gegen Malaria immun macht, die aber wieder bei zu langem Fernbleiben vom Malariaherd verloren geht, besonders wenn sie nicht durch einen längern (etwa 4 Jahre dauernden) Aufenthalt in den Tropen sich befestigt hat.

---

## Literatur-Bericht.

1. „Zum Gedächtnis Theodor Christliebs.“ Bonn, Scherzengs. 1 M. — Dieses 41 Seiten starke Schriftchen, „dessen Reinertrag zu Zwecken der äußern und innern Mission bestimmt“ ist, enthält neben einem Bildnis des Entschlafenen einen Nachruf (In memoriam) von Fabri, die Leichenrede und eine am Sonntag nach Christliebs Tode gehaltene Predigt von Pastor Bleibtren.

2. **Nottrott:** „Der gegenwärtige Stand der Kols-Mission mit besonderer Berücksichtigung der Landfrage.“ Berlin 1889. Verlag der Gofnerschen Mission. Ein Separatabdruck des gleichnamigen Artikels aus der A. M.-Z., der zur weitesten Verbreitung angelegentlichst empfohlen wird.

3. „Evangelischer Missionskalender.“ 1890. 11. Jahrgang. Basel, Missionsbuchhandlung. Ein alter Bekannter, der auch in diesem Jahre allerlei charakteristische Geschichten und Illustrationen vornehmlich aus dem heidnischen Leben in seiner Tasche hat und seine 20 Pf. redlich wert ist.

4. **Trede:** „Das Heidentum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens.“ 1. Teil. Gotha, Fr. Andr. Perthes 1889. 5 M. — Es ist eine ebenso kompetente wie gewandte Feder, welche diese Bilder uns zeichnet. Seit länger als 10 Jahren lebt der Verfasser in Süditalien, so daß hier einer zu uns redet, der zeugt, was er gesehen hat. Dieser Zeuge hat es verstanden, hineinzugreifen in das volle süditalienische Menschenleben und Kirchenleben und es so zu „packen“, daß es uns nicht bloß „interessant“ sondern ein überzeugender Thatsachenbeweis wird für den im wesentlichen heidnischen Charakter des romanistischen Kirchentums. Und zwar ist heidnisch hier im ganz eigentlichen Sinne gemeint: polytheistisch, mythologisch, abergläubisch u. Die Bilder aus dem Leben, die dieser Kenner uns vorführt, sind Stücke antiken Heidentums, das sich bis in die Gegenwart erhalten hat und nur eine römisch-christliche Etikette trägt. Der Gedanke, daß das praktische römische Kirchentum in den rein katholischen Ländern Europas und noch mehr in den anderen Weltteilen, z. B. Südamerika, vielfach ein christlich übertünchtes Heidentum ist, ist ja nicht neu; auch giebt es der Bilder genug, die diesen Gedanken an Darstellungen aus dem römischen kirchlichen Leben veranschaulichen. Aber das ist neu, daß Trede den Zusammenhang zwischen dem gegenwärtigen römischen und dem alten Heidentum geschichtlich bzw. örtlich nachweist. Zugegeben, daß, wie die Lit. Beilage Nr. 10 der deutschen Ev. Rz. bemerkt, dieser Nachweis je und je in einem einzelnen Falle nicht völlig überzeugend sei, — so unterliegt es keinem Zweifel, daß er im Ganzen mit überwältigender Beweiskraft geführt ist. Das ist die große Bedeutung des vorliegenden sowohl auf objektiver eigener Beobachtung wie den gründlichsten Quellenstudien beruhenden Buches, daß es in lauter konkreten Lebensbildern den wahrhaft erschreckenden Nachweis erbringt, wie mit der Einschutung der ungläubigen Millionen in die christliche Kirche in der nachkonstantinischen Zeit das Heidentum zwar nicht das Christentum überwunden, aber das Christentum verheidnisch hat. Und zwar ist das geschehen unter allmählicher Sanktionierung der kirchlichen Organe

selbst. Die äußerliche Christianisierung der nachkonstantinischen Zeit vollzog sich, wie der Verf. speziell für Süditalien nachweist, in der Form der Substituierung, d. h. es traten an die Stelle der heidnischen Tempel christliche Kirchen, an die Stelle der heidnischen Götter die katholischen Heiligen mit der Maria an der Spitze, an die Stelle des heidnischen Priestertums mit seinem pontifex maximus ein katholischer Priesterstand mit dem päpstlichen pontifex maximus, an die Stelle der heidnischen Opfer, Orakel, Zauberereien, Legenden, Feste, Prozessionen, Amulette, Prachtentfaltungen, Schauspiele u. s. w., entsprechende katholische Institutionen, Wundergeschichten, Cereimonien u. s. w. Nur die Namen wurden gewechselt, die Sachen blieben. Und was das allerschlimmste: das alles legitimierte die amtliche Kirche. So hat das katholisch übertünchte Heidentum das Bürgerrecht erlangt in der römischen Kirche; die Kirche selbst pflegt es bis auf den heutigen Tag, statt es zu bekämpfen; noch mehr: sie verdammt diejenigen, welche versucht haben und versuchen es zu reformieren. So ist dieses Heidentum nicht ein Auswuchs an dem Leibe des römischen Kirchentums, sondern recht eigentlich sein Wesen und die Kirche selbst muß dafür verantwortlich gemacht werden. Jedes der 17 — wie wir noch einmal ausdrücklich hervorheben: mit schriftstellerischer Meisterschaft geschriebenen — Kapitel<sup>1)</sup> des Trede'schen Buches liefert für das alles die unwiderleglichsten Beweise. Es überkommt einen ein heiliger Zorn, wenn man z. B. liest, wie die unsinnige Legende von der Totenerweckung krepierter Male oder einer zerstückelten Kuh durch den Fra Egidio erst ganz neuerlich als wirkliche Geschichte kanonisiert worden ist durch den Mann, der sich den Stellvertreter Christi nennt und unfehlbar zu sein beansprucht, und wie zu Ehren dieser Kanonisierung ein rein heidnisches Fest gefeiert worden ist, oder einen Blick thut in den Wunderblut-Kultus des h. Gennard oder auf den grauenvollen Begräbnisplatz des armen Volkes zu Neapel u. Doch genug: man muß das Buch lesen, wenn man kennen lernen will, was genuines römisches Kirchentum ist. In Deutschland ist das römische Christentum geläutert durch den Einfluß des Protestantismus. Hier wäre auch eine Fra Egidio-Apotheose mit dem Bilde der Ruherweckung zur Zeit wenigstens unmöglich.

Aber ganz dieselben Bilder, welche Trede aus Süditalien zeichnet, treten uns auf Schritt und Tritt in der römischen Heidenmission entgegen. Ich verweise z. B. nur auf den bekannten Artikel über die alte katholische Kougo-

<sup>1)</sup> Die Überschriften derselben lauten: 1. Tempel und Kirchen. 2. L'Eterno Padre. 3. Fünfzehnhundert Jahre. 4. St. Pietro. 5. Camorra. 6. Auch ein Heiliger. 7. Ein heiliger Zauberer. 8. Orakel. 9. Das Blutwunder. 10. Der grauenvolle Aker. 11. Giuoco piccolo. 12. Ein Panegyrikus. 13. Menschen und Tiere. 14. Am Grabe St. Gregors VII. 15. Das Wunderkreuz. 16. Alte und neue Festlust. 17. Eine Apotheose. — Der Anhang zu diesem ersten Teil bietet eine Fülle von Einzelheiten, nämlich Zusätze, Bemerkungen und Nachweise zu jedem einzelnen Kapitel. — Der zu Anfang des nächsten Jahres erscheinende folgende Teil wird sich auch dem Marienkultus zuwenden. Im übrigen nennen wir aus seinem Inhalt folgende Gegenstände: 1. Keine Totenstadt. 2. Beweise aus den Katakomben. 3. Die große Mutter von Montevegine. 4. Der böse Blick. 5. Die christl. Juno. 6. Der neue Neptun. 7. Weiße Sklaven. 8. Hausgötter. 9. Die Krone der Himmelskönigin. 10. Kunst und Künstler. 11. Ein Vergessener. 12. Asculaps Nachfolger. 13. Olympischer Wohlgeruch. 14. Devozione. 15. Büßer. 16. Schlangenkultus.



mission in der Allg. Miss.-Zeitsch., das 10. bis 12. Kapitel in meiner Protest-Beleuchtung und die zweite unter meinen Flugschriften: der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission: „das römische Christentum.“ Überall, in China und Indien wie am Kongo und in Amerika ganz die gleiche Methode der Substituierung und das gleiche mit katholischer Etikette beklebte Heidentum. Und das macht Trede's Buch auch für den Missionskenner so lehrreich.

Man darf nun gespannt sein, wie die ultramontane Presse an ihm „vernichtende Kritik“ übt. Vielleicht schreibt der „in der Geschichte bewanderte liebe Freund“ des Märkischen Volksblatts wieder ein paar vornehm verächtliche Zeilen. Am liebsten würde man das Buch natürlich totschweigen; aber — dann werden die Steine schreien! Doch der Germania-Gottlieb ist ja noch da, und der wird sich wohl nicht nehmen lassen, auch an dieser „dummen Gans,“ um uns seiner gewählten Sprache zu bedienen, seine Fechterkünste zu zeigen. Ihm ist das nur ein „Kartenspiel.“

5. **Serdieckerhoff:** „Mission und Sklaverei. Vortrag, gehalten auf der Jahreskonferenz der Märkischen M.-G. zu Hagen am 2. Juli 1889.“ Barmen, Wiemann. 30 Pf. Wer über die in diesem Vortrag verhandelte Frage eine allgemeine, wesentlich in geschichtlichen und principiellen Hauptunrissen gegebene Orientierung sucht, ohne das Bedürfnis zu haben, in die vielen speciellen Probleme einen Blick zu werfen, vor welche das vielgliedrige System von Übeln uns stellt, das wir als „Skavenfrage“ bezeichnen, der findet in diesem Schriftchen einen guten Führer. Was uns daselbe noch besonders interessant macht, das ist das lehrreiche polemische Nachspiel, das der Vortrag gehabt hat infolge der großprahlerischen Kritik seitens des „Märkischen Volksblattes“, eines ultramontanen Kaplan-Organs sehr gewöhnlicher Art. Da der A. M.-Z. bei diesem Nachspiele eine direkte Rolle zugeteilt ist, so haben wir bereits in der vorigen Nummer Gelegenheit genommen, dieses nette Proböhen ultramontaner Prahlkritik ungnen Lesern vorzuführen.

6. **Brecht:** „Kirche und Sklaverei. Ein Beitrag zur Lösung des Problems der Freiheit.“ Barmen, H. Klein 1890. 3 Mk. — Die Anregung zur Abfassung dieses lehrreichen Buches hat wesentlich die bekannte Enchiklisa Leo's XIII. gelegentlich der Sklavenemancipation in Brasilien und die Lavigerische Antisklavereibewegung gegeben. Unsere Leser kennen die Prahlereien, mit denen auf einmal die offizielle Papstkirche sich als die Befreierin der Sklaven, ja als die Bannerträgerin der Freiheit überhaupt aufspielte und die rhetorischen Überschwenglichkeiten, mit welchen die ultramontane Presse den Kardinal Lavigerie in den Himmel erhob als den Mann, der zum ersten male auf das afrikanische Sklavenelend aufmerksam gemacht und zur Beseitigung desselben das Gewissen Europas wachgerufen habe. Während wir uns darauf beschränkten, den Lavigerie-Panegyrikus zu kritisieren und die verschiedene Stellung der katholischen wie evangelischen Mission zur Sklavenfrage geschichtlich und theoretisch zu erörtern, hat es Brecht unternommen, eine Geschichte der Beziehungen der christlichen speziell der römischen Kirche zur Sklaverei überhaupt, nicht bloß der Negerklaverei, zu schreiben oder richtiger Materialien zu einer solchen Geschichte zu liefern. So orientiert sein Buch über die Sklaverei bei

den Griechen und Römern; die Stellung des jungen Christentums zu denselben in den ersten 3 Jahrhunderten; den Stillstand der Emancipationsbewegung in der nachkonstantinischen Zeit; mit besonderer Ausführlichkeit über die Lehre und Praxis der mittelalterlichen Kirche hinsichtlich der Sklaverei; ferner über die Kolonialsklaverei und die Stellung der römischen Mission zu ihr; die endgiltige Emancipation der Sklaven und über die Sklaverei in Rom selbst vom 16. bis 19. Jahrhundert. Es wird in allen diesen Kapiteln auf Grund glaubwürdigster Zeugen, meist amtlicher Dokumente, eine solche Fülle des Belastungsmaterials gegen die offizielle Papstkirche zusammengetragen, daß selbst die Redaktion des Märkischen Volksblatts nicht umhin können wird, es als „geschichtlich erwiesen“ zu erkennen: die Kirche des Ultramontanismus sei nicht die Bannerträgerin der Freiheit gewesen, weder in Europa noch in Amerika noch in Afrika. Bei dieser Anerkennung vermögen wir uns aber nicht in allen einzelnen Ausführungen mit dem Verfasser zu identifizieren, können auch nicht sagen, daß der Ton des Buches uns durchgehends gefalle und daß Ausdrücke wie „Schwindler“, „Dummheit oder Frechheit“ u. dergl. als besondere Kraftsprache uns anmuteten. Auch hätten wir gewünscht, daß z. B. das überaus wichtige und eigentlich grundlegende Kapitel: „die christliche Kirche der ersten 3 Jahrhunderte und die Sklaverei“ eingehender behandelt und die folgende Untersuchung über „den Stillstand der Emancipationsbewegung“ den großen Schwierigkeiten gerechter geworden wäre, die einer völligen Emancipation noch immer und nach der Massenchristianisierung erst recht entgegenstanden. Übrigens blieb keineswegs „alles beim alten,“ wie Brecht in einer besonderen Kapitelüberschrift behauptet. Allein mögen manche von den Reflexionen Brechts anfechtbar sein — die Thatfachen und Dokumente, auf die er sich stützt, sind unanfechtbar und darin liegt die wichtige Bedeutung seines zeitgemäßen Buches.

**7. Baumstark:** „Das Christentum in seiner Begründung und seinen Gegensätzen. Christliche Apologetik auf anthropol. Grundlage. 3. Band: I Das Christentum als Religion der Erlösung. II Das Christentum als Kulturmacht.“ Heidelberg, Winter. 1889. — Die beiden Teile des vorliegenden dritten Bandes der Baumstarkschen Apologetik sind sehr ungleich gefallen; während der erste 455 Seiten umfaßt, beschränkt sich der zweite, der uns dieses Ortes allein interessiert, auf noch nicht einmal 30 Seiten. Bei einem so bedeutenden Buche hat uns das um so mehr überrascht, als auf der einen Seite die Kulturbedeutung des Christentums eine so große apologetische Anziehung übt, auf der andern Seite sie so dringend einer reinlichen Darstellung bedarf, weil der unklaren Auffassungen und rhetorisierenden Phrasen gerade mit dem Schlagwort Kultur so viele verbunden werden. Baumstark behandelt den in Rede stehenden Gegenstand unter den beiden Gesichtspunkten: 1) Die Ausbreitung des Christentums; 2) die Einwirkung des Christentums auf das geistige und sociale Leben der Völker. Aber wir können nicht sagen, daß seine Behandlung unseren Erwartungen entsprochen hätte. Abgesehen von anderen Defekten leidet sie ganz besonders in dem ersten Abschnitt an dem großen Mangel einer Beschränkung des Beweismaterials auf die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte. Und doch ist die Geschichte

der Ausbreitung des Christentums fortgehend, selbst im Mittelalter, und nun wieder in hervorragender Weise in der Gegenwart eine so mächtige Apologie des Christentums! Wir haben das wenigstens angedeutet in den Artikeln: „Zur apologetischen Bedeutung der Heidenmission,“ in der Allgem. Miss.-Zeitsch. 1883 und bezüglich der Kulturbedeutung der gegenwärtigen Mission reichliche Beiträge geliefert in der Schrift: „Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur.“ Zu unserer Verwunderung ist in der Baumstark'schen Arbeit die hier aufgezeigte apologetische Wertung der Mission gar nicht zu ihrem Rechte gekommen. Es ist aber einer Apologetik, deren Aufgabe es doch sein muß: das Christentum nicht bloß in abstracto als die alle Menschen, d. h. die Menschen aller Zeiten, Länder, Kulturstufen etc. allein befriedigende Religion zu erweisen, es ist einer solchen Apologetik unentbehrlich, durch die Missionsgeschichte aller Jahrhunderte den geschichtlichen Beweis anzutreten, daß das Christentum sich auch in Wirklichkeit für alle als eine solche Religion gezeigt hat. Dieser Beweis ist nicht geliefert durch den ersten Band der Baumstark'schen Apologetik; denn es ist ganz ein ander Ding, den außerschristlichen Religionen der Menschheit theoretisch, d. h. auf dem Papier nachweisen, daß sie volle religiöse Befriedigung nicht zu gewähren vermögen und — thatsächlich, d. h. aus der Geschichte den Beweis erbringen, daß das Christentum diese Befriedigung gewährt. Ohne Zweifel ist erst dieser letztere Beweis der wirklich überzeugende. Der hiermit ausgesprochene Mangel an einem sonst so schönen Buche hat uns von neuem davon überzeugt, daß viele unserer Theologen noch immer sich in die große Bedeutung nicht finden können, welche die Mission für die theologische Wissenschaft hat, und daß sie die außerordentliche Bereicherung nicht erkennen, welche dieselbe den verschiedenen Disciplinen dieser Wissenschaft, speziell gerade der Apologetik, zuführt, wie in seiner feinen Weise z. B. Kähler neuerlich reichlich angedeutet hat. Bei einer zweiten Auflage giebt hoffentlich auch die Baumstark'sche Arbeit davon Zeugnis.

8. Zeller: „Kalwer Kirchenlexikon. Theologisches Handwörterbuch, illustriert.“ Kalwer Verlagsverein. Zweite und dritte Lieferung. — Auch diese Fortsetzung des illustrierten Kirchenlexikons enthält viele allerdings meist nur kurze Missionsartikel. J. B. Basel, Bassuto, Batta, Berliner M.-G., Brüdergemeine, Buddhismus, Crowther. Bei Bremen ist der Mission nicht gedacht, vermutlich geschieht dies später unter Norddeutsche Mission. Als wünschenswert bezeichnen wir eine regelmäßigere und ausgiebigere Angabe der Quellen-schriften.

9. „Katalog und Beschreibung der Sammlungen des Museums des Missionshauses zu Basel.“ Missionsbuchhandlung. 80 Pf. Die 2900 Gegenstände, welche das genannte Museum aufweist, sind in dem vorliegenden 156 Seiten umfassenden Hefte nicht trocken katalogisiert, sondern vielfach mit wertvollen Anmerkungen versehen. Doch wird sich der Ankauf desselben wohl wesentlich auf die Besucher des Museums beschränken.

10. Deutsches Kindergesangbuch für Kirche, Schule und Haus, herausgegeben von L. Tiesmeyer und P. Zauleß, Pastoren in Bremen. Bremen, J. Morgenbesser 1889, 192 Seiten kl. 8°. Preis: steif



broschiert 50 Pf., gebunden 75 Pf., in Partien von wenigstens 20 St. an Sonntagschulen, Kindergottesdienste, Schulen direkt vom Verleger gegen bare Zahlung: broschirt 30 Pf., gebunden 40 Pf. — Dies soeben erschienene Buch unterscheidet sich von den vielen vorhandenen Niederbüchern für Sonntagschulen, Kinderharfen u. s. w. zunächst durch die bedeutend reichere Auswahl, die es sowohl an Kirchenliedern (Chorälen) als auch an geistlichen Volksliedern bietet. Besonders berücksichtigt ist das bisher stark vernachlässigte ältere geistliche deutsche Volkslied, soweit es heut noch verständlich ist; fremde Lieder, namentlich englische, sind nur in sehr beschränkter Anzahl aufgenommen. (Missionslieder sind auch da, unter ihnen Hebers: „Von Grönlands eisgen Bergen.“) Die Melodien sind in eine den Kindern bequeme Tonlage gebracht, was bisher meist versäumt wurde. Der Text der geistlichen Volkslieder ist möglichst vollständig direkt unter die Noten gesetzt; nur so werden die Kinder einsehen, wie bei manchen Liedern die verschiedenen Strophen verschieden zu singen sind, z. B. in „Schönster Herr Jesu“ und „Herbei, o ihr Gläubigen, fröhlich triumphierend.“ Solche Lieder wurden bisher oft im Text verunstaltet, um die Strophen gleichmäßig singen zu können. Der Satz ist ferner so angeordnet, daß bei allen Liedern mit Noten ein Umblättern nie nötig wird, während in vielen Niederbüchern bisher oft die Melodie auf der einen, der Text auf der umgekehrten Seite stand. Starkes holzfreies Papier, klarer Druck und dabei ein erstaunlich billiger Preis empfehlen weiter das handliche Buch. Besonders in den Sonntagschulen wird es sich ohne Zweifel bald einbürgern.

11. **Warnck:** „Ultramontane Fekterkünste. Ein Zwiegespräch mit dem Verfasser der Gottlieb-Briefe der Germania.“ Samt einem doppelten Anhang. Gütersloh, 1889 1 Mk. — Der Anhang dieser dem Herausgeber aufgedruckenen Streitschrift ist den Lesern bereits aus der November- und Dezemberrummer der A. M.-Z. bekannt. Sie wissen also, was sie zu erwarten haben. Der betreffende Gottlieb-Brief ist ganz abgedruckt; so enthält die Streitschrift wenigstens etwas, womit auch die Germania zufrieden sein wird. Hoffentlich heißt's nun bei ihr: noblesse oblige.

Druckfehler-Berichtigung. In obiger Broschüre S. 10, Z. 18 v. o. ist statt Erlösung — **Ertötung** zu lesen.

12. **Rämmel:** „Deutsche Geschichte“. Vollständig in 10 Hefen. Bis jetzt 1.—4. Heft à 1 Mk. Dresden, Höfner. 1889. — Ein selbstständig und eigenartig angelegtes Werk von bedeutendem Werte. Tiefe wissenschaftliche Begründung, übersichtliche, den inneren Zusammenhang der Thatfachen zu scharfem Ausdruck bringende Gliederung des Stoffes, durchgehende pragmatische Verflechtung der im Vordergrund stehenden politischen Geschichte mit den Gestaltungen der materiellen und geistigen Kultur, Anschaulichkeit der Darstellung in markiger Sprache, welche überall das Wesentliche der Erscheinungen des geschichtlichen Daseins in das hellste Licht rückt und verstandesmäßige Erörterung mit warmherziger patriotischer Empfindung verbindet, erheben das Buch weit über alle bisherigen sog. populären deutschen Geschichtsbücher. Wie dem Ganzen, so geht den einzelnen Abschnitten je ein einleitender Überblick voraus, wodurch dem Leser von vornherein die richtigen Gesichtspunkte



punkte geboten werden für eine einsichtige Betrachtung der folgenden Entwicklungsreihe. —

Die vier ersten bis jetzt erschienenen Hefte behandeln den ersten und zweiten Zeitraum, den letzteren fast bis zum „Niedergang des Hohenstaufischen Kaisertums und die Begründung der deutschen Kulturherrschaft über den Osten“. Das Ganze ist nämlich in drei Hauptzeiträume gegliedert, von denen der zweite und dritte je in zwei Abteilungen zerfällt: I. Die deutschen Stämme im Kampfe mit dem römischen Weltreiche bis 476 nach Chr. II. Die Reichsbildungen auf germanischer Grundlage 476—1273. 1. Abteilung: Das fränkische Reich. 2. Abteilung: Das deutsche Reich unter der Leitung des Königtums und der Kirche. III. Die Auflösung des römisch-deutschen Kaisertums und die Entstehung des deutschen Bundesreichs. 1. Abteilung: Die Zerstörung des alten Reichs durch die ständischen und kirchlichen Gegensätze 1273—1648. 2. Abteilung: Aufbau einer deutsch-nationalen Staatsordnung auf dem Grunde des weltlichen Fürstentums und der Glaubensfreiheit. 1648 bis 1871.

Dieses Orts interessiert uns besonders der 2. Abschnitt der ersten Abteilung des zweiten Zeitraums, welcher von der Bekehrung der deutschen Stämme zum Christentum handelt, also die deutsche Missionsgeschichte. Wie das ganze Buch, so ist auch dieser Abschnitt übersichtlich, klar und quellenmäßig, aber nach den Anforderungen, welche wir an den missionsgeschichtlichen Teil auch in der deutschen Gesamtgeschichte stellen müssen, nicht markiert und tiefgründend genug. Eine für die letztere ausführliche und anschauliche Darstellung wird nur den Klöstern in ihrer Bedeutung für die Christianisierung und Kultivierung unsers Vaterlandes zu teil, nicht aber der gesamten Missionsmethode. Wir vermissen ebenso eine konkrete Darstellung des von der älteren irischschottischen Mission gepflanzten Christentums wie des Unterschiedes desselben von dem unter dem römischen Einflusse eingebürgerten; eine Darlegung der an die Täuflinge gestellten Anforderungen wie die Schilderung der unter dem Einflusse des Christentums sich vollziehenden Umwandlungen. Der Verf. verweilt viel eingehender bei der kirchlichen Organisation als bei der eigentlichen missionarischen Thätigkeit, und doch ist es endlich an der Zeit, gerade diese Lücke der bisherigen deutschen Geschichtswerke auszufüllen. Vielleicht geschieht es bei der gewiß zu erhoffenden 2. Auflage. — S. 143 findet sich ein unangenehmer Druckfehler gelegentlich der Erklärung des Namens Bonifatius, nämlich bonum factum statt bonum fatum. Wk.

**13. Jousse:** Théophile, La mission française évangélique au sud de l'Afrique. Paris 1889. 2 Vol. — Der Verfasser, ein alter Missionar von der Pariser Missionsgesellschaft, liefert eine ausführliche Geschichte derselben und ihrer Arbeiten in Südafrika von den ersten Anfängen bis auf die Gegenwart. Die elegante Darstellung und die religiöse Wärme, von der das Werk getragen ist, werden zur Erreichung des vom Verfasser gesteckten Zieles mithelfen, nämlich die evangelischen Kirchen französischer Zunge mit diesem ihrem wichtigsten Missionswerke näher bekannt zu machen. Aber jeder, der die südafrikanische Mission fortan genauer studieren will, wird das vorliegende Werk als Quelle für die Kenntnis eines wichtigen Zweiges der

selben zu benutzen haben. Beigegeben ist die gute Karte des Vessuto von F. H. Krüger, auf der einige Nachträge angebracht sind.

Der Raum dieser Anzeige gestattet nicht das Eingehen auf den umfangreichen Inhalt, der übersichtlich in 42 Kapitel zerlegt ist, die sich auf 9 Perioden der Entwicklung der Mission verteilen. Ein Personen- und Ortsregister, wenngleich auf die hauptsächlichsten Namen beschränkt, erleichtert den Gebrauch.

Schließlich sei mir eine kurze Bemerkung gestattet über einen Irrtum, welcher dem Verfasser (Vol. I S. 116) in Burkhardt und Grundemann, *Les missions Évangéliques* (franz. Bearbeitung der Kl. Miss.-Bibliothek) entgegengetreten ist. Der Überarbeiter hat S. 284 allerdings zwei Stellen des Originals zusammenfassend in bezug auf die Intentionen der Berliner Mission bei ihrer ersten Aussendung und der späteren Verwirklichung der Wünsche des General v. Gerlach in der Gründung einer Mission unter den Nordbassuto sich unzutreffend ausgedrückt. J. nimmt danach an, daß wir der Berliner Mission eine Priorität wenigstens betreffs der Absicht, unter den Bassuto Moscheshs zu missionieren, vindizieren wollen. Das ist nicht der Fall. Die ursprüngliche Absicht ging nur auf die südlichen Stämme der Betschuanenfamilie überhaupt. Den Eingang aber, welchen die französischen Missionare kurz vor Ankunft der Berliner bei einem solchen gefunden hatten, haben diese jenen nie streitig zu machen gedacht. Daß wir übrigens jene Stämme in Transvaal auch als Bassuto bezeichnen, geschieht mit vollem Recht, da sie sich selbst diesen Namen beilegen. R. G.

14. **Preßel:** „Die Stimmen der Völker über die Urgeschichte nach den elf ersten Kapiteln der heiligen Schrift und den entsprechenden Überlieferungen der Heidenwelt.“ Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1890. 1,50 M. — Gottlosigkeit, Gottesentstellung, Menschenentstellung, das ist der Weg, den nach der Zeichnung des großen Heidenapostels (Röm. 1) die Heiden gewandelt sind. Aber auch dieser durch allerlei Laster entstellten Menschheit blieb ein gewisser Rest von Gottesbewußtsein und damit verbunden ein gewisser Kreis von Erinnerungen an das frühere Walten des Herrn. Obwohl nach dieser Richtung hin ihr Gedächtnis geschwächt war, ganz konnten die Eindrücke des ersten herrlichen Urzustandes und der auf ihn folgenden drei großen Gottesgerichte: der Vertreibung aus dem Paradies, der Vernichtung durch die Sündflut und der Verstörung des Turmbaues zu Babel nicht ausgelöscht werden. Natürlich! denn wie für den einzelnen Menschen, so ist auch für ein Volk die Stätte seiner Geburt und Kindheit vom größten Interesse. Die hierauf bezüglichen Stellen der Bibel hat der Verfasser nicht nur unter genauem Anschluß an das hebräische Original übersetzt, sondern auch nach dem Vorgang von Rauhsh und Socin in die einzelnen Urkunden zerlegt, „aus denen Moses Meisterhand sein erstes Buch geschaffen hat.“ Nun läßt er die übrigen Völker vor unsern Augen vorüberziehen: Araber, Assyrochaldäer, Ägypter, Griechen, Perser, Germanen, Indier, Chinesen, Indianer, Neger und erörtert dabei die Gründe, warum jene alten Erinnerungen im östlichen Asien fast erloschen, in Arabien, Mesopotamien und auf klassischem Boden dagegen um so reiner bewahrt wurden.

Da uns dieser anziehende Stoff auch in gefälliger Form geboten wird,

so können wir das religionsgeschichtliche, auch apologetisch höchst wirksame Büchlein nicht nur Religionslehrern, sondern auch einem weitem Leserkreis sehr empfehlen.

15. **Flügel:** „Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker“. 2. Auflage. Langensalza 1889. H. Beyer & Söhne. — „Mit den beiden Ausdrücken Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung pflegt man das eigentliche Wesen des menschlichen Geistes zu kennzeichnen; man versteht dabei unter Selbstbewußtsein die Persönlichkeit oder das Ich, welches von sich selbst weiß und sich selbst beurteilt, und unter Selbstbestimmung die Fähigkeit, sich in seinem Wollen nach vernünftigen, namentlich auch nach sittlichen Motiven zu richten. Beides, Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung, erhebet den Menschen über alle übrigen Geschöpfe auf der Erde, und beides kommt, wenn schon mit beträchtlichen Unterschieden, allen geistig gesunden Menschen zu.“ Gleichwohl ist es uns nicht „angeboren“, sondern wird erst im Laufe der Zeit durch Einwirkung sehr verschiedener Einflüsse „erworben“. Nur nach und nach dringt das Kind zum Ich und zum sittlichen Handeln hindurch. Nur nach und nach entwickelt sich beides auch bei den Völkern. Dieses Letztere zu zeigen, hat der Verfasser sich zum Ziel gesetzt. Und in der That seine Beherrschung der Psychologie, insbesondere der ihres Reformators Herbart, seine umfassenden Kenntnisse der Kulturgeschichte aller Zeiten und Zonen befähigen ihn, dieser Aufgabe gerecht zu werden.

A. v. Humboldt hat einmal gesagt, die Philosophie sei die Kunst, einfache Begriffe in schwerfälliger Form wiederzugeben. Nun ist es ein merkwürdiges Ding um das Wörtchen: einfach. Was im praktischen Leben das Verständlichste und Geläufigste ist, das erweist sich oft bei tieferem Nachdenken als das schwierigste Problem. So z. B. glaubt der Mensch nichts so gut zu kennen als sich selbst. Und doch, wer bin ich denn eigentlich? Ich brauche nur genauer danach zu forschen und ich werde finden, daß diese Frage keineswegs so leicht zu beantworten ist. Denn Leib und Umgebung, so eng sie auch mit mir verbunden sind, das Wesen meines Ich machen sie doch nicht aus. Ja nehmen wir selbst unser Inneres, unser Denken, Fühlen und Wollen! Auch davon abstrahieren wir ja schließlich und fragen: was wäre ich unter andern Lebensverhältnissen, losgelöst von dem Bösen oder Guten, das ich gethan? Wir sehen: auch das Einfache, auch das für den ersten Blick Aller-einfachste, die Frage nach unserem Ich, wird interessant, wenn wir uns näher mit ihr beschäftigen. Und doppelt interessant wird sie, wenn wir diese Entwicklung nicht nur bei dem einzelnen Individuum, sondern im Leben der Gesamtheit, den Völkern verfolgen.

Blicken wir nun vom Stoff auf die Form! Hier ist nichts zu bemerken von jener „Schwerfälligkeit“, in der ja allerdings so mancher Andre das Wesen der Gelehrsamkeit, insbesondere der Philosophie sucht. In edler, knapper Sprache, in feingegliedelter, übersichtlicher Architektonik baut das Ganze sich auf. In scharfer Umgrenzung hält uns der Verfasser unsre jetzigen Begriffe vom Ich, von den Ideen des Wohlwollens, der Vollkommenheit, des Rechts, der Billigkeit und inneren Freiheit vor Augen und schildert uns dann in lebendiger Weise, wie jeder einzelne dieser Begriffe entstanden ist, welche Um-

stände zu seiner Ergänzung und Ausbildung mitgewirkt, welche verschiedenen Stufen er durchlaufen hat u. s. w. Dabei fallen Streiflichter auf jenen falschen in einseitiger Verstandesbildung das Heil suchenden Optimismus (S. 99), auf die weltflüchtigen, die Moral schädigenden Anschauungen Roms (z. B. S. 172) und ähnliche noch im alten Heidentum wurzelnde Erscheinungen der Gegenwart.

Mit einem Wort, das Buch wird dem Freund der Philosophie wie dem der Völkerkunde eine willkommene Gabe sein und jedem Gebildeten zu Gemüte führen, was einst Goethe sprach und was wir wohl als das eigentliche Finalthema von D. Flügels Schrift bezeichnen dürfen: „mag die geistige Kultur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinaus kommen.“

M. Reinhard.

## Inhalt.

### I. Geschichtliches und Ethnologisches.

	Seite
Zur Lage in Ostafrika Vom Herausgeber . . . . .	3
Was hat die gegenwärtige Mission für die Geographie geleistet. Von E. Wallroth . . . . .	35. 70. 136. 231. 294. 356
Metlakatla. Von E. Busse . . . . .	111
Die Katastrophe in Hereroland. Vom Herausgeber . . . . .	133
Die Katastrophe in Uganda. Von E. Busse . . . . .	178
Die Doshisha Universität in Kpoto. Von Rev. J. H. Nisima . . . . .	193
Kirchenregiment und Missionsthätigkeit. Von Dr. Hermann . . . . .	209
Die skandinavische Heidenmissionsthätigkeit. I—IV. Von Propst J. Bahl . . . . .	220. 288. 323. 370
Der gegenwärtige Stand der Kolmission. Von Miss. Dr. Kottrott . . . . .	257
Aus dem heiligen Lande. Von P. Schneller . . . . .	281. 308
Statistik der Kolmission. Von Miss. Dr. Kottrott . . . . .	305
Mikronesien und die Mission daselbst. Von G. Kurze . . . . .	337. 407. 506
Die gegenwärtige Lage der ev. Mission in Kamerun. Von P. Wurm . . . . .	427
Zur Erinnerung an Th. Christlieb. Vom Herausgeber . . . . .	445
Die römisch-katholische Mission vor dem Präsidenten der französischen Republik. Von F. M. Zahn . . . . .	457
Die deutschen Benediktiner gegen den Kreuzzug des französischen Kardinals. Vom Herausgeber . . . . .	471
Ein russischer Schlag gegen die ev. Mission. Vom Herausgeber . . . . .	476
Go. Von Miss.-Sup. D. Kropf . . . . .	498
Die dritte skandinavische Missions-Konferenz. Von Propst J. Bahl . . . . .	517





Wallroth: Erklärungen u. Erzählungen zum neuen schlesw.-holst. Gesangbuch	252
Warneck: Der evangelische Bund und seine Gegner	102
— —: Die Mission in der Schule. 5. Aufl.	251
— —: Der Romanismus im Licht seiner Heidenmission. III.	102
— —: Die Stellung der evangelischen Mission zur Sklavenfrage	395
— —: Ultramontane Fächerkünste	575
van Wijk: Nederlandsch Zendingstijdschrift	252
Zeller: Kalwer Kirchenlexikon	253
Zum Gedächtnis Theodor Christliebs	
Bericht über die Missionskonferenz zu Bremen — im Juliheft als besondere Beilage.	

### Beiblatt:

Die Sklaverei in Ostafrika. Von Dr. Bruen	1
Menschenopfer und Menschenmord bei den germanischen und slavischen Völkern. Von P. Rasten	7
Epiphanius in Afrika. Von A. Merensky	14
Ein Gofnerscher Missionar auf Groß-Sangi. Von R. Grundemann	17
Die Mitarbeit eingeborner Gehilfen. Von P. Scholz	20
Der Papst ist doch ein armer Mann	26
Wie ein Missionschmärer seinen Prozeß gewonnen hat	28
Ein Hindu-Heiliger	29
Noch einmal der Kreuzzug des Kardinals Lavigerie	31
Missions-Trieb, -Kraft und -Lohn	33
Lebensbilder aus Indien	37
Ein Gespräch mit einem heidnischen Chinesen	43
Aus der Mission unter den Mohammedanern in Bombay	46
Sir Hunter über die indischen Missionare	48
Der Kampf für das Reich Gottes. Von Sup. Dr. Renner	49
Natal und Zululand vor 50 Jahren	56. 72. 90
Was bringt den Christen daheim die Mission ein?	65
Eine weiße Dame am Tanganyika-See	75
Wie soll man für die Mission beten? Von R. G. W. Tucker	81
Eine Versammlung der Gemeindeältesten Akens	92

### Namen- und Sachregister.

(Abkürzung: Bbl. = Beiblatt; \* bezeichnet die auf Nr. 4 des Bbl. folg. besondere Beilage.)

<b>Aarnæs</b> 291.	<b>Aburi</b> Bbl. 92.	<b>Afrika</b> 29. 137 ff. 161 ff. 220.
<b>Aas</b> 291.	<b>Accra</b> 302. 383. 385. Bbl. 95.	231 ff. 240 ff. 294 ff. 382.
<b>Ababa</b> 150.	<b>Achmed, Sultan</b> 483.	436. 478 ff. 524 ff. *16.
<b>A-Bangba</b> 247.	<b>Ada</b> 302.	<b>AfricanLakes Company</b> 173.
<b>A-Barmbo</b> 247.	<b>Adabdsberg</b> 241.	<b>Aghaladome</b> 240. 241. 301.
<b>Abatwa</b> 235.	<b>Adam v. Bremen</b> Bbl. 10.	<b>Agome</b> 240.
<b>Abdur Rahman</b> Bbl. 46. 47.	<b>Adamana</b> 301.	<b>Agotime</b> 240. 241. 304.
<b>Abel David</b> 70.	<b>Adams, Miss. Dr.</b> Bbl. 63.	<b>Agowmeder</b> 329.
<b>Abeih</b> 317. 318.	<b>Adangbe</b> 301.	<b>Agra</b> Bbl. 46.
<b>Abeokuta</b> 302. 378. 528.	<b>Adangme</b> 302.	<b>Agren</b> 333.
<b>Abyssinien</b> 138 f. 330. 368. 474.	<b>Adelaide</b> 48. 248.	<b>Agu</b> 240.
<b>A-Bissanga</b> 247.	<b>Adeli</b> 241.	<b>Ague</b> 241.
<b>Abo</b> 371.	<b>Adja</b> 247.	<b>Ägypten</b> 138. 319. 530.
<b>Abokobi</b> 302.	<b>Adolph, C.</b> 221.	<b>Ahlberg</b> 329.
<b>Abraham</b> 513.	<b>Afgghanistan</b> 136.	<b>Ahnfeldt-Laurin</b> 324.
<b>Abud</b> 313.	<b>Afognaf</b> 198.	<b>Ailinglablab</b> 155. 157.

- Ainos 40.  
 Aitutaki 363.  
 Akafame 241.  
 Akatalartus 323.  
 Akem 302. 528. Bbl. 92 ff.  
     \*16.  
 Akem-Rotuku 302.  
 Akfa 247.  
 Akfra 302. 383. 385. Bbl. 95.  
 Akposso 241.  
 Akropong Bbl. 92. 93. \*10.  
 Akju 238.  
 Akuam 302.  
 Akwapem Bbl. 93. 95.  
 Akamissi 291.  
 Alaotra 245.  
 Alasfa 111. 130. 198. 200.  
     333. 432. 433.  
 Albatros (Kriegsschiff) 356.  
 Albert Nyanza Bbl. 32  
 Albrecht, H. 37. 78.  
 Alén 375.  
 Alert Bai 132.  
 Alexander, Miss. 78.  
 Alexander III., Zar 476.  
 Alexander, Fort 199.  
 Alice 503.  
 Algier 138. 333. 458. 468.  
     485.  
 Allahabad Bbl. 27.  
 Allan Bbl. 15.  
 Allen, David D. 76.  
 Allen Gardiner (Miss.-Schiff)  
     208. 361.  
 Alstadius 325.  
 Amanah Samorh 241.  
 Alphen, van 71.  
 Alslev, Rörre 520.  
 Altenstein, Minister von 209  
     ff. 218.  
 Atolinga 368.  
 Altyn-Tag 237.  
 Audofa 229.  
 Aluvia 553.  
 Alvarez 138.  
 Amagwaza 232.  
 Amahwaia 232.  
 Amangwane Bbl. 58.  
 Amaramba 147.  
 Amatole 499.  
 Amatonga 232. 245.  
 Ambaca 244.  
 Ambaderho 329.  
 Ambatofinandrahana 291.  
 Amberhafen 53.  
 Ambodimadiro 245.  
 Amboëllaland 244. 296.  
 Ambohivranandriana 291.  
 Ambohimagafina 291.  
 Ambohimagafina 291.  
 Ambohipo 291.  
 Ambohiponana 291.  
 Ambohitsimanona 291.  
 Ambrym 94. 97.  
 Ame 74.  
 Ameib 294.  
 Ameralfjord 248.  
 Amerika 198 ff. 221. 248.  
     356 ff. 440. 441.  
 American Board 136. 154.  
     194. 337 ff. 393. 441. 524.  
 Amherst College 194.  
 Amoisie 332.  
 Amoy 43.  
 Amrhein, Pater 469.  
 Amsterdam \*8.  
 Amuthu 240.  
 Ana 240.  
 Anaga 151.  
 Anaf 424.  
 Anafita 146.  
 Anam 74. 239.  
 Aname 96.  
 Anapauo 159. 515.  
 Anapen 412.  
 Anatoli 40.  
 Andai 52.  
 Andersen 226. 241. 291.  
 Anderson 164. 361.  
 Andersson 324.  
 Andersson 329. 333.  
 Andower Seminar 194.  
 Andrada, Antonio 38.  
 Andraee 333.  
 Andraessen 291.  
 Andree, Karl 45.  
 Andree, Rich. 147. 236.  
 Andromache 50.  
 Aneho 241.  
 Aneityum 96. 365.  
 Angami 238.  
 Angeln Bbl. 8.  
 Angola 526.  
 Angoni 486.  
 Angra Pequena 295.  
 Anjandscha 145.  
 Annand, Miss. 94. 95.  
 Annette-Insel 200.  
 Ansgar 325.  
 Ansgariverein 334.  
 Antananarivo 245. 291. 369.  
 Antigua 324.  
 Antilibanon 318.  
 Antislavereibewegung 376.  
     441.  
 Anvik 199.  
 Aoki 196.  
 Apaiang 155. 355.  
 Apamama 155.  
 Api 96. 97.  
 Apia 152.  
 Appelboj 332.  
 Arabien 237.  
 Araga 151.  
 Araukaner 360. 361.  
 Arawaffen 360.  
 Arbouffet, T. 234. 362.  
 Arcuna 205.  
 Arendal 293.  
 Arendrup 229.  
 Areya 138.  
 Arfal(=gebirge) 52.  
 Argentinien 231.  
 Arjeplog 326. 334.  
 Artifo 329.  
 Arfona Bbl. 12.  
 Armenien 136 f.  
 Armentia, Rif. 369.  
 Arms, Will. 361.  
 Arndt 218.  
 Arno 155. 157.  
 Arnot, Miss. fr. 244. 296. 526.  
 Aroa 366.  
 d'Arocha 39.  
 Aroma 85.  
 Arrhenius 139. 329.  
 Artaga 247.  
 Arthington-Fall 297.  
 Aru 414. 422.  
 Aruwini 243. 247.  
 Asaba 528.  
 A-Sande 247.  
 Asante 302.  
 Asatoroff 333.  
 Asbest 563.  
 Asbo, M. A. 221.  
 Ashante, David 302.  
 Ashe, Miss. 179.  
 Ashtcroft 301.  
 Asien 38 ff. 70 ff. 136 f. 237 ff.  
 Aspinall, Miss.-Arzt 208.  
 Assam 76. 78. 238. 239  
     268. 274.  
 Assanboni 229.  
 Assanpur 226.  
 Assanfol 307.  
 Asselt, van 72.  
 Assini 242.  
 Astrolabe-Bai 80.  
 Astrop, Pfr. 292.  
 Atafu 363.  
 Atafame 301.  
 Athabaska 122. 124. 200.  
 Atib 515.  
 Atkins 563.  
 Augouard 299.  
 Aufaner 207.  
 Aul 149.  
 Aulu 101.  
 Aurangabad Bbl. 46.  
 Austin Bischof 205.  
 Australien 48 ff. 222. 248.  
     367 f. 433.

- Avanchers, Léon des 138. 147.  
 Avetaranjan 333.  
 Avionen Bbl. 8.  
 Awatime 528.  
 Awe 240.  
 Ayanfch 132.  
 Baarda, van 71.  
 Babu Abid Prasadh 270.  
 Babu Rafhal das Galdar 261.  
 262.  
 Bacalar 248.  
 Bachmann, Prof D. J. 215.  
 Bacon, Rev. G. B. 75.  
 Badaga 76. 77.  
 Badagry 302.  
 Baden 430.  
 Badstutträsck 326.  
 Baffin-Land 357.  
 Bagamoyo 7 f. 19. 109. 144.  
 370. 472. 473. 478. Bbl. 32  
 Bagdad Bbl. 47.  
 Bagen 359.  
 Baggä 303.  
 Bahala 229.  
 Baharutfi 189. 235.  
 Ba-Gnars 74.  
 Bahr 229.  
 Bahr-el Ghafal 144. 244.  
 Baiervlein 76. 103. 359.  
 Baitie, Dr. 300. 301.  
 Bailombo 296.  
 Bailunda 296. 524.  
 Bakalafa 489.  
 Baker, Henry 78.  
 Baker, Minister 93.  
 Baker, S. B. 363.  
 Bakewell, Rob. 549.  
 Baku 333.  
 Bakwiri 429.  
 Baldäus, Ph. 78.  
 Baldwin 40. 529.  
 Balen, Miss. van 53.  
 Bali 71.  
 Balkan Bbl. 8.  
 Baloko 298. 526.  
 Balombi 242.  
 Balombi ba Mbu 242. 300.  
 Bamangwato 188. 192. 486.  
 Bambe 505.  
 Bamler 55.  
 Bammafo 242.  
 Banaba 155.  
 Banai 258.  
 Banda 247.  
 Bandame 486.  
 Bandini Bbl. 59.  
 Bandjia 247.  
 Bangweolo 236.  
 Banks-Gruppe 150.  
 Banks-Inseln 364. 365.  
 Bannar 74.  
 Banyae 489.  
 Banyang 242.  
 Banja Makuta 297.  
 Banja Mantefe 526.  
 Bara 147. 149. 291.  
 Barabei 71.  
 Barclay, Miss.-Arzt J. 7. 137.  
 Bardewich Bbl. 12.  
 Bari 247.  
 Barito 71.  
 Barkargi 277.  
 Barkly 488.  
 Barful-See 39.  
 Barlach, E. E. 221.  
 Barma 41. 75. 76. 238.  
 Barmesen 238.  
 Barnabas 510 f.  
 Barnett 170.  
 Barney, A. M. 78.  
 Baroda 31.  
 Baron, R. 148. 245.  
 Barotte 234. 296. 486. 487.  
 Barrop, P. 299.  
 Barry, Bischof 86.  
 Barjö, E. T. 221.  
 Barjö, M. J. 221.  
 Bartlett 208.  
 Barttelot, Major 244.  
 Baschi Bbl. 58.  
 Basel 225. 324.  
 Baskjela 326. 331.  
 Basetfundi 229.  
 Bassaland 302.  
 Bassuto 232. 234. Bbl. 57.  
 Bassutomission 436. 489.  
 Bastian, Ab. 74.  
 Bataillon, Bischof 108.  
 Batang 46.  
 Batanga 242. 527.  
 Batauana 245.  
 Bathelor, Miss. R. T. 147.  
 Batlapi 236.  
 Batlaru 235.  
 Batom 242.  
 Batfch, Miss. 372. 373.  
 Bätösjaur 326.  
 Batta 72.  
 Batta, Bonav. v. 297.  
 Batta, Fr. v. 297.  
 Battamission \*7.  
 Batua 243. 247.  
 Bau, Miss. Andreas Em. 288.  
 Bau, Miss. Elias 288.  
 Baudin, Pater 301.  
 Baumbach 232.  
 Baumgarten, Joh. 34. 74.  
 138. 295.  
 Baumstark 573.  
 Baur 235.  
 Baur, Etienne 145.  
 Bawana, Bbl. 58.  
 Batwenda 232.  
 Baxter, Dr. 143. 366.  
 Beach 42.  
 Beauffort, Fort 502.  
 Bebel 380.  
 Beck, Pastor 519. 520.  
 Becker 230.  
 Bedford (Cap) 50.  
 Beedie, Rob. 300.  
 Begoro Bbl. 93 f.  
 Behm-Wagner 147.  
 Beiderbecke 294.  
 Beirut 137. 308. 315. 317.  
 318. 329.  
 Beit-Djälä 308. 309. 322.  
 Bekes, Dr. 142.  
 Bekker 291.  
 Belep 365.  
 Belgien 381.  
 Bell, Miss. 61.  
 Below 82. 218.  
 Beltrame, Giovanni 138 f.  
 Benedictus Miss.-Gesellsch. 471.  
 Bengalen 78 f. 258. 275. 335.  
 Benguela 296.  
 Bengtson 329.  
 Beni-Amer 247.  
 Benin 176.  
 Benisangol 139.  
 Bennet, G. 147. 361. 362. 364.  
 Bentien, L. F. 221.  
 Bentley, W. Holman 299.  
 Benue 242.  
 Berar 78.  
 Berea Bbl. 92.  
 Berg 221. 226. 229. 293.  
 Bergdamra 294.  
 Berge 290.  
 Bergen 293.  
 Bergendal 207.  
 Bergfors 333.  
 Berghaus, H. 141. 361.  
 Berglund 329.  
 Bergmann, Miss. 82. 329.  
 Bergquist, A. 325.  
 Bergström 325.  
 Beritimo 138.  
 Berkin Bbl. 92.  
 Berlin 436.  
 Bernat 138.  
 Bernau J. S. 360.  
 Bernhard, H. 472.  
 Bernsmann F. 294.  
 Bersaba 294. 309.  
 Bertelsen, L. 224. 291.  
 Berthoud, H. 235.  
 Berthoud, Paul 234.  
 Beskow, G. E. 139.  
 Best 300.  
 Beswick Thomas 366.  
 Betafo 291.



- Beterverwachting 206.  
 Bethel 199. 374. 428.  
 Bethlehem 281 ff. 308 f.  
 Bet-Sachur 313.  
 Betſchuanen 234. 488. 489.  
 Betſiboka 245.  
 Betſileo 147 f.  
 Bettis 171. 174.  
 Betul 330.  
 Beuſter Miſſ. 232.  
 Berell 332.  
 Beyer, M. W. 70. 232. 386.  
 Bhaga-Iſchandra 80.  
 Bhamo 41. 75.  
 Bhutan 79.  
 Biallobloſky, C. S. F. 142.  
 Bibelgeſellſchaft, Brit. 223. 231.  
 Bickerſteth, Miſſ. 303.  
 Bielefeld \*20.  
 Bjeloretſk 333.  
 Bigaudet 76.  
 Bihar 258.  
 Biſé 244. 296. 524. 526.  
 Bilibili 80 f.  
 Bingham, Miſſ. 346 f. 507.  
 Bingham, Fire 361.  
 Binger, Rapt. 242.  
 Bink, Miſſ. 53.  
 Birnie 176. 300.  
 Björklund 374. 375.  
 Bird, Miſſ. P. Goolb 363.  
 Birma 75. 336.  
 Birta 269.  
 Birzet 313.  
 Biſcharin 247.  
 Bismarck, Fürſt 134. 469. 479.  
 Bismarckarchipel 54. 80. 86.  
 87. 250. 431.  
 Bismarckburg 241.  
 Biſſandugu 241.  
 Blackburne, Joſef 143.  
 Blackett, Rev. W. 128.  
 Blagoveſtſhenk 47.  
 Blakkone 167.  
 Blaitie, W. G. 236.  
 Blakesley, Joſ. Will. 138.  
 Blanche-Bai 86. 88.  
 Blank, Vater 74.  
 Blantyre, 145. 368. 485.  
 Bleibtren, Paſtor 570.  
 Bleichen, S. J. 221.  
 Bloche, Propſt 228.  
 Blomquiſt 325.  
 Blomſtrand, Miſſ. 327. 332.  
 Bluefields 203.  
 Board, American 136. 154.  
 194. 337 ff. 393. 441. 524 \*20.  
 Boas, Diafon 508.  
 Boas, Dr. Franz 357.  
 Boek, R. 70.  
 Boem 240. 302.  
 Böffel Hoef 290.  
 Bogadjim 80 f.  
 Bogos 139.  
 Böhm, J. 294.  
 Böhme, Jakob 438.  
 Bohner, S. 302.  
 Boigu 83.  
 Boilat 304.  
 Bokhara 40.  
 Bokſe 55.  
 Boko 99. 100.  
 Bolivia 248. 360.  
 Bolobo 525.  
 Boma 243. 525.  
 Boma de Banalai 244.  
 Bombay, 31. 76. 77. 166. 239.  
 307. Bbl. 46. 47.  
 Bomofandi 247.  
 Bompas, Biſchof 122. 124. 200.  
 Bona 335.  
 Boner, Franz 207.  
 Bongo 247.  
 Bongu 247.  
 Bonney 42.  
 Bonny 170. 527. Bbl. 14.  
 Bonvalot, G. 136.  
 Booma 504.  
 Borabora 436.  
 Borchgrevink 148. 291. 369.  
 Bord, J. S. 221.  
 Borgen 148. 290. 291.  
 Borneo 70. 80. 239. 368.  
 Börreſen 228. 229. 293. 335.  
 519.  
 Boſe 346.  
 Boſow Bbl. 12.  
 Boſton 194.  
 Botlofoa 232.  
 Botoman 505. 506.  
 Botſchabelo 489. Bbl. 23. 26.  
 Bouche, Vater 301.  
 Boucher 45.  
 Boune, F. S. A. 240.  
 Bouru 39.  
 Bowdich, Miſſ. 299.  
 Bowen J. T. 301.  
 Braatvedt 290.  
 Brans, F. A. 235.  
 Bradley, J. B. 75.  
 Brahmaputra 76. 237. 239.  
 Brantweinhandel 110. 121.  
 161 ff. 379. 490. 529.  
 Brasen, C. 221.  
 Braſilien 360.  
 Braß 527.  
 Bratſors 326.  
 Brecht, Pfr. 572.  
 Bremen 168. 428. 431.  
 Bretts, Miſſ. 205. 360.  
 Bridges, Miſſ. 208.  
 Bringham 361.  
 Brincker, 135. 294.  
 Briſtow-Inſel 366.  
 Brittain, Miſſ. 151.  
 Brodbed, J. 357.  
 Brodersen, J. 221.  
 Brodersen, M. 221.  
 Bron 302.  
 Brooke, Adſcha 239.  
 Brooke, Chr. Wilmot 527.  
 Brooks 480.  
 Broumton 42.  
 Brown, Miſſ.-Sekt. 94.  
 Brown, Miſſ. George 365. 367.  
 Brown, Dr. R. C. 358.  
 Brownlee, Charles 498 ff.  
 506. Bbl. 56.  
 Brüdergemeine 223. 230. 323.  
 336. 371. 432.  
 Brun, Paſtor Ewen 517.  
 Brunei 239.  
 Brunkhorſt 369.  
 Brutiſchin, W. 301. 304.  
 Brydges, Miſſ. F. 361.  
 Bubu Bbl. 73.  
 Buhui 56.  
 Buchara 136.  
 Buchmann 13.  
 Buck, R. 302.  
 Bugge, Biſchof 288.  
 Bugotu 99.  
 Buléon, J. 300.  
 Bulwer, Sir Georg Bbl. 91.  
 Bunſeia 244.  
 Bünker, A. 75.  
 Buntſholdt 229. 293.  
 Bunnoo 78.  
 Supere 241.  
 Buräten 324.  
 Buren 487.  
 Būrgi, C. 301.  
 Burju 265. 306.  
 Burleigh 208.  
 Burma 239.  
 Burmah Bbl. 36.  
 Burſhell 235.  
 Burton, Sir Rich. 141. 171.  
 368.  
 Buſandu 241.  
 Buſchiri 387. 473. 474. 479.  
 481.  
 Buſhneſſ, A. 299.  
 Buſſe, P. C. 111 ff. 178 ff. 443.  
 Buſſera 298.  
 Buß 302.  
 Butaritari 338 f.  
 Büttner, Miſſ.-Inſp. Dr. 4.  
 12. 255. 294. 295. 386.  
 Buxton 199.  
 Bugacott 365.  
 Caſhon, Mermet de 40.  
 Cadarſo, Gouverneur 158.

- Cahagne, Taurin 139.  
 Caine 168.  
 Cairadhu (Schuner) 94. 95.  
 Calabar 242.  
 Calcutta 260. 268. 272. 274.  
     275. 307.  
 Caledon 187.  
 Caledonia 201.  
 Calgary 201.  
 Calhoun, C. S. 136.  
 Calvert 364.  
 Camboné 149.  
 Camden 364.  
 Cameron, Miss. 41. 148. 296.  
     378. 394.  
 Campbell, J. 235.  
 Campbell, W. 47.  
 Caner Bbl. 74.  
 Canjam, Miss. 199.  
 Cannecattim 255.  
 Canton 336.  
 Capello 245. 296.  
 Capland 488.  
 Capus, A. 136.  
 Carbonnier 145.  
 Carbeſo 368.  
 Cardoso, Lt. 485.  
 Cardwell 42.  
 Carey, A. D. 237.  
 Carey, Will. 64. 78. 223.  
 Carey, F. 75.  
 Carli, Dionys. v. 297.  
 Carlsen, G. F. 291.  
 Carlsſon, A. B. 335.  
 Carlsſon, C. 330.  
 Carlſſon, R. J. 325.  
 Carlsſon, O. 329.  
 Carlsſon, P. 329. 330.  
 Carmel 199.  
 Carne, Miss. 152.  
 Carnot, Präſident 459. 463.  
     465. 466. 470.  
 Caron, Capt. 242.  
 Carpenter, C. S. 75.  
 Caſalis, C. 234.  
 Caſati 243. 244.  
 Camalha 303.  
 Cayman Brac 359.  
 Cechi, Antonio 247. 368.  
 Celebes 71. Bbl. 17.  
 Celli 558.  
 Cetywayo Bbl. 58. 75. 90. 91.  
 Ceylon 76. 78.  
 Chaco 208. 231.  
 Chaibafa 258. 307.  
 Chalmers, John 42.  
 Chalmers James 366.  
 Chalmers, Miſſ. 83. 85. 248.  
 Chamil 238.  
 Champion, Miſſ. Bbl. 63.  
 Champollion 442.  
 Chandel 307.  
 Chanpur 229.  
 Chaoritola 229.  
 Chapadiſ 271. 279.  
 Chapman, Miſſ. 199.  
 Charid 265.  
 Charlevoix 361.  
 Chartum 139. 144.  
 Chaffa 38.  
 Chatelain 254.  
 Chatham 90.  
 Chauffe 301.  
 Chantard 301.  
 Cherokſen 359.  
 Chevalier, Fr. 173.  
 Chiarini 368.  
 Chigunda 486.  
 Chitafams 359.  
 Chile 208.  
 Chillinghaſt 201.  
 Chilonga 486.  
 China 28. 38. 40. 70. 166.  
     239. 290. 326. 334. 335.  
     336. 361. 427. 432. 434.  
     436. Bbl. 92.  
 China Inland Miſſon 41.  
 Chindwara 330.  
 Chingan 240.  
 Chiniqui, Vater 551 f.  
 Chirupſaci 360.  
 Chirenji 486.  
 Chirripo 360.  
 Chiſamba 524.  
 Chottenes 359.  
 Chondorpura 229.  
 Chota Nagpore 79. 257. 258.  
     268. 271. 372.  
 Chota-Nagpur 79. 257. 258.  
     268. 271. 372.  
 Chotam 237.  
 Chou 74.  
 Choumont, de, Miſſ. 74.  
 Chouzy, 45.  
 Chriſtaller, J. G. 302. 303.  
 Chriſtaller 429.  
 Chriſtensſen, S. 222.  
 Chriſtensſen, Th. 221.  
 Chriſtiania 292. 293. 336.  
     517 ff.  
 Chriſtiansand 293.  
 Chriſtiansburg. 302. 385.  
 Chriſtiansſen, Diaconiſſe C. 291.  
 Chriſtiansfeld 221. 222.  
 Chriſtiansſon, L. 330.  
 Chriſtina, Königin 323.  
 Chriſtinehamm 333.  
 Chriſtlieb, Prof. D. Th. 101.  
     256. 444. 445 ff. 570.  
 Church Miſſ. Society 25.  
     86. 89. 112 f. 199. 200.  
     202. 310. 313. 315. 325.  
     436. 438. 480. 482. 483.  
     524. 527 f. \*15.  
 Chutia Nagpur 79. 257. 258.  
     268. 271. 372.  
 Cimbren Bbl. 11.  
 Clark, Miſſ. 337 ff.  
 Clarke, Archidiaſt. 89.  
 Clarke, John 300.  
 Clauſen, Miſſ. 50.  
 Cloetta, Dr. A. 555.  
 Cloudy Mountain 366.  
 Coan Titus 361 f. 363.  
 Cochinchina 74.  
 Codrane, Admiral 119.  
 Coderington, Miſſ. 152.  
 Coderington, R. S. 364.  
 Coillard, Miſſ. François 234.  
     370. 487.  
 Coke, Dr. Thomas 359.  
 Cole Bbl. 3.  
 Colenſo, F. S. 236.  
 Colesberg 490.  
 Cölleſyrien 318.  
 Collifon 122. 125. 126.  
 Colombo 31.  
 Colquhoun 75.  
 Columbia 360.  
 Comate 232.  
 Comber, J. T. 297. 298. 300.  
 Combes 74.  
 Comboni, D. 139. 368.  
 Comewyne 207.  
 Comins, Miſſ. 101. 150.  
 Concha, Juan de la 158.  
 Condaſ 49.  
 Confucius 195.  
 Congamuh 205.  
 Cook 341.  
 Cook-Inſeln 363.  
 Cookſhai 97.  
 Cooktown 81.  
 Cooley 141.  
 Coolema, S. 71. 72.  
 Cooper Creek 368.  
 Copeland 97.  
 Coppi, Miſſ. G. 360.  
 Corentyn 205.  
 Corgat 408. 409.  
 Cornelius 228. 335.  
 Coromandel 78.  
 Coronie 206.  
 Corranders 49.  
 Coſſyah 78.  
 Coſta-Rica 360.  
 Cattel, Hofrat 216.  
 Cotterill 146.  
 Cottica 207.  
 Council Buſſ 359.  
 Couppé 367.  
 Courmont, Biſchof de 478.  
 Courtois, R. P. 232.

- Cowa 204.  
 Cowan, W. Deans 147.  
 Cowley, Archidiafon 202.  
 Cox, Fort 504.  
 Cramer, Marinepfarrer 40.  
 Franz 324.  
 Credé, Hofrat 216.  
 Creeks 359.  
 Creufe, Abbé 45.  
 Cridge, Rev. E. 115.  
 —, Dekan 122. 124.  
 Crispi, Minister 465. 468.  
 Crofton, Kaplan S. W. 75.  
 Croil, J. 365.  
 Cronmeyer, Pastor 544.  
 Groß, Dr. J. B. 75.  
 —, 276.  
 Groß-Fluß 300.  
 Crowther, Archidiaf. Bbl. 15.  
 —, Bifchof Samuel 164. 300.  
 527. Bbl. 15. \*8.  
 Crudgington, Henry E. 299.  
 Cullwif, Miff. 150.  
 Cumberlandhalbinfel 357.  
 Cunnings 40.  
 Eunós 360.  
 Currie, Miff. W. E. 244.  
 296. 297.  
 Cushing, J. R. 76.  
 Cufi Dr. 163. 166. 174.  
 Cuthbertfon, W. R. 248.  
 Dahl 293.  
 —, E. J. 324.  
 Dahle, Miff.-Infp. L. 148. 291.  
 517. 519.  
 —, B. 291.  
 —, M. 290.  
 Dahome 240.  
 Dahur 240.  
 Daifh (Miffionsboot) 143.  
 Dajaffen 70.  
 Daju 70.  
 Daffhini Bbl. 47.  
 Dafotamiffion 203.  
 Dal 220.  
 Dalager, Lars 357.  
 Dallet, Ch. 40.  
 Dame 220.  
 Damara 134. 492.  
 Damaraland 245. 294.  
 Damastus 137. 311. 320.  
 Dambuza Bbl. 59. 60. 62.  
 Dana 335.  
 Dance, Miff. 205.  
 Dänemark 220 ff. 432.  
 Dänen Bbl. 9.  
 Danielsfon 330.  
 Danks Miff. 55.  
 Dannert, E. 294.  
 Dar es Salam 8. 19. 107.  
 471. 480. 483. 484.  
 Dara 144.  
 Darfur 144.  
 Darien 360.  
 Darjeeling 268. 274.  
 Darnley 84.  
 Darschenbo 369.  
 Darwin 36.  
 —, Fort 48. 248. 368.  
 Daso, Hanuah 304.  
 Daud 267.  
 Daumas, A. 234.  
 Dauphin, Fort 291.  
 Davaun 88.  
 David, Armand 45.  
 —, 510. 512 f. 514 f.  
 David Williamfon (Miffions-  
 fchiff) 300.  
 Davie 241.  
 Davis, Sir J. 46.  
 Dawiesstraße 357.  
 Dawson 78.  
 Dapspring (Miffionsfchiff) 94.  
 95. 96.  
 Deans Cowan, W. 147.  
 Debora 337.  
 v. d. Decken 245.  
 Deekes 185.  
 Dehm, E. L. 221.  
 Deinzer, Direktor 444.  
 Dejean 39.  
 Dejour, J. B. 232.  
 Defen, Konftant de 39.  
 Delagoabai Bbl. 59.  
 Delhi Bbl. 47.  
 Délonéttie 74.  
 Demerara 205.  
 Denninger 70. 73.  
 Denninger (Miffionsboot) 73.  
 Denoit, Pater 183. 185.  
 Desgobins, Abbé 38.  
 Desideri 38.  
 Desmazures, Thomine 39.  
 Deurs, G. von 221.  
 Deutfchland 378. 381. 385.  
 431 ff.  
 Devoun 88.  
 Dhalbhum 258.  
 Dharwar 77.  
 Diadia 333.  
 Diafoniffen = Anftalt Kaisers-  
 werth 308. 311. 386.  
 Djalfluß 139.  
 Djallonfaduga 241.  
 Diamond (Kriegsfchiff) 93. 95.  
 Dias 255.  
 Diboll 300.  
 Didier, R. R. 363.  
 Diederich, F. W. 71.  
 Diestelfkamp, Pastor 386.  
 Dieterle, Jof. Chr. 302.  
 Dietrichs 291.  
 Digga 247.  
 Diften, Miff. van 71.  
 Diftstra 252.  
 Difta 100.  
 Difomo 146.  
 Dilger 302.  
 Dingan, König 235.  
 Dingan Bbl. 58. 60. 61. 63.  
 72. 73. 74. 90.  
 Dingismaho Bbl. 57.  
 Dinizulu Bbl. 91.  
 Dinka 247.  
 Dinner 85.  
 Diskobucht 357.  
 Dittrich A. 137.  
 Divamock 240.  
 Dives (Reg. Dampfer) 94.  
 Djesrah 139.  
 Djifna 313.  
 Djimma 329.  
 Doane, Miff. 158. 364. 411.  
 413. 414. 421 ff. 426. 507.  
 509. 512.  
 Dobbins, Frank E. 36.  
 Döblies, Miff. 50.  
 Dobrighoffer, S. 361.  
 Dödes 449.  
 Döhne 233.  
 Doko 142.  
 Döllinger, Prof. J. von 520 f.  
 Domburg 206.  
 Domenech, Em. 359.  
 Donau Bbl. 8.  
 Doofan, Rev. R. 122.  
 Doolittle, Juft. 40.  
 Doreh 51 f. 367.  
 Doreka 337.  
 Doren 291.  
 Doffifha-Universität 193 ff.  
 Douglas, Sir James 84. 86.  
 115.  
 — City 198.  
 Dourisboure, Abbé P. 74.  
 Doviaf 138.  
 Doves, Miff.-Arzt E. 136.  
 Downoft 208.  
 Drachart, E. L. 221.  
 Drachengebirge Bbl. 56.  
 Drakenberg 234. 235.  
 Drammen 293. 519. 520.  
 Dronthheim 288. 293. 520.  
 Dfhamna Bbl. 27.  
 Dfchelufowe 385.  
 Dfchilolo 71.  
 Dfchufa 207.  
 Dubernaund Abbé 39.  
 Duchaffant (frz. Kriegsfchiff)  
 153.  
 Dubhiani 229.  
 Dubhofi 237.  
 Dufferin, Lord 121.

- Duff, Miss. Dr. 78. Bbl. 48.  
 —, (Schiff) 363.  
 —, Macd., Rev. 146. 304.  
 Duncan, William 114 ff. 200 f.  
 Dundas, Rev. R. 122.  
 Dungwana Bbl. 58.  
 Duparquet, R. P. 296.  
 Durand Abbé 39. 360.  
 Durant 338.  
 Durban Bbl. 77.  
 Dufans 71.  
 Dutreuil, Rapt. 74.  
 Dwight, S. G. D. 137.  
 Dyf, Dr. van 317.  
 Dyke, S. W. 234.  
 Gaston, G. F. 41.  
 Gbal 314.  
 Gbeling 325.  
 Ebenezer 49. 229.  
 Ebon 155. 349. 354. 393.  
 414. \*20.  
 Ebrard 449.  
 Ecuador 360.  
 Edgumbe 90.  
 Edkins, Jos. 42.  
 Edmann 330.  
 Edsählen 326.  
 Edwards 237. 499.  
 Egede, H. 220. 356. 357.  
 —, P. 356.  
 Egenärs 291.  
 Ehlers, Lt. Otto E. 245.  
 Ehrenfeuchter 456.  
 Ehrhardt, 140. 141.  
 Eich, Miss. 80. 88.  
 Eilertsen 291.  
 Eilet 329.  
 Eitel, E. J. 42.  
 Ekholm 330.  
 Ekjove 290.  
 Ekombe 290.  
 Ekutembeni 290.  
 Ekutuleni 332.  
 Eleonore (M.-Schiff) 184 f.  
 Elefantensee 242. 300.  
 Elblad 329.  
 Elgquist, Pastor 326.  
 Eliasberg 112.  
 Elieser (M.-Schiff) 149.  
 Elm 50. 374.  
 Eliot 323.  
 Ellengowan (M.-Schiff) 83.  
 248. 366.  
 Ellice-Inseln 363.  
 Ellington, Miss. 199.  
 Ellis, R. J. 78.  
 —, Miss. W. 43. 147 f. 361 f.  
 Elmina 384.  
 Elton 146.  
 Embacher, Fr. 34. 47. 74.  
 138. 360.  
 Emathlabatini 290.  
 Emilius 514.  
 Emin Pascha 3. 16. 18. 20.  
 243. 368. 379. 394. 431.  
 441.  
 Emmaus 232. 322.  
 Empangeni 290.  
 Emzinjati 290.  
 En Avant (Dampfsboot) 243.  
 Endemann 232.  
 Engel 232.  
 Engh 291.  
 England 377. 437. 485.  
 Englund 329.  
 Engwall 333.  
 Ennis, Miss. J. 72.  
 Enomoto 196.  
 Enqifini Bbl. 73.  
 Entumeni 290. 292.  
 Eotimati 290.  
 Eperam 507.  
 Eriksen 290.  
 Erikson 330. 334 f.  
 Eromanga 97. 365.  
 Erongo 294.  
 Erzero 281.  
 Etaias 515.  
 Esat 94. 98.  
 Esinyambuti 290.  
 d'Espinha 39.  
 Espiritu Santo 94. f.  
 Essequibo 205.  
 Essington 202.  
 Etal 510. 513.  
 Ethel 367.  
 Etoshka 296.  
 Eudosen Bbl. 8.  
 Euphrat 136.  
 Evangeline (M.-Schiff) 132.  
 Evans, Miss. 228.  
 Evare 296.  
 Eweland 170. 240. 301. 431.  
 Eyre-See 248.  
 Ezimjambuti 290.  
 Faber, Miss. 436.  
 —, D. th. 44.  
 Fabri, Prof. D. 370 f. 392.  
 570. \*1. \*20.  
 Fairbank, S. B. 359.  
 Fakao-fo 363.  
 Falc, A. 325.  
 Faleine 241.  
 Falkenthal 240.  
 Falklands-Inseln 361.  
 Falkner, Thom. 361.  
 Fallangia 303.  
 Fallscher, Miss. 314.  
 Fandriana 291.  
 Faraud, S. J. 358.  
 Faravohitra 147.  
 Farler, Archid. 4. 60. 142.  
 Farewell, Lt. Bbl. 56.  
 Farrar, Dr. 162.  
 Fast, Pastor 326.  
 Faulknor Miss. 244.  
 Faurie Mgr. 67.  
 Fay, Biss. E. 296.  
 Fecane Bbl. 58.  
 Fefan 514 f.  
 Fehr 73.  
 Feige 70 f.  
 Feistmantel, Dr. D. 46.  
 Feldner 218.  
 Felfin, Dr. R. W. 144.  
 Fenoarivo 291.  
 Fernandez Breved. 138.  
 Fernando Po 428.  
 Fernando Paz 299.  
 Festing, Major 242.  
 Fetu 302.  
 Feuerland 208. 361. 369.  
 Fianarana 291.  
 Fianarantsoa 291.  
 Fidshi-Inseln 364. Bbl. 28.  
 Fiellstedt, P. 324. 326.  
 Fiellstedt, Dr. 327.  
 Fihafinana 291.  
 Fihirenga 149.  
 Fila 98.  
 Fingu Bbl. 57.  
 Finke River 368.  
 Finnmarken 220. 289.  
 Finnland 336. 370 ff. 532.  
 Finsch Dr. 249. 365.  
 Finschhafen 54. 80.  
 Fisch, Miss.-Arzt Dr. 553 ff.  
 Fischer, Dr. 60. 106. 304.  
 Fisk, Bliny 137.  
 Fiume 139.  
 Flad, J. W. 139.  
 Flegel, E. R. 301. 368.  
 Fleming, L. E. 42.  
 Flemyngh, Fr. P. 147.  
 Fliedner, P. D. Th. 64.  
 Flierl, Miss. 55.  
 Flickinger, Miss. D. R. 303.  
 Florida 100. 365.  
 Flügel 578.  
 Flygare, Miss. 330. 332.  
 Fly River 83. 84. 366.  
 Fo 240.  
 Fofse, Erik 335.  
 Forbin 74.  
 Formosa 43. 47. 240.  
 Forrest 150.  
 Forsman, D. 325.  
 Foß 291.  
 Fosterlandsstiftelsen, Ev. 328.  
 330. 331. 334. 336. \*1.  
 Foto 79.  
 Fox 303.  
 Fragio, Fr. 297.



- Framlingham 49.  
 S. Francisco 203.  
 Francke, A. S. 210. Bbl. 54.  
 François, v., Hauptm. 189.  
 241. 298. 492.  
 Frankfurt a. O. 177.  
 Frankreich 378. 381. 436.  
 Franzen 291.  
 Frazer 111. 201.  
 Frederiksen 230.  
 Frédoux 234.  
 Frejus, Roland 137.  
 Frere, Bartle Bbl. 75. 91.  
 Freretown 481.  
 Freyre, Miss. 38.  
 Fried, Dir. Dr. 36. 236. 304.  
 443. \* 1  
 Friedrich III., Kaiser 219.  
 Friedrich Wilhelm III., 213.  
 —, IV, 214. 218. 313.  
 Friedrich Wilhelm-Hafen 80.  
 Friedrichsthal 369.  
 Fristedt, Pastor 332.  
 Fritzche 368.  
 Fu-tien 40.  
 Fuluna 242.  
 Fünen 222.  
 Furet L. 40.  
 Futschau 42. 240.  
 Futuna 96.  
 Fwambo 488.  
 Futsche, Oberst 75.  
 Gabet, Abbe 45 f.  
 Gabun 299. 527.  
 Gaffele 326.  
 Gahre 291.  
 Galabat 140.  
 Galla 138. 247. 329. 334. 484.  
 Gallieni 241.  
 Gallion 460.  
 Galton 368.  
 Gambago 241.  
 Gambia 241. 303.  
 Ganges 79. 258. Bbl. 27.  
 Gangpur 258.  
 GanKing 336.  
 Gansee 207.  
 Gao 100.  
 Garanganja 244. 296.  
 Garbe 250. Bbl. 48.  
 Gardiner, Allen Rapt. 235.  
 Bbl. 92.  
 Garanganze 244. 296.  
 Gargnäs 326.  
 Garizim 314.  
 Garo 229.  
 Gasa 232.  
 Gäsna 163.  
 Gattino, Mich. Ang. v. 297.  
 Gava 151.  
 Gau Selon Bbl. 9.  
 Gaza 314.  
 Gazellenhalbinsel 86.  
 Gebe 240.  
 Gatale Bbl. 57. 58.  
 Gcina Bbl. 58.  
 Geelvinksbai 50. 54.  
 Gehlert, Andrea 230.  
 Gehring, Miss. 77.  
 Geißler 367.  
 Gele, Rapt. A. von 243.  
 Geleb 329.  
 Gellivare 326.  
 Gena 149.  
 Genähr, F. 43.  
 Genegareth, See 322.  
 Genua, Carlo M. von 138.  
 Georg 342. 347. 350. 352 f.  
 Georgien 137.  
 Gerauld Vater 108.  
 Gerlach, Miss. 74.  
 Gerlach, General von 577.  
 Gerlach, Gerichtsdir. v. 211 f.  
 218.  
 Gerland, Dr. 36. 361.  
 Germania 493 ff. 533.  
 Germann, Lic. Dr. 209.  
 Gesellschaft, Deutsch-öst. 4.  
 Gesellschaftsins. 153. 362. 436.  
 Geten Bbl. 8.  
 Geyer, Miss. Fr. Xaver 145. 246.  
 Gibson Miss. 205.  
 Gidding, S. 359.  
 Giers, L. von 478.  
 Gilbertinseln 154. 157. 338.  
 347. 354. 364. 510.  
 Gill, W. 363 f. 366.  
 Gilmour, Miss. J. 39.  
 Giniqunan 88.  
 Giraud, Lt. 368.  
 Girolamo de Montesarchio 297.  
 Gisborne 89.  
 Gladjare 518.  
 Glardon Aug. 78.  
 Glasell, Bfr. 225.  
 Glaser, Ed. 237.  
 Glaeser 478.  
 Gleerup 368.  
 Glitsch, Archivar 222.  
 Glommerträsk 326.  
 Go 498 ff. 505.  
 Gobat, Bischof S. 140 313.  
 Gobi 38. 238. 240.  
 Godase Bbl. 63. 72 f.  
 Godesfalk Bbl. 12.  
 Godjam 329.  
 Golbanti 484.  
 Goldie, S. 300.  
 Goldküste 29. 177. 302. 383 f.  
 427 f. 430. 463. 517. 528.  
 553 ff. 557. \*10. \*14. Bbl. 92.  
 Golgi 567.  
 Gollmer 302.  
 Solo 247.  
 Gonda 78.  
 Gondokoro 139.  
 Gonds 330.  
 Goodenough 150.  
 Goodthab 248. 357.  
 Gordon, Rev. E. C. 178. 182 f.  
 —, Miss. G. W. 97.  
 —, General 49.  
 Goreh, Rev. Neh. Bbl. 46.  
 Göring, Dr. 133.  
 Gorovaka 98. 100.  
 Götner 218. 372. 387. Bbl. 17.  
 Goten Bbl. 8.  
 Gothenburg 324. 335 f.  
 Gottlieb 533 ff.  
 Gottschalk Bbl. 12.  
 Govindpur 277. 306.  
 Goward, Miss. 152.  
 Guagou Bbl. 58.  
 Gubowsky, F. 71. 80. 368.  
 Grachanas 491.  
 Grade, G. 240.  
 Gradin, Dr. 324.  
 Gradiaca 297.  
 Grahamshall 206.  
 Grahamstown 489. Bbl. 92.  
 Gran Isl. 335.  
 Grandidier 148.  
 Grand River 248.  
 Grant, Miss. 136. 206. Bbl. 63.  
 Granville, Lord Bbl. 31.  
 Graul Dr. R. 76 f. 137. 371. 456.  
 Graves 44.  
 Gray, Dr. 374.  
 Green 295. 358. 367 f.  
 Gregor XVI., Papst 108.  
 Greiner Miss. 77. 483.  
 Grenada 204 f.  
 Grenfell, Miss. 243. 297. 298.  
 300.  
 Grentown 491.  
 Gribble, Miss. 48.  
 Griffin 79.  
 Griffith 142.  
 Grillet, J. 360.  
 Grimm, J. Bbl. 8.  
 Grimse 357.  
 Grigua 234. 488.  
 Grünland 220 f. 223. 248.  
 324. 356 f. 369. 432.  
 Grönning 230.  
 Groß R. 37.  
 Groß-Sangi Bbl. 17.  
 Grout, Miss. Lewis 235.  
 Grube, A. W. 77.  
 Grüber 38.  
 Grundemann, P. D. R. 38.  
 42. 77. 95. 236. 300. 304.  
 365. 445. 561. Bbl. 17 ff. \*1.

- Grühner 232.  
 Guadalcázar 149.  
 Guano-Insel 295.  
 Guatusos 360.  
 Guayana 360.  
 Gudmunson 357.  
 Guiana 205. 206.  
 Guitjama 370.  
 Guinea 221. 225. 242.  
 Guinneeß 255. 526.  
 Gujaba 207.  
 Gulbrandsen 291.  
 Guldberg, Dr. 291.  
 Gulsif, Miss.-Arzt Dr. 337 ff.  
     342. 364. 407 ff. 507.  
 Gulu-Gulu 482.  
 Gumbu 242.  
 Gundersen 290.  
 Gundert, Dr. 37. 77.  
 Gungubele Bbl. 58.  
 Gunn, Miss.-Arzt 96. 97.  
 Gurney-Hoare, Rev. J. Bbl. 33.  
 Gustafson 333.  
 Gutuhatu 269.  
 Gützlaß, R. F. A. 42 f. 74.  
     227. 331. Bbl. 21.  
 Guyot, Abbé Jeani 145. 299.  
 Haakonson 291.  
 Haastrop, N. E. 230.  
 Habab 139. 247.  
 Habil 269.  
 Haccius, Pastor 432.  
 Hadendoa 247.  
 Hågberg, Miss. 333.  
 Hagelund 220.  
 Hagen, Dr. 72.  
 Hagemauer 368.  
 Hager 71.  
 Hågert 228.  
 Hahn, G. 38. 294 ff. 359. 365.  
     368. 373.  
 —, Josaphat 295.  
 —, Miss. Th. 254. 295.  
 Haidahs 112. 122. 132. 201.  
 Haisa 313. 322.  
 Hainan 43. 47. 231.  
 Hafala 375.  
 Håfansson 333.  
 Hafimji Bbl. 47.  
 Haffa 41. 42. 427.  
 Hafodati 40.  
 Halemachera 71.  
 Hall, Miss. 58. 122. 132. 313.  
 Hallbäck, 235. 324.  
 Halle a. S. 177.  
 Hallerstein 39.  
 Hallund 85. 366.  
 Palmacheira 71.  
 Hama 318.  
 Hamberg Miss. 41. 326.  
 Hamburg 168. 381. 431.  
 Hamer 39.  
 Hami 238. 240.  
 Hamilton, Archid. 170.  
 Hammerstedt 333.  
 Hand D. 440.  
 Handa 296.  
 Handford 144.  
 Handmann, Miss. \*10.  
 Hangschau 42.  
 Hani 149.  
 Hanfau 240.  
 Hannington, J. 69. 142. 178.  
 Hannula 375.  
 Hanoi 74.  
 Hansal 139.  
 Hansen 222. 226. 230. 291.  
 Hansen Lund, E. 221.  
 Hanuth Dato Satra 262.  
 Hapuku 154.  
 Harar 139.  
 Harceland, Miss.-Insp. 236.  
 Harmony (Miss.-Schiff) 202.  
 Harnack, 240.  
 —, Prof. 450.  
 Harrier, W. von 369.  
 Harnisch 235.  
 Harrek, G. 47.  
 Harrison, Präsident 203.  
 Harstpur 229.  
 Hartland 297.  
 Hartmann 235. 334. 352. 375.  
 Hartwig 324.  
 Haslund 291.  
 Haß, Pfr. 225.  
 Hasselt, van, Miss. 50 f. 367.  
 Hasfeldthafen 54. 80. 249.  
 Haubro 230.  
 Hauge, 520.  
 Hauhau 89.  
 Hauptver. f. China, Berlin 227.  
 Hauran 320.  
 Hausa 164.  
 Hauscha 562.  
 Hausmann 140.  
 Haven 221.  
 Hawaii 153. 337. 361 f.  
 Hamt 42.  
 Hawkes-Bai 90. 91.  
 Hay, R. Wright 299.  
 Hayes, Rapt. 354.  
 Hajaribagh 258. 373.  
 Heber Bischof 239.  
 Hebiß Samuel 77.  
 Hebron 308. 312.  
 Heckewelder 359.  
 Hedén 330.  
 Hedenström 329. 334.  
 Hedin 329.  
 Heine 72.  
 Heinonen 374.  
 Heinrich, J. L. 222.  
 Hellberg, Fr. M. 334.  
 Heller, G. 221.  
 Hellström E. M. 324.  
 Helmold Bbl. 12.  
 Helsingfors 371. 373.  
 Henderson 223. 324.  
 Hendrich 70.  
 Hengstenberg, Prof. 212. 215.  
 Hennemann, R. 70.  
 Henrici, Dr. E. 240 f. 301.  
 Henricks 208. 231.  
 Henry, B. E. 47.  
 Henry Benn (M.-Schiff) 301.  
 Hepburn, J. D. 296.  
 Herbrich, E. G. 221.  
 Herdieckhoff, P. 520. 572.  
 Hereroland 110. 133 f. 294 f.  
     368. 491.  
 Heretaunga 90.  
 Héricourt, Rochet d' 139.  
 Herrenhag 324.  
 Hermann G. 77.  
 Hermannsburg 48. 329 f. 373.  
     432.  
 Hermitte 208.  
 Hermon 312. 318.  
 Herrnhut 222. 371.  
 Herrnhutermission 199. 202.  
     204 ff. 220 f. 288. 323 f.  
     357. 371. 432 f. \*1.  
 Hertel 229.  
 Heruler Bbl. 13.  
 Herveyinseln 83. 153. 250. 363.  
 Herzog York-Insel 56. 86.  
 He-Idui 368.  
 Helekia 422.  
 Hesse, Friedr. 235.  
 —, Miss. \*1. \*20.  
 —, G. 4.  
 Heßen 430.  
 Hettentammer 304.  
 Heuglin, Th. von 138. 368.  
 Heumann, C. 229. 335.  
 Heude, A. W. 79.  
 Higgins 507.  
 Hilda 367.  
 Hildebrandt, Dr. Joh. 369.  
 Hills, Bischof 120. 122 f.  
 Himalaya 79. 238. 433.  
 Himiona 90.  
 Hinderer, Miss. 301. 370.  
 Hindostan 79.  
 Hinnen 427.  
 Hinterindien 239.  
 Hiram, Miss. 157.  
 Hirsch 291.  
 Hirschfeld 218.  
 Hislop, Miss. 78.  
 Hitura Bbl. 78.  
 Hivaoa 154.  
 Hjorth 226.

- Klubi 235.  
 Ko 240.  
 Koachanas 294.  
 Koang-ho 42. 45. 238.  
 Koare, Rev. F. Gurney Bbl. 33.  
 Hodgson 359. 484. Bbl. 47.  
 Köfen, von 70.  
 Hoffenthal 50.  
 Hoffmann, C. C. 302.  
 Hofmeister 70.  
 Hogo 101.  
 Hogueu 513 f.  
 Hogstad 291.  
 Hoier, Miss. 333.  
 Hofianga 89.  
 Holodate 193.  
 Holkombe 40.  
 Holland F. W. 137.  
 —, Kapitän 51.  
 Holley 301.  
 Holm 288, 518.  
 Holmes, Miss. 201.  
 Holmgren 329.  
 Holstein Bbl. 12.  
 Holub Dr. 191. 369.  
 Homs 318.  
 Ho-nan 41. 47.  
 Honduras 203.  
 Hone-Papahia 89.  
 Hongkong 40. 331.  
 Honolulu 154. 158. 337. 414.  
 511.  
 Honoré, A. 230.  
 Hoontyah 200.  
 Hopefountain 488.  
 Hope-See 368.  
 Hope Valley 50.  
 Hopkins Bbl. 74.  
 Hörberg 332.  
 Hore, An. B. Bbl. 75 ff.  
 Hore, Edw. 142. 368. 369.  
 Bbl. 75.  
 Horn, Kap. 208. 369.  
 Hornberger, Chr. Miss. 301.  
 Horner, P. 10 f. 19. 109. 145.  
 Hörnle, Miss. H. 137.  
 Horumyra 326.  
 Horst 50.  
 Hottentotten 134.  
 Houghton, Miss. 17.  
 Houlder, J. A. 148.  
 Huahim 153. 436.  
 Huambo 297.  
 Hübbe-Schleiden, 36.  
 Huber, Miss. 314.  
 Hübner 381.  
 Hubrig, Miss. 43.  
 Huc, Evar. Reg. 45 f.  
 Huctett, A. C. 147.  
 Hudsonsbai 202. 358.  
 Hughes 136.  
 Humbe 296.  
 Humboldt, A. v. 141. 369. 578.  
 —, W. von 215.  
 Hu-nan 41. 42.  
 Hundertpfund, Rochus 360.  
 Hunstein 82.  
 Hunt 83.  
 Hunter, Port 86.  
 Hunter, Sir W. 34. 251. Bbl. 48.  
 Huongolf 249.  
 Huppenbauer 302. 303.  
 Hutley, M. 142.  
 Hyacinthe 47.  
 Hyde, Dr. 154.  
 Jabim 56.  
 Jackson, Dr. Ch. 199. 202.  
 Jackstein 70.  
 Jacobsen, Anna 293.  
 Jacottet, E. 234.  
 Jaffa 313.  
 Jaffnapatani 31.  
 Jäger, P. 225. 230.  
 Jäger, Prof. 560.  
 Jahgas 361.  
 Jafint 47.  
 Jakobsen 291.  
 Jakobshafen 357.  
 Jaluit 155. 157. \*20.  
 Jamaica 324.  
 Jamestown (Kriegsschiff) 423.  
 Jamtara 335.  
 Jänide 42. 210.  
 Janko, Johs. 243.  
 Jano 435.  
 Janssen, Prof. 22. 495 f. 522.  
 540. 548.  
 Jansson, A. M. 325.  
 Jan-tsekiang 42.  
 Japalap 422.  
 Japan 28. 40. 193 ff. 434. 463.  
 Jarland 238.  
 Jäschke, H. 46. 79 f.  
 Jäferich 367.  
 Java 38. 72.  
 Jaymasih Somra 272. 274.  
 Jbadan 242. 370.  
 Jbava 148.  
 Jibbio 300.  
 Jbrahim Pascha 316.  
 Jchofuleful 413.  
 Jchoureh 205.  
 Jellinghaus, Miss. Th. 79.  
 —, P. 257. 260.  
 Jena 436.  
 Jende 53.  
 Jenz, Miss. 52. 367.  
 Jensen 189. 221. 226. 227. 228.  
 229. 230. 517.  
 — Müller, F. 221.  
 Jепената 423.  
 Jeppe 232.  
 Jeremaia, Diakon 157.  
 Jeremiasen, Miss. 47. 231.  
 Jeroz Khan 270.  
 Jerusalem 311. 313.  
 Jerusalems-Verein 308.  
 Jessen, G. 221.  
 Jessup, F. H. 137.  
 Jetawawa 71.  
 Jhafa Te Tai 89.  
 Jhle 226.  
 Jhozi 291.  
 Jhebu 301.  
 Jilpa 507.  
 Jimna, Diakon 513.  
 Jkaa Mani 367.  
 Jkongo 148.  
 Jkude 290.  
 Jkafa 291.  
 Jmerina 148. 530. 532.  
 Jmfule 290.  
 Jndianer 203. 358 f.  
 Jndien 27. 76. 136. 220. 225.  
 230. 238. 250. 324. 328.  
 330. 335. 361. 432. 518.  
 Bbl. 37. 92.  
 Jndonesien 70. 239.  
 Jngebretsen 291.  
 Jngerfoll, Fr. Dr. 159.  
 Jnglis, J. 365.  
 Jnhambane 232.  
 Jnocenz IV, Papst 136.  
 Jno 99.  
 Jnouge 196.  
 Jnseln unt. Winde 250. 436.  
 Jntlafatje 290.  
 Jnu 416.  
 Jniati 237. 488.  
 Jnyenzane Bbl. 73.  
 Joaquim 414.  
 Johannes, Bischof v. Mikilbg.  
 Bbl. 12.  
 Johannsen 72.  
 Johansen, Sara 226.  
 Johanssen 329. 330. 334.  
 John, 37. 359.  
 John Hunt (Miss.-Schiff) 92.  
 Johnsen 230.  
 Johnson 146. 170 f. 228.  
 242. 301. 362.  
 Johnston 57 f. 103. 242.  
 John Williams 153.  
 Jofoids 408. 413. 419 f.  
 Jofola 418. 420. 424.  
 Jon 509.  
 Jonatanssen, Fr. J. 332.  
 Jonathan 417.  
 Jondi 241.  
 Jone 515 f.  
 Jones, Miss. 153.  
 Jöntöpingen Miss.-Ver. 328.  
 334.

- Jonsson 325.  
 Joram 512. 514.  
 Jordan-Mullah 143.  
 Jörgensen 148. 222. 291.  
 Joruba 242.  
 Josenhans, Jusp. 37. 77.  
 Joseph, Diakon 157.  
 Jousse, Th. 234. 576.  
 Jramaddy 39. 75 f. 237. 239.  
 Jrie 294.  
 Jruia 77.  
 Jrving 301.  
 Jzabel 365.  
 Jsenberg 139 f.  
 Jfia 97.  
 Jsoatanana 291.  
 Jspahan 137.  
 Jssyk-Kul 238.  
 Jtalien 378.  
 Jtimbiri 298.  
 Jto 196.  
 Jtschong 42.  
 Judson, 75. Bbl. 36.  
 Jufon 199. 200.  
 Julibö 293. 330.  
 Juneau 200.  
 Junfer, Dr. 243. 247. 369.  
 Bbl. 2.  
 Jün-nan 41. 76. 239 f.  
 Juntunen 374.  
 Juraschel, Prof. von 381 f.  
 Jürgensen 221. 360.  
 Jurmelin 373 f.  
 Jüttland 221 f.  
 Jvens 245. 296.  
 Jversen 292.  
 Jwakura 194.  
 Jwar 330.  
 Jaaia 157.  
 Jaaitaula 337. 342. 411 ff.  
 Jabatada 86.  
 Jabati 366.  
 Jabrega 181. 243.  
 Jabutu 487.  
 Jach Bbl. 47.  
 Jadiak 198.  
 Jadigne 74.  
 Jaffa 138.  
 Jaffern 232 f. 235. Bbl. 58.  
 Jaffstump 207.  
 Jaffristan 136.  
 Jagei 144.  
 Jahaian 70 f.  
 Jähler, Prof. D. 574.  
 Jährs, Frl. 291.  
 Jai 56.  
 Jai-fung-su 47.  
 Jaijok 157.  
 Jaise 85.  
 Jairo 137.  
 Jaiserin Aug.-Fluß 80. 248 f.  
 Jaiserswerth 308. 320. 386.  
 Jaiser Wilhelm-Land 54 f.  
 80 f. 248 f. 557. 568.  
 Jalahar 300.  
 Jalahari 245. 296.  
 Jaleb 513.  
 Jaledon 234.  
 Jaledonia 124.  
 Jalgan 39.  
 Jalifornien 203. 359.  
 Jalkar 36. 38. 47. 74. 145.  
 301. 359. 361.  
 Jalkutta 324. Bbl. 47.  
 Jalman 98.  
 Jalmücken 324.  
 Jalo 85.  
 Jalosada 229.  
 Jalamahiki 411.  
 Jambodja 369.  
 Jambonde 492.  
 Jamehameha 338.  
 Jamerun 109. 171. 176 f.  
 242 f. 300. 368 f. 379. 382 ff.  
 427 ff. 527. Bbl. 92. 95 f.  
 Jämmel 575.  
 Jamp-Welch-Fluß 366.  
 Janada 200. 202.  
 Janara 78.  
 Jangela Bbl. 59. 62.  
 Janku 339. 354.  
 Jannanur Bbl. 29.  
 Janoa 345 ff. 352.  
 Janku 41. 240.  
 Janton 41 f. 427.  
 Janut, König Bbl. 9.  
 Janye 488.  
 Jaofo 294.  
 Japar 411.  
 Japina 422.  
 Japland 235.  
 Japoko 297.  
 Japstadt 133.  
 Jaraschar 238.  
 Jardorff, von 106. 164.  
 Jarenen 75. 230.  
 Jarejuando 326. 331. 334.  
 Jarifador 229.  
 Jarkson 333.  
 Jarmel 313. 322.  
 Jarolina 516.  
 Jaroline (M.-Schiff) 337.  
 339. 346. 407.  
 Jarolinenarchipel 339. 364.  
 506 ff.  
 Jaskari 238.  
 Jaskgar 238.  
 Jaskmir 136. 238.  
 Jassai 163. 189. 298.  
 Jasten P. Bbl. 7.  
 Jatanga 189.  
 Jatingan 70.  
 Jattari 239.  
 Jattchin 76.  
 Jattena Allah 242.  
 Jattsu 196.  
 Jauai 338.  
 Jaufmann 139.  
 Jaufasus 137. 333.  
 Jaupti 238.  
 Jawala 368. 488. Bbl. 79.  
 Jaz, St. B. 235.  
 Jaze, Miss. 150.  
 Jazintschu Bbl. 43.  
 Jchama 188. 192.  
 Jeduffa 347 f.  
 Jeebung 240.  
 Jefir Jebid 334.  
 Jei 504. Bbl. 58.  
 Jekama 499. 502.  
 Jekela 154. 337.  
 Jelle 300.  
 Jemmerich 568.  
 Jemps, Dr. Th. van der 235.  
 Jenan 159. 422 ff.  
 Jendall 367.  
 Jengs 247.  
 Jenia 141. 483.  
 Jenrich, Erzbischof 549.  
 Jentilebugu 242.  
 Joppel 208.  
 Jerawara 54. 250.  
 Jerepunu 83. 85.  
 Jerserd Bbl. 28.  
 Jersfiedt, Pastor 334.  
 Jermabon 138.  
 Jestell-Cornijß, 147.  
 Jessler, J. 147.  
 Jeta 304. 528.  
 Juchenius, Minister 436.  
 Jeve 240.  
 Jhabor 136.  
 Jham 46.  
 Jhame 172. 486.  
 Jhao 74.  
 Jhartum 368.  
 Jhaschane Bbl. 25.  
 Jhima 40.  
 Jhunti 270.  
 Jhiong 44. 47.  
 Jjärgaard, G. J. 221.  
 Jibunfi 333.  
 Jido 194.  
 Jjeldsen, E. 221.  
 Jjelland 236. 290.  
 Jjellberg 329.  
 Jjupert 74. 141.  
 Jjernander 324.  
 Jjief, G. 37. 77.  
 Jjifombo Bbl. 3.  
 Jjilapanina 368.  
 Jjilima 185.  
 Jjilimandjaro 141. 245. 379.



Kilimane 485.  
 Killerton 85.  
 Kiloa 16.  
 Kilty 71.  
 Kincaid 76.  
 King, George 41. 152.  
 King-tschu 46.  
 King Williams-Town 488.  
 504. Bbl. 56 f.  
 Kinkolith 122. 132.  
 Kinögi 100.  
 Kioto Ju 195.  
 Kip, L. B. 43.  
 Kirchner 139.  
 Kirt, Consul 106. 178. 301. 368.  
 Kiribby, W. B. 358.  
 Kirmanshah Bbl. 47.  
 Kisendi 297.  
 Kisofwe 481. Bbl. 3.  
 Kisser 71.  
 Kifulutini 368. 481.  
 Kitagaki 196.  
 Kiti 159. 341. 407 f. 410.  
 415 ff. 421 ff.  
 Kittahila 126. 132.  
 Kittel, F. 78.  
 Kittrich, Rev. 526.  
 Kitwanga 132.  
 Kiutiang 42.  
 Kiwai 83.  
 Kiwiwa 181. 185.  
 Klah 115.  
 Klammer 70.  
 Klarup, M. 221. .  
 Klein, Paulus 364.  
 Kleinasien 136. 325.  
 Kleinschmidt 294. 357.  
 Klette, G. 369.  
 Klip-River 246.  
 Knoch 358.  
 Knasten 326.  
 Knappe Dr. 156.  
 Knoblecher, Ignaz 138.  
 Knothe 232. 488. Bbl. 26.  
 Knox Pastor 359.  
 Knudsen 230. 289. 519.  
 Koazen 329.  
 Koch 294.  
 Koch, Dr. 369.  
 Kodagu 77.  
 Ködding, W. 73.  
 Koefod 226.  
 Kohlmeister 358.  
 Koiveng 238.  
 Kofela Bbl. 62.  
 Kolambi 270.  
 Kolbe 294.  
 Kold 225.  
 Külle 303.  
 Koloschen 112.  
 Kolomission 79. 257. 305.

Kolumbia (Brit.) 111 f.  
 Kolya 238.  
 Komuluf 199.  
 Kondutshi 472.  
 Kong 242.  
 Kongo 230. 243. 297. 333.  
 335. 380 f. 432. 524.  
 Königin Charlotten - Inseln  
 112. 122. 132. 150. 201.  
 Konladugu 241.  
 Konkan 239.  
 Konnektitut 440.  
 Konstantine 335.  
 Konstantinshafen 54. 80. 249.  
 Konstantinopel 38. 324.  
 Kopenhagen 223. 371.  
 Kopp, J. 302.  
 Kopperama-See 368.  
 Kopten 138.  
 Kopua 90.  
 Koranna 233.  
 Kordofan 139. 144.  
 Korea 40. 43.  
 Koreibby 334.  
 Kota 77.  
 Kpandu 241.  
 Kpofo 240.  
 Kratke 302.  
 Kramer 73. 368.  
 Kranz, David 357.  
 Krapf, Dr. 64. 139 ff. 304.  
 329. 443. Bbl. 36.  
 Krätze, Oberpostlat 55.  
 Kredj, 247.  
 Krepe 302.  
 Krid 39.  
 Krobo 303.  
 Krolsch 44.  
 Krolsch 412.  
 Krone, Rudolf 44.  
 Krönlein 253. 295 f.  
 Kropf, Wiff.-Sup. 234. 436.  
 498 ff.  
 Krüger 104.  
 Krump 138.  
 Kuango 298.  
 Kuba 359.  
 Kubango 244 f. 296.  
 Kubary 81.  
 Kuchomi 143.  
 Kuerrai 296.  
 Kuhl 232.  
 Kuhn, Klaus 304.  
 Kühle 302.  
 Kuil 307.  
 Kuito 245. 296.  
 Kufie 238.  
 Kufu 515.  
 Kuleffa 484.  
 Kulja 40.  
 Kulis 92.

Kulluko 329.  
 Kumanu 302.  
 Kumasi 302.  
 Kumbalu 38.  
 Kumb, St. 242.  
 Kunene 231 f. 244 f. 295. 296.  
 Kunge Wiff. 82.  
 Kurdisten 136.  
 Kurg 77.  
 Kuruman 236. 369. 488.  
 Kurumba 77.  
 Kurminen 374.  
 Kurze, P. G. 36. 48 ff. 80 ff.  
 149 ff. 198 ff. 337 ff. 407 ff.  
 506 ff. \*19.  
 Kusale 154. 339 ff. 342 ff.  
 413. 418. 506.  
 Kusowim 199.  
 Kutchin, 358.  
 Kutschong 39.  
 Kutter, Wiff. Bbl. 43.  
 Kutu 160. 511 f.  
 Kutua 515.  
 Kwa 298.  
 Kwaguti-Indianer 132.  
 Kwakwa Bbl. 77.  
 Kwa Makolo 482.  
 Kwamouth 298.  
 Kwangai 45.  
 Kwangfi 41. 45. 240.  
 Kwatlabisa 290.  
 Kwattahede 207.  
 Kweijang 45.  
 Kweinigi 297.  
 Kweitschau 41 f. 45. 240.  
 Kwei-yang-fu 42.  
 Kwen-lun 238.  
 Kyebe 302. Bbl. 93 f. 96.  
 Kyelang 79. 80.  
 Kyllingstad 291.  
 Kyoto 193.  
 Laage D. 228.  
 Labat, J. Bapt. 360.  
 Labrador 202. 221. 248. 324.  
 358. 369. 432 f.  
 Ladaß 79 f. 433.  
 Lado 144.  
 Lager 329.  
 Lagos 170 f. 176 f. 242. 301.  
 370. 383.  
 Lagunen-Inseln 363.  
 Lagos, Jonas 371.  
 Lahmann 560.  
 Lahäl 79.  
 Lahupa 239.  
 Laijarki 157.  
 Lafona 98. 99.  
 Lafr P., G. D. 269.  
 Lal Behari, Wiff. 204.  
 Lalofe 366.  
 Lamage 363.

- Lambert 365.  
 Lamprecht, Reg.-Rat von 209.  
 Lamu 483.  
 Landels, Miss. 95.  
 Landmark N. 149.  
 Lang 137. 173.  
 Langballe, E. 221.  
 Lange 329.  
 Langhe, Rapt. de 369.  
 Lantina 157.  
 Lanavara 334.  
 Lansdell, Dr. Henry 39.  
 Lantfcheu-fu 39.  
 Lappland 323 ff. 333 f.  
 Larrien, Miss. 47.  
 Larsen, 221. 290.  
 Larsson 329.  
 Last, J. E. 142 f.  
 Lattije 320.  
 Latrobe, J. 202. 235.  
 Lattaku 236.  
 Laurie, Thom. 36.  
 Lavigerie, 10. 19. 22. 107 f.  
 376 ff. 394. 441. 457 f.  
 462. 470 ff. 476. 485. 538.  
 572. Bbl. 31 f.  
 Law, Aug. G. 232.  
 —, Dr. 146.  
 Lawes, 83 f. 366.  
 Lawrie, Miss. 96.  
 Lawry, W. 363.  
 Laxjö 326.  
 Lazarus, J. 226.  
 Leben Not 424.  
 Lebil, Diacon 157.  
 Lechler, Miss. 37. 40. 331. 427.  
 Lecomte, E. 244.  
 Lederun Bbl. 9.  
 Lefini 298.  
 Legait 114. 120.  
 Legge, J. 43.  
 Leggatt, Miss. 94.  
 Leh 79 f. 238. 433.  
 Lehaife 250.  
 Leipold, P. \*2.  
 Leipoldt, Miss. 73.  
 Leipzig \*1. \*5.  
 Leire Bbl. 9 f.  
 Leisegang 290.  
 Lela 342 f. 346. 352.  
 Lenforan 333.  
 Lenz, Dr. D. 369.  
 Leo, G. Bbl. 8 f.  
 Leo XIII., Papst 458. 541 f.  
 Leopold II. See 298.  
 Lepsius 187.  
 Le Roy, A. 145.  
 Lessuto 436.  
 Letmathe 520.  
 Letjuletebe 295.  
 Leupold, Miss. Bbl. 23.  
 Leuthmer, F. 358.  
 Lewnta 92.  
 Lewanika 486 f.  
 Lewis 110. 133. 208. 491.  
 Lewisbezirk 200.  
 Lerberg 329.  
 Lhassa 45 f.  
 Li 47.  
 Liabui 234.  
 Libanon 136. 311 f. 315. 318.  
 Liberia 170. 303.  
 Lichtfeld 143.  
 Picus 44.  
 Picon 298.  
 Piffa Sa, Miss. 349 ff. 353 f.  
 Pillehammer 293.  
 Pimopoeti 416.  
 Pimpopo 232. 489.  
 Lincoln, Port 367.  
 Pindau, M. B. 300.  
 Pindbom, J. D. 325.  
 Pindgreen 333.  
 Pindholm 325.  
 Pindmark 334.  
 Pindner, Lukas 38.  
 Pindö 291. 519.  
 Pindquist, Fr. 329.  
 Pindroth 330.  
 Pindsay, Miss. 91.  
 Ping Nam 47.  
 Pista 369.  
 Pittle, James Stanley 186 f.  
 — Pipo 173.  
 Piukiu 40. 43. 240.  
 Pjunggwi, P. 332.  
 Pjunggwi, S. 325.  
 Piutizen Bbl. 11.  
 Piven 269.  
 Pivesey 248.  
 Pivingstone 17. 22. 64. 143.  
 145 ff. 163. 189. 236. 457.  
 474. 476. Bbl. 7.  
 Pivingstone-Inland-Miss. 526.  
 Pivingstonefette 486.  
 Pivingstonia 485.  
 Pivinac, Bischof 145. 183. 466 f.  
 Ployd, Miss. E. 245. 296.  
 Po 99.  
 Poanda 244.  
 Poango 299.  
 Pohale 244.  
 Pobbell 136.  
 Pobengulu 486. 489.  
 Pob-nor 237.  
 Pobo 138.  
 Pobscheid, W. 43.  
 Poch, Sir G. 378.  
 Pocher 37.  
 Pocher 302.  
 Pogan, Miss. 159. 424. 508.  
 511 ff.  
 Pofau 44.  
 Pohardagga 258. 270. 275.  
 277. 306.  
 Poharona 291.  
 Pöda 326.  
 Poita 298.  
 Poto 41.  
 Pomhard 75. 360.  
 Pomjinor, Diacon 157.  
 Popuri 298.  
 Pörcher 41.  
 Pord, Miss. 148.  
 Posap 512 ff.  
 Poskiel, G. Heinr. 358.  
 Pouchoux-Indianer 258.  
 Pourdel, Pater 178. 183 f.  
 Povale 296.  
 Poveale 503.  
 Pöventhal 227 f.  
 Pövalitäts-Inseln 152. 365.  
 Pualaba 244.  
 Puang-Prabang 239.  
 Puapula 244.  
 Pubilafsch 298.  
 Pudnom Bbl. 47.  
 Pucbo 298.  
 Pugarb, Rapt. 486.  
 Pujende 146.  
 Puisse 232.  
 Pukufcha 142.  
 Pufunor 160. 510. 512 f.  
 Pulongo 298.  
 Puluu 298.  
 Pund, Miss. 334. 336 f.  
 Pundahl 329.  
 Pundberg 324. 330. 334.  
 Pundgren, Miss. 327.  
 Pundholm 329.  
 Punt 489.  
 Puschai 238.  
 Pusuge Bbl. 79.  
 Pitte 493.  
 Puzern 376. 458.  
 Pyda 313.  
 Pydell 333.  
 Pydenburg 232.  
 Py Kuo Kgan 46.  
 Pyngby 223.  
 Pyton 201.  
 Rabode 243. 247.  
 Mac Call, Ad. 299.  
 Mac Cathy, J. 41. 239. 303.  
 Macdonald, Miss. 98. 199.  
 —, Rev. Duff, 146. 304.  
 Mac Donnell Rang 248.  
 Macfarlane 84. 366.  
 Macray 50. 69. 143. 178 f.  
 185. 243. 368.  
 Macdenzie 98. 111. 189. 237. 369.  
 Macdenzie-River 200. 358.  
 Macusi 205.

- Madagaskar 29. 147 f. 166.  
 190. 245. 291. 330. 361.  
 369. 517. 530.  
 Madeira 491.  
 Maderup 220.  
 Maeder, E. F. M. 234.  
 Mädje 247.  
 Madras 31. 226.  
 Madre de Dios 360.  
 Madsen, R. 230.  
 Madura 31.  
 Maemo 99. 151.  
 Magador 529.  
 Magailans, Gabr. de 46.  
 Magalli 360.  
 Magandscha 145.  
 Maganufe Bbl. 73.  
 Magata 188. 193.  
 Magila 17. 19.  
 Magu 185.  
 Magunda Mfali Bbl. 78.  
 Magwangwara 146.  
 Mahaga 99.  
 Maharero 133 f. 392. 492.  
 Mahia 91.  
 Mähly, Dr. E. 302.  
 Mahratta 77.  
 Maigo 247.  
 Maikassa 83. 366.  
 Makao 42 f.  
 Makassar Bbl. 19.  
 Makin 339.  
 Makiruma, Gouv. 195.  
 Makololo 145.  
 Makondschwa 232.  
 Makua 146.  
 Makuru Bbl. 77.  
 Malä 334.  
 Malabar 77.  
 Malagarafi Bbl. 79.  
 Malajalam 76.  
 Malaka 74.  
 Malange 191.  
 Malanta 101.  
 Maleialis 77.  
 Malem 351.  
 Mali 94.  
 Malietoa 152.  
 Maliki 164.  
 Malindu 486.  
 Malifollo 94 f. 97.  
 Malmö 336. 518.  
 Malmström 373 f.  
 Malo 95.  
 Maloga 49.  
 Malu 248.  
 Maltwonlab 155. 157.  
 Mamboia Bbl. 5. 77.  
 Mambunda 234.  
 Manah 170.  
 Manandona 291.  
 Manasse 515.  
 Manbhūm 258.  
 Mandafay 239.  
 Mandalé 75.  
 Mandara 379.  
 Mandingo 242.  
 Mandritsara 245.  
 Mandschurei 39.  
 Manehwana Bbl. 73 f.  
 Mangafür 77 f.  
 Mangbattu 247.  
 Mangwara 146.  
 Manja 291.  
 Manila 158. 426.  
 Manipur 238.  
 Mann, Gust. 369.  
 Manning, Carb. 458. 470.  
 535. Bbl. 31.  
 Manfinam 50 f.  
 Månsson 329.  
 Mantafene Bbl. 25.  
 Mantegazza 250. Bbl. 48.  
 Mantumba 299.  
 Manua 369.  
 Maori 89.  
 Mapilla 78.  
 Mapisiana 205.  
 Mapla 78.  
 Maples, Ch. 146.  
 Mapopoma Bbl. 72 ff.  
 Maputa 245.  
 Marandeni Bbl. 77.  
 Maraw 98.  
 Maravar 77.  
 Marchiasara 558.  
 Marco-Polo 237.  
 Marden, S. 137.  
 Märdsele 326.  
 Mare 153.  
 Marekalea 98.  
 Marib 237.  
 Marignola, Johs. 38.  
 Marini 40.  
 Maripastoon 207.  
 Markesas 154. 362 f.  
 Markusson, Rosa 335.  
 Maroffo 474. 529.  
 Maroni 207.  
 Marowhne 207.  
 Marquette, P. 359.  
 Marschallinseln 152. 155. 157.  
 347. 354. 364. 387. 393 f.  
 414. 431. \*20.  
 Marsden, C. 367. Bbl. 36.  
 Marshall 22. 496. 537 f.  
 Martin, Diafon 222.  
 Martini 39.  
 Mary (Missionsboot) 83.  
 Mary Ogilvie (Dampfer) 87.  
 Masai 142. Bbl. 3.  
 Masamuta 55.  
 Mascardi 361.  
 Mascha 245.  
 Maschilo, David 304.  
 Masebeni 499. 501.  
 Masinandraina 291.  
 Masjon, Dr. Franc. 75.  
 Masjon, Riff. 358.  
 Massafe 242.  
 Massana 329.  
 Massapa, Carb. 138.  
 Masset 122. 132. 201.  
 Mataafa 152.  
 Matadi 525.  
 Matebele 172. 232. 237. 245.  
 486. 489. Bbl. 61.  
 Mathiesen, J. 221.  
 Matifa 502 ff.  
 Matiwana Bbl. 58.  
 Mattoa 101.  
 Mattheng 192.  
 Matthes, Dr. B. F. 71.  
 Mattisudden 326.  
 Mattsdotter, Mar. M. 331.  
 Matuari 207.  
 Matupi 54. 88.  
 Mau 87.  
 Mauch, R. 233.  
 Manger, R. P. 147.  
 Mauritius 147. 166. 361.  
 Maya 203.  
 Mayer, J. 140.  
 Mahumba 299.  
 Mangu 297.  
 Mbicifane Bbl. 64.  
 Mbomu 247.  
 Mbunga 298.  
 McDonaldsberg 504.  
 Mchiropa Bbl. 77 f.  
 Mdelala Bbl. 59 f. 62.  
 Mbi Bbl. 72.  
 Mech 229.  
 Mchow, Major von 298.  
 Mebhurst, Walt. S. 43.  
 Meeg 291.  
 Meenig 367.  
 Meisse-Bucht 366.  
 Meinicke, R. 361 ff. 367.  
 Meißel 368.  
 Mesong 74.  
 Melanesien 98. 151. 364.  
 Melbourn Bbl. 28.  
 Melville Insel 358.  
 Memeh 242.  
 Menabe 149.  
 Menado Bbl. 18.  
 Menager 301.  
 Menam 75.  
 Mencius 44.  
 Mendi 302.  
 Menges 106.  
 Mengo 179. 183.

- Mensâ 139.  
 Mentangei 70.  
 Mentiton, Albert 362.  
 Menzie, A. 302.  
 Meralava 98.  
 Merasch 137.  
 Merdj Aqua 318.  
 Merensky, Miss.-Sup. 20. 37.  
 186ff. 232f. 236. Bbl. 14. 22f.  
 Merk, J. R. 79.  
 Mermet de Caçon 40.  
 Merolla, Hieron. 297.  
 Merrid 300.  
 Mesopotamien 136. 320.  
 Metalanim 340. 408. 411f. 422.  
 Metip 422.  
 Metitu 515.  
 Metlakshla 111 ff. 198. 201.  
 Mez, J. F. 77.  
 Meyer, Dr. Hans 235. 245.  
 —, G. A. E. 368.  
 —, Prof. B. 236.  
 Mexiko 203.  
 Mgera 143.  
 Mhebe Bbl. 3.  
 Miadanimerina 291.  
 Miani 139.  
 Miao-tse 42. 44.  
 Michaelis, Herm. 239.  
 Michell, Kap. 239.  
 Michelsen, D. 293.  
 Micus 44.  
 Midongy 148.  
 Miertching, J. A. 358.  
 Mikrone sien 149 ff. 158. 337 ff.  
 407 ff. 364 f. 506ff.  
 Mille 155. 157.  
 Miller, W. 248.  
 Millet 368.  
 Milman 83.  
 Milne, Will. E. 44. 98.  
 Milne-Bai 367.  
 Milo 241.  
 Minahaffa 71. 109.  
 Mindanao 417.  
 Minfaas 291.  
 Mioto 54. 250.  
 Mirambo 190.  
 Mirza Yahya Khan Bbl. 47.  
 Mission, bahr. 483.  
 —, Dänisch-Halleische 324.  
 —, Gognersche 79. 228. 293.  
 386. 389. 434. 478. \*1.  
 —, grönländ. 433.  
 —-Point 117. 127 f.  
 — Romande 429.  
 Missionsbund, schwed. 333 f.  
 Missionsgesellschaft, am.-epist.  
 199.  
 —, am.-hawai. 431.  
 — am.-presb. 199 f.  
 Mission, Baseler, 29. 77. 225.  
 288. 326. 427 ff. 517.  
 527 ff. \*1. Bbl. 92 f.  
 —, Berl. 225. 386 f.  
 —, Breslum \*1.  
 —, britische (statist. Übers.) 438ff.  
 —, dänische 223. 226. 432.  
 —, deutsch-ostafri. 386.  
 —, finnische 492.  
 —, griech.-dän. 228.  
 —, Hermannsbürger 48. 230.  
 293. 432. 489.  
 — kanad.-presbyt. 200.  
 —, Leipz. 226. 326 f. 478. \*1.  
 —, Lond. 324. 436. 439 f.  
 488. 530 f. Bbl. 75.  
 —, Lunder 326. 336.  
 —, methodist. (kanad.) 200.  
 —, Neufkirchen 483. \*1.  
 —, neue Luther. 432.  
 —, niederl. 223.  
 —, norddt. 230. 431. 528. \*1.  
 —, norweg. 289.  
 —, Pariser ev. 436. 527.  
 —, rhein. 230. 431. 491. \*1.  
 —, schwedische 325 f. 331.  
 —, wesleyan. 325.  
 Missionskonferenz, Skandinav.  
 336.  
 Missionsverein, allg.-ev.-protest.  
 434.  
 —, dänisch-ev. f. China. 227.  
 —, schwed. 198.  
 Mississippi 359.  
 Missouri 359.  
 Mitchell 79. 93.  
 Mittelstadt, von 218.  
 Mitternächter, J. E. 139.  
 M'Kullo 329.  
 Mmangati Bbl. 5.  
 Mo, Miss. 293.  
 Moatse 241.  
 Mobangi 243. 297.  
 Modubeng Bbl. 25.  
 Moffat 143. 189. 235 f. 369.  
 Mosfluß 74.  
 Mögling Dr. 77.  
 Moharbanj 258.  
 Moholpahari 229.  
 Mohr 302 f. Bbl. 93. 96.  
 Mohri 72.  
 Motana 242.  
 Motil 159. 506 ff.  
 Molepolole 145. 488.  
 Mollmann 41.  
 Moltke, Graf E. 229.  
 —, Feldmarschall Gr. G. v. 469.  
 Mombas 143 f. 480 ff. Bbl. 32.  
 Montfu 247.  
 Mompelgard 369.  
 Mongo Bbl. 59 f.  
 Mongolei 39. 46. 368.  
 Monrad, Fred. S. E. 302.  
 Münsteras 517.  
 Montanha, S. Rita 232.  
 Montecorvino 38.  
 Montecuculo, S. Ant. de 297.  
 Montefarchio, Sir. de 297.  
 Montgomery 362.  
 Moorcroft 46.  
 Moosonee 202.  
 Mooswaar 52.  
 Mor 511 f.  
 Morea 153.  
 Moremi 245. 296 f.  
 Moreshy, Port 83 f. 366.  
 Morgenstern (M.-Schiff) 155.  
 158. 346. 349. 355. 364.  
 414. 420. 507 ff. \*20.  
 Morija 489.  
 Morlang 139. 369.  
 Morogro 370.  
 Morondava 148. 291.  
 Morrison 43 f. 365. Bbl. 36.  
 Mortensen, P. 221.  
 Mortlock 159. 425. 508 ff.  
 Morton, Miss. 94 f. 204.  
 Mörtzell 325.  
 Mosche, Miss. 52.  
 Moscheseh 188.  
 Moselkatsi 236. Bbl. 61.  
 Mosgan 139.  
 Mosi 241.  
 Mosilikatsje 236. Bbl. 61.  
 Moskitoküste 203. 222. 324.  
 360. 432 f.  
 Moß 148.  
 Mota 151.  
 Motalava 98.  
 Motiti 90.  
 Mott, Miss. 320.  
 Motumotu 85.  
 Mouhot 369.  
 Moulton Miss. 93.  
 Mount of Sources 234.  
 Moweavi 85.  
 Mozambique 16. 143. 231.  
 246. 485.  
 Mozombi 143.  
 Mpara Bbl. 78.  
 Mp'hôme Bbl. 26.  
 Mponda 485.  
 Mpwapwa 143. 148. 370. 479.  
 481. Bbl. 1. 4. 76. 78.  
 Masala 369.  
 Muri 189. 244.  
 Mjowa Bbl. 80.  
 Muro Bbl. 77.  
 Mtesa 12. 108. 144. 180. 466.  
 Mitonondo 246.  
 Mitowa 369.  
 Muanga 12. 178 f. 243.



Mudschaffi 181.  
 Mughalada Bbl. 78.  
 Muingi Bbl. 78.  
 Mufimbungu 333.  
 Mufondotwa Bbl. 78.  
 Mufurru 244.  
 Mülens, Wiff. Jos. 147 f.  
 Müller 189. 302. Bbl. 54.  
 Munda-Kolh 79.  
 Mündter 302.  
 Mungo 242.  
 Munja, König 247.  
 Munschi-Schah, Wiff. 136.  
 Munzinger, Wiff. 437.  
 Muong 239.  
 Murenia 244.  
 Murgu 262.  
 Murr 361.  
 Murray (= Insel) 83.  
 — 97 f. 152. 363. 366.  
 Mursadagu 241.  
 Musardu 241.  
 Musquiam 201.  
 Mustag 238.  
 Muston 229.  
 Mutafalodsch 414.  
 Mwalia 146.  
 Mwutan Nize 244.  
**Na** 414.  
 Naas 202.  
 Nablus 314.  
 Nabue 157.  
 Nachtigal 232.  
 Naga 238 f.  
 Nagbanfi 259.  
 Nain 358.  
 Nama 134. 160. 491 f.  
 Namaland 235 f. 294.  
 Namerit 155. 157.  
 Namoluf 512 ff.  
 Nanfon, Dr. Fridtjof 248.  
 Nantong 241.  
 Nantjhang 42.  
 Napoléon III. 473.  
 Narcissus f. n. Santos.  
 Narfingpur 330.  
 Nasa 482.  
 Nask, Rev. E. 130.  
 Nästigaard 293.  
 Naß 111 f. 132. 202.  
 Natal 232. 290. 329 f. Bbl.  
 56 ff. 64. 72 ff. 90 ff. 490.  
 Natete 183.  
 Naumann 252.  
 Nawodo 157. 250.  
 Navuloa 91.  
 Nazareth 314.  
 Ndumi Bbl. 76.  
 Neander 38.  
 Nedland 291.  
 Needham, J. F. 239.

Negeb 309.  
 Nehale 492.  
 Neomai 509.  
 Nepal 237.  
 Nepoko 243. 247.  
 Nerthus Bbl. 8.  
 Neubronner van der Tuuf,  
 Dr. 72.  
 Neubritannien 82. 365.  
 Neuguinea 50. 83. 86. 153.  
 166. 248. 365. 431.  
 Neugebiden 94. 151. 250.  
 364 f.  
 Neu-Hermannsburg 248. 368.  
 Neu-Irland 87. 365.  
 Neufalabar 527.  
 Neufaledonien 94. 365.  
 Neulanenburg 56. 86 f. 91. 250.  
 Neumann, R. v. 46.  
 Neu-Mecklenburg 87. 365.  
 Neu-Nelafahla 200.  
 Neu-Pommern 86. 88. 250.  
 365.  
 Neuseeland 89. 230. 367.  
 Bbl. 36.  
 Neusüdwaless 49. 368.  
 Nevin, F. E. 42.  
 New 144. 245.  
 Newman, Cardinal 535.  
 Ngala 298.  
 Ngami 237. 294. 296.  
 Ngan-ca 74.  
 Ngangara 245.  
 Ngao 483 f.  
 Ngatit 509 f.  
 Ngombe 525.  
 Ngomi-schan 41.  
 Ngqita 498 f. 504 ff.  
 Ngqobo Bbl. 58.  
 Nguna 98. 293.  
 Niam-Niam 247.  
 Nias 73. 249.  
 Nicaragua 203 f.  
 Nicolaisen 230.  
 Nicolovius 215.  
 Niederlande 436.  
 Niekamp, J. L. 76.  
 Nielsen 291.  
 Niemeyer, Prof. Dr. 555. 557.  
 Niger 241. 300. 380 f. 527.  
 Bbl. 14.  
 Niger-Company, 382 f. 528.  
 Nitobaren 221.  
 Nil 138. 142. 244. 247. 311. 369.  
 Nilagiri 76 f.  
 Nilfen 149. 290 f.  
 — Lund, P. 149. 291.  
 Nilsson 333 f.  
 Nimpanti 330.  
 Ningpo 42 f.  
 Njong 242.

Nischlags 132.  
 Nisima, Rev. J. G. 193.  
 Nissen, J. 221.  
 Nissinen 374.  
 Nive 85. 363.  
 Nixon, J. 186. 188. 193.  
 Nizam 78.  
 Nkonga 240.  
 Noah 207.  
 Nobamba Bbl. 61 f.  
 Nobili, Rob. de 67.  
 Nodschie 240 f. 301.  
 Nodunga Bbl. 63. 73.  
 Nodup 88.  
 Noj, Sal. 512 ff.  
 Nommensen 72.  
 Nomr 513 f.  
 Nonouti 155.  
 Norberg 325.  
 Norden Bbl. 92.  
 Nordenstam, J. D. 325.  
 Nordfiell 325.  
 Nordquist, A. P. 325.  
 Nordsten 334.  
 Norenus 332.  
 Norfolkinsel 100. 151.  
 Norgaard 290.  
 Northmannen Bbl. 9.  
 Norwegen 222. 288 ff.  
 Not 418. 424.  
 Notnagel, Prof. Dr. 555.  
 Notsch 412.  
 Nottrott, Dr. 79. 257. 305. 570.  
 Noumea 94. 153.  
 Novo Kishto Roy 270.  
 Norroji, Rev. Rutt. Bbl. 46.  
 Nubien 138.  
 Nubra 80.  
 Nuer 247.  
 Nufaka 91.  
 Nufapu 150.  
 Nufufahyet 199.  
 Nufualofa 93 f.  
 Nufunono 363.  
 Nupe 164.  
 Nushagak 199.  
 Nutwe 347.  
 Nughorn 230.  
 Nyaa-Dumka 229.  
 Nyanza 466.  
 Nyassa, 16. 18. 141 f. 145 f.  
 191. 236. 304. 377 f. 480.  
 484 f. Bbl. 32. 77.  
 Nyberg, Wiff. 371.  
 Nygaard 291.  
 Nykädter 324.  
 Nyfiröm 333 f.  
 Nyofwane 505 f.  
 Obadja 160. 510 ff.  
 Oberdorf, Rapt. 241.  
 Obooso 302.

Obotriten Bbl. 11.  
 Obree 248.  
 Oceanien 48 ff. 248. 361 ff.  
 Ocean-Insel 155.  
 Ochs, Wiff. 226.  
 Oftebro 290.  
 Oganna 329.  
 Ogoamwai 299.  
 Ogowe 299. 527.  
 Ohamit 201.  
 Oehler, Wiff.-Insp. 427. 553.  
 557.  
 Ojo 242.  
 Ojahandya 110. 133 f.  
 Okaf 358.  
 Okavango 296.  
 Okrika 527.  
 Okuma 196.  
 Okwao 302.  
 Oldendorp, G. A. 359 f.  
 Oldham, Wiff. 86.  
 Olifant 232.  
 Olimbunda 524.  
 Olpp, Wiff. 254. 294 f.  
 Olry, Port 94.  
 Olsen, Wiff. 290. 330.  
 Oluffen, J. 221.  
 Olufanda 370. 374.  
 Omandonga 374.  
 Omarab 247.  
 Omaruru 375.  
 Omulonga 374.  
 Omungu 297.  
 Ona 208.  
 Onasch Sahes 272.  
 Onasch, Wiff. 372.  
 Ondjumba 374.  
 Ondonga 295. 374.  
 Ondulu 297.  
 O'Neill 143. 147. 246.  
 Ongandjera 374.  
 Onila 149.  
 Onimainti 149.  
 Oniop 512 f.  
 Onipa 374.  
 Onitscha 301. 528.  
 Oosterzee, van 449.  
 Opa 98. 151.  
 Opatinia 160. 511.  
 Opdal 291.  
 Opunui 337. 342.  
 Orangesluß 235. 294. 369.  
 Orangefreistaat 232. 246.  
 Oregon 203.  
 Orissa 258.  
 Orleans, Herzog von 219.  
 Ormus 38.  
 Oroani 367.  
 Orslev 519.  
 Orton 360.  
 Ortonda 374.

Osambo 297.  
 Oskarsberg 332.  
 Osman Digma 244.  
 Oson 329.  
 Ostafrika 3 ff. 370. 471. 484.  
 Bbl. 1.  
 Osterbotn 371.  
 OSTERGAARD 224.  
 OSTERGÖTLAND 334.  
 OSTERGREN, C. 324.  
 Osterinsel 250.  
 Ostfriesland 432.  
 Ostindien 166. 220 f. 224. 427.  
 Otago 293.  
 Otjimbingue 373 f.  
 Ottawa 119.  
 Ottilie (Schiff) 248.  
 St. Ottilien 471.  
 Ottow 367.  
 Oughterlong 327. 332. 517.  
 Ovatuambi 374.  
 Ovambo 296. 368. 370. 373.  
 492.  
 Owen=Stanley-Gebirge 366.  
 Paavo Ruotsalainen 371.  
 Page 74.  
 Pagell 79 f.  
 Pahang 239.  
 Paharpur 229.  
 Pahle 229. 293.  
 Pählmann 329.  
 Paimono 367.  
 Painter, A. F. 79.  
 Paiva, St. A. de 244.  
 Paiman 240.  
 Pafomo 483.  
 Palästina 137. 230. 281 ff.  
 308 f. 319 f.  
 Palawai 366.  
 Paley 65.  
 Palisir 423.  
 Paliser de Tovar 297.  
 Palladius 47.  
 Pallegoix, D. J. B. 75.  
 Palmas 302.  
 Palmberg, P. 334.  
 Palme (Missionsboot) 72.  
 Palmer, Wiff. 150.  
 Pambia 247.  
 Panda Bbl. 58. 74. 90.  
 Pandischab 33.  
 Pangani 19. 143.  
 Pangumû 94.  
 Paniau 410.  
 Pantutun, Wiff. 99. 150.  
 Papua 368.  
 Papua-Golf 366.  
 Paraguay 208. 361.  
 Param 423.  
 Paramaribo 206 f. 433.  
 Paerata 89.

Paris \*1.  
 Parker, Bischof 143. 178 f.  
 Parker 199. 359.  
 Parkinson, R. 250.  
 Patagonien 361.  
 Patai 70.  
 Patamuna 205.  
 Patea 90.  
 Baton 365.  
 Pattambankam 226.  
 Patterson, Wiff. 223.  
 Pattefon 69. 150. 365.  
 Paul, P. \*1.  
 Baumotu 362.  
 Pavie, A. 239.  
 Paz, Gouv. 138. 208.  
 Peace (Wiff.-Schiff) 243. 298.  
 Peace River 201.  
 Peace-Station 248.  
 Pearse, Wiff. 83. 85.  
 Pearson 143.  
 Pease, Wiff.-Arzt Dr. 155.  
 157. 201. 354 f.  
 Pease, Händler 421.  
 Pequel-Lösche 36.  
 Peck, Wiff. C. J. 358.  
 Peddie, Fort Bbl. 57.  
 Pederfen 226. 291.  
 Peel, Fort 200.  
 Peelton 488.  
 Pege 242.  
 Pegu 76.  
 Peli 240. 302.  
 Peking 38. 47.  
 Peli 234.  
 Pellsprat 360.  
 Penna, Drazio d. 39.  
 Penny, A. 365.  
 Pepoahan 240.  
 Perkins, Justin. 136.  
 Péroz, Kapit. 241.  
 Perrone 108. 552.  
 Perrot 358.  
 Persien 136.  
 Perth 48.  
 Peshaur 136.  
 Peshawar 136.  
 Peshel, D. 36. 38. 76. 370.  
 Petschik 43.  
 Petermann 36. 137. 140 f.  
 295. 297.  
 Peters, Dr. 17. 243. 241.  
 Peterfen 221. 230.  
 Petitot 358.  
 Pettersson 329 f. 333.  
 Pettinen 375.  
 Pfalzer, Wiff. 50.  
 Pfander, Wiff. Bbl. 47.  
 Pfau 444.  
 Pfeil, Graf J. 246. 250.  
 Philipp 301.

- Philippinen 71. 416.  
 Phillips, Miss. - Sup. Dr. 235.  
 Phillips, Miss. 242.  
 Phu-Laps 74.  
 Piano Carpini, G. de 38.  
 Picarda, Vater 145.  
 Pickersgill 148.  
 Piegans 201.  
 Pierre House 200.  
 Pierjon, Miss. - Arzt Dr. 345 f.  
 352. 364. 417.  
 Pirainen 374.  
 Pilz, Schw. Charl. 312.  
 Pinabel, Vater 74.  
 Pine Creek 248.  
 Pingelap 159. 418. 425. 506 ff.  
 Pingfanhsien 240.  
 Pinhagu 369.  
 Pintham, Bischof 201.  
 Pinnoch 300. 369.  
 Pinoff, Staatsanw. 541.  
 Pioneer (Miss. - Schiff) 146. 302.  
 Pionnier, Vater 94. 365.  
 Pipar 139.  
 Pirihadi 99.  
 Piton, Charles 47.  
 Pius IX., Papst 108.  
 Planta, P. J. 324.  
 Plath, Miss. - Insp. Prof. 443.  
 450. \*2. \*4.  
 Pleasant 157.  
 Pleasant-Insel 250. 353.  
 Plentybai 90.  
 Pleissing 37. 301. 304.  
 Plüddemann, Rapt. 356.  
 Pobia, 230.  
 Pohlenz 373.  
 Pohlmann 139.  
 Point 92.  
 — Maclean 367.  
 Polynesiens 361 f.  
 Pomerun 205.  
 Pommern Bbl. 11.  
 Bonape 158. 340. 346. 354.  
 356. 407 ff. 417 f. 421 ff.  
 506 ff.  
 Bonatif 409. 412.  
 Bondichery 31.  
 Bondo Bbl. 56. 91.  
 Bonga 302.  
 Bongoa 232. Bbl. 59.  
 Popcum 201.  
 Popina 97.  
 Porapora 153.  
 Porcupine 199.  
 Pordenone, Db. de 38.  
 Porter, J. L. 137.  
 Porters, W. C. 146.  
 Portugal 378. 484.  
 Posadillo, Gouv. 158. 426.  
 Posse, S. 332.  
 Posselt, Miss. 233. Bbl. 21 f.  
 Potanin, G. N. 239.  
 Potaro 205.  
 Poulsen 221. 224. 230.  
 Poutry, Vater 360.  
 Povo 241.  
 Powell, Miss. 152.  
 Poyang 42. 44.  
 Pratt, Miss. 84.  
 Pressel 577.  
 Preston 299.  
 Pretoria 188. 489.  
 Prevost, Kapitän 114.  
 Price 143. 189.  
 Princetown 204.  
 Bringle, Miss. 145.  
 Brinsep, S. L. 46.  
 Brinz Albert-Land 358.  
 Briggsche, Miss. 45.  
 Brokop Bbl. 13.  
 Prop. Soc. 86. 92. 200.  
 Bruen, Miss. - Arzt Dr. 11.  
 Bbl. 1.  
 Brydy 293.  
 Brzewalsky, Mik. M. 46. 238.  
 Bâ 80.  
 Bugu 19. 107. 471. 473. 479 f.  
 484.  
 Bulaga 79.  
 Bulney 77.  
 Bulopetaf 70.  
 Bulomat 516.  
 Buna 31.  
 Bunga 298.  
 Burulia 258. 307.  
 Butsejofu 335.  
 Buttkamer, von 241.  
 Bwo 75.  
 Catvenua 151.  
 Dawe Bbl. 63.  
 Quandt, Em. Bbl. 65 ff.  
 Queen-Jubilee-River 248.  
 Queensland 49. 368.  
 Qund, Miss. 205.  
 Quilimane Bbl. 77. 79.  
 Quingue 297.  
 Quiquandon 242.  
 Quitta 384 f.  
 Rabai 20. 481 f.  
 Radak-See 364.  
 Radjamundri 335.  
 Radshputana 78.  
 Ragozinsky 370.  
 Rajatea 153. 436.  
 Rajbongfi 229.  
 Rajhandri 149.  
 Raluana 86. 88.  
 Rama 204.  
 Ramahyuck 49.  
 Rama Rey 360.  
 Ramalla 313.  
 Ramle 313.  
 Ramoth Gilead 314.  
 Ramgarh 258.  
 Rampart House 200.  
 Ramsayer, F. 302 f.  
 Randji 258. 266. 268. 270.  
 277. 280. 305 f.  
 Rand, Miss. 158 ff. 424. 426.  
 508.  
 Randall 338.  
 Ranen Bbl. 11.  
 Ranga 229.  
 Rangström 333.  
 Rangan 75. 239.  
 Ranifatanga 270.  
 Ranipet 226.  
 Ranopash 291.  
 Rangipo 90.  
 Rapa 153.  
 Rarotonga 153. 250. 363. 365.  
 Rasf, Johs. 302.  
 Rasmussen, M. 291.  
 Rath, Miss. 294 f.  
 Ratu Rim. Wolavola 87.  
 Ratun 54.  
 Ratzel, Prof. 37. 47. 80. 142.  
 147. 233. 235. 246. 295.  
 357. 361.  
 Rauch Bbl. 17.  
 Rautanen 296. 374.  
 Ravu 100.  
 Read, Miss. 235. 237.  
 Reado Fernandez 208.  
 Rebmann, Miss. Johs. 140 ff.  
 368.  
 Rehler, Miss. Th. 80.  
 Redscar-Bai 248.  
 Redstob 79.  
 Regis 40.  
 Rehn, J. 325.  
 Rehoboth 374.  
 Reichard, P. 10. 60. 189. 246.  
 Reichel, L. L. 38. 80. 358.  
 Reijonen 374.  
 Reina, P. 365.  
 Reinhard, M. 579.  
 Renner, Sup. Dr. Bbl. 49.  
 Renou 39.  
 Renjaa, L. 330.  
 Rethra Bbl. 11. 14.  
 Rendigner Bbl. 8.  
 Reuter, Sophie 293.  
 Réville, Jean 104.  
 Révoil 369.  
 Rhadames 138.  
 Rhannu 324.  
 Rheinpfalz 430.  
 Rhenius 218. 324.  
 Rhodes, Alex. de 38. 74.  
 Rhoon, 53.  
 Ribbentrop, Dr. 69.

- Ribe 481.  
 Ricci 39. 67. 544. 548.  
 Richard, F. 138.  
 Richards 153. 232. 362.  
 Richardsen 370.  
 Richter 77. 221. Bbl. 17.  
 Richard, Miss. 86.  
 Riddel, Alex. 145.  
 Ribley, Bischof 124. 126 f.  
 130 f. 201.  
 Riedel 40.  
 Riis 225. 230. 302 f.  
 Riley, S. H. 41.  
 Rimatara 363.  
 Rinnooij, S. 71.  
 Rio Beni 360.  
 Rio del Rey 242.  
 Rio Negro 360.  
 Riordan 148.  
 Rio Uaupe 360.  
 Ritter, Karl 40. 141.  
 Rivas, Manuel de 74.  
 Riri, Sodoco 360.  
 Robbs, Dr. 300.  
 Roberts 417.  
 Robertson, Miss. 97. 236. 438.  
 —, Sir S. 378.  
 Robins 208.  
 Robinson, Dr. 137.  
 Rodas, B. 167.  
 Rodén 329.  
 Roggié 368.  
 Rohden, Insp. von 432.  
 Rohlf, G. 370.  
 Roehrich, Pastor 331.  
 Roisha 375.  
 Roille 241.  
 Rolland 234.  
 Römer, Pastor 519.  
 Ronkiti 340. 407 f. 411. 415 f.  
 418 ff. 507.  
 Rönne, Pfr. B. J. 223. 288.  
 Roof 365.  
 Rooney, Miss. 56. 86.  
 Roos 334. 375.  
 Röscaas 291.  
 Rosch, Miss. 443.  
 Roscoe, Miss. 198.  
 Rose, A. E. 75.  
 Rosen 230.  
 Roskofsky 142.  
 Röstvig 149. 291.  
 Roß 40. 300.  
 Roßbach, Prof. Dr. 555.  
 Roter Fluß 239.  
 Rötger, Kap. \*20.  
 Rotlarenen 230.  
 Rott 71.  
 Rotterdam 42.  
 Rottler 37.  
 Roule, du 138.  
 Rovuma 19. 146.  
 Royal Niger Comp. 174 ff.  
 Royle, Miss. 363.  
 Ruanda 369. Bbl. 75.  
 Rua Batu 149.  
 Rubaga 143 ff.  
 Ruck 159. 513 ff.  
 Rudberg, P. 324.  
 Rudin, Prof. 519 f.  
 Rufidshi 246.  
 Rufus 262.  
 Rügen Bbl. 14.  
 Rutigura Bbl. 77.  
 Rulffen 220.  
 Rune 366.  
 Ruotsaleinen, P. 371.  
 Rupert, Fort 111. 122. 132.  
 Rupertsland 202.  
 Rupschu 80.  
 Rustad 291.  
 Rußland 532.  
 Ruthquist 330.  
 Ruttonjii Romroji Bbl. 46.  
 Rumana 143.  
 Ruybroek 38.  
 Ryan, Bischof 147. 548 f.  
 Ryden, Miss. 327.  
 Saa 101.  
 Saabye 356.  
 Saadani 143. Bbl. 76 f.  
 Sabat 138.  
 Sabor 105.  
 Sachle 317 f.  
 Sahara 138.  
 Saibai 83.  
 Saiva 85.  
 Satalava 148. 291.  
 Safer 300. 369.  
 Salaga 241. 302.  
 Salerio, C. 365.  
 Salisbury, 176. 384.  
 Salomonsinseln 99. 365. 431.  
 Salt 314.  
 Samarai 85.  
 Samarkand 38.  
 Sambari 244.  
 Sambesi 137. 231 f. 234. 472.  
 Same 74.  
 Samitores 364.  
 Samoa 152. 158. 248. 363.  
 392. 394. 475.  
 Samory, Alm. 241 f.  
 Samuelson 291.  
 San Christoval 149.  
 S. Croix 359.  
 S. Fernando 204.  
 S. Juan 359.  
 S. Pedro Sula 203.  
 S. Salvador 297. 299. 525.  
 S. Thome 244.  
 St. Augustin 291.  
 St. Barthelémy 326.  
 St. Bartholomew 95.  
 St. Carcereri 139.  
 St. Joseph-Fluß 367.  
 St. Louis 304.  
 St. Michael 199. 333.  
 St. Ottilien 471.  
 St. Paul 198.  
 St. Thomas 324. 359.  
 Sandakan-Bai 71.  
 Sandberg 329 f.  
 Sandegren, Miss. 328. 332.  
 Sanders, Miss. 244. 297.  
 Sandile 504 f.  
 Sandwich-Inseln 361.  
 Sangi Bbl. 17.  
 Sanfuku 525.  
 Sannaga 242.  
 Sannin 318.  
 Sanpo 237.  
 Saovina 291.  
 Sanfibar 16. 143 f. 175. 178.  
 467. 474 f. 483. 557. Bbl.  
 2. 76 ff.  
 Santa Cruz 150. 248.  
 Santa Lucia 204.  
 Santa Maria 99.  
 Santal 78 f. 228. 293. 335.  
 372. 518.  
 Santalistan 335 f. 373. 519.  
 Santos, J. dos 231.  
 —, Kar. de 423.  
 —, Marc. de 159. 416. 418.  
 423. 426. 508.  
 Sapadoha 229.  
 Sapeto, Gius. 139.  
 Saramacca 207.  
 Sarawia, Miss. 150 f.  
 Sarcees 201.  
 Sarran, Miss. 154.  
 Sarwe Miss. 333.  
 Sastathewan 201.  
 Sasunbai 94.  
 Satoan 160. 510. 512.  
 Satschen 238.  
 Saugor 330.  
 Savage 83.  
 Savannen 205.  
 Savola 371.  
 Sayadburu 278.  
 Schäfers 522.  
 Schall 67.  
 Schalong 409. 412. 414. 417.  
 422.  
 Schan 75. 238.  
 Schanji 39. 41.  
 Scheidt, Miss. 82.  
 Schemacha 333.  
 Schenabouie 205.  
 Schenk, Dr. A. 244.  
 Schepmannsdorf 294.



- Scherbero 302.  
 Schiluf 247.  
 Shimeyn 143.  
 Schinz, Hans 296. 370.  
 Schire 16. 18. 378. 485. Bbl. 32.  
 Shirwa 146 f.  
 Schlegel, Miss. 301. 304  
 Schleinitz, Freih. v. 55. 81.  
 Schlesch 226.  
 Schleswig 222.  
 Schlöben \*19.  
 Schlüter 536.  
 Schmelen, Miss. 294.  
 Schmid, G. 302.  
 Schmidt 299.  
 —, Georg 235.  
 —, G. C. 230.  
 —, B. 304.  
 —, R. 221.  
 Schmidzmann, G. 221.  
 Schmiedeberg 555.  
 Schmiedel 102.  
 Schmiele, Ger.-Mf. 88.  
 Schmitt, Miss. 207.  
 Schmold, W. 78.  
 Schneider, Miss. Ed. 137.  
 —, P. R. 102.  
 Schneller, P. 281 ff. 308 ff.  
 311. 336.  
 Schnigler, Dr. 243.  
 Schoa 140.  
 Scholz B. Bbl. 20.  
 Schön, Miss. 301. 436.  
 Shooter, Joseph 235.  
 Schoschong 192. 369 f. 486. 488.  
 Schrader, Dr. 248.  
 Schreiber, Insb. Dr. 73. 432.  
 \*6. \*18. \*20.  
 Schreuder, Bischof 290. 292.  
 332.  
 Schröder 294.  
 Schröter, H. 240.  
 Schrupf, Christ. 234.  
 Schuguli 246.  
 Schüller tot Pearsun \*8.  
 Schulteis 549.  
 Schulz 165.  
 Schumann 360.  
 Schürmann 367.  
 Schutt 122.  
 Schwarz, Dr. B. 134. 492.  
 —, Miss. 50. 71.  
 Schwarzfüße 201.  
 Schweden 323 ff. Bbl. 10.  
 Schweinfurth, Dr. 164. 247.  
 Schwensen, H. J. 221.  
 Scott, Pastor 325.  
 Sebaste 232.  
 Sechellen 147.  
 Seeland Bbl. 9 f.  
 Seerüst 188.  
 Seen = Handelsgesellsch., engl.  
 377.  
 Sefula 487.  
 Segerberg 329.  
 Segu 241.  
 Sekhomo 192.  
 Sekukuni Bbl. 22. 25.  
 Sello, Tim. Bbl. 26.  
 Selmer 291.  
 Selwyn, Bischof 98. 100. 149.  
 Semnonen Bbl. 8.  
 Senegal 177. 384. 436.  
 Senegambien 241 f. 304.  
 Sepp, R. P. Ant. 361.  
 Serampore 223. 225.  
 Serpa Pinto 370.  
 Serwaradscha 77.  
 Seschefe 487.  
 Sesse 185.  
 Seffing, J. F. 302.  
 Sewry 228.  
 Sewuschane, M. Bbl. 25.  
 Sgau 75.  
 Shafoor, Frau 530.  
 Shanghai 42 f. 47. 434.  
 Shau, Miss. 148. 294.  
 Sheldon, Miss. 202.  
 Shere 247.  
 Sherring, Miss. Bbl. 48.  
 Shervaroh 226.  
 Sjabe 53.  
 Siam 42. 74. 239.  
 Sibe 100. 350.  
 Sibrees, J. 148.  
 Sicheu 314.  
 Sidel 449.  
 Sidambaram Bbl. 27.  
 Sidon 317 f.  
 Sierra Leone 170 f. 230. 241 f.  
 528 f.  
 Sigera 354.  
 Sigwebana Bbl. 63. 72 f.  
 Sihanaka 148.  
 Sihapo Bbl. 90.  
 Sihong 70.  
 Sikawei 47.  
 Siliang 240.  
 Silesia, Sevarino 138.  
 Silindong 72.  
 Silosehlati Bbl. 74.  
 Simbang 55. 81.  
 Simeon 419. 424.  
 Simmonds 229.  
 Simoldohi 229.  
 Simon, F. 76.  
 Simoneit 72 f.  
 Simonis, Dr. 106.  
 Simpson, Fort, 111. 114. 200.  
 202.  
 Sinai 137.  
 Singanfu 39.  
 Singbhum 258.  
 Singfu 76.  
 Singhami 307.  
 Singpo 76.  
 Si-ning-fu 41.  
 Sjöholm 333.  
 Sioux 203.  
 Sipoholon 72.  
 Siqueland 291.  
 Sirabe 291.  
 Sirguja 258.  
 Sitka 200.  
 Sitzler, Miss. Bbl. 94.  
 Skaar 291.  
 Skandinavien 436. Bbl. 9. \*1.  
 Starfsjö 326.  
 Starin 325.  
 Starp 333.  
 Steena 111 f. 132. 202.  
 Steere, Edw. 146.  
 Sterl 544.  
 Stien 293.  
 Sklavenküste 301. 528. \*17.  
 Sklavensee 201.  
 Skoglund 374.  
 Skrefsrud 228 f. 293. 335.  
 Smet, B. P. de 359.  
 Smith 291 f.  
 —, Dr. C. 137.  
 —, G. 44. 79.  
 —, Sir H. 501. 504.  
 —, Schergold 143.  
 Smyrna 225.  
 Smythies, Bischof 4. 19. 146.  
 Snelling, Miss. 159. 516.  
 Snow, Miss. 337 ff. 342 ff.  
 361. 414.  
 Soatanana 291.  
 Sobat 138.  
 Sobey, J. H. 359.  
 Sobuya Bbl. 59.  
 Societäts-Archipel 362.  
 Sofala 231.  
 Soga 99 f.  
 Sokolo 242.  
 Soliman 474.  
 Solon 240.  
 Soltau, H. 41.  
 Somali 138. 483.  
 Sommerfeldt 288 f. 292.  
 Songta 239.  
 Songo 243.  
 Sonnenschein, Dr. \*20.  
 Sontai 74.  
 Soput 515.  
 Sörensen 221. 224. 291.  
 Sorfele 334.  
 Sotho 232.  
 Southern Croß (M. = Schiff)  
 98. 364.  
 Southgate, Bischof 136.

Southon, Dr. 142. 190.  
 Spangenberg, M. G. 222. 359.  
 Speke 141. 143. 368.  
 Spencer, Rev. 90.  
 Spicer 152.  
 Spieth 304.  
 Spillmann 22. 231. 540.  
 Spinner, Miss. 435. 438.  
 Spiti 80.  
 Sprengel, M. C. 362.  
 Squatetch 201.  
 Staaf, J. 221.  
 Stacey 84. 366.  
 Staiger, Miss. Dir. 320.  
 Stanley 3. 18. 178. 243 f.  
 298. 379 ff.  
 —, Port 96.  
 Stanleyfälle 525.  
 Stanley-Pool 297. 525.  
 Stavanger 236. 289 f.  
 Stabem 290.  
 Steere, Bischof 63. 146. 484.  
 Steffens 218.  
 Steinemann 301.  
 Steiner, P. 302.  
 Steinhäuser A. 302.  
 Stenberg 290.  
 Stensfeld 334.  
 Stensund 326.  
 Stenwall 336.  
 Stephansort 54.  
 Stephens 84.  
 Stern H. A. 140.  
 Stewart, Miss. Jng. J. 146.  
 Stevenson, J. W. 41.  
 Stevensonsstraße 486.  
 Stier 450.  
 Stifts = Missionsg., Gothenb.  
 325.  
 Stirling Bischof 208.  
 Stokes, E. 143.  
 Stockfleth 289. 291.  
 Stockholm 325. 327. 331. 335.  
 Ströcker, Hosp. 110. 379 f. 383.  
 Stokes Bbl. 5.  
 Stoffeland 292.  
 Stolz, Rsp. 78.  
 Stosch, Miss. 304.  
 Straaten, van der 172.  
 Strauß, Bikt. von 442.  
 Streibitz Bbl. 9.  
 Street 148.  
 Strele, Anton 368.  
 Stridland 339.  
 Strobel, Miss. Bbl. 29.  
 Ström, Miss. 335.  
 Strömberg 328. 517.  
 Strong, Miss. E. 364.  
 Stueland 291.  
 Sturges, Miss. 337. 342. 407.  
 409 ff 507 ff.

Suahili 484.  
 Suafim 144.  
 Suardonen Bbl. 8.  
 Suau 84.  
 Subrahmanja 78.  
 Südafrika 373.  
 Sudan 18. 145. 246. 368. 527.  
 Südssee 166. 361.  
 Sueven Bbl. 8.  
 Suholu 101.  
 Sululand 236.  
 Sumatra 38. 72 f. 239. \*16.  
 Sumba 71.  
 Summers, Dr. 254.  
 Sunda 249.  
 Sundberg 229.  
 Sundermann, S. 73.  
 Sundvall, Krl. E. 333.  
 Sungbu 238.  
 Sunoa 307.  
 Suomi 372.  
 Supan 47.  
 Surinam 206 f. 221. 288.  
 324. 371. 432 f. \*17.  
 Sürma 241.  
 Surueh 80.  
 Sutshou 240.  
 Sutu 505.  
 Suva 92.  
 Swan, Miss. 244. 368.  
 Swantewit Bbl. 12.  
 Swanzh, 384.  
 Swazi 232. 486. Bbl. 59.  
 Swendsen 291. 520.  
 Swensson 329. 333.  
 Swinny 146.  
 Sydney 48. 86. 94.  
 Syrien 137. 281 f. 308 f.  
 315 f. 318 f.  
 Széchényi, Graf 41. 240.  
 Sz-tshuen 41. 46. 240.  
 Ta 160. 511 ff.  
 Tabora 190. Bbl. 78.  
 Tabukan Bbl. 18.  
 Tachard 74.  
 Tagai 249.  
 Tagalad, Miss. 150.  
 Tagalana 98.  
 Tahaa 153. 436.  
 Tahiboko 149.  
 Tahiti 153 f. 362.  
 Taijbe 313.  
 Taita 144.  
 Taiwan 240.  
 Takai Gu 422.  
 Takarma 306 f.  
 Talautinseln Bbl. 17.  
 Talifu 41.  
 Talitha Kumi 311 f.  
 Tamen 409. 413.  
 Tamafese 152.

Tamata, Miss. 98 f. 150.  
 Tambutti 235.  
 Tameanglajang 368.  
 Tamsui 240.  
 Tamulen 76.  
 Tana 483 f.  
 Tanako, Minister 194 f.  
 Tanala 147.  
 Tanageribo 532.  
 Tanganyika 18. 142. 145. 236.  
 299. 368 f. 480. 486. 488.  
 532. Bbl. 32. 75 ff. 79.  
 Tangata 89.  
 Tangoa 95. 97.  
 Tant, Miss. R. D. 288.  
 Tanthul 238.  
 Tanrig 151.  
 Tansele 326.  
 Tao-Kuang 43.  
 Tapiteuea 155.  
 Taptara 269.  
 Taplin, Georg 367.  
 Tappenbeck, St. 242.  
 Tarabando 4.  
 Taranaki 90.  
 Tarawa 155.  
 Tarawera 90.  
 Tarigat 98. 151.  
 Tarni 229.  
 Tarym 237 f.  
 Tasmania 95.  
 Tatasiu, Pfr. 152.  
 Tattienlu 369.  
 Tauan 83.  
 Taubeninsel 342. 346. 349.  
 Taubmann-Goldie, 176. 383 f.  
 Tauffmann, R. Bbl. 17.  
 Taung 488.  
 Taupo 90.  
 Tauraki 85.  
 Taurin 368.  
 Tautain 242.  
 Tavolavola 151.  
 Tavhiacho 90.  
 Taylor, Kanonikus Jsaak 21 f.  
 57 ff. 164. 173. 240. 301.  
 367. 438. 441. Bbl. 3. 48.  
 Tays 74.  
 Tebris 137.  
 Tega 99.  
 Te Kuti 90.  
 Telagana 78.  
 Telang 368.  
 Tellström 325.  
 Tembu Bbl. 57 f.  
 Te Motu 150.  
 Tenasserim 76.  
 Tendere 329.  
 Tengrela 242.  
 Ternate 50.  
 Terörde 231.

- Teftevuide 40.  
 Te Wainohu 90.  
 Te Waotu 90.  
 Te Whiti 90.  
 Thaba Bossiu 489.  
 Thakombau Bbl. 28.  
 Thakur 229. 239.  
 Tharaindrano 291.  
 Thaugama 99 f.  
 Theremin 215.  
 Thiel, Bischof A. 360.  
 Thietmar, Bischof Bbl. 9.  
 Thingvold 291.  
 Thlinkiten 112.  
 Tholuck, Prof. D. Bbl. 54.  
 Thoman, M. 145.  
 Thomas 73. 80. 88. 157. 237.  
 249. 367. 509. Bbl. 28.  
 Thomas Aquinas 552.  
 Thommesen 290.  
 Thompson 171. 201. 245.  
 Thomsen 222. 226.  
 Thomson, W. 137. 300.  
 Thorbjörnfen 291.  
 Thorfen 291.  
 Thümmel, Pfr. 541.  
 Thursday Island 83.  
 Tjäder, Frk. C. S. 335.  
 Tibet 39. 46. 79. 237. 369. 433.  
 Tien-muh 43.  
 Tientfin 43.  
 Tiesmeyer, L. 574.  
 Tiflis 333.  
 Tigre 140.  
 Tigris 136.  
 Tjitaljeri 330.  
 Tiffi-Tiffi 247.  
 Tilabani 229.  
 Tilly, Rapt. L. C. 365.  
 Timbuktu 242.  
 Timene 241. 302.  
 Timni Bbl. 73 f.  
 Timor 71.  
 Timoteo 158.  
 Tims, Miss. 201.  
 Tingha 49.  
 Tinnemelly 33.  
 Tioge 245. 296.  
 Tjomsland, D. 291.  
 Tippleskirch, v. 218.  
 Tippu Tip 244. Bbl. 2.  
 Tipun 240.  
 Tiedall, Miss. Bbl. 46.  
 Titlestad 290.  
 Titus 509. 513 ff.  
 Tiyo Soga Bbl. 23. \*8.  
 Tlatale Bbl. 25.  
 Toba 72.  
 Tobaru 71.  
 Toda 76 f.  
 Tokelau-Gruppe 363.  
 Togo 240. 301. 379. 383.  
 431. \*17.  
 Tokyo 102. 196.  
 Tolitit 415.  
 Tolos 514 f.  
 Tolonen 374.  
 Tomczek 370.  
 Tomlin 71.  
 Tomlinson, R. 122. 128.  
 Tomora 413. 415. 423.  
 Tonga 93. 245. 363.  
 Tong-Kiang 42.  
 Tontin 74. 239. 463. 473.  
 Tönnesen 290.  
 Topnaar 294.  
 Toeppen, Kurt 370.  
 Torell 329.  
 Torres-Inseln 99. 150.  
 Torpa 269. 278.  
 Toti 99.  
 Tottie, Doc. S. W. 517.  
 Touch, General 128.  
 Toungo 230.  
 Tove 240 f.  
 Tovar, Balizer de 297.  
 Townsend 301.  
 Townsville 49.  
 Trantebær 221. 225 f. 324.  
 Transvaal 188. 232. 487 ff.  
 Travancore 31. 78 f.  
 Treat, A. D. 40.  
 Trede, Pastor 570.  
 Treiber, Miss. 159 f. 516.  
 Tremel, Miss. 55.  
 Trestman, Frk. B. 333. 375.  
 Trikalur 226.  
 Trinidad 204 f.  
 Tripolis 317 f.  
 Drippe 22. 540.  
 Tromp 71.  
 Tromsö 293.  
 Trotter, Rapt. 301.  
 Tryan 166.  
 Tschang Tsi 44 f.  
 Tschautung 42.  
 Tscheng Ki Tong 59.  
 Tshi 240. 302.  
 Tschiman-tag 237.  
 Tschin-Mschalle 138.  
 Tsching-tu 46.  
 Tschiriguanos 360.  
 Tschong-lof 427.  
 Tschungking 41. 46.  
 Tshata Bbl. 56 ff. 90.  
 Tsiando 46.  
 Tsimshier 112 f.  
 Tshintschau-fu 41.  
 Tschuapa 298.  
 Tuamotu 362.  
 Tuareg 138. 242.  
 Tuder, R. G. W. Bbl. 81 ff.  
 Tugela 234. Bbl. 56. 64. 73 f. 90.  
 Tugeri 83.  
 Tugwell, L. S. 115.  
 Tulapail 414. 417.  
 Tulé-Indianer 360.  
 Tulnier 424.  
 Tulear 291.  
 Tulu 76 f.  
 Tululä 369.  
 Tunapuna 204.  
 Tungting 42.  
 Tungtschen 41.  
 Tunis 457. 463. 468. 474.  
 Tunnuf 515.  
 Tupuselai 85.  
 Turfan 238.  
 Turkestan 39. 136.  
 Turnbull 99.  
 Turner, W. J. 363.  
 Twappi 204.  
 Tyali 499.  
 Thermann, D. 147. 361 f.  
 Tyers (Safe) 49.  
 Tyumi 499.  
 Ua 414. 422. 424 f.  
 Uapou 154.  
 Ubangi 243. 297 f.  
 Ubsola Bbl. 10.  
 Udsand 290.  
 Udoö 145.  
 Udschidschi 18. 141. Bbl. 75 f. 79.  
 Uelle 243. 247. 297 f.  
 Uganba 10. 12. 18. 20. 108.  
 144. 178 ff. 243. 304. 315.  
 467. 482. Bbl. 2.  
 Ugogo Bbl. 78.  
 Ugoma 142.  
 Uguha 145.  
 Uhehe 143. 246.  
 Utkomfi 290.  
 Ufambeni 141. 483.  
 Ufambi 185.  
 Ufami 145.  
 Uferewe 142 ff. 369.  
 Ufukwe 486.  
 Ufwere 145.  
 Ufanga 246.  
 Ufawa 98. 101.  
 Ufua 94.  
 Uman 514 f.  
 Umbonambi 290.  
 Umcebota Bbl. 62.  
 Umchakafa 188.  
 Umbli Bbl. 63.  
 Umsoloji Bbl. 61.  
 Umgoje 290.  
 Umhlatusi Bbl. 59.  
 Umivif 248.  
 Umkumbona Bbl. 61. 63.  
 Umpumulo 290.  
 Umtata Bbl. 58.

- Umtetwa Bbl. 57.  
 Umtweni Bbl. 62.  
 Umbunduji Bbl. 72.  
 Umzila 232.  
 Umzimfusu 234.  
 Umzimvubu Bbl. 56. 90.  
 Unalaklit 198. 333.  
 Unango 146.  
 Underhill 359.  
 Ungawa 358.  
 Ungerth 330.  
 Ungungundlovu Bbl. 61 f. 73.  
 Uniamwesti Bbl. 76. 78.  
 Uniangwira Bbl. 78.  
 Union-Gruppe 363.  
 Unjoro 181. 243.  
 Unitarier, amer. 435.  
 Universit.-Miss. 145. 479 f. 484.  
 Unodvengu 290.  
 Untumjambili 292.  
 Upolu 363.  
 Upopo Bbl. 3.  
 Upfala 327. 335. 517. 519.  
     Bbl. 10.  
 Ural 333.  
 Urambo 142. 488. Bbl. 79.  
 Urban, D' Bbl. 56 f. 92.  
 Uruti 298.  
 Ufagara 20. 143. 145. 246.  
     480 f. Bbl. 78.  
 Ufambara 19. 141. 143.  
 Ufambiro 178 f. 185.  
 Ufhumwaja 208.  
 Ufhumwira 369.  
 Ufugwa 145.  
 U Taing 49.  
 Utet 514 f.  
 Utrecht 232.  
 Utwe 350 f.  
 Uvea 108.  
 Uyam Bbl. 64.  
 Baal 232.  
 Bagaindrano 291.  
 Baget 98.  
 Bahl, Propst 149. 220 ff.  
     288 ff. 323 ff. 370 ff. 517 ff.  
 Baihu 250.  
 Bajtejaurs 326.  
 Bail 359.  
 Balafapet 226.  
 Vancouver 111 ff. 122. 132.  
 Bariner Bbl. 8.  
 Barli 239.  
 Baterlandsstiftung, Ev. 328.  
     330 f. 334. 336.  
 Bava 150.  
 Beigt, Pastor 361.  
 Bellur 227.  
 Benes, Miss. 205.  
 Benter 490.  
 Berapoli 31.  
 Berbieft 40. 67.  
 Verein. Staaten 202. 358. 381.  
 Verius 367.  
 Vermilion, Fort 201.  
 Vidal, Bischof 92. 369.  
 Viehe 233. 294.  
 Viénot, Miss. 154.  
 Vietor, Fr. M. 173.  
 Vig 291.  
 Viktoria 48 f. 112 f. 369. 428 f.  
     Bbl. 57.  
 —, Königin 48.  
 — Nyanza 143. 179. 482.  
     Bbl. 32.  
 Viktoria-Pid 300.  
 Vincent, Archid. 202.  
 Volta 173. 302 f. 383 f.  
 Vonizongo 532.  
 Boo 100.  
 Brooman, D. 40.  
 Buithonen Bbl. 8.  
 Bulavu 99 f.  
 Bunganeß 95.  
 Baadland-Mission 235.  
 Babuma 298.  
 Badernagel, Miss. 82.  
 Baddel, S. M. 300.  
 Badelai 243 f. 525.  
 Badoe 145.  
 Baganda 143. 180.  
 Wagner, R. Bbl. 14.  
 Bagrier Bbl. 11.  
 Bägfele 326.  
 Baguha 142.  
 Baghehe 246. Bbl. 3.  
 Bagumba Bbl. 3.  
 Baiapu 90.  
 Bainii 205.  
 Waijenhaus, spr. 308. 311.  
     319. 336.  
 Waitaa 149.  
 Watamba Bbl. 78.  
 Wakefield, Th. 144.  
 Waldenström 332.  
 Walder 368.  
 Waldmeier, Th. 140.  
 Walen 149. 291.  
 Walentin 330.  
 Walischbai 133. 294.  
 Walker, R. S. 179. 183 f.  
 Walkup, 154 f. 355.  
 Wallén 333.  
 Waller, For. 164. 170. 175.  
 Wallmann, Miss.-Insp. 38.  
     444.  
 Wallmannsthal Bbl. 26.  
 Wallroth, P. E., 35 ff. 70 ff.  
     136 ff. 231 ff. 237 ff. 252.  
     294 ff. 356 ff.  
 Wami 143. Bbl. 77.  
 Waminisapou 248.  
 Wana 159. 408. 412. 426.  
 Wanaga 408. 424.  
 Wangemann, Dr. 20. 213. 233.  
     389 ff.  
 Wano 149.  
 Wanyamwesti Bbl. 3.  
 Wapopi Bbl. 3.  
 Waraki 79.  
 Ward, Miss. 48. 78.  
 Wariap 53.  
 Warmow, M. 357.  
 Warned, G. 3 ff. 21 ff. 36.  
     57 ff. 102. 104. 105 ff.  
     133 f. 186. 236. 251. 304.  
     307. 376 ff. 389. 395. 397 ff.  
     401. 402. 406. 430. 431 ff.  
     443. 445 ff. 448 ff. 471 ff.  
     476. 478 ff. 493 ff. 506.  
     520 ff. 524 ff. 533 ff. 570 ff.  
     575. Bbl. 31. 32. \*1. \*14. 20.  
 Warriba Bbl. 15.  
 Warrior-Miff 366.  
 Waja, Gustav 323.  
 Wajschutulumbe 191.  
 Washington 359.  
 Wajfulureich 241 f.  
 Waterhouse 364.  
 Watt, Dr. G. 238.  
 Wauters 243. 298.  
 Wazgreen, A. 333.  
 Weber 294.  
 Webster, Miss. J. 40.  
 Wehl, Pater 232.  
 Wei 46.  
 Weidah Bbl. 15.  
 Weigle 37. 78.  
 Weikolin 296. 374 f.  
 Weissenborn, Dr. 242.  
 Weitbrecht, Th. 77.  
 Weiz, S. 358.  
 Wells Williams, Dr. 40.  
 Wendessie 54.  
 Wenmann, S. 330.  
 Wenuquist 334.  
 Wermelskirch 213.  
 Werner 31. 565.  
 Wefenberg, Marinepfarrer 71.  
     363.  
 Wesley, John 364.  
 Wesleyan Soc. 438.  
 West 363.  
 Westafrika 378. 381. 384.  
 Westen, Th. von 220.  
 Westerlund, S. A. 325.  
 Westindien 204. 220 ff. 224.  
     359 f. 432.  
 Westind 333.  
 Westminster, New 201.  
 Wetmore 512.  
 Wettergren 290.  
 Wetterstad 291.



- Whale River, Little 358.  
 Whately, Jrl. 530.  
 Wheelers, E. S. 136.  
 Whitmee, 363 f.  
 Whitney, Miss. 355 f.  
 Wickham 248. 366 f.  
 Wied 221.  
 Wiese, Geh.-Rat D. L. 534 f.  
 Wigram, Miss.-Schr. 202.  
 Wijs, van 252.  
 Wilden-Insel 363.  
 Wilhelm I., Kaiser 219. 483.  
 — II. Kaiser 219.  
 Wilhelmina 334.  
 Wilhelmssen 291.  
 Wilkens 71.  
 William 277.  
 Williams, J. 64. 69. 97.  
 363. 436. Bbl. 15.  
 Williams, Dr. S. W. 40.  
 Williams, Miss. Th. 364.  
 Williamsson, A. 39.  
 Wilson, 79. 143 f. 299 f. 362.  
 Windthorst, Dr. 107. 380. 538 f.  
 Winnes 37. 41.  
 Winnipeg 202.  
 Winquist 329.  
 Winter 232.  
 Winterberg 499.  
 Winton, Francis de 298.  
 Wirth 198.  
 Wisconsin 359.  
 Wissing 230.  
 Wisemann 18. 105. 110. 163.  
 165. 189. 369. 380 f. 387.  
 442. 478 f. 483.  
 Witi 91. 363 f.  
 Witt, Pastor 332.  
 Wittangi 326. 331.  
 Wittboj, Hendr. 134. 491 f.  
 Witu 483.  
 Wigleben, Gen. von 215.  
 Wola 514 f.  
 Woelders, Miss. 52. 367.  
 Wolea 516.  
 Wolf 40.  
 Wolf, Dr. 136. 189. 241.  
 243. 247.  
 Wolff, Miss. 199. 301.  
 Wollaston 208.  
 Wolseley, Gen. Bbl. 91.  
 Wolta 240 f.  
 Wolter S. S. 221.  
 Wolters, Miss. 314.  
 Wong Jung Ho 49.  
 Wood 353.  
 —, J. Buckley 301.  
 Woodlad 365.  
 Wooley, A. S. 245. 296.  
 Worcester, J. R. 40.  
 Wörmann 110. 168 f. 173.  
 177. 379 f. 385.  
 Worodugu 242.  
 Worth 159. 515 f.  
 Wofer, Miss. 150.  
 Wrangel, Fort 200.  
 Bray 144.  
 Wurangal 78.  
 Wuras 233.  
 Wurm, Pastor 427 ff.  
 Württemberg 430.  
 Wyatt 90.  
 Xavier, Fr. 66. 496.  
 Xingu 360.  
 Xosa 188. Bbl. 57.  
 Yaddu 230.  
 Yahya Khan, Bbl. 47.  
 Yakutat 199. 333.  
 Yale 201.  
 Yamamoto 195.  
 Yan-tsekiang 42. 46.  
 Yao 146.  
 Yap 159. 516.  
 Yarsand 238.  
 Yate 367.  
 Yiffe 351.  
 Yliewiska 371.  
 Yngström, Stina 335.  
 Yokohama 196.  
 Yola 242.  
 Yoruba 378. 528. \*15.  
 Young 146. 200.  
 Younghusband 238.  
 Ysabel (Dampfer) 81.  
 Ysabel 98. 151.  
 Yucatan 248.  
 Yule 85. 367.  
 —, Colonel 46.  
 Yun-nan 41 f.  
 Zab 136.  
 Zachäus 507.  
 Zahn, F. W. 37. 110. 162 ff.  
 379 f. 398. 457 ff. \*20.  
 Zaidam 238.  
 Zambesi 16. 145. 237. 297.  
 369. 378. 436. 486 f. 526.  
 Bbl. 57. 77. 79.  
 Zanskar 80.  
 Zapares 360.  
 Zarry 95.  
 Zauled, P. 574.  
 Zeidlig 334.  
 Zeisberger, D. 359.  
 Zeller, Lic. 253. 574.  
 —, Rev. 313.  
 Zenana Bbl. 37.  
 Zendingg., Nederl. \*1.  
 Zendingss., Utrecht \*1.  
 Zeuner, Lt. 242.  
 Zejschütz 450. 456.  
 Zibi 235.  
 Ziegler, F. 78.  
 Zimbabwe 233.  
 Zimmer 71.  
 Zintgraff, Dr. 242.  
 Zioch, S. 360.  
 Zippel, Pastor 553 ff.  
 Zoar 202.  
 Zöcker, Prof. 36. 450.  
 Zöllner 61. 250.  
 Zöllner Bbl. 15.  
 Zoutpansberg 232.  
 Zo Zung Tang 239.  
 Zuchelli, A. 297.  
 Zululand 235. 486. 489. Bbl.  
 56 ff. 72 ff. 90 ff.  
 Zündel 301.





Allgemeine Missions Zeitschrift 1887  
v.14

CBPaQ

GTU Library



3 2400 00255 3737



